

Im Schatten des Kongostaates

Leo Frobenius

Mimi Mochla.

D. J. A. F. E.

I.

Im Schatten des Kongostaates

Bericht

über den

Verlauf der ersten Reisen der D. I. A. F. E. von 1904—1906, über deren Forschungen und Beobachtungen auf geographischem und kolonialwirtschaftlichem Gebiet

Mit 8 Kartenblättern, 33 Tafeln und ca. 318 Illustrationen und Geländedarstellungen im Text

herausgegeben und bearbeitet von

Leo Frobenius

Chef der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition

Berlin

Druck und Verlag von Georg Reimer

1907

Rrrrrrrrrr-twaaaaah!

Es ist ganz gleichgültig, ob der Mensch „hurrah", „bansi" oder „evíva" ruft. Der Jubelruf des im Vollgefühl seiner Kraft aufjauchzenden Menschenkindes, das beglückt ist durch die Vollendung einer Tat, oder das beseligt ist im stolzen Gefühle, einer neuen Tat entgegenzueilen zu dürfen, gehört im Sinne des Schreibers dieses Buches unter die allgemeinverständlichen Naturlaute und reicht damit aus dem engen Raume des menschlichen Naturkreises in die weite, größere Natur hinaus. Rrrrrrrrrr-twaaaaah! ist der Jubelruf meiner Baluba. Sie haben ihn herausgegellt, wenn wir in der frühen Morgenstunde aufbrachen und die Tageswanderungen aufnahmen; sie haben ihn erschallen lassen, wenn wir nach beschwerlichem Marsche und schon ermüdet am Abend alle Kraft zusammennehmen mußten, um den Hügel hinaufzueilen, auf dem das gastliche Dorf, der Lagerplatz der Nächte, herabwinkte; ich habe ihn auch gehört, wenn es ins Gefecht ging. Wenn in mondhellen Nächten der Tanzreigen vor meinem Arbeitszelte abgehalten wurde, jauchzten ihn Hunderte und Tausende von Kehlen. Ich habe ihn in Freud und Leid mitrufen lernen, und ich habe gefunden, daß es ein ebenso schöner, ein ebenso ursprünglicher und ein ebenso kräftiger Ruf sein kann wie: „bansi", „evíva" oder „hurrah".

Mein verehrter Kollege, Freund, Gönner, oder in welcher Beziehung Sie sonst auch als Leser dieses Buches zu uns stehen, nehmen Sie mir diesen etwas indianerhaften und vielleicht zunächst nicht ganz verständlichen Beginn des Buches nicht für ungut, aber er paßt just in die Empfindungen und Stimmungen, aus denen dieses Werk der D. I. A. F. E. begonnen wurde und aus denen heraus wir jetzt es weiter führen wollen. Es ist nun etwas über ein Jahr her, daß ich von der ersten Ausfahrt zurückgekehrt bin. Ich weiß also noch ganz genau, wie es damals hergegangen ist, und zudem stehe ich im Begriffe, die Expedition wieder hinauszuführen. Die Hunderte und Tausende von Briefen, Laufereien, Ärgereien, der ewige Kampf mit der Kleinlichkeit des Daseins, der derartigen Unternehmungen, wenn sie aus eigenen Kräften geschaffen werden sollen, vorausgeht und folgt, ist also wieder etwas über ein Jahr durchgefochten worden, und zwar siegreich durchgefochten! Somit kann ich den eingeengten Raum des europäischen Kulturlebens verlassen und darf in Zukunft wieder mein: „Rrrrrrrrrr-twaaaaah!-Gefühl" in den freieren Raumverhältnissen des ziemlich weit und breit ausgedehnten afrikanischen Kontinentes freien Lauf lassen.

Auf deutsch: es war kein leichtes Stück, die D. I. A. F. E. ins Leben zu rufen und das erste Mal hinaus zu ziehen, dann die Resultate heimzubringen und zu bergen und gleichzeitig wieder das neue Werk und die zweite Ausreise in das Innere des immer noch rätselhaften Erdteils vorzubereiten; es hat dabei sehr viel kleinliche Arbeit, kleinliche Kämpfe und mancherlei Scherereien gegeben, was alles ich als sehr viel schwieriger erachte, als größere Arbeit, wuchtigere Kämpfe und Kraftmessung im großen; es ist gelungen, weil dieses Jubelgefühl, von dem ich oben gesprochen, sich nicht verflüchtigt hat; es ist lebendig geblieben, es lebt als treibende Kraft in mir weiter. Wenn Sie nun, sehr verehrter Leser, die nachfolgenden Blätter einem wohlwollenden Studium unterziehen wollen, dann mögen Sie den Gedanken festhalten, daß dieser wunderliche Ruf: „Rrrrrrrrrr-twaaaaaah" als Ausdruck der Gefühle, die mich bis heut in der Ausführung dieser Arbeiten stärkten, ein gutes Recht hat, an der Spitze dieser Publikation zu stehen. Des ferneren ersuche ich Sie, sich durch diese Ihnen vielleicht sonderbare Form der Einleitung nicht stören zu lassen und mir zu glauben, daß das vorliegende Buch nicht weiter von Gefühlen spricht, sondern eine ziemlich kalte, zuweilen sogar vielleicht etwas trockene Darstellung der Ereignisse, Tatsachen und Forschungen repräsentiert. Da ich aber eben das Buch sehr sachlich gehalten habe und da Sie infolgedessen vielleicht auf den Gedanken kommen könnten, daß die ganze Sache in Vorbereitung, Ausführung und Abschluß lediglich sachlich und gefühllos verlaufen sei, so habe ich einen Empfindungs-Extrakt zusammengebraut und setze ihn als Einleitung an diese Stelle.

Das Buch, welches ich hier vorlege, ist der erste Band der Publikation der D. I. A. F. E. Er bietet den Reisebericht sowie die Schilderung der natürlichen Verhältnisse des Landes. In einem zweiten Bande werde ich die ethnographischen Resultate, in einem dritten Bande die umfangreiche Sammlung von Mythen und Legenden, deren ich über 500 einsammeln konnte, publizieren. Auch schon aus dem vorliegenden Werke wird jeder ersehen, welches die Forschungsziele der D. I. A. F. E. sind, nämlich vor allen Dingen das Studium des Landes und der Eingeborenen. Die hier beschriebene Reise stellt die erstere, zum Zwecke des Eingeborenen- und des Wirtschaftsstudiums ausgeführte Reise in das Innere Afrikas dar. Der Kontinent hatte bis dahin in seinem Inneren noch keinen ausgesprochenen Völkerkundler gesehen. Die ausgezeichneten Ethnographien, die wir von vielen Stämmen Afrikas erhalten haben, stammen aus der Feder von Medizinern, Anthropologen, Botanikern, Geologen, Historikern usw. usw., von denen allen schon viele dieses Feld bearbeitet haben, ohne daß der Völkerkundler selbst recht zur Sprache gekommen wäre. Zwar liegen viele Publikationen meines verehrten, leider verstorbenen väterlichen Freundes Adolf Bastian vor, unter den einige auch die afrikanischen Völker und seine Reisen zum Studium der afrikanischen Menschen schildern. Diese Bücher sind aber

bekanntlich von einem so wundersam philosophisch-grübelnden Geiste durchweht, daß sie kaum in den Rahmen der wünschenswerten exakten Forschung hineingefaßt werden können. In Zukunft werden nun viele Kollegen dieses dankbare Feld aufsuchen. Ist doch schon Professor Karl Weule in Afrika gewesen, zieht doch gleich nach mir Dr. Ankermann nach Kamerun, und sind außerdem noch mancherlei andere solcher Fahrten von Gelehrten meines Faches in Vorbereitung.

Da ich somit der Erste war, der solche Arbeit in Afrika ausführte, muß meinem Werke auch eine entsprechende Nachsicht entgegengebracht werden. Daß ich selber ein zweites Mal vieles besser und anderes nicht machen werde, versteht sich von selbst, und daß ich das erste Mal infolge mancher falschen Vorbereitung und infolge mangelnder Sachkenntnis einiges über- und versehen habe, ist natürlich. Also, mein lieber Kollege, gehen Sie mit mir nicht allzu scharf ins Gericht, wenn in diesen und in den folgenden Bänden noch nicht alles so glücklich gelungen ist, wie es vielleicht hätte sein können.

Fernerhin kann mir Nachsicht auch aus anderen Gründen zugebilligt werden. Die Reisen der D. I. A. F. E. müssen aus den bescheidensten Mitteln in den bescheidensten Verhältnissen geschaffen werden. Es gibt ja Expeditionen, denen die großen Geldmittel in wundersamer Weise reich und bequem zufließen. Große Mittel unterstützen und erleichtern die Arbeit. Wir haben über solche nicht verfügt, und in Anbetracht der Tatsache, daß ich Privatgelehrter bin, und daß ich das Strebertum und das Sicheinschmeicheln weder geerbt noch erlernt habe, werde ich mich mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß ich nie die Mittel zur Verfügung haben werde, die zur Durchführung solcher Unternehmungen eigentlich gehören. An offiziellen Mitteln sind uns Stipendien der Karl Ritter-Stiftung und der Rudolf Virchow-Stiftung zuteil geworden, ferner hat auch Frau Krupp in Essen 2000 Mk. zur Anschaffung der notwendigen Jagdausrüstung und der Waffen dediziert. Weitere Geldmittel habe ich nicht erhalten, und ich mußte, so schwer mir das auch als verheirateter Mann wurde, mein eigenes ganzes kleines Besitztum zur Ausführung der Unternehmung in Bewegung setzen. Hätte nicht mein sehr verehrter Freund und Kollege, Herr Professor Dr. Thilenius, der Direktor des Museums für Völkerkunde in Hamburg, in großzügigster Weise alle Sammlungen der Expedition erworben, so wäre das Unternehmen nicht durchzuführen gewesen. Soweit die pekuniäre Seite! Was die Ausrüstung anbelangt, so haben etwa 100 große deutsche Fabrikanten aus dem Bereiche ihrer eigenen Schöpfungswerke Beiträge gestiftet, so daß ich bei der persönlichen Ausrüstung mit einem Kostenaufwande von mehreren 1000 Mark auskam. In Europa, an der Küste von Afrika und von der Kassai-Kompanie sind etwa für 95 000 Mk. Waren gekauft, so daß der Leser sich nun einen Begriff machen kann von den Kosten, die die Reise verursacht hat.

Daß auch die Publikation, wie sie hier vorliegt, größere Schwierigkeiten verursacht hat, versteht sich von selbst. Frau Gouverneur von Wissmann hat in liebenswürdiger Weise 300 Mk. als Beitrag für das Honorar des Kartographen gestiftet. Daß die kartographische und bildliche Darstellung wieder schwer auf meine Expeditionskasse drückte, versteht sich von selbst.

Damit habe ich Bericht erstattet über die prosaischen Verhältnisse der Expedition.

Ich komme nun zu einem zweiten, angenehmeren Titel, welcher sich mit den ideellen Unterstützungen beschäftigt, die mir zuteil geworden sind. Mein wärmster Dank gebührt meiner Frau, welche nicht nur den notwendigen Urlaub erteilte, sondern die auch in jeder Weise meine wissenschaftlichen Expeditions-Unternehmungen durch fröhliche Aufmunterung und begeisternden Zuspruch unterstützte. Sie hat mir sehr viele schwere Stunden dadurch erleichtert. Zum zweiten habe ich meinem Vater, dem Oberstleutnant Frobenius, für die sorgfältige Beratung in jeder Weise und für die Vertretung der Expeditions-Interessen während meiner Abwesenheit in Europa zu danken. Als Dritten erwähne ich den leider verstorbenen Geheimrat Professor Dr. Ferdinand von Richthofen, der durch sein freundliches Wohlwollen und dadurch, daß er des öfteren seine Überzeugung von der ersprießlichen Tätigkeit der Expedition zum Ausdruck brachte, uns einen starken Rückhalt bot. Ich kann die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin gewissermaßen als unseren wissenschaftlichen Mutterboden betrachten, und den Herren der Leitung dieser Gesellschaft, die oft und gern Auskunft und Ratschlag erteilt haben, sage ich Dank!

Ich darf es nicht vergessen, an dieser Stelle der Regierung des Kongo-Staates, sowie der Leitung der Kassai-Kompanie zu gedenken. Beide Institutionen haben durch Verteilung und Einziehen meiner wissenschaftlichen Fragebogen und durch mancherlei Förderung, zumal im Beginne unserer Reise, dieser Unternehmung ihre Unterstützung zuteil werden lassen. Indem ich diesen Bericht der Öffentlichkeit übergebe, erstatte ich den besten Dank ab, den ich den beiden Institutionen zuteil werden lassen kann, denn für beide Institutionen ist es von großem Werte, objektiven Bericht und Nachricht aus ihrem Lande zu empfangen. Als Begleiter habe ich während der ersten Reise den Kunstakademiker Hans Martin Lemme auf Kosten der Expedition mitgenommen. Von ihm stammen die meisten der dem Werke beigefügten Zeichnungen und Tafeln. Wo bei der Wiedergabe der Photographien der Expedition nichts Besonderes beigefügt ist, stellen dieselben Arbeiten meiner Goerzschen Apparate dar.

Und nun sage ich gleichzeitig: „Lebewohl!" An dem Tage, da dieses Werk der Öffentlichkeit übergeben wird, schwimmt die D. I. A. F. E. wieder auf dem

Wasser. Diesmal habe ich als Assistenten einen Geodäten, Herrn Dr.-Ing. Hugershoff, und abermals einen Kunstakademiker, Herrn Fritz Nansen, mitgenommen. Beide teilen meine Hoffnungen und Überzeugung von dem Gelingen der neuen Reisearbeit. Ich bitte die maßgebenden wissenschaftlichen Institutionen und Behörden, uns auch fernerhin ein freundliches Wohlwollen bewahren zu wollen und unsere Sache zu fördern, wenn wir sie hier nicht selbst vertreten können. Es soll wieder eine arbeitsreiche und frohe Fahrt werden, und mit dieser Hoffnung rufe ich Ihnen zu:

„Rrrrrrrrrr-twaaaaaah!“

L. Frobenius.

Halensee, den 15. September 1907.

Inhalt.



Bilder vom Kongo: Der Strom zwischen Bomma und Matadi.

Erstes Kapitel.

Die Ausfahrt.

D. J. A. F. E. heißt: Deutsche Inner-Afrikanische Forschungs-Expedition. Ich habe zu erklären, was das heißt, und muß dabei ziemlich weit zurückgreifen; wir werden überhaupt in diesem ersten Abschnitte recht historisch sein müssen. Gilt es doch, das Alte mit dem Jungen, vergangene Forschungsgeschichte mit gegenwärtiger Forschungsarbeit zu verbinden und so die Vorläufer hoffentlich noch größerer zukünftiger Unternehmungen zu einem Gesamtbilde zu vereinigen.

Wir zogen hinaus in das Kongo-Kassaigebiet, und das war der Boden alter deutscher Forschung. In den siebziger und bis in die Mitte der achtziger Jahre haben deutsche wissenschaftliche Gesellschaften Expeditionen nach Afrika gesandt, deren Aufgabe es war, das Land zu eröffnen und die Art des Landes zu erkunden. Eine wesentliche Region solcher Unternehmungen stellte das Kongo-Kassaigebiet dar. Seitdem die portugiesische Kolonialarbeit sich auf die Angolaküste zurückgezogen hatte, waren die Verbindungen nach dem Inlande für die Europäer so gut wie abgeschnitten. Wir haben nie gehört, wie weit ins

Inland die portugiesischen Missionare und Beamten eigentlich vorgedrungen sind, wenn auch schwarze Portugiesenzöglinge das Gebiet zwischen Bihe und dem oberen Kongolaufe ununterbrochen durchwanderten. Nachdem Livingstone in ebenso kühnem wie geschickt angelegtem Zuge Südafrika in der Mitte der fünfziger Jahre zweimal durchkreuzt hatte, erwachte das Interesse der wissenschaftlichen Welt Europas, und so sehen wir wenige Jahre später den deutschen Gelehrten Adolf Bastian San Salvador, die alte Hauptstadt des Königreiches Kongo aufsuchen. Dann ist es Dr Paul Pogge, der gegen Ende der siebziger Jahre, also in jener Zeit, da Stanley den Kongolauf eröffnete, zum Muata Jamvo vordrang. Und nun folgte Schlag auf Schlag. Otto Schütt durchzieht die westlichen Kassailänder. Dr Max Buchner dringt abermals zum Muata Jamvo vor und kehrt mit reicher wissenschaftlicher Beute, die leider niemals in ihrem vollen Umfange veröffentlicht wurde und deswegen nicht genug anerkannt werden konnte, nach Angola zurück. 1882 beginnt Dr Paul Pogge mit Hermann Wissmann als Gehilfen die erste deutsche Kassaiexpedition.

Diese Reise Pogges und Wissmanns stellt eine der wesentlichsten Taten der deutschen afrikanischen Forschungsgeschichte dar. Das, was den Portugiesen nie gelungen war, das, was auch die Tatkraft der vorhergehenden Pioniere nicht erreichte, das Eindringen in die absolut unbekannte Welt des zentralen Südafrika und die Durchquerung in diesen Breiten gelang. Wir werden im nachfolgenden den Spuren dieser Reise und ihren gewaltigen Nachwirkungen gar manches Mal begegnen, und es ist deswegen hier schon am Platze, einige einleitende Worte darüber zu sagen.

Pogge überwand die schwierigen Verhältnisse der Zwischenhandelszone mit außerordentlicher Geschicklichkeit. Wissmann hat mir gar manches Mal von dieser Zeit erzählt. Ich folge hier teilweise dessen eigenen Berichten und Notizen, die ich Pogges ungedruckten Tagebüchern entnehme. Das Ansehen der Portugiesen unter den Negern war kein sehr großes. Ich selbst habe beobachtet, daß die kleinen portugiesischen Kaufleute in diesen Breiten allzu weit auf das Negerniveau hinabsteigen. Häufig werde ich Gelegenheit haben, darauf hinzuweisen, daß es gelingen muß, den Neger nicht nur zu verstehen, sondern ihm auch sehr weit entgegenzukommen, wenn wir zu einer vollen Ausnützung seiner Arbeitskraft gelangen wollen; aber ebensooft werde ich zeigen, daß der Europäer stets darauf achten muß, daß die nun einmal sklavisch veranlagte Negerrasse ihn als Herrenmenschen anerkennt. Zu große Vertraulichkeit schadet hier ebenso, wie sie in Europa den Dienstboten gegenüber gefährlich wird. Es beruht dies auf einem ganz natürlichen Gesetze der sozialen Schichtung. Ebenso wie der Mensch einer geringeren Bildung und eines engeren Anschauungskreises selten glücklich wird, wenn er in höhere Kreise, die höhere Anforderungen stellen, hinaufsteigt, ebenso verliert das Mitglied einer höheren Schicht

den weiten Überblick und den notwendigen Einfluß, wenn es sich der unteren Schicht in zu weit gehendem Maße anpaßt.

Und dieses Versehen haben die portugiesischen Kaufleute Angolas begangen. Der anspruchslose kleine portugiesische Kaufmann wandert mit einer Privatausstattung von einer Matte und einem Gewehr an der Spitze einer Waren tragenden Negerkolonne, ins Inland. Er ißt dieselbe Speise wie die Eingeborenen. Er schläft auf einer Matte am Feuer wie die Eingeborenen. Er demütigt sich wie jeder Eingeborene vor jedem Häuptling. Deshalb stellt ihm auch jeder Häuptling beliebige Forderungen. Deshalb behält der Eingeborene auch die Regelung aller Handelsverhältnisse in den Händen, was vielleicht sogar ersprießlich wäre, wenn damit nicht eine Beeinträchtigung der großen Gesichtspunkte, die jede vernünftige Kolonialpolitik überhaupt erst berechtigt machen,



Bilder vom Kongo: Der Strom bei Bomma.

verbunden wäre. Und eine derartige zu weit gehende Beeinträchtigung trat in Angola ein. Die Stämme des Hinterlandes hatten eine regelrechte Zone geschaffen. Sie ließen den Europäer nicht über einen bestimmten Punkt hinausgehen, sie zogen selbst in das gänzlich unbekannte Inland, kauften dort Kautschuk, Elfenbein und vor allen Dingen Sklaven auf und kehrten an die Küste zurück, um diese Waren an die Portugiesen abzusetzen. Die Stämme dieser „Zwischenhandelszone" erlaubten den Portugiesen nicht, ihr Gebiet im Inlande zu durchkreuzen. Es war die Aufgabe der deutschen Expedition, diesen Durchbruch durchzusetzen und die Zwischenhändler (die Stämme der Bangala und Kioque hatten diesen Handel in Händen) bereiteten alle erdenkbaren Schwierigkeiten; sie stachelten die Träger Pogges zur Revolution auf, zwangen die Eingeborenen, das Übersetzen über die großen Ströme zu verweigern, forderten schwere Wegabgaben usw. Es gehörte die ganze Lebensklugheit und Geduld eines Paul Pogge dazu, diese Widerwärtigkeiten zu überwinden, die Eingeborenen durch Imponieren



Bilder vom Kongo: Der Strom bei Bomma.

im Schach zu halten und ihren Forderungen nicht weiter nachzukommen, als es der verhältnismäßig kleine Warenbestand der Expedition erlaubte. Wissmann hat mir gesagt, daß Pogge noch ein anderes Kunststück auf dieser Reise fertiggebracht hat, nämlich seine Erziehung, seine, des später so berühmt gewordenen Afrikaforschers und Kolonialpolitikers Dr Hermann Wissmann Erziehung. Wissmann kam frisch aus dem Regimente und war ein ausgelassener, fröhlicher Springinsfeld (seine eigenen Worte). Die Ökonomie der Genüsse, die ihm die Reise bot, das Leben in den Ländern, in denen der Palmwein fließt und die Frauen durchaus nicht überall häßlich sind, das Leben unter einer Rasse, die freundlich und zunächst unterwürfig, aber immer träge und unentschlossen bleibt, und die sofort unverschämt wird, sowie man sich dazu hinreißen läßt, zu vertraulich zu werden, das mußte Hermann Wissmann von Paul Pogge lernen.

Pogge brach also zu seinen sogenannten „Baschilange“ durch. Er erwarb diese zu Freunden und drang mit ihrer Hilfe durch das Land der Bassongevölker vor bis nach Nyangwe am Lualaba-Kongo. Wir werden diese Völker im Laufe des Reiseberichtes näher kennen lernen und werden die Route Pogges verschiedentlich kreuzen. Als Pogge so weit gekommen war, vertraute er Wissmann den Ratschlägen der Araber an und ließ ihn unter deren Fürsorge nach Osten weitergehen. Er selbst aber unternahm in unendlicher Opferfreudigkeit den Rückmarsch in das zentrale Kassaigebiet. Er baute sich nahe der späteren Luluaburg bei dem Häuptling Kalamba an und ward so der erste Ansiedler im Kassaigebiet. In Luluaburg lebte, pflanzte und erntete er auf seinem eigenen Grund und Boden vom 21. Juli 1881 bis zum 9. November 1883. Dann kehrte er zur Küste zurück und starb. Über sein Leben in Kalambas Residenz werde ich später noch verschiedene Mitteilungen nach Angaben der Eingeborenen machen.

Die zweite deutsche Kassaiexpedition brach im Jahre 1884 auf, ihr Führer war wiederum Hermann Wissmann; ihn begleiteten Dr. Ludwig Wolff, Kurt v. François, der spätere Gouverneur von Südwestafrika, Franz Mueller, der

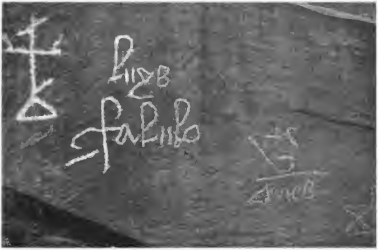
später bei der Gründung von Luluaburg starb, Hans Mueller, der heutige Forstmeister dann der Schiffszimmermann Bugslag, der den Major v. Mechow auf der Kuangoexpedition begleitet hatte, und die Büchsenmacher Schneider und Meyer, von denen der letztere schon in der ersten Zeit der Reise starb. Die Expedition begab sich nach Kalambas Residenz, wo Dr Wolff die Station Pogges übernahm. Dann wurde am Lulua die Luluaburg gegründet. Nach deren Vollendung brach die Expedition im Stahlboot „Paul Pogge" und den großen Booten, die nach Eingeborenenart gebaut waren, auf und fuhr den Lulua und Kassai bis zur Mündung in den Kongo hinab. Der Lauf des Kassai war also erschlossen. Ludwig Wolff führte die Begleiter der Reise in einem Steamer des neugegründeten Kongostaates den Kassai und Lulua bis Luebo hinauf, gründete die Station Luebo und erforschte per Steamer den Sankurru bis zu jenem Punkte, wo ihn Pogge und Wissmann seinerzeit entdeckt und überschritten hatten. Wissmann kehrte dann zurück. Während Wolff nach Europa reiste, übernahm er wieder die Führung der Expedition und leitete sie durch das unter der Araberherrschaft schwer mitgenommene Lualabagebiet nach der Ostküste Afrikas.

Inzwischen hatte die deutsche Forschung aber noch andere Stützpunkte für fernere Arbeit gewählt. Sie griff auf Bastians Route zurück und entsendete verschiedene Forschungsreisende von dieser Basis aus in das Innere; es waren das: Dr Richard Büttner, Dr Wolf, Leutnant Schulze, Leutnant Kund und



Aufnahme des Reverend Domenjoz von der alten portugiesischen Inschrift bei Matadi: Die ganze Fläche.

Leutnant Tappenbeck. Von diesen Unternehmungen, die hauptsächlich der Erschließung des westlichen Kuangogebietes zugute kam, interessiert uns hauptsächlich die Route der Herren Kund und Tappenbeck. Diese überschritten nämlich den Kuango, dann den Wamba, Inzia, Kuilu, Kassai und gelangten in die Gegend des Lukenje, den sie entdeckten und hinabfuhren. Ihre Expedition hatte schwer unter den Angriffen der Eingeborenen zu leiden, deren eigenartige Kulturform die Reisenden bewunderten, deren häufige Angriffe die Expedition aber fast zum Scheitern brachten. Es war mir sehr interessant, die verschiedenen Punkte der Route dieser Expedition, die ziemlich unbekannt



Aufnahme des Reverend Domenjoz von der alten portugiesischen Inschrift bei Matadi: Ein Detail.

geblieben ist, wieder aufzufinden und werden wir verschiedentlich von ihr hören.

Damit war die erste Periode der Erforschung des Kassaigebietes abgeschlossen. Nur deutsche Forscher waren daran beteiligt. Es war daher sehr naheliegend, jene Länder wieder aufzusuchen, aus denen man seit jener Zeit nichts Wesentliches mehr gehört hat. Als es mir gelungen war, die D. I. A. F. E. ins Leben zu rufen, beschloß ich deshalb, deren erste Reise als „dritte deutsche Kassaiexpedition" auszuführen.

Ich sage, die erste Periode der Erforschung des Kassaibeckens sei abgeschlossen gewesen. Es sei mir gestattet, an dieser Stelle gleich einige Worte über die verschiedenen „Forschungszeiten" und „Forschungsmethoden" einzuflechten.

Als sich im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts alle Nationen an der Erschließung Afrikas beteiligten und ihre besten Männer für die Durchführung dieser Aufgabe zur Verfügung stellten, da wußte man von dem Innern südlich des Tsadseebeckens in Afrika noch nichts. Es galt also, erst die großen Züge des Erdteils überhaupt bekannt zu machen. Es kam nicht darauf an, ob ein Detail mehr oder weniger erforscht wurde, es handelte sich bei den Arbeiten um die Gewinnung einer Disposition und Übersicht über das, was vorlag und was zu untersuchen sei. Es war eben die Periode der Pionierexpeditionen. Die Leistung und der Erfolg wurde danach abgeschätzt, wieviel hundert Kilometer Land ein Forscher eröffnete. Diese Periode kann im allgemeinen als



Aufnahme des Reverend Domenjoz von der alten portugiesischen Inschrift bei Matadi: Ein Detail.

abgeschlossen betrachtet werden. Als eine Verkennung der Tatsachen ist es zu bezeichnen, wenn heute noch Expeditionen mit der Absicht einer „Durchquerung" oder irgendeiner anderen Reklameleistung in den dunklen Erdteil geführt werden. Ergibt sich eine solche Leistung von selbst, so ist das nebenbei ganz nett, Hauptzweck darf sie jedenfalls nicht sein.

Die heute vorliegende Aufgabe der zweiten Periode der Afrikaforschung gipfelt in intensiver, sorgfältigster Arbeit. An Stelle der Pioniertätigkeit ist die der Beobachtungen zu setzen. Die Hauptaufgabe wird darum einerseits eine allgemein landeskundliche und andererseits eine speziell wissenschaftliche sein. Ich habe, als ich am Kassai später erkrankte und in den schlaflosen Mondnächten vom Abhange dieses Stromes hinüber in die Richtung der Poggeinsel sehen

und träumen konnte, gar oft über die Aufgabe des heutigen Afrikaforschers nachgedacht. Ich mußte immer wieder an den alternden Pogge denken, der, ein kranker und auf jeden Fall dem Tode geweihter Mann, niemals dem Ruhme nachstrebend, Wissmann zur ruhmreichen Vollendung der Durchquerung des Festlandes aussandte, sich selbst in beschaulicher Tätigkeit und ruhiger Beobachtung in Luluaburg niederließ und seine letzte Lebenszeit der stillen, nie reklamehaften Forschertätigkeit widmete. Er kehrte nicht direkt nach der Westküste zurück, als seine Zeit abgelaufen war, sondern machte, so schwer es ihm auch war, einen Umweg über die Stelle, die mir gegenüber lag. Er suchte den Zusammenfluß des Lulua und Kassai auf und blickte auf jene Insel, die in Bena Makima am Horizonte zu mir herüberwinkte. Pogge hat einmal zu seinen Leuten gesagt: „Kabassu Babu (Wissmann) muß immer gehen, um etwas zu erreichen, Kassongo (er selbst, Pogge) muß lagern, um das Gewollte zu erreichen." Diese Worte haben auf die Angolesen offenbar großen Eindruck gemacht, sie wurden gesprochen an dem Tage, wo Wissmann am Lualaba blieb und Pogge nach Luluaburg zurückkehrte. Ein alter Träger Pogges hat mir den Satz in Bena Makima berichtet, und unwillkürlich vergleiche ich den damit ausgesprochenen Gedanken mit der Art und Weise, wie ich meine Aufgabe zu erfassen und zu lösen suchte.

Es ist ganz richtig, daß es zwei Arten des Forschens gibt: Wissmann repräsentiert mit seinen Leistungen auf dem Marsch und im Durchbrechen, in energischer Durchführung, den Herold der ersten, Pogge mit seinem stillen, ruhigen Arbeiten im Lager, seinen ständigen Beobachtungen während der Ruhetage einen Vorläufer der zweiten Periode des Forschens für das südliche Zentralafrika. Dort Wanderforschung, hier Lagerstudium!

Als ich auszog, war ich mir vollkommen klar, daß ich darauf verzichten müsse, „große Taten" auszuführen, wenn ich meiner Aufgabe gerecht werden wollte. Ich beschloß deshalb, Arbeit und Zeit so zu gliedern, wie dies etwa Junker im Sudan durchgeführt hat. Das heißt: ich nahm mir vor, zentrale wichtige Inlandspunkte aufzusuchen und von da aus kleine Rundreisen zu unternehmen. Ich habe mir meine hauptsächlichste ethnographische Aufgabe leichter gedacht, als sie nachher war, aber ich war der Überzeugung, daß zu ihrer Ausführung mehr Zeit nötig sei, als sich nachher zeigte. Ich beschloß, auf etwa zwölf Tagemärsche immer etwa fünf Wochen zu lagern, und später habe ich gefunden, daß solche langen Lagerfristen nicht notwendig sind, wenn man über vollständige Arbeitskräfte, wie das bei mir glücklicherweise der Fall war, verfügt. Summa summarum muß der Leser hieraus erkennen, wie ich mir das vorstellte, was bei dieser Reise auszuführen und zu unternehmen sei.



Bilder vom Kongo: Der Strom bei Matadi.

Den Beschluß, für ethnographische Zwecke und Arbeiten nach Afrika zu gehen, hatte ich im Jahre 1889 gefaßt, als ich noch die Schulbank drückte. Damals habe ich in kindlich fröhlicher Begeisterung mit meinen lieben Kompenälern, Moritz Edelmann und Fritz Lukke, eingehende Reiseentwürfe gemacht. Noch vor einigen Tagen ist mir ein derartiges Elaborat in die Hände gekommen, und ich habe zu meiner Freude gesehen, daß das eine wirkliche Vorbereitung für die jetzt durchgeführte dritte Kassaiexpedition gewesen ist. Ich machte meine wissenschaftlichen Mühsale und Ausbildung durch und bemühte mich von 1893 bis 1904 vergeblich um die Möglichkeit der Durchführung dieses Unternehmens. Im Anfang des Jahres 1904 erkrankte ich, und die mich behandelnden Ärzte Dr Bornemann und Dr Kähler erklärten mir nach eingehender Untersuchung, daß, wenn ich je daran dächte, derartige Forschungsreisen zu unternehmen, ich dies bald beginnen müsse, denn es würde in späteren Jahren vielleicht nicht mehr möglich sein, die Akklimatisierungsperioden glücklich zu überstehen. Also beschloß ich, auf jeden Fall die Sache durchzuführen. Die Gründung der D. I. A. F. E. war keine leichte Sache. Erfolgreiche Unterstützung fand ich eigentlich nur bei Ferdinand v. Richthofen und bei Geheimrat Lissauer. Es wurden mir viele Empfehlungsschreiben zuteil, aber als ich mich, mit diesen ausgerüstet, an die Verwaltung des Afrikafonds in Berlin wandte, wurde mir der wunderhübsche Bescheid, daß ich ein so schweres Herzleiden habe, daß ich wohl beim ersten Fieber draufgehen müsse. Meine Hausärzte waren dieser Überzeugung nicht, aber die Verwaltung des vom Reichstage für Afrikaforschung bewilligten Afrikafonds hatte damals ja die merkwürdigsten Anschauungen

und verwendete diese für wissenschaftliche Zwecke bewilligten Gelder im Verwaltungsdienst. Der damalige Leiter unserer Kolonialabteilung, Dr. Stübel, bemühte sich, mir klar zu machen, daß die deutschen Kolonien kein Boden seien, der infolge meines Krankheitszustandes für mich Früchte tragen könne. Als die Situation so gut wie verloren war, trat endlich Professor Thilenius in Hamburg für mich ein, und damit wurde das notwendige Geld zusammengebracht. Es meldeten sich nun viele Männer der Wissenschaft zur Teilnahme an der Expedition. Ich konnte aber in Anbetracht der pekuniären Lage nicht darauf eingehen. Vielmehr beschloß ich, einen Zeichner zu engagieren. Als sich der Maler Hans Martin Lemme um diese Stelle bewarb, engagierte ich ihn als Expeditionsassistenten. Meine Erfahrungen haben mich gelehrt, daß die Wahl eines Zeichners als Begleiter für den speziellen Zweck richtig ist. Es läßt sich nicht alles photographisch aufnehmen, und die Feder gibt außerordentlich viele Details klarer wieder als das Objektiv. Die Mitnahme eines Zeichners ist natürlich sehr kostspielig, zumal da man bei einem Künstler selten



Siedlungen auf dem Plateau von Matadi: Lange Schuppenhäuser und Halle der Bakongo.

in dem Maße die Fähigkeit zur Mitarbeiterschaft finden wird, wie bei den Vertretern anderer Berufe. Auch bei Herrn Lemme habe ich diese Erfahrung gemacht. Der Künstler ist zu sehr von seinen Stimmungen abhängig, und für das Stimmungsleben ist bei solchen Reisen, wo es auf energisches Arbeiten ankommt, nicht der rechte Raum. Ich habe oft den Mangel eines geeigneten Assistenten empfunden, wenn die Anforderungen, die die Leitung einer Expedition stellt, und die wissenschaftlichen Arbeiten sich allzu sehr häuften. Übrigens bereue ich nicht, Herrn Lemme mitgenommen zu haben. Seine in Afrika ausgeführten Zeichnungen stellen einen bedeutenden wissenschaftlichen Wert dar; sie sind von außerordentlicher Naturtreue und Klarheit und wiegen somit für mich die aufgewendeten Gelder auf.

Trotzdem mir nun einige Tausend Mark von Hamburg aus, dann ein Beitrag der Karl Ritter-Stiftung und ein Stipendium der Rudolf Virchow-Stiftung zuteil wurden, waren die Mittel der D. I. A. F. E. zunächst recht knapp.

Um so erfreulicher war es, daß die deutsche Industrie in sehr großzügiger Weise von allen Seiten her ihre Gaben zusammenströmen ließ, so daß ich binnen weniger Monate über eine sehr schöne Ausrüstung verfügte. Freund Bornemann ließ unserm Körper noch die Ausbildung zuteil werden, die er brauchte, und manches Mal hat uns sein freundschaftlich energisches Wort zur Jagd hinaus in die märkische Landschaft und in das Luch getrieben. Da mußten wir als Vorbereitung für späteren Lebenswandel oftmals im Freien kampieren. Sicherlich verdanke ich es nicht zum wenigsten dieser Fürsorge des heimischen Arztes, wenn ich die Strapazen der nächsten Jahre ohne Schwierigkeit ertrug. Der Weihnachtsabend 1904 versammelte noch einmal die Nächststehenden, und dann ging es zur eiligen Fahrt nach Antwerpen hinaus. Zunächst muß ich erwähnen, daß, infolge gütiger Vermittlung durch das Auswärtige Amt in Berlin und freundliches Eintreten des Herrn Botschafters in Brüssel, meine Expedition im Kongostaate warm empfohlen ward. Es wurde mir offiziell



Siedlungen auf dem Plateau von Matadi: Dorfstraße mit kleinen Hütten der Bakongo.

mitgeteilt, daß ich an Waffen mit nehmen könne, was ich für notwendig erachte; der Kongostaat ließ mir sagen, daß er es lieber sehen würde, wenn ich an Stelle einer staatlichen Polizeimacht ein eigenes Soldatenkontingent anstellte, wie es seinerzeit der Graf v. Goetzen getan habe. Merkwürdigerweise erklärte mir bei meiner Rückkehr, also nachträglich, Herr Baron Wahis, der damalige Generalgouverneur des Kongostaates, daß eine derartige Regelung der Angelegenheit unmöglich sei, weshalb ich es hier noch ausdrücklich wiederhole. Ich machte in Brüssel dem mir schon früher bekannten Staatssekretär des Kongostaates, Herrn Kapitän Liebrechts, meine Aufwartung; ferner besuchte ich Herrn Generaldirektor Lacourt. Seit einigen Jahren war das ganze Gebiet der Kassaizuflüsse der kaufmännischen Bearbeitung einer einzigen großen Kompanie, der „Companie du Kasai", übertragen worden. Diejenigen, die sich über diese Fragen und überhaupt über die kolonialwirtschaftlichen Zustände im Kongo- und Kassaigebiet orientieren wollen, verweise ich auf die kleine Schrift, die über dies Thema in diesem Jahre von mir herausgegeben wurde und in der Verlagsbuchhandlung von L. Friedrichsen & Co.,



Siedlungen auf dem Plateau von Matadi: Ein moderner „Pfahlbau". Hütte, von den Eingeborenen aus Bierkistendeckeln nach Art der Häuser gebaut, die die ersten weißen Ansiedler der Neuzeit hier bevorzugten.

Hamburg, zu erhalten ist. Diese Kassaikompagnie hatte sich in freundlicher Weise bereit erklärt, die D. J. A. F. E. ohne Vergütung auf ihren Steamern zu befördern, wohin und zu welcher Zeit es von mir gewünscht würde. Ich nahm dies Anerbieten mit herzlichstem Dank an und habe mich in der Weise revanchiert, daß ich meine Waren, also die Tauschartikel, soweit ich sie nicht bei mir führte, von der Kassaikompanie bezog. Für etwa 40 000 Fr. habe ich von ihr Ware aufgenommen. So kann ich mich der Überzeugung hingeben, daß die Freundlichkeit, die mir durch dies Angebot erwiesen war, vergolten wurde. Denn ich bezog die Waren zum Preise, wie sie in den Faktoreien abgegeben wurden, d. h. zu einem Preise, in den sämtliche Kosten der Kompanie schon einkalkuliert waren. So bezog ich den Sack Salz von 39 kg für 39 Fr., also das Kilogramm für 1 Fr. Da am Stanley-Pool das Salz in Säcken von 20 kg mit 7 bis 8 Fr. und 1 kg also mit 40 Cts. bezahlt wird, und da ich von der Kompanie etwa 5000 kg Salz gekauft habe, so darf ich annehmen, daß hier bei etwa 3000 Fr. verdient wurden. Im übrigen habe ich es immer bezahlt, wenn mir seitens der Kompanie Träger oder Nahrungsmittel geboten wurden. Meinerseits bemühte ich mich überall, gefällig zu sein: ließ meine Leute für die Steamer Holz schlagen, bestrebte mich, die Eingeborenen durch freundlichen Zuspruch zur Kautschukgewinnung anzuregen, regelte Schwierigkeiten, die sich hier und da ergaben, und hoffe, daß meine Tätigkeit während der Reise nicht ganz ohne Nutzen für die mir befreundete Gesellschaft gewesen ist. Wenn ich im folgenden hier und da etwas an der Amtsführung der Agenten oder der Leitung der Kassaikompanie auszusetzen habe, so tue ich das im Interesse der Kompanie selbst. Die Direktion kann nicht immer so klar sehen, wie dies wünschenswert ist, und selten wird ein höherer Beamter, der aus Brüssel oder Dima kommt,

Gelegenheit haben, so weitgehende Einblicke in das seitwärts der Straße sich abspielende Handelsleben zu gewinnen wie ich. Im übrigen komme ich dem ausgesprochenen Wunsche des Herrn Generaldirektors der Kompanie nach, wenn ich auch auf diejenigen Punkte hinweise, die nicht ganz den Anforderungen des modernen kolonialen Wirtschaftslebens entsprechen.

Am 28. Dezember erwarb ich in Antwerpen noch die letzten Ausrüstungsgegenstände, einige Hängematten, Zwirn, Scheren, Stricke und dergleichen. Am 29. Dezember stach die „Leopoldville", ein 4000 Tonnen fassender Steamer der belgischen maritimen Kongogesellschaft, in See. Am 17. Januar trafen wir, nachdem der Herr Kapitän zunächst die Mündung des Kongo verpaßt hatte, nach längerem Suchen in Banana ein. Der Distriktchef kam an Bord; ein deutscher Kapitän, Herr Michels, führte uns in die Internen des Staates ein. Unter den Palmen von Banana wurde uns die Gastfreundschaft des holländischen Hauses zuteil, und dort lernten wir die einzige deutsche Dame kennen, die heute im Kongostaate heimisch ist. Der 18. Januar brachte uns nach Boma. Ich machte meine Aufwartung bei dem Gouverneur, Herrn Costermans, der in freundlichster, entgegenkommendster Weise allen Wünschen Rechnung trug, und dem ich zu herzlichstem Danke verpflichtet bin. Leider nahm er einige Wochen später ein ebenso tragisches wie unerklärliches Ende. Bei einem Diner, das er dem englischen Konsul und mir zu Ehren veranstaltete, hatte ich noch Gelegenheit, mancherlei aus den Zeiten, in denen die alten deutschen Forscher hier aus- und eingingen, zu erfahren. In Boma warb ich Tschikaja an, einen biederen Luangoknaben, der mich während der ganzen Reise und auch nach Europa begleitet hat. Der Junge, der halbwegs zum Ethnographen erzogen und jetzt gut ausgebildet



Siedlungen auf dem Plateau von Matadi: Ein moderner Pfahlbau aus Bierkistenbrettern.

ist, wird wahrscheinlich auch die nächsten Reisen der D. J. A. F. E. mitmachen. Am 19. Januar starb ein Steward des Steamers, der ohne Tropenhelm, mit einfacher Mütze bekleidet, an Land gegangen war. Es ist merkwürdig, welcher Leichtsinn unter den Leuten in dieser Hinsicht herrscht, und wie sorglos auch die Kapitäne dabei sind. Mit dem Sonnenstich muß hier jeder rechnen. Als wir am 20. Januar die Fahrt nach Matadi antraten, die Nacht in Noki verbrachten, verließ ich mit Herrn Lemme und Tschikaja den Steamer und ging zu Fuß über die steinige Felswand vom portugiesischen Angola zum belgischen Kongo nach Matadi hinüber. Es war eine beschwerliche Wanderung, dieser erste Marsch auf afrikanischem Boden. Ich erinnere mich nicht, daß uns jemals später eine Wanderung so schwer geworden wäre. Matadi ist der Ausgangspunkt der nach dem Innern, zum Stanley-Pool, führenden Eisenbahn. Hier waren Verhandlungen zu führen mit der Direktion der Eisenbahngesellschaft. Ich hinterlegte mehrere tausend Franken, um die Fracht für die mit dem Steamer „Lübeck" ankommende Ausrüstung zu decken. Diese unsere hauptsächliche Ausrüstung war im Dezember in Hamburg vor uns abgegangen und sollte den Kongo kurze Zeit nach uns erreichen. Die „Lübeck" zeigte gar keine Eile. Die Sachen haben uns erst am oberen Kassai erreicht und lange Monate waren wir auf den Bruchteil der Ausrüstung angewiesen, den ich für direkten Gebrauch in den ersten Wochen mitgenommen hatte. Leider war auch er nicht vollständig. Als unsere Bagage nach Ankunft der „Leopoldville" in Matadi ausgeschifft wurde, vermißte ich die Patronenkisten. Auch bei dem Konnossement war von Patronen nichts vermerkt. Ich reklamierte sofort, aber es war fürs erste nichts zu tun. Matadi ist ein sowohl historisch wie ethnographisch nicht uninteressanter Punkt. Vor einiger Zeit fand hier der Reverend Domenjoz Inschriften auf, die vom Entdecker des Kongostromes am Ende des 15. Jahrhunderts eingemeißelt wurden. Sie besagen, daß die Schiffe des Königs Johann von Portugal bis hierher gelangt seien. Der englische Missionar hat Aufnahmen dieser Inschriften gemacht, von denen einige das vorliegende Kapitel schmücken. In ethnographischer Hinsicht ist zu erwähnen, daß sich wenig oberhalb der Station einige Dörfer der Eingeborenen befinden, die hier außer in den landesüblichen Hütten auch in Pfahlhäusern wohnen. Sie stellen sie aus den Deckeln von Bierkisten her und ahmen die holländischen Pfahlbauten nach.

Am 24. Januar fuhren wir mit der Eisenbahn nach dem Stanley-Pool hinüber. Die Direktion hatte einem zur internen Untersuchungskommission befohlenen Engländer, dem würdigen Mr. Mackay, und uns einen Spezialwagen zur Verfügung gestellt Auch begleitete uns der Kapitän der „Leopoldville", der die durch den Genuß landschaftlicher Reize ausgezeichnete Fahrt durch ewiges Suchen nach einer inzwischen ausgetrunkenen Kiste Bier mit den notwendigen humoristischen Zutaten würzte. An diesem Abend machten wir auf der Höhe in Sona Gongo Halt und übernachteten dort. Die Eisenbahn

fährt nur tagsüber und bleibt nachts in dem Endpunkte oder einer auf der Mitte gelegenen Station. Sona Gongo bietet weder den geringsten landschaftlichen Genuß noch irgendwelche Kulturreize. Wir saßen abends in einer Hütte zusammengepfercht wie die ersten in einem unerforschten Lande zusammenkommenden Goldsucher. Auch für Reinlichkeit konnten wir nicht sorgen, denn das Wasser ist hier außerordentlich selten und wertvoll. Am andern Tage langten wir in Matadi an und konnten feststellen, daß nun auch derjenige Teil des Gepäcks, der uns bisher treu bis an die Küste Afrikas begleitet hatte, zurückgeblieben war. Nun hob ein Telegraphieren nach Matadi an, das mich einige Tage in Atem hielt, die Bagage aber nicht zur Stelle schaffte. Ich erübrigte nur die notwendigste Zeit, um den nahe bei unserer Station wohnenden Bateke die ersten ethnographischen Arbeitsstunden zu widmen. Hier am Stanley-Pool lernte ich den Direktor der S. A. B., Herrn Dr Briart, kennen, von dem ich im zehnten Kapitel zu berichten haben werde. Auch machte ich hier meine ersten Erfahrungen mit der dunkelhäutigen Zuverlässigkeit. Eines Nachmittags engagierte ich zwei weitere Luangoknaben. Am andern Morgen begannen sie unsere Wäsche zu reinigen, und am dritten Tage waren beide Jünglinge damit verschwunden. Der Polizeichef von „Leopoldville“ ließ sie


Batekehaus unter einer alten Baobab bei Kinschassa.

einfangen und mitsamt der Wäsche mir wieder zuführen. Daß ich auf die ferneren Dienste dieser Herren verzichtete, versteht sich von selbst.

Und dann zogen wir auf dem Steamer ins Innere Afrikas, erst den Kongo hinauf, dann den Kassai hinab bis nach Dima, der großen, wenig oberhalb der Koangomündung am linken Kassaiufer gelegenen zentralen Faktorei der Kassaikompanie. Hier empfing uns der in Afrika residierende Direktor der Gesellschaft, Herr Drypondt. Einige hübsche Wohnungen wurden uns angewiesen, und wir verbrachten die nächsten Tage mit Konferenzen über die ersten Arbeiten der Expedition, mit dem Studium der Karten, im Verkehr mit dem Arzte, Herrn Müllhaupt — Summa summarum in der angenehmsten Weise. Endlich kam auch mein Gepäck an, und so konnte ich den letzten Teil des diesmaligen Dimaaufenthaltes vom 2. bis 8. Februar dazu verwenden, meine allerdings nicht sehr umfangreichen Schätze so zu ordnen, wie es die Reise notwendig und praktisch erscheinen ließ.

Beim Umpacken der Bagage und bei den ersten Arbeitsversuchen machte ich in Dima schon die traurigste Erfahrung hinsichtlich der photographischen Apparate. In die Fassung des Objektivs meines Metallapparates hatte der Wind einige Sandkörnchen geblasen. Als ich die Blende stellen wollte, zerbrach die Fassung, ohne daß ich einen besonderen Druck ausgeübt hatte. Alle zarteren Metallteile und zumal das Aluminium vertragen die Tropen nicht gut, weshalb man immer wieder auf die Anschütz-Holzkamera zurückgreifen wird, die,



Am unteren Kassai.



Sonnenuntergang am Kongo.
Nach photograph. Aufnahme.



In Dima.

mit Leder überzogen, bis auf weiteres das beste Material bleiben wird. Eine zweite traurige Erfahrung machte ich mit meinem Dresdener Apparat. Der von außen zu stellende Schlitzverschluß versagte, und meine mechanischen Künste reichten nicht aus, das Ding wieder in Ordnung zu bringen. Ich warne vor diesen komplizierten Schlitzverschlüssen. Für meine nächste Reise schaffe ich lediglich Goerz-Apparate an mit einem Schlitzverschluß, der so primitiv ist, daß man ihn selbst reparieren kann. Die Folge dieser Vorkommnisse war, daß ich für die erste Zeit meiner Reise auf die Arbeit eines Stereoskopapparates angewiesen blieb und erst wieder zum 9 × 12 cm-Formate greifen konnte, als der mir nachgesandte kleine Tropen-Anschütz anlangte.

Nachdem wir einige kleine Ausflüge in die Umgegend von Dima gemacht hatten, bestiegen wir am 18. Februar den kleinen Steamer „Marie" und fuhren erst in die Kuanga- und von da aus in die Kuilumündung hinein. Die Fahrt bis zu unserm ersten Ziel, der Station Mitschakila, legten wir im Laufe von fünf Tagen zurück. Es müssen hier einige Worte über den Kuilu eingefügt werden.

Der Kuilu ist der von Osten kommende wasserreichste Nebenstrom des Kuango. Sein Quellgebiet wurde von den älteren deutschen Expeditionen mehrfach überschritten und sein Unterlauf wurde zum ersten Male durch die Expedition von Kundt und Tappenbeck gekreuzt. Der Kuilu zerfällt, dem Typus seiner Ufer und Inselgestaltung nach, etwa in vier Teile: der Mündungsteil ist,



Die Wohnung der Lagosleute in Dima.

bei gänzlich flachen, teilweise sumpfigen, teilweise grasigen Ufern bis über 800 Meter breit. Unzählige Sandbänke erschweren die Schiffahrt bis fast zur Inziamündung. Von hier ab bis Luano fehlt das Schilf. Die Inseln sind durchweg bewaldet, die Ufer des Stromes flach, aber fest. Die Breite unterhalb Luano dürfte sich im Durchschnitt auf 300 bis 400 Meter stellen. Zwischen Luano und Mitschakila treten die Steine häufiger auf, und die bewaldeten Ufer steigen schroffer in die Höhe. Es fehlen am Gestade alle Sumpfbildungen, niedere Ufer werden seltener, und der Strom nimmt um hundert und mehr Meter an Breite ab. Von Mitschakila bis Kikwit endlich verengert sich der Fluß nochmals um 100 bis 150 Meter, so daß ich seine Breite zuweilen nur noch auf 50 Meter schätzte. Nur drei Inseln sind auf dieser Strecke vorhanden, und die Steine mehren sich in unheimlicher Weise. Oberhalb von Kikwit beginnen die Wasserfälle.

Da dieser Teil des Stromes wissenschaftlich noch ganz unbekannt war, machte ich eine möglichst genaue Aufnahme. Leicht war das Schreiben nicht, denn die „Marie" zitterte unter den Bewegungen des Hinterrades beständig hin und her, daß die Hand sich erst an die schwierige Aufgabe des Verkehrs mit Bleistift und Tinte gewöhnen mußte. Deshalb nannten wir unsere Steamer „Tanzmarie". Sehr unangenehm war dieser zitternde Zustand für Herrn Lemme, der einem schleichenden Gallenfieber anheimgefallen war, und erst wieder in Matadi mit seiner Gesundheit in Ordnung kam. Während dieser Zeit erlebten wir ein trauriges Ereignis. Eines Tages kam uns ein Boot entgegen und rief uns zu, wir möchten möglichst schnell nach der Station Congo zurückkehren, da dort ein Europäer im Sterben liege. Noch vor Sonnenauf-

gang brachen wir am nächsten Tage auf und erreichten auch bald den Unglückseligen. Schon auf dem Meere war uns die untersetzte, umfangreiche Gestalt eines fröhlichen, zum ersten Male nach Afrika fahrenden Agenten aufgefallen, der für den Dienst der Kassaikompanie angeworben war. Als ich am unteren Kongo, gelegentlich der Landung unseres Steamers, möglichst eilig in die Batekeortschaften fortrannte, um einige Kenntnisse einzuheimsen, suchte mir dieser Herr Vautier zu folgen, gab es aber infolge seiner Wohlbeleibtheit wieder auf. Eines Tages begab ich mich, nahe der Mündung des Kassai, abends zum Pürschgang auf Nilpferde. Herr Vautier erbat von mir eine Flinte, machte aber bald Kehrt, da er sich am Ufer „zu sehr allein fühlte". In Dima angelangt, brach er in Klagen aus, daß er hier in Afrika nun bald sterben müsse. Er wurde beruhigt und fuhr vor uns den Kuilu hinauf. Er war für diesen Inlandsposten bei Congo bestimmt. Da sah er zum erstenmal Eingeborene mit Bogen und Pfeilen, und sofort befiel ihn eine fürchterliche Angst. Er kehrte Hals über Kopf nach Congo zurück, entnahm seinem Koffer einen Revolver und — da lag der starke Mann, mit der Kugel im Hinterhaupte, in den letzten Krämpfen. Ich hielt Herrn Lemme, für dessen kranken Zustand ein derartiger Anblick unmöglich gut sein konnte, fern und tat zur Erleichterung des Mannes, was ich tun konnte; er war natürlich dem Tode geweiht und fand in Congo seine letzte Ruhestätte. Infolge der Verspätung, die wir dadurch hatten, erreichten wir an diesem Tage das vorbestimmte Lagerziel nicht mehr und mußten irgendwo im Busche


Bilder vom Kuilu: Das Ufer bei Kongo.

anlegen. Es wurde eine Stelle ausgesucht, wo Boote der Eingeborenen verrieten, daß hier ein Dorf gelegen sein müsse. Ich stieg mit Tschikaja hinauf, trat unversehens ins Dorf und erlebte zum ersten Male, daß die Eingeborenen Hals über Kopf bestürzt von dannen rannten. Nur mit Mühe gelang es, einen Mann festzuhalten, der angab, daß die Einwohner Pamballa und Kimbao hießen. Die Leute waren nicht zu überreden, zurückzukehren und an die Mannschaften des Steamers Nahrungsmittel zu verkaufen. Wohl aber konnte ich von dem einzigen zurückgebliebenen Helden einige interessante Gegenstände wie Holzpauke, Trommel und Zaubergerät erwerben und kam somit wenigstens meinerseits auf meine Kosten.

Ich breche hier die erzählende Form ab und lasse auf den nächsten Seiten die Schilderung des Tagebuches folgen, der ich nur dann und wann einige Erläuterungen und Ergänzungen beigefügt habe.



Ein typischer Bewohner der Kassaigewässer: Fisch aus dem Sankurru.
1/6 natürlicher Größe.

Zweites Kapitel.

Die ersten Tage in Mitschakila.

23. Februar 1905. Der Morgen des Tages, an dem ich unsere erste Zentralstation im Inlande erreichen soll, ist angebrochen. Ich habe vor Ungeduld wenig geschlafen. Es ist nicht nur Ungeduld. Von großer Bedeutung ist es für mich, wie die Menschenkinder in jener Gegend ausschauen, ob sie ihr Inneres vor mir verschließen, ob sie offen und fröhlich ihre Eigenart offenbaren werden. Des ferneren: was für ein Typ wird der Chef dieser Station sein? Wird er Verständnis für unser Gebiet haben und einspringen, wo es gilt? Und endlich: nicht ganz sorgenfrei ist mein Einzug. Seit Tagen hat der Meister Hans Martin das Fieber. Das Fieber ist nicht schlimm, aber der Mann gibt nach. Er hat keinen Widerstand. Schlaff liegt er auf seinem Stuhl und seufzt. Er glaubt nicht die Kraft zu haben, weit gehen zu können. Und dieser Glaube eben ist so vielen schädlich geworden.

Dem Schleier einer unklaren Zukunft entspricht ganz stilgerecht ein schwerer dicker Nebel, der heute über dem Kuilu lagert. Als wir um sechs Uhr vom Lande abstoßen, geht es in das im ersten Augenblick undurchsichtige Grau hinaus. Doch schnell heimse ich noch eine Erfahrung ein. Wir sind zwei Meter vom Lande entfernt, da öffnet sich hie und da das Laub, braune Leute schieben sich heraus. Es sind die Pamballa Kimbao's, die uns gestern so eilig entflohen. Im Momente, da wir uns entfernen, wagen sie sich heran, nicht mit Pfeil und Bogen, sondern mit Hühnern und um Handel zu treiben in dem Augenblick, wo es zu spät ist.

Wir können natürlich nicht zurückkehren. Wir fahren hinaus in den Nebelsack. Kaum kann ich meine Fahrtaufnahme mit den Uferkonturen umgrenzen.

Nur zu ahnen vermag ich, daß das Hinterland sich hebt. Im Bogen ziehen wir dahin zwischen offenbar höheren Ufern, bis auch der Kapitän die Übersicht verloren hat. Er will halten, denn gerade hier sind viele Stellen mit gefährlich emporragenden Steinen. Doch hat Tangu, Meister Sonne, noch rechtzeitig ein Einsehen. Der Nebel wird zerrissen, und das Auge eines schönen Tages strahlt über die wundervoll geschwungenen Uferlinien, über Palmenwipfel und auch auf einige Affen, die kreischend dem nahenden Dampfe entfliehen. Noch einige Biegungen des stolzen Flusses und dann stoppen wir vor Mitschakila.

Die Station Mitschakila liegt auf einer flachen Stelle der im Hintergrunde der Gebäude aufsteigenden Ufer. Eine breite Palmenstraße von vier Reihen, an ihrem Ende das Haus des Chefs, rechts und links Speicher und über das Ganze emporragend die palmengekrönte Uferkante, — das ist Mitschakila.

Wundervoll ist der Blick auf das gegenüberliegende Ufer, in dessen breit hingezogener Wald- und Baummauer nur ein Einschnitt wahrzunehmen ist: der Weg nach Belo, Kolokotto usw. Wir landen. Herr Mignon ist offenbar eifrig bemüht, uns gefällig zu sein. Wir beziehen ein (vom Ufer aus) links gelegenes Haus mit zwei Räumen. Ich weise den vorderen Raum dem Maler zu und wandere — natürlich wieder mit allen meinen Koffern — in den zweiten. Das vorhandene Bett schwankt, als sei es im Zauberschlosse für Gawan hergerichtet. Ich ziehe mein Feldbett vor und überlasse dem schwankenden Tanzboden Flinten und Instrumente.

Als der Dampfer nach Kikwit weiterfährt, habe ich den Meister, der immer noch Fieber und viel Schwäche hat, weich und warm gebettet und mich selber gut eingerichtet. Ich fühle mich hier sehr schnell heimisch und habe auch schon bei Herrn Mignon und seinen Leuten die ersten Auskünfte eingeholt.

Auf dem rechten Ufer des Kuilu wohnen zunächst die Bajakka, weiter im Hinterland die Pamballa. Doch gibt es noch allerhand wertvolle Zwischenschiebsel. Da sind zum Beispiel die Bakungana Kindundus (am Wege nach Belo), die die herrlichen hellroten Plüschstoffe weben. Da sind Bassamba des Dorfes Kiwoala (auch nahe bei Belo), welche die wunderlichen Holzbecken schnitzen. Auf dem linken Ufer wohnen dagegen die Bajansi, die die gleichen Treppen vor ihren Fenstertüren haben, wie ich sie schon bei den Bahunganda (offenbar die Gleichen wie Bahungana) beobachtete (Ngula 21. Februar 1905). Doch noch mehr: Bapindi und Babundu wohnen im Süden, und die ersten Fragen überzeugen mich, daß in gar nicht allzu weiter Entfernung noch allerhand gute Sachen zu erforschen sind.

Nun gilt es, schnell eine Übersicht zu gewinnen, um möglichst bald an die Detailarbeit gehen zu können. Also wird schnell ein Mittagessen hinuntergeschluckt, und dann geht es mit einigen Trägern ans Ufer. Eine lange Pirogue nimmt uns auf. Man muß sich an so schwankende Fahrten gewöhnen. Das Exemplar, in welchem ich auf meinem Dreistuhl thronend diese erste Kuilu-

bootfahrt antrete, gehört offenbar zu den besseren und sichereren ihrer Art, und so landen wir denn auch glücklich.

Wir steigen zwischen Sträuchern, Lianen und Bäumen den Abhang hinan. Nach fünfzehn Minuten sind wir schon auf dem Plateau angelangt. Weit dehnen sich Steppengefilde aus, hier unterbrochen von Palmengruppen, dort von hochaufgewachsenem Buschwerk. Wir gehen nach Nordwest. Hinter uns zieht sich ein tiefeinschneidendes Bachbett mit hohem Baumschmuck vom Kuilu dem Inlande zu. Wir passieren ein Maniokfeld, pilgern über eine Wiese und sind alsbald im Dorf Galalas angelangt.

In unregelmäßiger Anordnung liegen die Hütten — sie sind von dem Typus, der einfach West-Kuiluform genannt werden kann: vier Flechtwerkswände mit einem Strohsatteldach. In der Mitte des Weilers findet sich ein auf fünfzehn Stützen ruhendes Dach ohne Wände, die Arbeits- und Verkehrshalle. Hier kommt uns der ernste, hochaufgeschossene, etwa dreißigjährige (also als Neger schon beachtenswert alte) Galala entgegen. Wir lassen uns nach freundlichem „Mojo" in der Halle nieder. Von allen Seiten kommt Palmwein in altbraunen Kalebassen heran. Die Geber führen den „Krug" erst selbst an die Lippen, ehe er zu Boden gesetzt wird. Das soll bekanntlich der Beweis sein, daß der Wein nicht vergiftet ist.

Beim Palmwein plaudern wir. Mit viel Geduld und nur langsam fortschreitendem Erfolg erhalte ich Nachricht vom Stammbaum der Fürsten der Bajakka. Auch der alte (vielleicht fünfzigjährige) Vater Galalas weiß nicht viel. Bald ist alles ungeduldig. Lange hält der Neger hier solche Geistesanstrengung nicht aus. Demnach ein anderes Bild! Wir erklären Galala, daß ich nunmehr die Hütten besichtigen will. Großes Erstaunen! Was will der Mundele in den armen Negerschimbecks? Aber man läßt es zu, und nun ziehe ich mit dem ernststillen Galala, der nur lautlos vor sich hinlächelt — ein stilles Glück steht auch dem Neger gut an —, Arm in Arm von Hütte zu Hütte. Arm in Arm — mein Boy Kataraje macht mich darauf aufmerksam, daß sich der Ärmel



Mignon und Bungu am Kuiluufer.

meiner Kakijacke an dem Arm Galalas rot färbt. Er muß das ja waschen! Er kennt noch nicht die Freude des Ethnologen, den mit dem Neger so recht vertraut sein will, um ihn ganz kennen zu lernen, dem es wirklich auf einen roten Ärmel nicht ankommt. Wir beide ziehen also von Hütte zu Hütte, schauen hinein, und ich lasse mir dies oder jenes herausgeben, um es zu erwerben, was durchaus nicht immer so leicht ist. Scherzworte fliegen. Derselbe Jubel wie im Gehöft Jampembes, im Dorfe der Baumu, der Wabuma Gamabos, wenn ich mit den Leuten, die natürlich zunächst nichts verkaufen wollen, einen Scherz mache.



Rechts ein typisches Messer von J. A. Henckels, wie ich solches Bungu bei seinem ersten Besuche schenkte. Links das Stück, wie es der Häuptling „afrikanisiert" hat: Der Griff mit Menschengesicht geziert, eingeschlagene Messingnägel, darunter eine dazu hergestellte Messerscheide.

Viel ist hier übrigens nicht zu gewinnen oder zu erlernen. Immer dieselben Körbe und Töpfe, Haken und Hacken, Bogen, Pfeifen, Pillipilligehänge, Nkitasans Tonklumpen, Bettstellen aus Palmzweigen usw. Dann und wann ein Hängeboden.

Diese Sache ist also bald beendet. Ich vermerke noch einen „Nkita" zum Starkwerden der Kinder (zwei Tage später hat Lemme einen gleichen, der aber nur ein Gesicht hatte in Bungus Dorf gezeichnet), der als Baumstück mit zwei Gesichtern vor dem Hause einer Wöchnerin steht; ich lasse mir in der Halle die Teile des Webstuhles erklären, ich entreiße dem edlen Galala noch für schweres Salz zwei Boloka (Häuptlingssitze), dann machen wir uns fröhlich auf den Heimweg.

Zum Jubel der Negerjungen laufe ich schneller als sie. In dunkler Nacht, fröhlich singend, gondeln wir über den Kuilu, begrüßen den stöhnenden Meister, essen zu Abend, baden, kriechen in den Schlafsack. Der erste Tag in Mitschakila schließt um $^1/_2$10 Uhr. Ich glaube übrigens, der Bock stieß uns an diesem Abend, und der Leichtsinn ließ in Herrn Mignons und meiner Gegenwart zwei Pfropfen knallen.

24. Februar 1905. Herr Lemme stöhnt noch immer, klagt über Rückenschmerzen, Kopfweh, Gliederschmerzen. Ein Vortrag über Bewegung und Arbeit, in Proportion gesetzt zum Fieber, nutzt nichts. Er knarrt wie eine alte Tür. Der Mann hat heuer allen Humor verloren.



Hans Martin Lemme im Nebenamt beschäftigt.

Nach photograph. Aufnahme.

Um elf Uhr kommt Galala nebst Vater und Gefolge zum Gegenbesuch. Auch sonst wimmelt es von Menschen, welche die zwei neu angekommenen Weißen sehen wollen. Vor allem tritt heute in meinen Gesichtskreis: Bungu, König der Bajansi auf der Mitschakaliseite des Kuilu. Das ist der erste wahre Negerfürst von afrikanischem Fürstenschlage. Der Körper breit und mächtig, das Beinwerk haltbar und schwer. Über und über rot, kein europäischer Tand (man sieht solchen hier überhaupt sehr selten), alles echt eingeboren und selbst gemacht. Und vor allem ein paar kluge, vielleicht mehr schlaue Augen. Er dokumentiert seine Klugheit auch sogleich. Ohne Besinnen zählt er mir seine Verwandtschaft auf.

Er weiß es auch, daß zuzeiten seines Großvaters die Bajakka, von Westen vordringend, an den Kuilu kamen, daß sie übersetzen wollten, daß sie aber von den Bajansi zurückgeschlagen wurden. Also kamen die Bajakka, wie vorauszusehen war, vom Kuango.

Mitten in unserer Unterhaltung dröhnt unerwartet früh die Pfeife der „Marie". Schnell noch einen Brief geschrieben. Herr Lemme bekommt nur eine Karte an seine Frau zustande. Mit besten Wünschen wird „Marie" abgesandt. Hoffentlich bringt sie mir zurückkehrend Patronen. Nachmittags begleiten wir Bungu bis Kibabo, einer weit vorgeschobenen Vorstadt seiner Residenz, die von unserer Station etwa 1½ Stunden entfernt ist. Wir steigen zwischen Palmen (mit „Elefantenohr") und Büschen den Abhang nach Osten empor. Bald sind wir in einer neuen Dorfanlage, die auf Wunsch des Königs Bungu hier in der Nähe der Station gegründet wird. Es ist wegen des ausgedehnten Hühner- und Eierhandels, dem der Chef der Station obliegt. In Anbetracht der kurzen Zeit, die seit der Eröffnung des Verkehrs mit Bungu verflossen ist, ein gutes Zeichen für das Negerverständnis Mignons. Inmitten des neuen Dorfes sind die Trümmer eines alten. Und hier sehe ich eine typische Eigenart dieser alten Kuiludörfer zum erstenmal. Der „Kraal" der Häuptlinge ist mit einer großen hohen Euphorbienhecke (hier fast drei Meter, also hübsch alt) umgeben.

Es geht bei beginnendem Regen in den Busch. Nun heißt es Eile. Ich steige zum erstenmal in die Tipoya und lasse mich kräftig gegen Bäume und Gestrüpp werfen.

Von oben der Regen, von unten und seitwärts Püffe, dann geht es im Trab und immer in Schlangenwindungen auf schmalem Wege, dann durch Busch, dann und wann über eine Lichtung und unter Palmen hin. Hie und da taucht ein rotbrauner Mujansi, bewaffnet mit Bogen und Pfeil, aus dem Walde oder Busch auf. Wir langen gänzlich durchnäßt in Kibabo an. Der Häuptling abwesend. Der Regen läßt nach. Nun zu Fuß nach Hause, damit ich Bewegung habe. Bewegung ist ja der erste Schutz gegen Fieber, das auf Durchweichung leicht folgt. In dunkler Nacht langen wir wieder singend daheim an. Lemme immer noch schwach.



Palia Messo vom Stamme der Baluba: Der schlechte Koch, der gute Soldat und ausgezeichnete Geschichtenerzähler.

25. Februar 1905. Heute geht es zu Bungu nach Mitschakila, der sich gestern von uns in Kibabo trennte, um heimzukehren und alles auf unsere Ankunft vorzubereiten. Derselbe Weg wie gestern. Hans Martin Lemme wird in der Tipoya mitgenommen. Die ewige Daheimsitzerei taugt nicht. In Kibabo angelangt, sehe ich an Katarajes Füßen meine alten weggeworfenen Stiefel und lerne eine typische Negeranschauung kennen: die Neger glauben, daß die Stiefel Kraft verleihen, und zwar, weil ein Tritt mit einem Stiefel mehr weh tut wie ein solcher von einem nackten Fuß. Der Rückschluß, daß der Bestiefelte demnach mehr Kraft hat, erinnert mich an den gestiefelten Kater oder an die Siebenmeilenstiefel. Wer Stiefel anhat, kann auf steinigem Boden den Marsch ohne Schmerzen länger aushalten wie einer ohne Fußkleid.

Von dem seit gestern schon bekannten Kibabo geht es heute gleich ohne Aufenthalt nach Osten weiter.

Wenige Schritte vom Dorfe eröffnet sich eine wundervolle Aussicht. Unter uns liegt ein herrlich bewaldetes Tal, darüber steigt schroff die steile Wand empor, an deren Kante Bungus Residenz liegt. Weit hinaus palmenbedeckte wellige Fluren. Es geht schroff hinab. Unten kreuzen wir mehrfach ein Bachbett, gleiten auf sumpfigem Lehmboden aus, klettern über Baumstämme. Dann hinauf. Ein Maniokfeld (ein Kürbisfeld war in der Tiefe des Tales), einige Erdnußpflanzungen, kolokassiaartige Bestände, — wir klettern den Abhang hinauf —, wir sind in der weiten Halle Bungus angelangt. Der König begrüßt uns, rot bemalt wie gestern. Er hat offenbar meine reichen Geschenke noch nicht vergessen und schleift sogleich für uns Malaffu, für die Leute Lukku (Brei) in Menge und eigenhändig aus seinem Kraale herbei. Seine zehn Frauen waren also sehr fleißig. Aber noch mehr. Er bringt einen guten Kitekki, einen geschnitzten Mann, über dessen wesentliche Bedeutung ich heute ebensowenig erfahre wie gestern. Und dann folgt eine wunderbare Entdeckung — seine Schnupftabaksdose. Horn, gearbeitet wie die schönen Trinkhörner der Bakuba! Die Beziehung dieser Völker zu der Bakubakultur wird immer klarer: die Holz-

becher der Bassamba, die Samtstoffe der Bahuugana, nun die Hörner der Bajansi. Leider ergattere ich hier nur wenige Stücke, und auch diese sind schwer zu erlangen. Der König hat zwei, gibt aber nur eines gegen eine reiche Gabe.

Und weiter: auf den Malasukalebassen thronen wunderliche Stöpsel. Offenbar Menschenfiguren, die arg stilisiert sind. Von ihnen muß ich viele haben, und so stachele ich den Ehrgeiz der Bajansi mit aller Macht an. Und dann: ich freue mich auf einige Ornamente von den Häusern, die alle die gleiche Gestalt haben. Ich stelle eine Frage nach dem Namen: „Meso" ist die Antwort. Ich bin im Bilde. Meso heißt Auge.

Wir plaudern und kneipen. So sind die Leute am besten auszuholen, und in der Halle ist es gemütlich. Es ist offenbar der Arbeitsplatz. Am Dachbalken hängt, wie in der Bajakkahalle, der Webstuhl, im Hintergrunde flechten zwei Männer Körbe, zu meinen Füßen liegt der Blasebalg. Eine interessante Sache. Hier besteht er aus Ton. Bei dem Bajakkachef N'posso, genannt Fiote, von Kiuuanda sah ich am andern Tage ein hölzernes Gebläse.

Wir plaudern. Ich gehe der Tätowierung nach. Eidechsen in der Magengegend haben eine halb mystische Bedeutung. Die Bajakka sagen: „Die Eidechsen kommen zu denen, die eine Mbaba(Eidechse)tätowierung haben. Bei diesen bleiben sie. Diese blicken sie ruhig an. Wenn sie keine (derart) Tätowierten im Dorfe treffen, gehen sie in den Busch zurück." Sie geben selbst zu, daß



Am Ufer von Mitschakila.

die Eidechse im gewissen Grade heilig ist, daß sie nicht gegessen wird, sagen aber, daß die Babatätowierung im allgemeinen bei den Männern nur ausgeführt wird, damit die Frauen ihnen mehr gewogen sind.

Solche Dinge besprechen wir. Inzwischen kauft der Boy Mignons für mein gutes Salz mit außerordentlichem Geschick Matafuitöpfel und Holzportemonnaies. Wenn die Leute nicht zufrieden sind, beruhigt er sie mit den Worten: „Das ist nicht mein Salz, das ist das Salz der Mundele." Damit ist die Sache erledigt.



Allerhand Besuch in Mischakila: Ein Orakelmann der Bajakka.

Während der Koch unsere Suppe bereitet, besuchen wir den euphorbienumpflanzten Kraal Bungus. Zumal ein Städtchen, ähnlich den Hühnerhäusern der Bakongo, interessiert mich. Eine Holzfigur liegt darin. Lemme zeichnet sie. Es folgt ein großes Erstaunen, als die Zeichnung herumgeht. Ein „Kinderstarkwerdepfahl" wie in Kikuanga steht davor, hier nur mit einem Gesicht versehen. Auch er wandert ins Skizzenbuch. Einige Raspelstäbe, die bei der Figur liegen, will der König ebensowenig verkaufen wie das Holzbild.

Wir wandern zurück zur Halle. Im Dorf schauen wir e nem Weber zu. Ein wenig entfernt „jeuen" zwei Leute. Ich verstehe das Spiel in der Eile heute nicht. Nach dem Essen herzlicher Abschied und Aufbruch. Bei dem Bürgermeister von Kibabo eine kurze Matafuraft und Erwerbung zwei verschiedener Bolokos (Stichel). Unter fröhl chstem Singsang kehren wir heim. Herr Lemme ist so gut wie geheilt. Er geht aber früh ins Bett, während wir noch den Frauen der Station die Kalliopespieldose vorführen.

26. Februar 1905. Für heute war der Marsch zu den plüschstoffwebenden Bahuangana vorgesehen. Da kommt aber ein Eilbote aus Belo mit der Nachricht, daß einige Arbeiter dort mit Vorschuß durchgebrannt sind, die Mignon wieder einfangen sotte. Damit gewann ich zum ersten Male einen Einblick in die inneren Verhältnisse des Bürgerlebens am Kuilu. Es gibt in diesem ganzen großen Gebiet, in der ganzen Region vom Kuango bis zum oberen Kassai, also jenem Gebiet, das von Inzia, Kuilu, Kantscha, Lubue, Lie, Loange durchflossen wird, nicht eine Station des Staates. Gerade hier, bei verhältnismäßig kriegerischen Stämmen, unter schwierigen Verhältnissen müssen die Kaufleute alles allein beginnen und durchführen. In ihren Händen liegt Polizei und Richtertum,

Landesverteidigung und jede Staatsvertretung. Eigentlich nur dann erscheint der Staatsbeamte mit seinen Soldaten, wenn ein Europäer ermordet wurde.

Der Fall interessiert mich sehr. Mignon erzählt, daß solche Einbringung von Durchbrennern nicht immer ohne Gefecht ablaufe, und so versteht es sich von selbst, daß ich mich als Begleiter ihm zur Verfügung stelle, was er mit Dank annimmt. Herrn Lemme lasse ich in der Station, damit er ein Bild entwerfen kann. Wir aber bereiten schnell unsere Bagage vor, um eiligst aufzubrechen. Mit der ersten Ladung setzen wir über den Kuilu. Als das Boot den zweiten Teil der Kolonne herbeibringen will, eilt drüben noch schnell eine zum Markt kommende Frau heran. Sie schreit, als ob sie am Spieße steckt. Das Boot wartet, bis sie herangekommen ist. Sie kramt dann aus dem Korbe noch schnell einige Erdnüsse hervor, die sie ihrem im Boote sitzenden Sohne als Leckerei mit auf den Weg gibt. Dann erst darf das Boot abfahren. Auch in Afrika gibt es recht gute Mütter.



Einfallende Bajansihütte hinter mächtiger Euphorbienhecke.

Die Schlucht, die wir neulich auf dem Wege nach Kikuanga links hinter uns ließen, bleibt heute zu unserer Rechten. Wir wandern von 9 Uhr 20 Minuten bis 10 Uhr über die Savanne, steigen dann in ein Tal hinab, drüben hinauf, wieder ein Tälchen hinab und einen Hügel hinauf, und nun dehnt sich das weite Hügelland zu beiden Seiten aus. Da liegen die freundlichen Weiler der Bajakka. Um $1/_2$11 Uhr sind wir in Kiwuanda bei Chef N'posso, genannt Fumu Fiote, einem braven Burschen und großen Schmiedekünstler, was schon die am Türpfosten aufgehängten Blasebälge mit Ziegenhautdecken anzeigen. Daß er ein braver Bursche ist, mag folgendes erhärten. Die Träger ließen einmal eine für Belo bestimmte Kiste bei ihm stehen. Ohne ein Wort zu verlieren, machte sich Fiote mit seinen Leuten auf und schaffte die Kiste nach ihrem Bestimmungsort. Man spricht so oft von



Der Markt von Mitschakila.

der Unzuverlässigkeit der Neger, daß es gut ist, auch einmal die Gegenstücke zu hören.

Heute wird uns hier eine gute Nachricht zuteil. Ein Eilbote von Belo teilt mit, daß wir uns nicht weiter zu bemühen brauchten, da ein Maluba die Ausreißer schon festgenommen habe. Desto besser. Machen wir eine kleine Rundreise bei den Bajakkafürsten!

Nach der üblichen Hüttenbesichtigung und dazugehörigen Vergnüglichkeit geht es talab und talauf zum Herrn Minikambuni auf Kinkussu, einem zurzeit abwesenden, aber auf die Nachricht unseres Daseins hin sogleich herbeistürzenden Edlen, der sich durch die seltene Erscheinung eines kurz gehaltenen Vollbartes, durch fröhlichen Humor und höchst unfürstliche Bettelhaftigkeit auszeichnet. Und weiter geht es bergauf bergab zum Fürsten Salabate auf Kikongo, dem Großherrn aller umliegenden Bajakkadörfer. Hier sind wir sehr beliebt. Die Frauen kommen uns entgegen, gellend schreiend, wobei auf den Mund getrommelt wird. Jubel! Malasu! Im fröhlichen Scherz mit den Frauen gewinne ich endlich das, wonach sich mein ethnologisches Herz schon seit dem ersten Tage sehnt, alte getragene Frauenschürzen. Die Leute geben die getragenen Kleider prinzipiell nicht fort, sondern vergraben sie, wenn sie ganz zerrissen sind. Ein Trödler würde am Kuilu keine Geschäfte machen. Hier jedoch brach ich das Eis; schämig grinsend enteilte die erste entkleidete Jungfrau, nachdem sie mir noch kokett schmollend einen Klaps gegeben hat, wobei ihr natürlich noch genügende Zeit bleibt, das Salz entgegenzunehmen. Ein weiteres hübsches Abenteuer stellt der Tanz eines Parodeurs dar. Es war eine echte Parodie auf den Negertanz, ausgeführt von einem ältlichen, spindeldürren Negerlein dieses Dorfes; und alles jubelte, nicht nur der Ethnologe. Etwas Komischeres als diese Sprünge kann man sich nicht vorstellen.

Doch der Abend naht. In die Tipoya. Eiligst heim. Die Frauen gellen zum Abschied. Die roten Hände ruhen noch abwechselnd in den meinen. „Mojo, Mojo!“ Die Frauen singen. Die Tipoya schleudert mich gegen einen Baum — es ist alles im Lote.

Heimkehrend in dunkler Nacht finde ich Martin Lemme in besserem Zustande; er ist der liebevollen Ermahnung gefolgt, und es ist ihm eine wunder-

hübsche Skizze gelungen. Es geht ihm weit besser, — ja ja, die Arbeit in Afrika!

Wir haben gespeist. In Fiotes Dorf habe ich eine Trommel erworben. Nun kommen die Leute, um uns zu fragen, ob sie tanzen dürfen. Ei natürlich! Und bald ist die Kapelle (zwei Trommeln und ein Blechtopf) da, bald lodert ein helles Ölfeuer. Die Neger wandeln ihren Tanzreigen um die Kapelle. Dann kommt der große Moment, wo der Ethnologe Leo Frobenius seinen ersten Negerreigen versucht. Herr Mignon ist natürlich auch bei der Partie. Es ist einfach herrlich und eine große Ehre. Die Neger verstehen das vollkommen zu würdigen. Ziemlich spät suche ich die Klappe auf.

27. Februar 1905. Keine Wanderung möglich, da es heute einen Tornado am Himmel hat, der arg dreut. Also Tag der Ordnung. O, lieber Kollege, habt Ihr eine Ahnung, was in Westafrika ethnologische Sammlung heißt? Himmel! die Packerei, Etikettiererei, Reinigen, Ameisen, Schimmel, Käfer. — Brrrrrrr!

Zur Abwechslung kommen verschiedene Häuptlinge zu Besuch, die mir schon gut bekannt sind. Ich hole meinen Phonographen heraus. Als die Schloßwache vor meinen Ohren aufzieht, packt es mich wunderlich. Aber ich mache doch wohl nicht so starre Augen, wie die Negerfürsten, und ich klatsche sicher nicht auf meinen hohlen Mund. Das ist zu wunderbar! Die Neger können es nicht fassen. Erfolg reizt, und ich hole geschwind eine japanische Maske vor. Sie fliegen lachend in die Winde. Huh! das ist ja schauerlich! Ich nehme die Maske ab. Nun kehren sie zurück, ganz langsam, schüchtern. Auch mein Parodist von gestern ist da, und er muß dem Maler Lemme vortanzen, der die gleiche Freude hat wie wir.


Freund „Fumu Fiote" Bogen schießend.

Nachher gibt es eine unangenehme Unterbrechung der Arbeit. Ein Träger hat ein Messer „verloren", das ich gestern in Kiwuanda erworben hatte, und das in seiner Last verpackt war. Er hat es nicht auf dem Marsch „verloren", sondern hat es mit zur Station gebracht. In der Station hat er „vergessen", es abzugeben, hat es „verseheutlich" aus der Last genommen und in das Strohdach seiner Hütte

gesteckt, um es heute abzugeben. Dann hat er es „vergessen". Nun habe ich ihn nach dem Messer gefragt, da ist ihm die Sache „eingefallen", aber er hat das Messer im Strohdach nicht mehr „gefunden". Echt Neger, als ob er ein verlogenes Schulbüblein wäre. Herr Mignon beschloß, diese „Vergeßlichkeit" mit einem Matabichi (Geschenk) zu „belohnen".

Fröhlicher ist ein Ereignis mit den Wachen. In der Station sollen nachts stets zwei Leute wachen. Mignons Boys gehen nur von Zeit zu Zeit auf die Patrouille. Heute fanden sie die Wache schlafend. Die Wachen kannten derartige unangenehme Revisionsbesuche schon, und damit die Boys ihnen nicht heimlich die Gewehre wegnehmen könnten, hatten sie sie sich an die Arme gebunden. Doch die Boys waren gewandt genug, die Gewehre abzuschneiden und heimlich in das Zimmer Mignons zu stellen. Morgens natürlich allgemeine Freude und Matabichi.

Abends spielt Hans Martin Lemme den Negern auf der Gitarre vor. Aber diese Kunst ist für die hiesigen Leute zu fein.

28. Februar 1905. Das große Ereignis dieses Tages ist ein Milonga, ein Rechtsstreit. Herr Mignon wird oft zum Richter ernannt. Wir thronen demnach im Kautschukhain beim Hühnerstall, ausgerüstet mit Malakutrank und Pfeife. Im Halbkreise kauert die Negerschar, rechts die Freundschaft des klagenden Massota, eines Negers ohne sonderliche Bedeutung, links die Partei Mojammina, eines Fumu (Häuptling). Viele kleine Häuptlinge sind erschienen, dem großen Ereignis beizuwohnen. Die Sache beginnt.

Der Vertreter Massotas (Mojanda), ein untergeordneter, aber wohlhabender und deshalb sehr einflußreicher Mann Galalas von Kikuanga, kniet links nieder und erzählt mit unglaublicher Suade die Geschichte. Mojammina, der Häuptling, hat ohne Zahlung die Frau Massotas genommen, mit heimgenommen, sie zur Gattin gemacht, hat von ihr ein Kind erhalten, und nun ist diese Frau krank geworden und Mojammina will sie nicht länger ernähren, sondern hat sie Massota wieder zurückgeschickt. Massota behauptet aber, daß die Frau drüben mit einem Nkissi (Zaubermittel) verzaubert wäre, und will eine gesunde Frau oder eine Neuzahlung haben. Der Anklagevortrag währt fünfzehn Minuten. Er scheint geendet zu haben, andere reden dazwischen. Dann folgt die Gegenrede, die alles ganz anders darstellt. Mignon bringt durch einige kurze Fragen die linke Seite zu verlegenem Schweigen. (Inzwischen erscheint ein Bote von Herrn Lemme, der heute ein Spanferkel brät und nach irgend einem Küchengerät fragt.) Der linke Flügel holt ein gebundenes Schwein und legt es vor Herrn Mignon nieder. Es ist ein Geschenk, das Mignons Gunst gewinnen soll. Mignon erklärt, daß die Gerechtigkeit auch ohne Schwein waltet. Das Schwein quietscht, ins eine Ohr flötet mir ein Boy Mignons die Bitte um Tabak und ins andere Ohr zischelt mir mein Schamba, daß Herr Lemme für sein Spanferkel ein unmögliches Gewürz wünscht. Inzwischen jubelt die Rechte

den Worten Mignons zu, und als das Schwein sich bemüht, den Jubel zu überquietschen, ergreift es der Klageredner der rechten Seite und wirft es wieder in den Hintergrund. Die Pfeife mit meinem Tabak wandert. Wer nicht raucht, redet. Der linke Redner ist vor die rechte Front getreten, der rechte vor die linke.

Dann hebt Mignon seine kurze, aber schneidige Rede an. Er klatscht, wie die Schwarzen, auf Seite und Brust, er hat ihre Gesten. Alles lauscht gespannt. Die Linke wird ganz verlegen und hört ihre Verdammung zu einer hohen Strafe an. Sicherheitshalber wird Mojammina dann ersucht, in der Station zu bleiben, um morgen von uns mitgenommen zu werden. Er soll unter unseren Augen die Bürde zahlen.

Nachher kommen viele Neger zu Besuch, die mir schöne Sachen sehr teuer anbieten. Mittags taucht unter anderen Bungu auf. Er lauscht andächtig dem Gitarrespiele des Meisters, betrachtet dann eingehend und mit gewissem Verständnis das Instrument, um endlich zu erklären, daß er es kaufen wolle. Er wolle zwei, ja sogar drei Ziegen dafür geben.

Nun höre ich, daß Lukunga — Mignons Name bei den Eingeborenen — nach Landesbrauch für Schlichtung des Rechtsstreites acht Ziegen und zwei Schweine fordern könnte. Also auch hier ist das Amt der Richter ein sehr einträgliches. (Am 6. April ist Mojammina von Massota als Arbeiter zur Station gebracht; er hatte nicht zahlen können und muß nun das Geld durch Arbeiten auf der Station verdienen.)



Afrikanischer Tanzboden: Die Leute tanzen vor Mignons Haus.



Der typische Plateaurand (gezeichnet bei Bena Makima).

Drittes Kapitel.

Kolokoto.

1. März 1905. Wir wollen heute nach Kolokoto aufbrechen, dem wichtigsten Kautschukeinkaufsplatz des Kuilu. Obgleich ich um 5 Uhr aufstehe und gestern unsere Lasten habe packen lassen, wird es sehr spät, denn Mignon ist noch nicht fertig. Es sollte jeder Afrikaner darauf sehen, daß am Tage des Aufbruches alles gepackt sein muß.

Um 7 Uhr wird ein Bote nach Kolokoto vorausgesandt, der unsere Ankunft melden soll. Nach einigen Schritten kehrt der schwarze Bursch aber zurück und bittet um eine Flinte. Lächelnd überreicht ihm Mignon das Mordinstrument. Ich sehe es mißtrauisch an. Es ist ein altes Steinschloßgewehr, welches schon beim ersten Blick seine absolute Unverwendbarkeit verrät. Auch erhält der Neger kein Pulver. Schießen ist auch nicht der Hauptzweck dieses Prügels. Es ist nur ein Zeichen, eine Insignie, daß der Träger ein Abgesandter des Weißen ist. So ward die Kriegswaffe zum Friedens-Paß.

Nach 8 Uhr sind wir auch endlich auf dem linken Ufer des Kuilu und können den Abmarsch beginnen. Wir wandern zunächst bis Kikuanga, wo eine Unterhaltung mit unseren Freunden Galala und Mojanda stattfindet. Immer deutlicher wird es mir, daß der untergeordnete Mojanda mit seiner Rednergabe, seiner Wohlhabenheit, seiner Bildung (er hat früher eine Zeitlang auf der Station gearbeitet) und seiner barbarischen Stimme dem melancholisch-freundlich-stillen Galala weit überlegen ist. Wir verweilen nicht lange. Ich blase zum Aufbruch. Kolokoto liegt fast westlich von Mitschakila. Wir sind auf dem Hinwege direkter gegangen als auf dem Rückmarsch. Und doch war es der längere Weg. Gerade in diesem Teile Afrikas muß stets im Auge behalten werden, daß der direkte Weg meist nicht der kürzeste ist. In diesen im Grunde genommen dem inneren Wesen nach jämmerlich einförmigen oder vielmehr gleichförmigen Plateaulandschaften herrschen lediglich die Gesetze des Rinnsales. Wer einmal in das Talgebiet einer der großen Bäche mit ihren unzähligen Nebenbächlein und Nebentälchen geraten ist und parallel dem Hauptbach marschiert, der muß sich darauf gefaßt machen, immer auf und ab, auf und ab, auf und ab zu wandern. Erst später lernte ich es, mich nach bestimmten Symptomen der Landschaft zu richten und auf die seitwärts gelegenen Hügelrücken und Plateaureste, die „Zwischenzungen" die sich immer zwischen den Hauptbächen befinden, zu drängen.

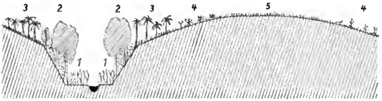
Die erste Lehre dieser Art empfing ich heute auf dem Wege nach Kolokoto. Wir gerieten in das Seitenquellgebiet des Lubile. Auf dem Rückwege, den wir etwas nördlicher nahmen, hatten wir die größere Distanz und den kürzeren Weg über das Plateau gewählt. Heute kletterten wir wohlgemut und unnötigerweise viermal etwa 40 m tiefe Schluchten hinab und hinauf.

Die Vegetation des Landstriches bietet auffallend verschiedene Bilder. Der größte Gegensatz: die Grassteppe auf den Kuppen, kahle, wundervolle Savannenöde; die Waldschlucht ein undurchdringbares Dickicht von allerhand Baum-, Busch- und Krautwerk. Hier ist ein Abweichen vom Wege unmöglich; von oben hängen die Lianenranken herab und bringen dadurch den auf dem rechten Wege Wandernden in Gefahr, sich ein wenig aufzuhängen. Wohl möchte der Duft einer blühenden Vanille oder irgend eines anderen leckeren Gewächses den Wanderer berauschen, aber die in dicker Üppigkeit am Wege wuchernden Blätter der unzähligen Ananas schneiden energisch in die Handflächen und erinnern daran, daß man hier nicht behaglich in einer Orangerie spaziert. Die Unzahl der Ananas ist auffallend in diesen Schluchten und leider ebenso unangenehm. Die Sumpf- oder Bachsohle ist düster. Nicht die hohen Säulengewächse der nördlichen Galeriewaldungen ragen hier über dem Bette des Wassers empor sondern dickes Gebüsch und Gerank zieht sich am Wasser hin und zur baumbestandenen Uferböschung hinauf. Es ist lichtlos und dunkelgrün, selten sieht man Blüten, und auch diese sind zumeist wenig farbig, weißlichgrün, grün. Wo aber ein Sonnenstrahl hineinleuchtet und sich am Bachrand lagert, da huschen bunt,

3*

farbige Schmetterlinge wirbelnd durcheinander, oder sie hocken im Sonnenschein auf dem feuchten, roten Grunde, eher zwanzig verschiedene als fünf gleiche beieinander. Es fiel mir hier einmal ein Schwarm von 16 Schmetterlingen auf, unter denen nicht zwei gleiche Tiere waren; ein anderes Mal sah ich dann allerdings einen Schwarm von 30 gleichen Gelblingen. Übrigens sind es schmutzige Tiere, die afrikanischen Schmetterlinge. Wenn ich später von unseren Fahrten am Sankurru erzählen werde, wird eine eigentümliche Lockmethode meiner schwarzen Schmetterlingsfänger zu beschreiben sein. Hier fiel mir aber schon auf, daß die Schmetterlinge des Kongobeckens sich überall um Kot und um verwesende Stoffe sammeln. Da, wo die Sonne sich häufiger einstiehlt, da prangt wohl einmal eine feurige Blüte, aber die Schmetterlinge drängen sich weniger zu ihr als zu einer Losung des hier häufigen Pinselschweines.

Es ist einsam in diesen Tiefen; selten huscht eine kleine schlanke Eidechse über den Pfad. Von dem unbändigen Gewimmel der Grashüpfer, Käfer, Wespen,



1 Blattbusch 2 Baum- und Rankenbusch 3 Steppe mit Palmen
4 Steppe mit Krüppelbaumbüschen 5 Kahler Steppenrücken

fliegenden Heuschrecken in allen Größen, die die Steppe bewohnen, ist hier unten nichts zu spüren. Auch das Gekrächze der Weihen, die in Schwärmen von 6—10 über den Palmengruppen hinkreisen, klingt nie hinab bis in diese Tiefen.

Eigenartig ist die Bedeutung der Palmen für die Landschaftsbilder des westlichen Kuiln. Während die eigentlich schroffe Schlucht des Morastes oder Baches von dem reichen Baum-, Busch- oder Krautwerk angefüllt ist, ist der nach oben folgende Streifen eines leichteren Hügelaufstieges das Gelände der Palmen, die bald gruppen-, bald waldartig auftreten und nur ein geringeres Unterholz dulden. Wo sie höher stehen als dieser zweite Streifen, da sind sie vereinzelt und hie und da am Oberteil des Stammes mit dem bekannten „Elefantenohr" kranzartig verziert. Diesem Palmengürtel folgt dann abermals nach oben die Steppenbildung, wenig mit Buschwerk geschmückt.

Wenn wir auf unserer Wanderung mehr solcher Schluchten und kleinen Hügel überwunden haben, dann zieht sich die Karawane wohl einem beträchtlicheren Bergrücken zu empor. Langsam kriecht die Kette aufwärts. Es sind vielleicht 200—250 m zu ersteigen. Die Aussicht von oben ist wunderbar. Man

schaut über das weite Hügelland, das zuweilen an die Landschaftsbilder Thüringens erinnert. Aber die dunklen Schluchten in der Tiefe und die daranschließenden Palmengürtel gemahnen uns daran, daß wir uns in Innerafrika befinden. Und dann noch: auf den niedrigen Hügeln findet sich hier und da auch ein Bananen-, Palmen-, Euphorbienhain. Gelbe Dächer glänzen im Sonnenschein weißlich. Das sind die Dörfer der Bapindi und später der Pamballa, die alle auf den Höhen angelegt sind. Daneben ziehen sich Maniok- und Erdnußfelder sowie Maispflanzungen am Hügel hin.

Solcherart ist das Land, das wir nach Kolokoto hin durchziehen. Auf dem Hinmarsche mehr schluchtenreich, kleinlicher, verworrener, auf dem Rückweg großzügiger, weil wir eben zwischen Kianga und Bijunga einen Plateausattel überschreiten, um uns seitwärts im Schluchtengewirr des Lubile zu verlieren.



Afrikanische Volkstrachten: Burschen vom unteren Kongo.

Einige Zeit, nachdem wir Kikanga verlassen haben, taucht im Steppengrase neben uns eine gebückte, mit Bogen und Pfeil hinhuschende schwarze Gestalt auf; eine zweite, eine dritte folgt. Es ist Mojanda mit einem Dutzend fröhlicher Bajakkakrieger, die gekommen sind, die Weißen zu schützen. Denn wir kommen bald in die Dörfer der Bapindi, die als ungemütliche Gesellen verschrien sind. In der Tat ist Mignon vor einiger Zeit nach Verlassen eines Bapindidorfes mit Pfeilen beschossen worden, worauf er

sie zu einer Neuzahlung von Schweinen gezwungen hat. Denn ein auf die Tipoya Mignons abgeschossener Pfeil hatte einen Boy im Rücken getroffen.

Darum kommen also die getreuen Bajakka Kituangas, um ihren Tata Lukunga zu schützen. Doch sie sind nicht die einzigen. Bald taucht eine Schar aus Kinkussu, eine andere aus Kikongo auf. Unser Trupp von 40 Mann ist beim Einzuge in den Hauptort der Bapindi (Bijunga) auf 82 Mann angewachsen Ein Teil der Leute verschwindet erst wieder, als wir das Bapindigebiet hinter uns haben.

Mit enthüllten Parabellumbüchsen ziehen wir in Bijunga ein. Es ist allerdings nichts zu befürchten, denn die Frauen sind im Dorfe und die guten Ehemänner bringen in altgewohnter Weise die Produkte der Arbeit ihrer Gattinnen herbei, um sie gegen Perlen an uns zu verkaufen. Alles ist behaglich und friedlich. Ngundu, der Chef dieses Dorfes und auch der angesehenste aller hiesigen Bapindi, lächelt uns mit seinem heiteren Bauernantlitz schmunzelnd und pfiffig an. Es ist der schlaue Bauerntypus, wie er im Buche steht. Schlau bis über die Ohren. Sogleich ist er hinsichtlich meiner Vorschläge im Bilde. Es liegt mir auf dieser Wanderung vor allem daran, Kitekki zu erhalten und über diese geschnitzten Menschenfiguren etwas zu erfahren. Also Kitekki! Ngungu bringt auch richtig einige herbei. Auf dem Rückwege soll ich mehr erhalten. Der Fuchs hat sein Wort gehalten und er hat seinen Leuten viel von diesen heiligen Sachen (offenbar) „abgeliehen", um sie mir teuer zu verkaufen. Denn er tat nachher sehr geheimnisvoll und gab mir auch die Bemerkungen und Aufklärungen nur abseits.

Im übrigen habe ich an den Bapindi nichts Auffallendes hinsichtlich der Bösartigkeit. entdecken können. Sie waren etwas scheu, aber das war natürlich als Nachwirkung der neulichen Erlebnisse und das Spiegelbild unseres vorsichtigen Aufzuges.

Und doch hatten die Einwohner Bijungas Grund genug, uns zum Teufel zu wünschen. Wir kamen auch in Dingen eines Milonga. Als wir am 26. Februar in Kinkussu einzogen, lag da ein Unterchef mager und elend mit leidendem Antlitz auf einer Matte, Haupt und Oberkörper auf einem Bolokko ruhend, das eine geschwollene Knie seitwärts gebogen. Frauen saßen sorgend um ihn, denn die eingeborene Frau Zentralafrikas verläßt den kranken Gatten nie, und der Häuptling war krank, sehr krank seit zwei Monaten. Eine Pfeilspitze saß in dem seitwärts gebogenen Knie, und der früher starke und fröhliche Mann war siech und elend. Diesen Pfeil hatte ein angesehener Mann Bijungas auf den armen Mujakka Kinkussus abgeschossen und Mignon ist ermächtigt und beauftragt, für dieses Unglück den Wert von zehn Menschen bei den Bapindi einzuziehen.

Also ein Milonga! Mojanda redet wieder, kniet nieder, klatscht. Der Chef Ngundu spricht endlich: „Imene Tata" („fertig Vater!"). Die Sache ist erledigt. Der Mupindi ist bereit, den Wert von zehn Menschen (30 Stangen Salz, „Mutete" genannt) aufzubringen. Er sieht, daß er sein Unrecht bezahlen muß. Die Ein-

geborenen haben ein ausgesprochenes Gefühl für Recht und Unrecht in ihrem Sinne und Lukungas (Mignons) Rechtsentscheidungen würden bei jedem europäischen Gerichtshofe ein Schütteln der Köpfe hervorgebracht haben. Das war es, was mir damals außerordentlich gefiel und mich derart bestach, daß ich die schwachen und gefährlichen Seiten erst allmählich erkannte. In Mignon und van Imp, dem Manne aus der geistig durchgebildeten und dem Manne aus der ehrlich schlichten Volksschicht, lernte ich zwei Typen kennen, die noch am ehesten den Gefahren dieses fast jeder staatlichen Verantwortung baren Kaufmannsregimes gewachsen sind.

Sicher, hier wurde gerecht und geschickt gehandelt und die Gewalt der Superiorität und Suprematie der weißen Herrscherrasse nicht mißbraucht. Wie nahe liegt aber die Gefahr! Wie leicht kann in solch unbeaufsichtigten Ländern der Europäer der Versuchung der Eingeborenenaussaugung verfallen. Ich habe das alles allmählich und in traurigen Beispielen erhärtet kennen gelernt. Hier waren einmal zwei Männer, die mit Geschick auf die Anschauungen der Eingeborenen eingingen. Das darf unser Urteil nicht trüben. Sicher ist es kein reiner Zufall, daß gerade diese beiden Leute mit der Kompanie nicht sehr glänzend auskamen, denn der eine machte nicht genug Kautschuk und der andere hatte ein übermäßiges Defizit im Konto. In alledem habe ich meine Ansicht später sehr geändert.

Nachdem das erledigt ist, brechen wir auf. Habe ich doch in der Eile bei den Bapindi nichts Besonderes mehr zu studieren. Sie sind echte Kuiluneger mit



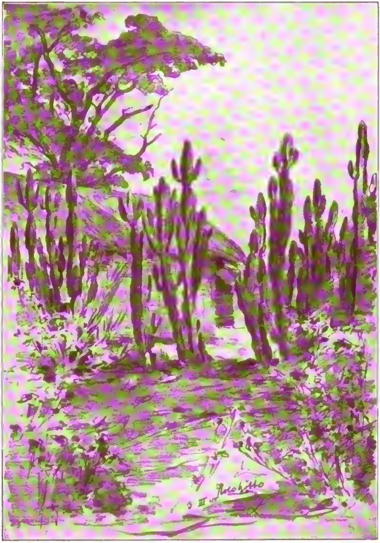
Afrikanische Volkstrachten: Typen aus der Trägerkolonne bei Ikoka.



Afrikanische Volkstrachten: Aus dem Lager bei Ikoka.

allen Kultureigenarten dieses Gebietes. Also weiter in das Pamballaland, das im Dorfe Kimbuka erreicht ist. Vor dem Tore steht eine Mbimba genannte Vorrichtung, ein Doppelgesichtskitekki unter einem einer Hängematte gleichenden, an den zwei Enden gestützten langen Strohbündel. Hier war eine große Sterblichkeit, da wurde Mbimba errichtet, um dem ein Ende zu machen. Im Dorfe, das genau dem üblichen Kulturtypus entspricht, lagern wir unter der bekannten Halle neben Webstuhl und Blasebalg und erledigen die Sache Mojamminas, der über einen direkt anschließenden Dorfteil Dumbas herrscht. (Siehe Seite 32 ff.) Mojammina soll für die kranke Frau den Salzwert von zwei Männern und drei Ziegen bezahlen. Er behauptet, es nicht gleich zu können, und soll deshalb von Dumba in der Halsgabel festgelegt werden. Doch Mojammina fährt mit dem Zeigefinger der rechten Hand vorn über den Hals, als wolle er sich die Gurgel durchschneiden und hält ihn dann schwörend in die Höhe: „Ich will hierbleiben und bezahlen; Tschelikka, Sambi kutalla mono." Das ist die Schwurformel, eine uralte Sitte, wie die Leute sagen. Tschelikka heißt soviel wie: „Ich will sterben, wenn ich lüge." Sambi kutalla mono heißt: „Gott sieht mich." Darauf läßt man ihn also als freien Mann in Dumbas Dorf. Auch dieses Milonga wäre demnach erledigt.

Wir brechen auf und setzen uns in Bewegung, da entdecke ich ein kleines hühnerhausartiges Hüttlein. Darin liegt ein Schwirrholz, ein veritables Schwirrholz! Aber leider ist es nicht möglich es zu erwerben; keiner will mir die Bedeutung dieses Dinges sagen, und der „Geistliche" des Ortes ist leider „verreist", auf Amtsreisen. Mit blutendem Herzen nehme ich von dem unscheinbaren Ding Abschied.



Euphorbienzaun des Häuptlingsgehöftes von Kolokotto.

Nach Originalzeichnung.

Talauf — talab geht es der Dunkelheit entgegen. Auf den Kuppen liegen die Pamballadörfer, das Land ist stark besiedelt; talab bringt uns die Tipoya trockenen Fußes über die Sümpfe und Bäche; wir waten hier durch den sehr seichten Ngo, talauf auch über einen höheren langen Savannenhügel, der eine Aussicht über die weiten Lande gewährt. Es ist so schnell dunkel, daß ich kaum die Rutenaufnahmen durchführen kann, als wir endlich einen anscheinend mächtig langen Rücken ersteigen und in Mbonga, der Residenz des edlen Matande, hochgeborenen Pamballachefs, anlangen.

O fröhliches Lagerleben! Vor der Halle, die hier erfreuliche Dimensionen zeigt, wird ein Feuer gemacht. Im Innern ist bald meine liebe Wagenlaterne angezündet, der Tisch ist aufgeschlagen. Kataraje bringt einen bequemen Rock und leichten Hut, einige Hühner des Häuptlings wandern in den Kochtopf und dann erscheinen die Kalebassen mit herrlichem Malafu. Rechts und links schlägt Tschikaja unsere Betten auf, draußen gruppieren sich unsere Leute auf Matten um die Lagerfeuer. Alles ist fröhlich, nur die Bajakka und Bajansi haben natürlich einen kleinen Krakehl, der Leben in die Unterhaltung bringt und auch in heiterer Ungeduld erledigt wird. Ich ordne noch schnell meine Papiere, trage dieses und jenes ein und revidiere die Flinten. Schnell ist eine gute Suppe gelöffelt, ein gebratenes Huhn verspeist. Bei einer Tasse Tee und einer Pfeife Tabak plaudern wir noch behaglich, ich emsig bedacht, noch mancherlei Nachrichten über die Pamballa einzuziehen.

Dann schlüpfen wir in die Betten. Ich kann allerdings lange nicht schlafen. Der „rote Hund", eine törichte, in Wahrheit nichtssagende, arg juckende Hautkrankheit, hat sich meiner Hände bemächtigt und scheucht den Schlaf hinweg.[1]) So sehe ich denn noch die letzten Feuer verglimmen; die letzten Plauderworte der Neger, die weit umhergelagert sind, ersterben; es bleibt an Lauten nichts übrig als einige Schnarchtöne und der Marschtritt der Wache. Dann naht auch mir ein zauberisches Traumleben. Liebe Gestalten aus dem fernen Europa huschen unter dem Palmengürtel und eilen mir über die Savannenrücken entgegen. Unter dem Dache des Pamballarathauses versinke ich in die Weltvergessenheit.

2. März 1905. Der frühe Morgen findet mich bei einem Bummel durch das Dorf. Kuilutypus. Der Beleg ist für mich da, die Pamballa bauen nicht anders

[1]) Ich hatte den Ausbruch dieses Leidens selbst zu verantworten. Denn allen guten Ratschlägen zum Trotze hatte ich mich verleiten lassen, meine Hände mit wollenen Decken und Stoffen in Verbindung zu bringen. Der Afrikareisende kann bei der Auswahl der Bettsäcke und Wäsche nicht vorsichtig genug sein. Ich empfehle auf's Dringendste, die Wäsche Lahmanns, die Heinzelmann in Reutlingen herstellt. Abgesehen davon, daß sie sich sehr angenehm trägt, schützt sie auch gegen die Gefahren des in Afrika schnellen Temperaturwechsels, unterstützt die Tätigkeit der Haut und gibt keine Veranlassung zur Entwickelung des „roten Hundes", und — was überaus wichtig ist — sie ist fast unzerstörbar: Ganz besonders wertvoll sind die Schlafsäcke, die nach Lahmanns Rezept hergestellt werden.

wie Bajakka, Bajansi, Bahuangana. In der Mitte das Häuptlingsgehöft, in welchem hier 40 Damen neben dem behaglichen Matande herrschen, umgeben von Euphorbien. Im übrigen tritt in den Pamballadörfern zum ersten Male der Guba-(Erdnuß-)Speicher auf, ein viereckiger Pfahlbau, mit Stabwerkwänden, der aufgemacht wird, indem man das Dach hochhebt. Ein Wink aus dem Süden! Allerhand Kram wird noch erworben, dann nehmen wir Abschied.

Talab, talauf — in einem Ort bleibt Lemme malend zurück, in einem andern Ort erwerbe ich einen wundervollen alten Herrscherstab, um den mich später alle beneidet haben; ab, auf, ab — ein höheres Berglein wird noch überschritten, dann liegt unter uns auf einem waldumkränzten Hügel Kolokoto, die Blüte des Kautschukhandels. Um 10 Uhr mache ich die Bekanntschaft van Imps Tata Ja, wie er heißt, (Tata-Vater, Ja nach Jean gebildet).

Dieser junge van Imp stellt jedenfalls den eigenartigsten Typus unter den jungen Kaufleuten dar, den ich bis dahin in Afrika gesehen habe. Er ist vom Scheitel bis zur Sohle Kaufmann. Vielleicht ein Kaufmann von etwas engem Horizont, ein Mann, dessen A und Z Kautschuk ist. Er hat die bedeutendste Produktion an Kautschuk im ganzen Kassaibecken erzielt, und er hat sie nur erzielt durch einen eigenartigen Verkehr mit den Negern, unter denen er 4½ Jahr lebt, zu denen er mit 20 Jahren gekommen ist, deren Sprache er vollkommen beherrscht und die ihn über alles lieben. „Tata Ja" lebt wie die Neger, er spricht und gestikuliert wie sie, er ißt, was sie essen, schnupft mit ihnen, tanzt zwischen ihnen und ist doch ein äußerlich verhältnismäßig zivilisiertes Exemplar der Sorte homo Europäus geblieben, ein Mann mit roten Wangen und blonden Haaren, in einem hübschen weißen Anzug und gut gepflegten Händen. „Tata Ja" nennt sich Vater der Pamballa, wie ja auch die Bajakka „Lukunga" ihren „Tata" nennen. Er erfüllt sein Amt, indem er die Milonga regelt — eine Sache, die, wie ich schon berichtete, nicht ganz ohne Profit, aber auch nicht ganz ohne Gefahr ist —, indem er ihnen hier und da hilft, indem er mit ihnen singt, schnupft, tanzt, und vor allen Dingen, indem er ihren Handelsgeist anspannt. Er macht häufige und lange Reisen durch ein großes Gebiet und kauft selbst Kautschuk auf, regelt die Milonga und sieht nach dem Rechten. Die Hauptsache ist aber, daß er die Leute anregt, selbst zum Handeln auszuziehen. An jedem der drei Morgen, die ich in Kolokoto verbrachte, kamen die Leute in langen Zügen und schleppten aus teilweise fernen Gegenden ihre Kautschukkugeln (es ist alles Kräuterkautschuk) herbei, um dafür ihr Salz zu empfangen. Der Neger ist der geborene Zwischenhändler. Das ist die Eigenschaft, die „Tata Ja" weiterentwickelt hat. Mit dem Salz kaufen die Pamballa in billigen Gegenden Ziegen, mit den Ziegen ziehen sie in die ziegenarmen Länder und handeln dies Produkt ein.

Es ist ein Vergnügen, van Imp beim Kautschukhandel zu sehen. Die Neger sagen lachend: „Tata Ja stiehlt den Kautschuk“, weil er mit einer unglaublichen Geschwindigkeit sein Maßglas in den Salzsack und dann gefüllt wieder heraus hin- und hergleiten läßt. Man zählt die Becher, die er ausschüttet, aber man kann nicht sehen, ob sie voll gemessen waren. Lachend bringt er sie zum Handeln, lachend bringen sie den Kautschuk, und singend ziehen sie mit ihren Paar Kilo Salz wieder ab.

Daß dieser Mann eine ganz enorme Kenntnis der ethnographischen Eigenart der Gegend besitzen muß, versteht sich von selbst, und demnach hatte ich viel, sehr viel von ihm erhofft. Zunächst war allerdings gar nichts zu machen, denn es waren just große Mengen von Kautschuk angekommen, demzufolge er hinter seinem Stabverschlag saß, maß, wog, zahlte, sang und dann und wann ein Glas Malafu trank bei, welcher Tätigkeit ihn Kamerad Mignon durch Wägen des Kautschuks sehr eifrig unterstützte. Somit wanderte ich denn baldigst in das Dorf und studierte für mich. Bald kam auch Lemme an, befriedigt von seiner Arbeit, hungrig und durstig. Bis nach zwei Uhr mußten wir aber aushalten, denn zunächst waren die beiden Belgier emsig beim Kautschuk tätig.



Afrikanische Volkstrachten: Bassonge bei Ikoka.

Nach Tisch ward dann der arme Herr Lemme in eine Hütte gesetzt. Einmal muß ja doch ein Hütteninneres abkonterfeit werden, und so geschah es denn hier in Kolokoto. Er schwitzte in dem rauchigen Innern fürchterlich!

3. März 1905. Gestern abend habe ich unseren 60 Leuten eine Ziege geschenkt und sie waren selig. Wir selbst waren auch guter Laune und sind ziemlich spät in die Betten gekrochen. Wir schlafen in dem Hause, in dem der unglückliche Wautier seinerzeit zwei Nächte verbracht hat. Wir schliefen gut, ich allerdings nicht ohne meinen „roten Hund“.

In dem Pamballadorf, welches direkt bei der Station liegt, geht heute etwas Besonderes vor. Eine Frau ist krank, und nun muß festgestellt werden, wer der „Attentäter“ ist. Denn wenn jemand erkrankt oder stirbt, muß immer ein anderer

daran schuld sein. Irgend ein festzustellendes Individuum, auf das der Verdacht fällt, erhält einen giftigen Trank, den Tee einer giftigen Baumrinde. Erbricht das Individuum den Trank, so ist es unschuldig. Andernfalls stirbt es sowieso, denn es ist ein Gifttrank. Die Entscheidung hängt von der Masse des genommenen Giftes ab, ist also einfach vorher zu bestimmen. Hier hockte nun ein junger Mann von 18 Jahren in stoischer Ruhe seitwärts mit einer kleinen Dosis dieses M'putu-trankes im Leibe. Denn das ist fast Regel: jungen Menschen gibt man wenig, alten viel. Der liebenswürdige Usus dieser Stämme bestimmt alle alten Leute, die nicht einen besonderen Schutz haben, auf diesem Umwege zum Tode, wenn sie nicht als ganz überflüssige Individuen einfach lebendig begraben oder stranguliert werden. (Vergleiche das neunte Kapitel.)

Im vorliegenden Falle hockte der junge Mann mit stoischer Ruhe im Winkel, alle anderen um ihn herum. Er ahnte wohl, daß alles gut abgehen würde. Es war nicht möglich, den kleinen M'putumörser, in dem die Rinde zermahlen wird, zu erwerben, erst später und durch Zufall konnte ich solch Stück erobern.

Um 3 Uhr ist Parole. Alle Arbeiter der Station treten im Kreise an. Dreihundert — ein stattlicher Kreis. Die Leute werden verteilt, einige schneiden die großen Kautschukbälle in Stücke, andere diese Stücke in Stückchen, wieder andere wenden in den Speichern die trocknenden Mengen usw. Die Arbeit verläuft nicht schweigend. Man singt. Tata Ja geht von Gruppe zu Gruppe, singt mit ihnen, lacht mit ihnen; alles verrichtet sein Werk jubelnd.

Eilig zieht inzwischen ein Gewitter empor. Ehe noch jemand daran denkt, jagt der erste gewaltige Gewittersturm über die Station und packt das Dach eines großen Speichers, unter dessen Veranda einige 200 Neger sitzen und Kautschuk schneiden. Er packt das Dach und hebt es auf der Stirnseite aus seinen Stützlagern, aus den eingeschnittenen Balkenköpfen. Im nächsten Augenblick kann ein neuer Sturm schon das Dach herunterwerfen. Es gilt also das Dach umgehend wieder in sein Gerüstbett zu heben. Einige Dutzend Arbeiter müssen mit langen Stangen das Dach heben, andere müssen es ein wenig verschieben. Es gilt Eile und gemeinsamen Hub und Schub. Tata Ja steht unter den Leuten und dirigiert sie. Aber wie anders macht der Mann das jetzt wie vorhin! Er haut ordentlich dazwischen. Dann ruft er ihnen energische Mahnworte zu, die weder schmeichelhaft noch zart sein dürften. Und richtig, er brüllt, haut und dirigiert energisch solange, bis die Sache ordentlich in Schick und Richtigkeit gebracht und außer Gefahr ist.

Er erklärte mir nachher, daß eine längere und gleichmäßige Arbeit durch Gesang und Vergnüglichkeit zu fördern, daß aber eine schnelle, plötzliche, gemeinsame Handlung nur durch Anspannen der äußersten Mittel zu erzielen sei. Der über alle Maßen beliebte Tata Ja war sehr energisch, und die Neger sahen auch vollkommen ein, daß das ganz sachgemäß war. Ich werde gleich zu erzählen haben, mit welchem Jubel gerade an diesem Abend, nachdem er einige

ganz gründlich vorgenommen hatte, die Pamballa Kolokotos van Imp huldigten.

Inzwischen hat das Gewitter sich ordentlich ausgetobt — eine strahlende Sonne bricht hervor. Das Landschaftsbild gewinnt noch dadurch an Schönheit, daß schräg unter uns eine Wiese angezündet ist, über die nun Flammen und Qualm hinfegen. Ein ordentlicher Regenguß hat die Luft gereinigt und Lemme hat im Schweiße seines Angesichts das Innere des Pamballahauses abgezeichnet. Nun ist Feierabend. In Gruppen stehen die einzelnen Vertreter der Negerstämme, die hier arbeiten, zusammen. Schräg unten unsere Bajansi und Bajakka, über den weiten Platz verteilt die Pamballa, Bassongo, Bangango, Bassamba van Imps.



Afrikanische Volkstrachten: Träger bei Ikoka.

Mignon hält unten an unsere Leute eine Ansprache. Sie antworten jubelnd mit ihrem Stammesgesang. Das reizt Tata Ja. Er tritt unter seine Pamballa und sagt einige Worte. Und was nun kam, war von einer geradezu großartigen Eigenart. Alle Neger Tata Jas stürzen auf ihn wie wütend und kriegerisch mit erhobenem Arbeitsmesser zu. Er bleibt mit untergeschlagenen Armen stehen. Jauchzend und singend stehen und tanzen mit gleichsam drohend erhobenen Messern die 300 Neger um ihn herum.

Bald ist er nicht mehr zu sehen, so dicht umkreisen ihn Negerleiber und erhobene Arme mit Hacken und Messern in den Fäusten.

Von der andern Seite naht lachend Tata Lukunga, hinter sich seine 60 Bajakka und Bajansi. Tata Ja ruft laut. Alles schweigt. Tata Ja hält ein Mojo, eine Ansprache, die dröhnend beantwortet wird. Tata Lukunga hält eine

Ansprache. Inzwischen sind auch die Leute aus dem Dorfe und die Kautschukhändler gekommen, und nun stehen über einhalb Tausend Neger um uns herum. Tata Ja erklärt den Leuten, die meine Daseinsform nicht recht verstehen, was ich will. Er erklärt, daß die Leute in Europa immer sagten, die Leute am Kuilu seien Bassanschi (Wilde), die nicht arbeiten könnten. Ich wolle nun aber zeigen, was sie könnten, deshalb ließe ich alle ihre Sachen abzeichnen und kaufe ihre Kitekki und Kautschuk, und Hühner und Ziegen wolle ich nicht kaufen, — das sei die Sache.

Natürlich macht das den Leuten ebenfalls Spaß und sie jubeln nun auch mir zu. Sie haben mich ja so wie so gern, weil ich mich mit ihnen abgebe und weil ich mit ihnen spiele und lache. Also alles jubelt wieder. Da rufe ich ihnen denn auch einige meiner ersten Kenntnisse in ihrer Sprache zu:

„Kibantu Mojo" (Anruf).

„Mojo", brüllen die 500 Kehlen.

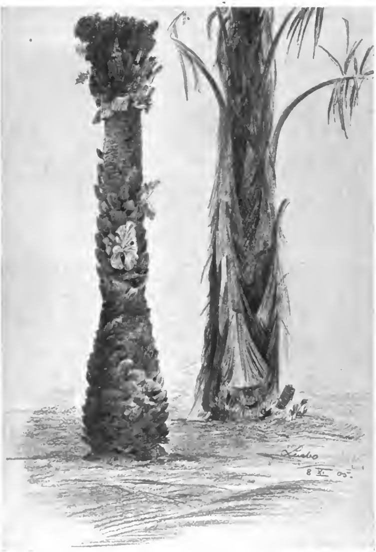
Dreimal brüllt alles Mojo.

Am großartigsten aber gestaltete sich der immer folgende Schlußakt. Wir vier Europäer tanzten vor den 500 Negern her, und die 500 Neger sprangen, ihren Gesang brüllend, taktmäßig hinterher. Einmal hinauf den Platz, einmal hinunter. Der Chor und der Tanzmarsch hinter uns war von so großartiger Wildheit, daß ich mir nun sehr wohl Massenszenen, wie sie früher an den Höfen großer Fürsten Innerafrikas vorkamen, vorstellen kann.

Dann heißt es „Imene" — Schluß.

---

4. März 1905. Die Ausdauer wird zuletzt belohnt. Vergeblich hatte ich mich bis jetzt nach der Vergangenheit dieser Stämme, nach dem Grund ihrer merkwürdigen Verbreitungsform, der Zersplitterung in der Verbreitung erkundigt. Bisher hatte mir nie jemand antworten können. Nun erhielt ich die erste brauchbare Antwort. „Bahungana, Pamballa, Bapindi, Bassongo (die hier nichts anderes als Bajansi sind), Bangongo, Bajakka und Bassamba saßen vor langen, langen Zeiten (tame, tame, tame) am Kuango. Da kamen die Mulloa (auch Malloa oder Milloa ausgesprochen), die weder so weiß waren wie die Europäer, noch so schwarz wie die Neger, und verdrängten alle Stämme vom Kuango nach dem Osten, in welchem Gebiet damals nur Bassongo oder Bajansi altansässig waren." Die Mulloa sind dann langsam verschwunden, weder verdrängt, noch getötet, sie sind offenbar in den Stämmen, die sie beherrschten, aufgegangen. Mehr als diese Tatsache konnte ich bisher noch nicht erfahren. Es muß das aber mehrere Jahrhunderte her sein, denn ein etwa 40jähriger Mann sagte: „Mein Großvater hat es von seinem Großvater gehört und der hat es auch nur gehört."



„Elephantenohr“ an Palmen, die Dr. Ludwig Wolff 1885 in Luebo gepflanzt hat.
(Siehe Text Seite 36.)

Diese Mulloa sollen nach anderer Angabe, die mir in Kinschassa wurde, unter den Majakalla wohnen. Wenn ich nun nicht sehr irre, so nennt Pogge die herrschende Rasse in der Mussumba auch Mulloa, und Wißmann sagt irgendwo, die Mulloa seien Baluba. Damit ist diese Kette geschlossen.

Ohne weiteres verstehe ich nun die Eigenart der Stämme und Stämmchen am Kuilu. Es sind abgeschlissene Kristalle, Bachkiesel. An den Webstoffen der Bahuangana, den Bechern der Bassamba, den Hörnern der Bajansi erkennt man noch ahnend die einstige Gestalt dieser Kulturgüter, die bei den Baschilele und Bakuba voll erhalten zu sein scheint. Ich habe das Vorstehende hier so wiedergegeben, wie ich es damals in meinem Tagebuche aufschrieb. Die endgültige Fassung dieser noch oftmals erwogenen und durch weitere Nachrichten noch klarer gelegten Verhältnisse wird in dem Bande der Ethnographie des Kassai und Kongo Platz finden. Was an ethnographischen Notizen hier wiedergegeben ist, soll nur zeigen, wie ich allmählich in die Materie eindrang und das Beobachten lernte. Und so soll der Leser des Werkes meine Freude teilen und mit dem Schreiber auch auf ethnographischem Gebiete in den Stoff hineinwachsen. So wird diese Form eine Einleitung in das Verständnis für die Ethnographie sein können.

Übrigens erlebte ich nach einer halben Stunde einen Beleg für die Zerschmetterung und Zerstreuung dieser Völker. Kommt da eine Kautschukkarawane singend an. Singend hockt die Händlerbande vor unserer Veranda nieder. Da tritt unser Mojanda vor sie hin, hockt sich auch nieder. Erstaunen auf allen Zügen, als einige Worte gewechselt sind! Die eben Gekommenen sind Bajakka vom Gobari und zwar heißt ihr Dorf wie das Mojandas, Kikuanga. Die Sache ist so zu erklären, daß vor einiger Zeit in unserm (Mojandas) Kikuanga ein Streit und eine Sezession eintrat. Die Sezessionisten ließen sich im neuen Dorfe am Gani nieder. Nun war man sehr erstaunt, durch den Kautschukhandel wieder zusammengeführt zu sein und beschloß, sich zu besuchen. Interessant war mir, daß der Führer (Kapita) der Gobari-Bajakka vor Rührung weinte, als Mojanda vor ihm niederkauerte. Lange saßen sie so einander gegenüber und sprachen leise miteinander.

Dieser Morgen brachte mir außer der Mulloanachricht noch eine andere schöne Wissenschaft. Ein Pamballamann hatte von meiner Kitekkileidenschaft gehört und hatte in der Eile einige Prachtexemplare zusammengebracht. Sie wurden natürlich sofort erworben und dann der offenbar kundige Mann ausgefragt. Ich habe sehr schöne Fortschritte in der Geduld gemacht und heute ernte ich meinen Erfolg. Also alle diese Kitekki, die ganze Figuren darstellen, sind Schutzherren des Besitzers und — Rächer. Jeder hat einen eigenen Namen. Kinguango, Kiteschi und Majoga nannten sich drei von Lukullu stammende Herrschaften mit dem Typus der „frommen Helene." Mannoa heißt ein Recke vom Ngo. Als mir der Mann die Sache erklärt und übergeben hat, fügt er hinzu:



Zeremonial bei Belo. (Text Seite 74.)

(Nach Zeichnung.)

Die Ornamente des Rahmens sind wie folgt ausgewählt: die Köpfe und Figuren nach Elfenbeinamuletten der Babuangana, die Augen der Seitenstreifen nach dem „Meso“-Ornament der Bajakka, die Hintergrundlinien der Bänder oben und unten nach den Becherverzierungen der Bapindi und Babunda.

„Gib ihnen weder Hühner noch Ziegen — noch Menschenblut, sondern immer nur Kolanuß!" Auf der Brust der Figur klebte auch lauter Kola.

Inzwischen schritt die Zeit fort. Um ³/₄9 Uhr wird Abschied genommen. Wir packen noch vier Papageien auf, die wir Tata Ja verdanken, und ziehen von dannen.

Zunächst auf der alten Route. Im Dorfe Kipuala kauft Mojanda eine seiner dort an den Chef verheirateten Schwestern (wie das hier durcheinanderwimmelt!) zurück. In Mbonga brechen wir ¼ nach 12 Uhr auf. Das ist der Ort, an dem wir vor einigen Tagen übernachteten

Der freundliche Chef bringt wieder seinen Malafu. Dann fängt für Mignon aber auch das Geschäft der Heimreise an. Unser Geschäft der Heimreise und Mignons Hauptaufgabe beruht im Ankauf von Lebensmitteln. Mitschakila ist keine Station für Kautschukgewinnung. Es ist eine Transitstation. In Mitschakila kommt der Kautschuk von Belo an und wird hier vom Dampfer, der die Waren für das Hinterland abladet, in Empfang genommen. Außerdem hat aber Mignon für die Verproviantierung des in einem nahrungsarmen Lande gelegenen Dima zu sorgen. Mitschakilas Umgegend ist reich an Ziegen, Schweinen und Hühnern, Eiern und Öl usw. In Mbonga kaufte Mignon heute 100 Eier, einige Ziegen, einige Hühner. Dieses Aufkaufen ist für unsere Heimwege immer bezeichnend und gibt unserm Zuge einen krächzenden, meckernden, quakenden und grunzenden Anstrich. Ein Handel hebt den andern. Leute, die Mignon Huhn und Ei bringen, schleppen für mich auch irgend eine ethnographische Sache herbei, und umgekehrt.



Allerhand Besuch in Mitschakila: Freund Mojanda mit seinem Lieblingshunde.

Matande hat aber noch ein Anliegen. Er kommt feierlich mit einem Pfeil in der Hand. Diesen Pfeil überreicht er ebenso feierlich Mignon. Matande hatte einen Mann gekauft. Dieser Mann war gut genährt und gepflegt. Doch die Leute, von denen er gekauft war, haben ihn (ich glaube heimlich) zurückgeholt. Sie wollen ihn nicht wieder herausgeben.

Nun übergibt Matande Mignon diesen Pfeil, das soll heißen, daß Matande Mignon das Milonga in dieser Sache übergibt. Also endlich wieder ein kleines Milonga. Wir sind fast „reisender Rechtsanwalt". Mignon nimmt den Pfeil an und erhält die Erklärung, daß Matande ihm im Falle eines glücklichen Verlaufes alle seine Ziegen überweisen wolle. (Das heißt, tragisch darf man solche Versprechen nicht nehmen.)

Wir haben gespeist. Um 12 Uhr bricht meine Expedition brüllend — besonders einer der Träger, der den Damen Matandes gegenüber zu liebenswürdig war und deshalb wohlverdienterweise Prügel bekommen hat, brüllt —, gackernd und meckernd auf. Mignon bleibt unterwegs ein wenig zurück, um schnell ein kleines Milonga zu erledigen. Ein drohender Tornado findet uns in Kiange in gutem Schutz im „Rathaus". Wir wollen schon wieder aufbrechen, da sieht mein ethnologisches Auge zwischen Webstuhl und Blasebalg einen Mputtumörser. Ein Wink zu Tschikaja hinüber und er ist abgeschnitten. Natürlich will ich kaufen, aber Tschikaja, der gebildete christliche Neger, hat den Wink nach Negersinn verstanden. Blitzartig schnell hat er ihn unter dem Rock versteckt. „Es hat keiner gesehen," erwidert er grinsend auf französisch. Er hat kein Verständnis dafür, daß ich auf jeden Fall bezahlen will. Das ist der „ehrliche christliche Neger".

Hier weichen wir von der alten Route ab und wandern einen gleichen Weg dem Ngo zu, der an einer Stelle überschritten wird, wo er reißend und ungemütlich ist. Zur Hälfte stellt ein Baumstamm eine Brücke dar. Lemme und ich schwimmen lieber, Mignon wird getragen und daher am verkehrten Ende getauft. Ebenso entgehen einige Lasten nicht dem Bade. Wundervoll machen sich die Ziegen und Hühner im Wasser. Wenig später treffen wir in Dabakuango, auch einem Pamballadorf, ein. (Bis auf die Bapindidörfer waren es lauter Pamballa auf der Reise.) Der Chef Pombo überweist jedem eine Tschimbeck (Hütte). Eine Wand wird in solchem Falle einfach umgelegt. Herrliches Nachtquartier, bis auf den „roten Hund"!

Der liebenswürdige Häuptling bietet uns einige Hühner, zwei Schweine, drei Ziegen und — ein wenig abseits — eine junge Frau, sowie noch einen Sack Kautschuk zum Kaufe an, was alles bis auf die Dame erworben wird. Einige gute Kitekki (Kakutti und Mojumbo genannt) wandern in die Sammlung.

5. März 1905. Ich entdecke vor der Abfahrt noch eine wunderliche runde Hütte aus Stroh mit leichtem Stabwerk im Innern und einem kleinen Eingeborenenbett. Das ist ein Nkissi, den die Frauen aufbauen, damit die Kinder in guter Gesundheit aufwachsen und stark werden. „Man setzt das Nkissi (das Bettgestellchen) auf die Erde und dann schlägt man den Tamtam; man stellt nachher Bindas (Kalebassen) mit Malasu dahin, welche die Frauen selber mit Mustern (Flecken) von Pembe (weiße Farbe) bedecken. Das ganze wird überdacht mit einem Hüttchen aus Stroh; es bleibt so zwei bis drei Monate und dann wird das Kind groß und stark. Probatum est. Die Hütte wurde ge-

zeichnet. Es folgt Abmarsch durch das Pamballaland über einen herrlichen Plateaurücken, Passage eines verlassenen Bapindidorfes und endlich Ankunft beim Bapindichef Bijungas, der sein Versprechen hält und mir heiligen Kram verkauft.

Es ist alles schön, und mein Vorrat an Tauschstoffen schwindet schnell.

Ich sitze unter einem Baum und trinke nach genossenem Handelsverkehrs- und Kitekki-Unterricht meinen Malafu sehr behaglich. Ich schaue zufällig empor. Da hängt über mir ein langer schöner Menschenknochen. Hm! Ich frage nach dem Woher, Wann, Wozu? Einer nach dem andern drückt sich verlegen. Endlich geht einer gar mit dem Knochen ab. Erst auf langen Umwegen erfahre ich, daß der Knochen „vom letzten Mahle" ist. Dazu die Angabe: „Wir essen sehr selten Menschen." Das ist doch beruhigend und erfreulich! Wir brechen dann bald auf und wandern auf dem alten Wege über Kikuanga zum Kuilu hinab. Ohne noch viel zu rasten, begebe ich mich gleich an die Arbeit des Ordnens und Ausschreibens. Man vergißt ja so schnell in Afrika!



Allerhand Besuch in Mitschakila: Mädchen bringen Mais und Maniok zum Markte.

Übrigens haben wir es mit der Rückkehr ausgezeichnet getroffen. Um 5 Uhr brüllt mit einem Male alles schwarze Volk der Station auf. Ein wenig später ertönt vom Strome eine Dampfpfeife. Es ist die Tanzmarie; Tanzmarie bringt Briefe aus Europa. Es sind die ersten Nachrichten, die uns erreichen

6. März 1905. Morgen kehrt die Marie zurück, und wenn die Jungfer diesmal auch nicht den letzten Anschluß an die diesmalige Post nach Europa darstellt, so soll doch sicherheitshalber mancherlei Briefwerk abgehen: zumal ich an den Direktor allerhand zu berichten und zu bestellen habe.

Ich bedauere es, die traurige Nachricht eintragen zu müssen, daß der Knabe Kataraje einer eingehenden und eindrucksvollen Ermahnung nicht mehr zu

4*

entgehen vermochte. Der Ärger mit den Herren Boys muß heute endlich einmal der Geschichtsschreibung aktenmäßig anvertraut werden. Meine Boys sind alle vier vorzüglich, ganz ungewöhnlich gute Boys, aber es sind eben Boys, und Boys wollen immer in der Furcht vor dem Herrn erhalten werden. Der eine fühlt sich vor dem andern zurückgesetzt. Da Tschikaja der einzige ist, der französisch spricht, und ich noch nicht weit genug in das Studium der Eingeborenensprache vorgedrungen bin, um alle Beschwerden der anderen drei Knaben entgegennehmen zu können, so erachten sich diese drei in echtem Negermißtrauen ständig



Der wichtigste Besuch für Mitschakila: Die „Tanzmarie" kommt.

zurückgesetzt. Jeder Tag bringt solch eine kleine Szene. Dazu kommt, daß jeder immer dem andern seine kleinen Arbeiten zuschieben will und daß hier in der Station zuviel Boys sind (7 Stück). Für den Marsch sind es zu wenig, für die Station zuviel. Ich warne jeden davor, zuviel Boys für das Standlager anzuschaffen. Bis jetzt hatte ich mich bemüht, die öffentliche Ordnung in meinem kleinen Staate mit Katzenköpfen aufrecht zu erhalten. Doch täglich wird Bummelei und Krakehlerei schlimmer. Daß der Kleinste die Gutmütigkeit seines Herrn und Meisters am meisten mißbraucht, versteht sich von selbst; daß ihn aber deshalb und weil er der „Lausbub" ist, die Strafe am schnellsten ereilt, ist ebenso natürlich.

Kataraje, mein angeblicher Bakubaknabe, hat am vierten Tage etwas verbummelt. Er erhält einen Klaps, er maulscht; er erhält eine Maulschelle, er maulscht noch böser; er wird gerufen, er kommt nicht; er wird nochmals mit malu malu (schnell schnell) gerufen und kommt im Schneckengang maulschend an; er erhält ganz gehörige Keile!

Und diese Keile sind wie ein Blitz in die Boybande gefahren! Eine haarsträubende Erkenntnis: unser Herr kann auch böse werden! Also springen Kataraje, Tschikaja, Schamba, der Koch! Alle sind wie ausgewechselt, nicht nur in der Geschwindigkeit, mit der sie kommen und gehen, nicht nur in der Verbesserung ihres Gedächtnisses, sondern vor allem auch in der Laune. Der mißmutige, mißtrauische Gesichtsausdruck ist verschwunden. Vergnügt strahlen mir alle vier entgegen. Die höhere Moral von der Geschicht: vergiß beim Boy die Keile nicht! Selten ist mir das direkte Bedürfnis des Negers, die Last seiner Rassenknechtschaft zu fühlen, so klar geworden als in dieser kleinen Geschichte.

Also die Boys springen; Tagebuch und Briefe nehmen den Tintenstift des Chefs in Anspruch, und der Professor der schönen Künste installiert seine Papageien, so daß am siebenten März die Marie alles wohlbereitet vorfindet. Erst heute komme ich nach der Kolokotoroute zu einer Erholung und einer innerlichen Verarbeitung aller heimgebrachten wissenschaftlichen Kenntnisse.

So trifft mich denn der 8. März bei der Reinschrift der ethnologischen Notizen, während Lemme sich dem Ölbildnis eines alten braven Muluba, der auf der Station arbeitet, und nachmittags der Skizzierung des Herrn Mbungu widmet. Bei letzterem wiederholt sich die alte Erfahrung, daß die stärksten Männer oft am wenigsten lange als Modell aushalten. Nach einer Stunde fällt er regelrecht um! Dieser starke, in großen Dimensionen gebaute Mensch! Nun, er wird mit Messern und Spiegeln belohnt, und die Sitzung wird zum Bedauern des Malers notgedrungen verkürzt.

Aber noch Wichtigeres ist heute für mich zu erledigen. Morgen werden wir nach Belo aufbrechen und etwa fünf Tage dort bleiben. Da soll nun alles in guter Ordnung zurückgelassen und die Gepäckverteilung heute schon vorgenommen werden. Es ist in diesen Gegenden ein schlechter Brauch, daß die Arbeit erst immer am Morgen des Aufbruchtages erledigt wird, und ich werde noch viel kämpfen müssen, bis ich die Nachmittagsvorbereitung in diesem Sinne durchgesetzt haben werde. Man verliert nach der hier üblichen Packweise am Morgen stets die besten Marschstunden. Ich will aber auch dieses Mal wenigstens mit meinem Expeditionskram schon am Abend fertig sein. Und so ward es auch.



Typische Inlandlandschaft aus dem Kuilugebiet:
Das Plateau von Kindundu, von Galangale aus gesehen.

Viertes Kapitel.

Der Besuch in Belo.

9. März 1905. Ein Gewitter hat uns gestern abend beglückt, eines stand während der Nacht am Himmel und brach gegen Morgen herab. Kamerad Mignon war, wie vorhergesehen, nicht fertig, und so gelang es nicht, vor 8 Uhr aufzubrechen. In eiligem Trabe geht es erst bis zu unserm Freunde Fumu Fiote, bei dem wir einige weitere Träger erwarten. Doch die Hoffnung täuscht, und wir ziehen mit einem bedauerlichen Mangel an Trägern über die wellige, hohe, unter dem Sonnenbrande schmachtende Steppe des Hochplateaus weiter. Der hohe Typus bleibt am ganzen Tage bis nach Galangale der vorherrschende. Nur zweimal überschreiten wir Bäche, einmal vor Molokko, dem letzten Bajakkadorfe, dann in der Mitte zwischen Molokko und Galangale, und zwar hier ein breites, dem Kuilu zueilendes Gewässer. Durch diese beiden Bäche wird das ganze Gebiet zwischen Kiwuanda und Galangale (auch Gandangale genannt) in drei mächtige, langgestreckte Höhenrücken gegliedert, über die wir hinziehen, entzückt von der Aussicht, die ein Schauen über die weiten Rücken und über nebenherlaufende Täler gestattet.

Als wir in Molokko Halt machen, treffen wir die ersten Leute eines Zuges von Trägern, die von Belo, dem Hauptsitz dieses Gebietes, abgesandt worden

sind, um noch vor unserer Abreise aus den Speichern Stoffe, Salz, Wein und Glocken abzuholen. Nach einer Stunde gelangt auch der Kapita mit dem zugehörigen Bericht für Mignon an, und nun ist die Frage, ob Mignon zurückkehren und den Leuten die Sachen aus dem Magazin übergeben muß. Und ich freue mich wieder, ein Beispiel für die oft und energisch bestrittene Zuverlässigkeit der unter guter Aufsicht erzogenen „Wilden" Westafrikas geben zu können. Monsieur Mignon übergibt seinem Kapita die Schlüssel. Dieser Kapita, ein vor nicht allzulanger Zeit in seinen Dienst eingetretener Pamballa und entschieden einstiger Menschenfresser von ca. 18—20 Jahren, geht also mit den 40 Beloleuten (lauter unverfälschten „Wilden") und mit den Magazinschlüsseln ab. Er hat eine schwierige Aufgabe. Denn aus all den vielen Sachen, die alle emballiert sind, das richtige herauszufinden ist nicht so leicht. Und doch ist dieser Kapita noch in der gleichen Nacht mit abgepaßt genau den richtigen Sachen in Galangale eingetroffen, und wir konnten uns am andern Tage über die gelungene Entsendung freuen.

Ich betone hier, daß Mitschakila erst vor ganz wenigen Jahren gegründet wurde, und zwar unter damals recht bösgearteten Stämmen. Das nächste Bajansidorf (Bungus) hatte bis vor einem Jahr überhaupt noch kein Europäer zu betreten gewagt. Diese bösgearteten Stämme arbeiten heute nicht nur auf der Station, sondern der Weiße kann die Station, die mit Waren im Werte von 40000 Mark gefüllt ist, seelenruhig eine Woche verlassen, kann seinen Schlüssel einem kaum der rohesten Wildheit entrissenen 20jährigen Burschen mit einem Troß von ca. 40 gänzlich „Wilden" anvertrauen und sich darauf verlassen, daß die gewünschten Sachen richtig gefunden, herausgenommen und überbracht werden, und daß er bei seiner Rückkehr die Station in vollständiger Ordnung und ohne bestohlen zu sein vorfindet. Aber natürlich sind dies Experimente, die nur dann ausgeführt werden können, wenn der Europäer die Neger gänzlich in seiner Hand hat, d. h. wenn sie im rechten Verhältnis der Kinder zu ihrem Vater stehen und wenn beide Teile seelisch und nicht nur sprachlich ständig in Konnex sind.

Also schrieb ich am 7. März 1905 in mein Tagebuch. Heute würde ich sagen, daß Monsieur Mignon ein liebenswürdiger und sicher vertrauensvoller, aber für Negererziehung zu vertrauensseliger Mann war, dessen schöne Herzenseigenschaften ihn adeln, aber auch schwer geschädigt haben. Denn kurz nach unserm Fortgange zeigte sich bei der Inventuraufnahme, daß sein Lager arg bestohlen war. Die Tatsache, daß die Station allein unter den „Wilden" blieb, die sogar die Schlüssel in Händen hatten, und daß nichts Schlimmeres als offenbar nur verhältnismäßig noch geringfügige „Mopserei" vorkam, bleibt bestehen. Aber „bemopst und bemanst" wurde Mignon, und den Vorwurf, allzu vertrauensselig gewesen zu sein, kann ich ihm nicht ersparen. Er trifft noch stärker seinen Vorgesetzten in Belo traf, der das geduldet und nicht gerügt hatte, obgleich er es

wußte. Die Station kann man allein lassen. Das bleibt ein gutes Zeichen für die gebundene Wildheit der Neger, aber alles muß geschlossen und verwahrt werden. Ich werde darauf später zurückkommen. Jedenfalls muß festgehalten werden, daß ein in solcher Stellung befindlicher Europäer seine Leute ebenso vor Versuchung bewahren muß, wie ein guter Vater seine Kinder.

Ohne unsern Kapita brechen wir auf und wandern über die langen Hügelrücken, Welle auf, Welle ab, im tropischen Sonnenbrande. Lemme schmachtet besonders, und ein kurzer Aufenthalt unter einem leider gar zu karg belaubten Baume, „unter dem alle Wanderer rasten," wie die Leute uns sagen, tut ihm wohl. Dann nur noch eine Stunde, und wir sind in dem großen Dorfe Galangale angelangt.

Galangale, ein liebenswürdiger Ort von ca. 250 Hütten, mit fröhlichen Pamballaleutchen, einem alten leutseligen Chef und einer sehr schönen Kinsassa (Halle), die alsbald unsere Betten überwölbt, beut uns Hühner, Ziegen, Eier, ein Schwein und ein Mägdelein. Bis auf letzteres wird natürlich alles dieses mit Salz und Perlen erworben. Schreiber dieses eröffnet am Abend zwar seinen ethnologischen Fragekasten, bekommt aber erst am andern Morgen, als er mit einer gründlichen Erkältung erwacht, einige gute Nachrichten. Dafür lohnt eine Promenade. Mit welcher Sorgfalt wird hier gefegt. Inmitten kleiner Stangengerüste, die hier ebenso wie an den Straßen europäischer Großstädte den Stamm schützen sollen, stehen sorgsam angepflanzte Maniokstauden, Bananenpflanzen und andere Gewächse als Schmuck. Vor den Türen die kleinen Pfahlställchen, in denen heilige Gegenstände, die Gehöfte schützend, lagern, und zwischen den Häusern die Erdnußschuppen, die ich schon bei den Pamballa in der Kolokotogegend bewundert habe. Weiter ab am Rathaus, das hier übrigens mit einem Pfahlzaun umgeben und demnach recht dunkel ist — ich habe auch noch Blasebalg und Webstuhl darin gesehen —, ist das Gehöft des alten Chefs, ein freundlicher, wie immer mit Euphorbienpflanzung eingefriedigter Weiler.

10. März 1905. Als der Morgen des 10. März anbricht, hat Lemme noch einige Rippenschmerzen. Er ist Tags vorher am Kuiluufer beim Besteigen des Bootes ausgeglitten und hat sich geklemmt. Mignon klagt über Leberschmerzen, und ich krächze. Meine Stimmung ist am schnellsten repariert, denn einmal geht es heute in das Gebiet der Plüschstoffe webenden Bahuangana, und zweitens glückt es jetzt, die Pamballa Galangalas zur Öffnung ihrer Weisheitsbüchsen und zur Herbeischaffung ihrer Kunstleistungen zu bewegen. Da erwerbe ich meine ersten Bogen mit zierlich geschnitzter Innenseite. Zum ersten Male höre ich davon, daß die Ornamente auf den Kalebassen Namen haben. Aber noch ist das nicht klar genug. Ich traue dem Zauber nicht recht. Erst in Belo sollte mir genauere Kunde werden. Übrigens bestätigt hier ein alter Mann die Mulloakunde und fügt hinzu: „Die Bajakka sind zuletzt gekommen. Zur Zeit meines

Großvaters. Sie trafen die Pamballa, Bapindi und Bakuangana schon in den heutigen Sitzen. Die eigentlichen Wanderstraßen liegen aber weiter im Norden." So wird das Bild immer verständlicher, und den guten Kunden entsprechend, ändert sich mein Krächzen schnell.

Um 8 Uhr brechen wir auf. Im Trab geht es über einen langgestreckten Höhenrücken, auf einem Paß zum andern Savannenrücken hinüber, der insgesamt mit einem dann folgenden breiten Savannental uns von dem Dorfhügel der Bahuangana trennt. Wir marschieren diesen Abhang hinab, da stürzt



Äquatoriale Fruchtspender: Ananas, gezeichnet bei Bena Makima.

Kataraje auf mich zu: „Bondukki, Bondukki!" (Gewehre, Gewehre). In wahnsinniger Hast plappert er in dem ihm angestammten Kikuba allerhand, aus dem ich entnehmen muß, daß die Spitze der Karawane an der seit 1/2 Stunde Mignon und Lemme marschieren, angegriffen ist. Im hohen Grase kann ich nicht viel sehen und muß annehmen, daß die Herren vorn ohne Gewehr und gefährdet sind Also das Leder herab von Parabellum und Mauser. Richtig sehe ich auf 400 m Entfernung etwa 200 Neger in wilder Eile sich durch das Gras hindrücken und auf einer ferneren Hügelwelle Aufstellung nehmen. Kataraje fleht mich an zu schießen. Ich ziehe meinen Goerz heraus und sehe — lauter Frauen.

Der Fall ist gut! Glaubt man in solchem Falle dem geängstigt nach dem Knall der Büchse schreienden Ruf der Neger, dann mag man selbst den Krieg beginnen. Ruhe ist auch hier die Hauptsache, und ich habe nachher die Leute furchtbar ausgelacht, weil sie mit den vor uns fliehenden und sehr erschreckten Weibern der Bahuangana Krieg führen wollten. Ich ließ sie durch mein Glas sehen und sie waren selbst konsterniert und lachten. Übrigens war es meinen beiden Herren nicht viel besser gegangen, und sie hatten sich auch einen Augenblick täuschen lassen.

Da Mignon übrigens mit meiner ethnologischen Forschungslust und dementsprechendem Zweck ein kleines Milonga verbinden wollte, zogen wir mit größerer Vorsicht in dem sehr großen Dorfe der Bahuangana, genannt Kindundu, ein.

Unter dem mächtigen Dorfbaume nahmen wir Platz. Allerdings jetzt nicht für geraume Zeit, denn es drängte mich, die Web- und Schmiedekunst der als Künstler in diesen Dingen berühmten Leute dieses Dorfes näher besichtigen und Lemme ein geeignetes Dorfstück als Vorlage für eine Ölstudie überlassen zu können. Das Dorf gleicht allen hiesigen Dörfern, erhält aber einmal durch mehrere große, in grinsendem Weiß prangende, auf Stangen aufgestellte Schädel — Zeugen kriegerischer und lukullischer Vorgänge —, sowie vor allem durch drei mächtig an verschiedenen Stellen aufragende graue Dächer ein ganz besonderes Gepräge. Dies sind die Schmiedewerkstätten, vor deren einer Lemme Platz nahm. Diese 5 m hohen palmblattbedeckten Gebäude sind der Konstruktion nach genau das gleiche wie die Kinsassen der anderen Stämme. Nur sind sie viel höher, das Dach ragt bis zur Erde hinab, und die Giebel sind locker mit Palmblättern verkleidet. Im Innern der übliche Blasebalg auf einem Lehmgestell und allerhand heiliger Kram: Beutel, Töpfe auf Astgestellen, Federwerk usw.

Vom Webwerk war nicht viel zu sehen. Es ist nicht die rechte Zeit, da die Palmfasern in der Regenperiode nicht geeignet sind. Es ist aber sicher, daß der Webstuhl und die Technik der Samtstoffe die gleiche wie bei den Bakuba sind.

Inzwischen beginnt Mignon energisch den Beginn des Milonga zu fordern, und der Dorfchef ist hierzu auch bereit. Nur ist der Sünder, um den es sich handelt, in die Matiti (ins Gras) entwichen. Also beginne ich eine neue Wanderung. Ich möchte doch einige „Andenken" für die Sammlung erwerben. Nur etliche Kitekki werden mit Mühe ergattert. Auch wird mir eine Lektion erteilt. Ein Mpungu ist hier ebenfalls ein kleiner Stab mit Kopf, der hier aber der Jagd dient. An den Wechseln werden Fallgruben errichtet und deren Zugang mit solchem Mpungu geschmückt, der die Aufgabe hat, alle Tiere herbeizulocken. Die eigentlichen Kitekki sind wiederum Schutzherren oder Schutzdamen. „Man gab ihnen früher die Namen Verstorbener," doch tut man es angeblich nicht mehr.

Rührend war eine Szene. Aus einem kleinen Pfahlställchen, in dem auch hier die Kitekki und ihre Nahrung aufbewahrt werden, will ich eine solche Figur erwerben. Der Besitzer, ein hübscher, junger, starker Kerl, wehrt ab. Erst findet er nicht die rechten Worte, so verwirrt ist er. Dann aber löse ich ihm auf freundlichen Zuspruch die Zunge. Ich übersetze möglichst getreu. „Geh fort, Tata Boka. Laß den Kitekki. Was (soll ich tun), wenn meine Frau krank ist? Was, wenn ich krank werde? Was, wenn meine Kinder krank werden? Als mein Großvater starb, ist der Kitekki gemacht. Mein Vater hat ihn gehabt. Geh fort, Tata Boka!"

Wer will da noch an das Museum denken?

An einem Hause ist statt der geflochtenen Tür eine geschnitzte Holzplatte angebracht. Sogleich erwacht wieder mein Sammlergewissen. Es ist ein schönes Stück mit einer geschnitzten Eidechse und mit zwei Gebilden, die meine Leute als Sonne und Mond erklären. Ich ließ sie sogleich zeichnen. Doch als ich die Tür kaufen will, heißt es: es liege eine kranke Frau in diesem Hause. Da könne man die Tür nicht fortnehmen. Sonst sterbe die Frau sicher. Man scheint die Tür immer in die Häuser der Kranken zu setzen. Es ist abermals ein Wink für die Bedeutung der das Leben darstellenden Eidechsen. Und der Ethnologe macht an der Tür des Todes mit seiner Sammelwut Halt. (Ich konnte später eine ganze Reihe solcher Türen



Äquatoriale Fruchtspender: Ananas, gezeichnet bei Bena Makima.

mit allerhand Schnitzwerk erwerben und werde sie in der Ethnographie behandeln.)

Wir beschränken uns darauf, das Angebotene zu kaufen, und fordern energisch den Beginn des Milonga.

Endlich ist der Mann herbeigeschafft. Wir nehmen in würdiger Weise Platz. Das Theater kann beginnen.

Der Fall ist einer der bezeichnendsten von all den Milongen, von denen ich bisher hörte.

Ein Mann aus dem Bahuanganadorfe hatte eine Frau aus dem Pamballadorfe Galangale mitgenommen und mit ihr ein Kind gezeugt. Zunächst sagt hierzu kein Mensch etwas. Dann aber stirbt das Kind plötzlich. Ein Nachbar des „Frauenmitnehmers" wird nun angeklagt, der „Ndokki" zu sein, d. h. den Tod des Kindes mit Nkissi (Zaubermacht) verursacht zu haben. Er beschwört seine Unschuld und erklärt sich bereit, den Mputtutrank (Gifttrank siehe S. 44) zu nehmen. Er tut es, gibt das Gift glücklich wieder von sich und wird von der Sünde des Ndokki freigesprochen. Damit wäre nun alles gut; als die Geschichte aber ruchbar wird, fällt den Leuten Galangales ein, daß ja die Frau nur „mitgenommen", daß demnach also der Tod des Kindes auch noch ihrerseits durch Strafgeldeinziehung zu ahnden ist. Also schickt der Chef von Galangale zum Chef von Kindundu und läßt zwei Männer und eine Frau fordern. Denn: „Habt ihr etwa selbst keine Frauen für eure Männer?" Als der Chef von Kindundu aber die Sache nicht in diesem Sinne regelt, läßt der von Galangale ihn gefangen nehmen und ihn in eine Holzgabel legen. Dafür bieten die Leute Kindundus für die Freilassung ihres Chefs eine Summe an Salz und Zimbu (Muschelgeld). Der Chef von Galangale nimmt dieses an, fühlt sich aber wohl infolge der feinen Diplomatie des Kindunduchefs, deren gleich noch Erwähnung geschehen soll, etwas betreten und erklärt dem Kindunduchef: „Ich bin ein großer Chef, du bist ein großer Chef. Deshalb sollst du nicht in der Halsgabel bleiben. Ich nehme das Salz an, gebe dir zehn Schweine, zehn Ziegen und schicke dich heim." Somit wäre die Sache also wieder ganz in der Ordnung gewesen, wenn nicht offenbar nach der Abreise des diplomatischen Kindunduchefs den Galangaleleuten klar geworden wäre, daß sie doch eigentlich ein recht schlechtes Geschäft gemacht hätten. Sie wollten nun wenigstens etwas retten und boten dem Kindundumanne als Ausgleich an: „Du erhälst das für die Befreiung deines Chefs gezahlte Geld an Salz und Muschelgeld zurück, gibst aber für das Geld zwei Männer und eine Frau" (das zuerst schon geforderte Reugeld).

Da saß nun also der in der Matiti aufgefundene Frauenmitnehmer, dessenwegen es gar leicht einen kleinen trojanischen Krieg hätte geben können, da sein Häuptling ja schon gefangen genommen war, und neben ihm erhob sich der Chef von Kindundu. Und der Chef von Kindundu begann sein Plaidoyer gegen die jetzt durch Mignon vertretene Forderung. Aber wie er sprach! Kein



Äquatoriale Fruchtspender: Pisang, gezeichnet bei Ikoka.

Rechtsanwalt kann vornehmer, mit mehr Würde, mit feinerer Beobachtung der Sitte sowohl als seiner Zuhörer sprechen. Er wurde nie schroff, nie ungehalten, nie roh, er blieb immer fein, überlegt und elegant und wußte das bei uns sogar weniger beachtete Kunstmittel der Pausen so geschickt zu verwenden, wie dies in keiner Rednerschule schöner zu hören und zu beobachten ist. Ständig behielt er dabei seine Umgebung im Auge, und als Lemme ihm zweimal freundlich zunickt, weiß er dafür, ohne seine Rede zu unterbrechen, mit einem hochvornehmen Lächeln zu quittieren!

Dabei redet er lange, fast eine Stunde, ohne zu ermüden. Als das doch nichts nützt und Mignon für seine übers Ohr gehauenen Galangaler die landesübliche Übersiedlung von zwei Männern und einer Frau fordert, da steht der Chef nochmals auf und betont, daß er als Chef und demnach Rechtsanwalt seine Pflicht getan und nichts zu verantworten habe, da jener, der am Boden sitze, die Frau mitgenommen habe.

Immerhin ist der Schluß, daß wir unsere drei Leute nicht bekommen, sondern nur eine Frau, daß wir also unser Galangaler Geld mit dem Rechtsanwalt Galangales (diesmal den Söhnen des Chefs) wieder mitnehmen. Aber wir sind pfiffig. Ich habe eine herrliche Holzpauke erworben, diese trägt mir auf Mignons Anordnung ein Kindundumann nach Galangale und in Galangale bleibt der Mann als Bürge. — Afrikanische Rechtspflege!

In Galangale wieder angelangt, entwirft Lemme schnell noch eine Ölstudie, während ich erst durch das Dorf pilgere und mich dann noch mit Mignon über Kambembe ärgere.

Ich muß diesen Fall des Muluba Kambembe hier näher erörtern, weil er

ein gutes Licht auf eine Völkerbeziehung im südlichen Kassaibecken wirft. Kambembe ist ein Kapita vom Stamme der Baluba. Ich hoffe, daß Lemme den Mann, ehe er abdampft, noch einmal malt, denn er repräsentiert wundervoll den Semitentypus der Baluba. Es war ein Mann, dem alles Vertrauen erwiesen wurde, und der dementsprechend eines Tages bei Monsieur Mignon stiehlt. Als Strafe kommt er mit seinen zwei Frauen und vier Kindern zum Gérand nach Belo und hier, wo niemand an den Diebstahl glauben will, bricht er in das Magazin ein und stiehlt größere Massen, die dann im Gras versteckt werden. Dabei sind alle sechs anderen Baluba, die in Belo waren, mit tätig, wieweit als Stehler, wieweit als Hehler, ist unklar. Eine Patrouille beobachtet ihn. Als er aber gestellt wird, leugnet er, leugnet, leugnet, leugnet. Man findet die gestohlenen Sachen teilweise in seinem Hause. Er leugnet. Zur Strafe kommt er mit seiner Familie wieder nach Mitschakila als Strafarbeiter. Und trotzdem weiß der Kerl eine Rolle zu spielen. Er ist und bleibt dem Europäer gegenüber die unterwürfige Kanaille, die Kuiluneger aber weiß er als Vertreter einer entwickelten Rasse in großem Respekt vor sich zu erhalten, weiß immer noch den Herrn zu spielen und sie für sich arbeiten zu lassen.

In Galangale hat er also wieder solch ein Herrenstück gespielt und ich ersuche, da er meinen Leuten zum sehr schlechten Beispiel dient, um seine Entfernung aus Mitschakila.

Ich erwähne den Fall als typisch. Hier trat mir zum ersten Male das Balubaproblem, welches nichts anderes ist als das Problem der Durchsetzung der zersplitterten schwarzen West- und Waldstämme mit einzelnen Individuen der hellen Südost- und Steppenvölker, entgegen. Es ist eines der schwierigsten Probleme der westafrikanischen Kolonialpolitik und ich will deshalb mit einigen Worten darauf eingehen.

Ein großer Teil Westafrikas und der Wälder des Innern wird bewohnt von dunkelfarbigen Stämmen, die keine größeren staatlichen Organisationen aufweisen, sondern in einzelne, nur sehr mangelhaft untereinander verbundene Dorfgemeinden zerfallen. Außerdem ist bemerkenswert, daß das Onkelrecht herrscht und die wesentlichen Arbeiten nicht von den Männern, sondern von den Frauen ausgeführt werden. (Siehe meine geographische Kulturkunde, S. 8 ff.) Von den Plateaus des Nordens, Ostens und Südens dringen nun helle, intelligentere Völker mit Vaterrecht, reich gegliedertem Staatswesen und vor allem mit der Männerarbeit auf diese Wohngebiete der schwarzen, älteren Völker ein. Das Kolonialproblem ist nun, daß die Männer der schwarzen Rasse eben nicht an die Arbeit gewöhnt und im allgemeinen zur Arbeit schwer heranzuziehen sind, wenn sie nicht, wie dies in alter Zeit üblich war, als Sklaven dazu gezwungen werden. Natürlich ist das auf direktem Wege nicht mehr durchführbar.

Trotzdem versuchen heute noch viele abseits der großen Verkehrsstraßen wohnende Europäer, auf eigne Faust das alte System ein wenig neu zu beleben. Hört die Öffentlichkeit davon, dann rauscht der Alarmruf der „Negermißhandlung" durch den Papierwald. Es ist typisch, daß derartige Vorkommnisse meist aus den westlichen Waldgegenden der schwarzen Menschen verlauten. Und da der Kongostaat den größten Teil davon einnimmt, so ist hier die ständige Gefahr am größten. Jedenfalls besteht das Problem der Erziehung der schwarzen Völker. Es ist eine wichtige Sache, denn die tropische Feld- und Waldarbeit hat Negerhände nötig.



Äquatoriale Fruchtspender: Pisang, gezeichnet bei Ikoka.

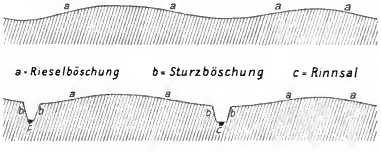
Eine der aussichtsreichsten Lösungsversuche besteht nun darin, daß die Europäer der Entwicklung entgegenkommen, indem sie einzelne Individuen der in die Wald- und Tiefenländer so schon vordrängenden helleren Rasse unter die „Schwarzen" versetzen und sie als Kapitas, als Arbeitsleiter anstellen. Im Kassaigebiet tauchen so allerorts Baluba und Bassonge auf, daneben Bena Lulua, die ja auch eigentlich Baluba sind, und außerdem Batetela. Werden die Leute vorsichtig ausgewählt, entsprechend erzogen und gut überwacht, so ist das Verfahren nicht nur zu billigen, sondern sogar sehr zu befürworten. Auswahl, Erziehung und Überwachung repräsentieren aber Forderungen, die eingehalten werden müssen. Über das, was unter Erziehung verstanden ist, spreche ich später. Der Fall Kambembe zeigte mir zum ersten Male die überlegene Rasse in ihrer Wirkung. Er stellt aber auch ein Beispiel dafür dar, wie man nicht auswählen darf und daß man nicht genug überwachen kann.

Das waren die Gedanken, mit denen ich am Abend des 10. März 1905 ärgerlich in den Schlaf hinüberhustete in der verpallisadierten Kinsassa zu Gandangale.

2. März 1905. Die fünfte Stunde des anbrechenden Tages trifft mich schon unter den Wandelnden, und zwar wandle ich im sanften Rieselregen. Der erste wahrhaft afrikanische regenzeitliche Wandertag hat begonnen, wozu die Mienen meiner beiden Begleiter wundervoll passen. Mignon hat eine schmerzende Leber, und Lemme stellt Betrachtungen über die etwaige Möglichkeit eines Rippenbruches an. Somit verschweige ich die Tatsache meines Schnupfenfiebers, nehme meinen Malafu, dann ziemlich viel Tee und lange möglichst schnell meine zum Aufbruch rufende kleine Trompete hervor.

So ist es 6 Uhr 45 Minuten, als wir in das Tal eines Baches, der zum Kiwenge eilt, hinabsteigen.

Die afrikanische Forschungsgeschichte kennt viele solcher Tage, und sie sollen auch gebucht werden. Aber allzu eingehend wollen wir uns nicht über die kleinen



Die üblichen Böschungsformen der westafrikanischen Lateritlandschaft, schematische Darstellung. (Die Kanten bei b sind natürlich im allgemeinen durch Abwaschung abgerundet.)

Leiden, die ein solcher Tag bringt, auslassen. Bei gutem Wetter — und ich hatte zwei Tage später sehr gutes Wetter — ist die Fahrt zwischen Galangale und Belo auch ein Vergnügen, aber doch eine kleine Strapaze; denn es sind nicht weniger als zehn Bäche zu passieren, die zum größten Teil die gleiche Bettung aufweisen. Sie fließen in einem Hügelland, welches, rein schematisch gezeichnet, im Ausschnitt so ausschauen mag wie untenstehend skizziert.

Hier hinein schneiden nun die Rinnsale noch eines zweiten Tales, das sehr schroffe Wände hat, so daß das Bild des Ausschnittes sich folgendermaßen darstellt:

Die Böschung a ist nicht schwierig zu passieren, die Böschung b stellt aber nicht nur Anforderungen an die Beine, sondern auch an die Arme. Man packt nach jeder Wurzel, nach jedem Stengel, um sich zu halten. Die Stengel in Afrika sind aber nicht immer haltbar, reißen häufig, so daß man leicht schneller herabgleitet, als es erwünscht ist. Außerdem sind an den Stengeln allerhand Blätter, die mit scharfen Rändern versehen sind, und heute flutet noch wunder-



Der Kuilu. Blick von Mitschakila nach Süden.
(Nach Ölstudie.)

voller Tropenregen, so daß der glatte, abschüssige Lehmboden keinerlei Halt bietet. Jeder Bachübergang ist eine kleine Strapaze, die leider nicht durch einen nun folgenden behaglichen Marsch ausgeglichen wird. Denn die breiten, schönen, behaglich zu überwandernden Savannenrücken, mit wohl dann und wann einmal etwas hohem, aber immerhin doch harmlosem Grase, fehlen auf diesem Wege Galangale-Belo. Auf unserm Wege herrschen Busch- und Palmenwälder und jenes breitblättrige Gras, das mit seinen rauhen Flächen die Hände des Wanderers poliert und zerkratzt, vor. Es gibt natürlich einen bessern Weg. Die einfachste geographische Überlegung zeigt das. Denn offenbar marschieren wir ziemlich parallel zum und in nicht allzu großer Entfernung vom Kwenge und passieren somit seine sämtlichen Seitenbäche. Damals kannte ich den Kwenge noch nicht, sonst hätte ich angeregt, von Kindundu, statt von Gandangale aus, und zwar in einem nach Osten offenen leichten Bogen, auf Belo zu zu marschieren. Dann hätten wir auf der Wasserscheide zwischen Ngo und Kwenge eine gute Straße gefunden. So überschritten wir unnötigerweise alle Seitenbäche des Kwenge. Das geographische Erkennen will auch gelernt sein. Hat man es erfaßt, so kann es bedeutende Strapazen ersparen.



Äquatoriale Fruchtspender: Bananen an der Waldgrenze bei Luebo.

Es regnete nach Noten. Mein Notizbuch ist bald ein Schwamm. Gut, daß Freund Zumpe in Berlin die Bücher so festgebunden hat, daß sie einige Stunden im Regen

aushalten können. Aber, was noch schlimmer ist: nach drei Stunden ist Wasser in meinen Kompaß geronnen. Die Nadel streikt und keine Wärme am Hüttenfeuer, kein Schwenken und Zusprechen vermag sie zu bewegen, heute wieder beweglich zu werden. In Sunsu ist die Routenaufnahme abgeschnitten. Ich konnte sie erst wieder auf dem Rückwege vervollständigen. (Lehre: zwei Kompasse mitnehmen!)

Meine beiden Herren ließen sich meist tragen. Mir sagte das im Regen gar nicht zu, und ich machte mit meinen Leuten die Sache im Trapp ab. Denn Bewegung und Schwitzen ist das beste Mittel gegen Schnupfenfieber und schlimme Erkältungen. Ich bin demnach gänzlich ab- und ausgewässert, als wir gegen 12 Uhr mit nachlassendem Regen in dem großen Dorf Dangi ankommen, wo ich mich, einer alten Vorsichtsmaßregel folgend, zunächst von innen bis außen gänzlich trocken kleide. Da mir dies eilig ist, geschieht es auf offener Straße in adspectu omnium. Das erzeugte ein Staunen bei den Eingeborenen, das den Höhegrad verwunderter und wenig artikulierter Lautproduktionen zur Folge hatte. Denn nun sieht man, daß der Fumu Boka unter seinen äußeren Kleidern noch Unterhose, Magenbinde und Strümpfe hat! Später vertraute mir ein lieber Neger an, nun wisse er, weshalb ich schneller und leichter laufen könne als die andern: ich hätte eben soviel Kleider an, daß ich eine unbändige Kraft haben müsse und weder Sonne noch Hitze fühlen könne. — Negerlogik!

Unter den an der Strecke nach Belo gelegenen Dörfern ist Dangi das bedeutendste. Es besteht aus vier Weilern. Hier mag bemerkt werden, daß die Route uns so recht die ungeregelte Verteilung der Stämme zeigt: Mokoko noch Bajakka, Galangale Pamballa, der Abstecher nach Kindundu führte — ins Bahuanganagebiet, Dunga zeigte wieder Pamballa, Kissala und Bigumi Bapindi, Sunsu und Dangi Bassamba, nachher Madjinga Bapindi, Kikuala wieder Bassamba, Belo wieder Bapindi, so geht es anscheinend regellos durcheinander.

Das am Abhange des einzigen heute zu kreuzenden Savannenplateaus gelegene Dangi steht unter der Fuchtel des Herrn Kaquata, der einen charakteristischen und sehr häßlichen Typus darstellt. Er ist infolge Veranlagung über die Stellung des üblichen Dorfschulzen hinausgewachsen und regiert schon mehr despotisch als die andern Herren Dorfchefs. Er ist ein alter Knabe und der einzige Neger, der sich bemüht, möglichst „mundeleartig", möglichst nach der Art des Weißen zu existieren. Schon sein Äußeres ist die reine Parodie eines Europäers: ein grauer, überall zerfetzter und mit Schinga (Rotangschnur) geflickter Anzug, Schnürschuhe, die nicht zugebunden sind, ein hutartiges Gebilde, ein wie ein Hängeseil um den Leib geschlungenes Sacktuch, aus der Hosentasche eine Streichholzschachtel herausragend. Er liegt auf einem zerbrochenen Feldstuhl, und im Hintergrunde ragt ein Haus nach Art der üblichen Faktoreihäuser

empor. In der Hand hat er eine Tschikotte, eine Nilpferdhautpeitsche, und die ist das Zepter seiner Regierung. Er haut unbarmherzig zwischen seine Leute und straft sie auch in der bei den Europäern üblichen Weise ab. Sie werden mit dem Magen der Länge nach auf die Erde gelegt, einer hält die Arme, einer die Beine und der dritte läßt das böse Tanzrütlein auf dem berühmten Körperteil springen. Neben Kaquata stehen zwei Boys. Diesem despotischen Wesen, das hier wohl das einzige in seiner Art ist, entspricht eine häßliche Aufgeblasenheit, verbunden mit bettelhafter Unverschämtheit des Herrn und prahlerischer Frechheit seiner Leute (wie der Herre, so's Gescherre), wie ich es hier sonst nicht erlebt habe. Sie lachen dem Europäer frech ins Gesicht; demnach bezieht einer dieser Herren, der mir erst allzufrech beim Umziehen zuschaut und sich dann erlaubt, mit hämischem Grinsen eine neben mir liegende Streichholzschachtel auf- und, ohne ein Wort zu sagen, ein Hölzchen herauszunehmen, eine Ohrfeige, die sich gewaschen hat. Respekt muß sein! um mit meinem alten Freunde Otto Ludwig zu reden.



Im Babindidorfe Belo.

Ein kaltes Mahl ist schnell hinuntergeschluckt. Auf zum Weitermarsch! Das Trompetlein gellt! Im schnellen Laufe springe ich voran, die ganze Trägerbande jagt im Galopp hinter mir her. Es ist verwunderlich, wie einige Töne und ein anregendes Vorbild die Neger schnell in Extase zu bringen vermögen. Ich habe das häufig beobachtet und später oft von dieser Erscheinung Gebrauch gemacht. Wenn unsere Soldaten sich durch eine fröhliche Marschmusik zu emsigerem Ausschreiten antreiben lassen, so ist dies nur ein schwacher Nachklang jener enormen Macht, die eine treibende Musik hier auf diese Kinder der Natur ausübt. Sie sind schon durch ein paar Töne elektrisiert, und ich habe zum Beispiel zwei Tage später, als wir einen sehr schweren Marsch noch in der Dunkelheit von den Leuten fordern mußten, mit Erstaunen gesehen, wie die fast

einschlafenden und sehr erschöpften durch mein Trompetlein und meinen Ansprung zu neuem Laufe angespornt wurden. Der durch eine Taktmusik und einige Töne angefachte Negergeist löst eruptiv jene Kraft aus, die beim alltäglichen Tropenschlendrian anscheinend fast akkumulatorisch aufgespeichert wird. Aus dieser Erektionsfähigkeit und aus der explosiven Art der Kraftentladungen heraus kann man wesentliche Teile der Kulturgeschichte und auch tägliche Vorkommnisse des afrikanischen Negerlebens verstehen, vor allem die physische und psychische Kraft des Hordenangriffs, der den sonst so feigen Neger zu großen Mutleistungen und völliger Raserei bringt, dann die Suggestionstänze und anderes mehr. In den monatlichen großen Tänzen erkenne ich notgedrungene zeitweise Entladungen.

Diese explosive Entladungsform erschwert die Erziehung zur regelmäßiger Arbeit ganz außerordentlich. Aber die Erkenntnis der Tatsache, daß nur die Form hindert, daß aber ein Kraftmangel überhaupt nicht herrscht, läßt mich schließen, daß eine geeignete Erziehung eine kulturell wünschenswerte Form der Kraftverwertung erreichen läßt.

Also ich laufe. Dem Laufen verdanke ich meinen Namen Boka. Meine Leute laufen hinter mir her. Diesmal geht es durch die feuchte Natur bis Belo, wo uns Herr van Lerbergh in liebenswürdigster Weise empfängt, und uns das Bapindivolk gaffend umlagert. Bald befinden wir uns in einem behaglichen Schuppenhause, das Bad ist gerichtet, und der Mensch in einen einigermaßen seiner Kultur entsprechenden Zustand versetzt. Die andern Herren kommen eine halbe Stunde nach mir an, und dann besichtigen wir die schöne, inmitten eines großen Bapindidorfes gelegene Station, den hübschen Gemüsegarten des Chefs, dessen lange Beete fürsorglich mit Schattendächern umgeben sind, die kautschukgefüllten Speicher und — das Grab eines braven alten Afrikaners, des Herrn van Sas, der hier seinen Tod gefunden hat.

Mag die Geschichte seines Schicksals hier für andere eine Warnung sein. Van Sas hatte seinen Terme (seine Kontraktszeit) in Afrika vollendet und beschloß, nach diesen drei noch ein Jahr der Arbeit für die Kassaikompanie zu widmen. Er verlängerte also seinen Kontrakt und wurde als Gérant nach Belo gesandt. Der erste Beschluß, den der emsige Mann faßte, war, eine neue Station an dem Lukulla zu gründen. Mit großem Troß und auch einigen mit Albinigewehren bewaffneten Baluba brach er auf. Er kam nach Yelenge, einem Platze, der schon häufig von Europäern aufgesucht war, und dessen Häuptling mit van Sas ebenfalls bekannt war.

In diesem Dorfe Yelenge nun hatte Parmentier, ein Adjoint des Bezirks, vor einiger Zeit eine Fouragekiste verloren. Sie war ihm wohl gestohlen worden, und er teilte dies van Sas mit. Van Sas wollte versuchen, das gestohlene Gut zurückzuerhalten, und dann wollten die Herren den Inhalt teilen.

Van Sas kam in Yelenge an. Er machte es sich bequem und begann ein

kleines Malafugelage mit dem Häuptling. Als van Sas des guten ein wenig zuviel getan hatte und recht animiert worden war, brachte er das Gespräch auf die Fouragekiste. Er mag wohl etwas forsch vorgegangen sein, und die Kneipstimmung mag ihm nicht immer die richtigen Ausdrücke in den Mund gelegt haben, jedenfalls gab es böses Blut und van Sas merkte das auch. Als die Sache ungemütlich abzulaufen drohte, zog er sich ohne die berühmte Kiste unbedacht aus dem Dorfe zurück. Die Yelenger folgten ihm, und van Sas mochte glauben, die Eingeborenen damit erschrecken zu können: jedenfalls beging er den dritten Fehler und schoß seine Pistole über die Köpfe der Nachdringenden ab in die Luft. Er schoß alle fünf Patronen ab und griff dann in die Tasche, nach weiteren Patronen suchend. Er fand aber keine und warf seinen Leuten das Schlüsselbund zu, laut nach Patronen rufend. Dann floh er ins hohe Gras. Doch nun schossen auch



In der Faktorei Belo: Rechts neben dem Taubenschlag erklimmt ein Eingeborener in landesüblicher Weise einen Palmenbaum. Zwischen den beiden Weißen kann man im Hintergrunde die um das Grab des Herrn van Sas gepflanzten jungen Euphorbien sehen.

die Yelenger ihre Pfeile ab, von denen zwei ihn im rechten, einer im linken Bein und einer in der rechten Seite trafen. Van Sas stürzte hin; nun sprangen einige Neger über ihn her und schossen von oben ihm noch drei Pfeile in Brust und Hals. Zwar stürzte der Häuptling von Yelenge herbei und rief seinen Leuten zu: „Tötet den weißen Mann nicht, denn Bula Matari wird dann kommen", (d. h. die Regierungstruppen werden dann den Tod rächen). Es war aber schon geschehen und die Yelenger konnten, selbst nichts Besseres tun, als den todwunden Mann auf seinem eigenen Liegestuhle zu betten und ihn so nach Yelenge zurückzutragen.

Inzwischen erreichte die Nachricht mit der Geschwindigkeit der fliegenden Gerüchte sehr schnell Monsieur Parmentier, der seinerseits eiligst mit einem Boten einen Brief an Mignon nach Mitschakila sandte und ihn aufforderte, schleunigst nach Belo zu kommen und den Körper des dem Gerücht zufolge schon gestorbenen Herrn van Sas zu retten. Mignon brach abends sogleich auf, machte einen scharfen Nachtmarsch und traf am folgenden Nachmittag in Belo ein; doch Parmentier war schon abmarschiert und hatte inzwischen auf einem Hügel gegenüber dem in der Tiefe gelegenen Yeleuge Aufstellung genommen. Er ließ drohend sagen, daß er Yelenge angreifen würde. Doch van Sas, der noch lebte, beschwor ihn mit einigen Zeilen, ja nicht zu kommen, da die Eingeborenen ihn dann sicher töten würden, vielmehr sollte er eine Tipoya mit acht Trägern senden. So geschah es denn auch, doch die Leute fanden van Sas nicht mehr im Dorf, sondern nunmehr tot auf seinem Stuhl liegend im Grase. Als er verschieden war, hatten die Leute ihn so aus dem Dorf getragen.

Die Leiche war schwarz, als sie in Belo ankam, und Mignon hat sie in Belo der Erde übergeben. Später ist dann eine Expedition des Staates gekommen und hat das Dorf Yelenge vernichtet, gegen 80 bis 90 Leute erschossen und einige als Gefangene mitgenommen.

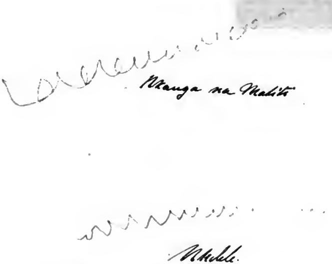
Diese Ereignisse sind sehr bezeichnend und lehrreich. Hätte van Sas nicht in die Luft geschossen, es wäre anders gekommen. Nie etwas fordern, was man nicht durchsetzen kann. Und wenn schon geschossen wird, dann auf den Neger, denn sobald zwei gefallen sind, flieht der Haufe. Nie sich fliehend zurückziehen! Auch auf dem Rückzuge fest den Feind in Schach halten! Kommt die Kriegsextase erst über die Kämpfenden, dann ist man Sieger, wenn sie auf die eigenen Leute fällt, jedoch verloren, wenn die Gegner sie gewinnen. In allen Negerkriegen ist immer die gleiche Partei die vom Kriegsgeist besessene und die gewinnende. Ein Hin- und Herwogen der Schlacht und des Kriegsglückes im Gefecht gibt es in den Negerkriegen dieser Gegend nicht. Und nie sich auf seine fünf Gewehrträger verlassen! Hier waren die fünf Baluba gleich beim Beginn der Mißstimmung weggelaufen. Nie sich auf Baluba verlassen!

Beim Einzuge in die Faktorei Belo war mir schon deren merkwürdige Lage auf einem langgestreckten Hügel inmitten des großen Dorfes aufgefallen. Auf zwei Seiten schließt sich je ein Teil des Hüttenkomplexes an, so daß jeder, der von einer Gruppe der Gehöfte in die andere gelangen will, die Station passieren muß. Offenbar hat der Gründer der Faktorei geglaubt, durch die Lage inmitten des Eingeborenendorfes der Station immer gute Ernährung und Arbeiterschaft zu sichern, eine Sache, die in Anbetracht des hier herrschen Systemes ohne weiteres sehr problematisch erscheint. In der Tat hörte ich nun auch von Herrn van Lerbergh, daß sich die Verhältnisse der Faktorei in beiden Punkten absolut unabhängig von dem umliegenden Dorf Belo

entwickeln, da die Leute oft kommen, um ein Geschenk, ein Matabischi, zu fordern, nie aber, um zu arbeiten, und fast nie, um Lebensmittel zum Kauf anzubieten. Nicht selten leidet Herr van Lerbergh arg unter Hühnermangel und läßt dann gewaltsam im Dorfe requirieren. Nach der Requisition läßt er mitteilen, die Besitzer der Hühner möchten die Bezahlung von ihm holen. Die Leute kommen dann auch und kehren froh über den hübschen Verdienst zurück. Eine zeitlang zieht das, und es wird viel Federvieh herbeigebracht. Aber dann schläft das Interesse wieder ein. Die Hühnerlieferung stockt mehr und mehr. Herr van Lerbergh sieht sich gezwungen, die Eingeborenen aufs neue anzuspornen, indem er seine Leute zur Requisition aussendet. Natürlich ist das eine wenig wünschenswerte Methode. Die Errichtung eines Marktes, auf dem auch einige andere Dinge als Kautschuk und Elfenbein eingehandelt werden müßten, würde natürlich zunächst einige Arbeit und auch einige Mittel beanspruchen, den Zustand aber sicher ändern.

Doch Arbeiter sind aus dem Dorfe Belo gar nicht zu erhalten. Van Lerbergh requiriert sie in ferneren Gebieten. Es mögen hier einige Worte über die hiesigen Arbeiterverhältnisse eingeflochten werden.

Zwei Typen von Engagements sind zu unterscheiden. Die Leute werden in einem Fall nur für eine Trägerreise, eine Route engagiert und kehren



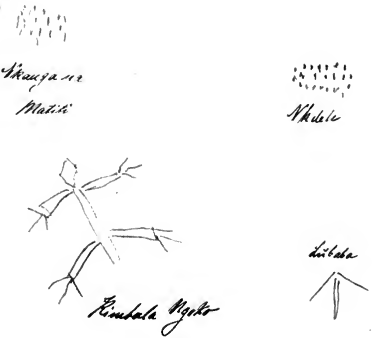
Aus der Skizzenmappe der Eingeborenen: Perl- und Feldhühner, dargestellt durch die Zickzacklinie des Fluges. Ausgeführt von Bapindi aus Belo.

dann zurück. Ihr Dienst ist beendet. Sie werden bezahlt und sind wieder frei. So nahmen wir zum Beispiel zwei Tage nachher 60 Bamballa mit, die uns nach Mitschakila begleiten sollten (einige der Leute engagierte ich zum Tragen meiner Sammlungslasten; diese wurden natürlich von mir ausgelohnt). Die meisten waren unbelastet. Unterwegs requirierte Mignon in den Dörfern noch mehr Leute. Für alle gab er die gleiche Bedingung: sie sollten in Mitschakila Salz und andere Dinge in Empfang nehmen und diese Waren nach Belo tragen. In Belo wurden sie ausgelohnt und damit war ihr Engagement zu Ende.

Anders verhält es sich mit den ständigen Faktoreiarbeitern. Diese werden mit Mukanda (mit einem schriftlichen Kontrakt) auf ein Jahr verpflichtet, erhalten wohl dann und wann zwei Tage Urlaub, um ihren Dörfern einen Besuch abzustatten, müssen aber, wenn sie längere Zeit (etwa eine Woche) Urlaub haben wollen, einen Ersatzmann stellen. Während die erste Art von Leuten ihre Sache recht gut macht und zuverlässig ist, brennt der Mann der zweiten Art meist nach einem Monat, das heißt, nachdem er einen kleinen Reichtum an Stoff erhalten hat, durch und kehrt harmlos ins Heimatdorf zurück. Wir waren oftmals auf unsern Märschen verurteilt, Halt und ein kleines Milonga zu machen, um entflohene Leute zurückzufordern.

Der Neger hat eben gar kein Verständnis für die Verpflichtung durch solche Engagements. Hat er seinen Lohn, dann will er heim. Abwarten, bis er zwölfmal — er wird monatlich gelohnt — seinen Stoff erhalten hat, das kann der Neger nicht. Ein Jahr ist zu lang. Die Leute verstanden es nicht, wenn sie glücklich wieder aufgefangen waren, warum sie zur Station zurückkehren mußten. Sie sagten meist: „Weshalb muß ich gehen? Ich gehöre niemand. Ich habe nicht gestohlen." Dies „ich habe nicht gestohlen" ist typisch. Daß Kontrakte eingehalten werden müssen, kann der Waldneger nicht begreifen. Übrigens gibt es eine gewisse Art von Leuten, die reißt nicht aus. Das sind die unfreien Leute, solche, die in Sklaverei geboren oder durch Schuld oder Krieg hineingekommen sind. Die Häuptlinge bringen von Zeit zu Zeit derart versklavte Leute, und diese bleiben dann treue Arbeiter. Der Häuptling kommt ab und zu und heimst den durch die Arbeit dieser Leute verdienten Lohn ein. So bleiben sie treu.

Mich hat die Frage interessiert, weshalb die Kompanie so lange Kontrakte macht. Wären es zwei oder drei Monatskontrakte, so würde die Schererei des „Einfangens" wegfallen und leicht genug Arbeiter zu erhalten sein. Nun, das hat seinen einfachen Grund: die Kompagnie kann nicht anders. Für jeden schriftlichen Kontrakt — und die Stationsarbeiter müssen mit schriftlichem Kontrakt engagiert sein — fordert der Staat eine Abgabe. Wenn nun ein Mann infolge Ausreißens oder Todes fortfällt, so müßte die Kompanie einen neuen Kontrakt mit einem andern Manne machen und eine neue Abgabe zahlen. Das vermeiden nun die Agenten auf eine eigentümliche Methode. Es lautet ein



Aus der Skizzenmappe der Eingeborenen: oben Perl- und Feldhühner, dargestellt durch Punkte, als Zeichnung des Gefieders; unten Lubaba, eine Pfeilspitze, und Kimbala Ngoko, eine Amphibie (?); alles ausgeführt von Bapindi aus Belo.

Kontrakt auf Kassongo. Kassongo läuft fort und ist nicht wieder beizubringen. Da wird denn z. B. ein Mullemulle engagiert und ihm mitgeteilt, er hieße in Zukunft Kassongo. Vielleicht brennt Mullemulle-Kassongo auch durch und dann kommt Kasselle in die Vertretung Kassongos, usw. Auf den allermeisten, wenn nicht auf allen Stationen wird man solche Schiebungen vorfinden.

Es ist ein Betrug, wenn auch ein harmloser. Jedermann kennt ihn und er ist offiziös sanktioniert. Das ist das komische Spiel der Verhältnisse: der Staat m u ß den Betrug stillschweigend gutheißen. Täte man es nicht, so würde die Kompanie einfach und folgerichtig vom Staate verlangen: „Du bist der Staat und behauptest die Macht in Händen zu haben. Du verlangst den schriftlichen Kontrakt, gut, nun fange du mir meine Ausreißer ein." Hierzu ist der Staat natürlich nach dem bestehenden System nicht imstande. Dann müßte er das

Land ja regelrecht verwalten und mit Posten durchsetzen. Das wäre sehr teuer. Die Einnahmen würden wahrscheinlich sehr schnell verschluckt. Und dieser Staat will, „koste was es koste", verdienen. Wir haben ja gesehen, daß im ganzen Kuilugebiet nicht eine Station des Staates ist, — wie will er da Ausreißer einfangen?

Also muß er mit dem Betruge einverstanden sein.

Es ist ein typischer Beleg dafür, wie hier alles ist auf äußeren Schein aufgebaut. Jeden Betrug läßt man gelten, sobald er nicht öffentlich kompromittiert oder geschäftliche Nachteile bringt. Wie einfach wäre es im vorliegenden Falle, anstatt von den Kontrakten auf Namen die Arbeiterabgabe nach Kopfzahl zu erheben!

Inzwischen entwickelt sich im südlichen Belodorfe mit sich neigendem Tage eine gewisse Aufregung bei den Eingeborenen. Leute mit roter Bemalung und schönem Kopfputz eilen hin und her, Trommeln werden gestimmt — d. h. mit dem Fell über ein Strohfeuer gehalten, bis es straff ist —, und hie und da zappelt eine Frau schon in fröhlicher Erwartung des Kommenden mit zurückgestreckter Rückenverlängerung. Mit anbrechender Dunkelheit ist alles bereitet und unser staunendes Auge kann eine der — notabene nach Eingeborenenansicht — entzückendsten Prozessionen erschauen. Auf einer Kitanda — das ist ein Ruhebett aus zusammengebundenen Palmblattstengeln —, die von vier Männern getragen wird, sitzen krätschbeinig hintereinander zwei über und über rot angemalte Frauen, die in dieser Sitzstellung zum Gesange der jubelnden Menge tanzen. Hinter dieser Tragvorrichtung schwebt eine ebenfalls tanzende Jungfrau auf den Schultern eines Mannes in Tanzschwingungen her. Die drei Weiber wandern auf Kitanda und Schulter durch die Faktorei von einem Dorf zum andern und dann zurück. Sie wandern tanzend — immer in gleicher Positur — in die Matiti (in die Grassteppe) und kehren ins erste Dorf zurück, wo alle Weiberschaft versammelt ist und in ausgelassenster Weise vor drei Trommlern den afrikanischen Tanzkörperteil schwingt.

Mittlerweile wird mir mitgeteilt, was diese Zeremonie vorstellt. Diese Damen werden der Fruchtbarkeit entgegengebracht. Die auf der Kitanda vorn saß, ist eine Frau des Häuptlings von Belo, die ihr Eheglück durch langanhaltende Kinderlosigkeit bedroht sah — was man übrigens nach der mächtigen Entwicklung ihres Busens kaum geahnt hätte — und die nun in einer Hütte sechs Monate eingeschlossen und zurückgezogen gelebt hat, um sich auf die heutige Nacht gebührend vorzubereiten. Denn heute wird sie wieder mit ihrem edlen Gatten Hochzeit halten, nachdem sie, wie gesagt, sechs Monate von ihm geschieden war, nachdem heute Abend die Tänze wohl und gut ausgeführt und die Schultern der auf glückliches Mutterleben Bedachten genügend mit Öl begossen worden sind. Demnach wird dem Feste sicherlich ein Kronprinz im Schulzenamte zu Belo entspringen. Nr. 2 auf der Kitanda ist eine Leidensgefährtin, Nr. 3 auf den Schultern des Mannes eine Dienerin von Nr. 1.

Die roten Weiber kehren zurück, steigen ab und tanzen, als ob alles darauf ankäme, daß die Hüften „zerdreht" werden müßten. Und die ganze Meute der andern Weiber kommt herangetrippelt, tanzt singend mit. Jede hat ein Schälchen mit Palmöl, das gießt sie über Schultern und Busen der beiden Frauen, ein klein wenig erhält auch die Dienerin! Und während die Weiber tanzen und zwischendurch die Schultern der andern begießen, tanzen auch die Männer singend im Kreise umher, und zwar — was sicherlich auch für zwei unter den Ehemännern zweckentsprechend sein mochte —, um noch mehr zu tun, begießen sie im Hintergrund die Nase mit Malafu.

Die Europäer sitzen mittlerweile plaudernd unter der Veranda des Stationshauptgebäudes und feiern die seltene Zusammenkunft von vier Weißen im Innern Afrikas mit einer Schale Malafu na Mputu (Malafu aus Europa), genannt Champagner.

12. März 1905. Ein freundlicher, ergebnisreicher Arbeitstag der reiche Schätze gewährt. Ein nächtlicher Tornado hat Kühlung gebracht, und während Lemme sich erst einer Palmenstudie und dann einem Bapindijüngling widmet, versammle ich um mich die Männer von Belo und Umgebung, um Erkundigungen einzuziehen und für Thilenius einzukaufen. Alle Erwartungen werden übertroffen. Ich erhoffe eine neue Bogenform und finde davon zwei. Ich erwarte einige Becher und finde über dreißig. Dann kommt das Prachtstück von Belo, eine Mahembe (Maske), die bei großen Tänzen vom ersten Manne hinter dem Häuptling getragen wird. Des ferneren gibt es altes Eisengeld, Kalebassen mit zierlichen Ornamenten und wunderhübsche Spielblättchen. Hinter den Sinn des Spieles komme ich auch heute nicht, ist auch keine Zeit nach einer Sache zu forschen, die in Mitschakila wohl gelernt werden kann, denn hier sind Ornamente zu studieren. Nachdem ich die Namen von einer Anzahl Muster habe, lasse ich einige Künstler antreten und nach den Namen Ornamente in mein Buch zeichnen. Dann zeichnet ein Hochbegabter auch Tallatalla und Fumu Boka ab. Allgemeiner Jubel, als wir uns darüber wundern, daß wir so sehr männlich dargestellt sind! Von den Zeichnungen gebe ich einige auf diesen Seiten in natürlicher Größe als Probe wieder.

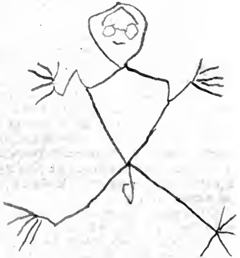
Zur Abendtafel gibt es gefüllte Tomaten, und das ist mein Leibgericht, zumal wenn sie fleischig sind, wie die in dem Garten des Herrn van Lerbergh gewachsenen. Dazu weißen Rettig. Leider natürlich ohne Bier. Aber das regt schon Gaumen, Erinnerung und Phantasie, sowie Trinklust an. So mundet denn der treffliche Malafu ganz besonders, was zur Folge hat, daß wir ziemlich spät — für Afrika! es war 3/410 Uhr — das Reisebett aufsuchen.

13. März 1905. Ein langer Marsch: von Belo bis Molokko. Ich eile eine Stunde voraus, da ich in Kisalla das Mittagsessen vorbereiten will. Der Marsch macht sich gut, und trotzdem ich unterwegs noch zwei Masken und vier Becher kaufe — allerdings ist der große mitgenommene und dazu noch in Belo ergänzte

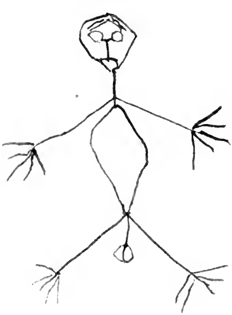
Vorrat an Tauschartikeln jetzt gänzlich erschöpft —, dazu meine Routenaufnahme mache, gelingt es, den beiden Herren bei ihrer Ankunft ein leidliches Essen vorzusetzen. Weiter geht es. Beinahe 5 Uhr ist es, als wir die Kreuzungsstelle des Weges nach Galangale erreichen. Die Abendstimmung zeigt uns weithin in der Umgebung Steppenbrände. Die Dunkelheit bricht an. In der Dunkelheit geht es über den letzten Bach vor Molokko, über den begleitenden Sumpf — notabene: nicht ein Moskito ist wahrzunehmen! Stöhnend schleppen sich die Träger in der Dunkelheit den Weg zu Molokko hinauf. Das Trompetlein muß wieder anfeuern. Juchhe! Im Trabe geht es in das schlafende Dorf.

Wir beziehen einige Hütten der Eingeborenen. Allerdings nicht ohne Ärger. Der Träger mit Mignons Bett ist harmlos nach Galangale, das wir umgangen haben, gezogen, und wir richten ihm nun ein Lager her so gut es geht.

Nachts regnet es.



Aus der Skizzenmappe der Eingeborenen:
Herr Lemme, dargestellt von einem Mupindi aus Belo.

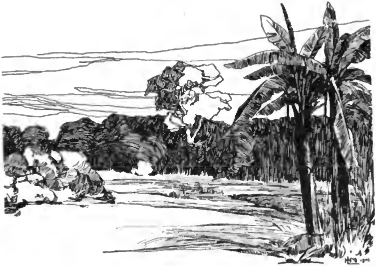


Aus der Skizzenmappe der Eingeborenen:
Leo Frobenius, dargestellt von einem Mupindi aus Belo.

14. März 1905. In strömendem Regen kommen wir um 10 Uhr in Mitschakila an.

15. März 1905. Marie kommt, bringt mir ein größeres Zelt, sonst nichts. Ich schreibe Briefe nach Noten. Muß doch nun nach mehreren Richtungen Nachricht gegeben werden. Dazu beginne ich mit der Vorbereitung der Tagebücher, lasse die Diener Faden für Etiketten drehen usw. Fast 200 Nummern sind auf den Schultern der 30 Bapindi von Belo mitgekommen und das macht zu schaffen. Lemme malt eine trauernde Bajakkafrau beim Erdnußstampfen.

17. März 1905. Marie kommt von Kikwit zurück, nimmt meinen Briefbeutel, Kambembe nebst Familie (zur Bestrafung nach Luano) und einigen Kautschuk mit. Mit den Herren Boys ein kleiner Tanz! Die Herren wollten einen Hühnerhandel nach Dima auf eigene Rechnung eröffnen. Wo er kann, schachert der Neger.



Talsohle bei Mitschakila.

Fünftes Kapitel.

Zum Kwenge.

15. bis 21. März 1905. Mit der Heimkehr von Belo nimmt gewissermaßen ein neuer Abschnitt im Mitschakilaleben seinen Anfang. Habe ich mich bisher vor allen Dingen den ersten Eindrücken, der Gewinnung einer allgemeinen Übersicht über das Tatsächliche gewidmet, so beginne ich nunmehr eine Feststellung des Gewonnenen und des noch Mangelnden. Jetzt darf es mit Reisen, Aufzeichnen und Malen nicht mehr ins Blaue hineingehen, sondern nun gilts einen Schlachtplan.

Demnach beraume ich eine Ruhepause an und beschließe in dem kommenden Zeitabschnitt — wir rechnen diese Zeitabschnitte nicht nach Wochen, sondern nach der Ankunft der „Marie", die etwa alle zehn Tage kommt —, daheim zu wirken und nur einen zweitägigen Abstecher nach Wamba, das am Kwenge liegen soll, zu unternehmen. Nachher wollen wir gen Madima zum Kantscha marschieren.

Ich beginne, sobald mir die briefeheischende „Marie" Zeit läßt, mit der Reinzeichnung — „rein" ist lediglich relativ, nicht absolut zu verstehen — meiner

Routen, entwerfe mir ein Bild der Gegend und stelle fest, daß meine Ansichten über die Lage der Stationen und den Lauf der Flüsse mit der Kartenskizze der Kompanie nicht ganz in Einklang zu bringen sind. Das geographische Bild wird stets die Grundlage der völkerkundlichen Reiseerfolge sein. Mir ist in diesen Tagen mehrfach der Gedanke durch den Kopf gegangen, daß das Fiasko der Bastianschen Ethnologie auf das Ignorieren des Tatbestandes in geographischer Hinsicht zurückzuführen ist. Gerade der philosophierende Ethnologe verliert sich so sehr, sehr leicht in seinen eigenen Spekulationen, daß er oft froh sein kann, am Seile der erdkundlichen Erkenntnis den Weg aus dem Labyrinth herauszufinden. Und ich selbst habe das in diesen Tagen wieder deutlich gesehen.

Nunmehr vermochte ich erst die wunderliche Verbreitung der verschiedenen Bogentypen wahrzunehmen. Dabei drängte sich mir die Tatsache der Bedeutung der Wälder und Büsche nach zwei Richtungen hin auf: der Wald als Schutzwall alten Kulturgutes und der Wald als Heimstätte der Unliebenswürdigkeit.

Was die zweite Eigenschaft der Waldwirkung anbelangt, die Züchtung der Unliebenswürdigkeit, so erhalte ich hier durch den Verlauf der Kolonisationsgeschichte und durch eigene Erfahrung die schönste Erklärung. Es ist fast immer im Busche, wenn der Neger mit seinem Pfeil nach einem eindringenden Fremdling schießt, selten im Dorfe und fast nie in der Savanne, die so wie so häufig durch Brände gelichtet, und damit für den Bogenkampf wenig tauglich ist. Im Busch ist man jedem Pfeilschuß, ohne selbst die Offensive ergreifen zu können, machtlos und zur Untätigkeit verurteilt, ausgesetzt.

Diese Erscheinung ist sehr leicht zu verstehen. Ich habe später die Neger beim Bogenschießen im Busch beobachtet und habe selbst Versuche mit Speerwurf und Bogenschießen gemacht. Und heute, nachdem ich auch auf den Steppen des Südens und Ostens und im Sankurrugebiet meine Erfahrungen gemacht habe, heute bin ich geneigt, im Bogenkampfe, im Buschleben die ursächlichen Erziehungsmomente zu suchen, die den heutigen Negercharakter des Westens hervorgerufen haben.

Der Busch, der Wald ist das gegebene Gelände für den „Nahkampf" mit dem Bogen. Auf den schmalen Wegen können nie große Massen marschieren. Wohl kann sich aber der den Feind Erwartende sehr leicht mit guter Deckung am Wege verstecken. Man kann im Busch nur auf dem Wege vorrücken. Der Wartende kann also genau sagen: „Da muß der Feind kommen!" und ohne auffällige Bewegung mit dem allerlängsten Bogen, fast unbemerkt einen Pfeil nach dem andern schießen. Den Abschuß hört man kaum, und aus dem Einfall kann man nie genau auf die Abschußstelle schließen. Die Armbewegung der Pfeilschützen ist so gering, daß der Busch nicht hindert. Dagegen ist der Speerwurf, wegen des Armausholens und der dies hindernden Äste und Ranken, fast unmöglich. Der nach vorn schauende Speerwerfer wird dadurch

behindert, daß beim Rückwärtsausholen Speer und Hand in Busch- und Rankenwerk geraten und sich so verfangen. So ist denn jedes Dorf der echten Westneger nach Möglichkeit in den dichten Busch gelegt. Und die Gewandtheit im Deckungsuchen und Deckungfinden bildet eine Grundeigenschaft dieser Menschen.

Das „Sichdecken" zieht sich wie ein roter Faden durch das Geistesleben der „Schwarzen" in Westafrika. Man sieht es nicht nur im Kampfe, es kommt überall zum Vorschein. Der Neger verschanzt sich stets hinter einer Lüge, wenn es auch gar nicht nötig ist. In keinem Sprachausdruck tritt offener Mut zutage. Ein Milonga ist so gewissermaßen ein Busch-Bogenkampf unter der Versammlungshalle. Geschmeidig, wie er sich im Busch hinwindet, drückt der Neger sich auch im Wortstreit hinter jede mögliche Deckung. Er ist darin dem Europäer ungemein überlegen. Wie ganz anders die Speervölker. Als Extrem stelle ich den zersplitterten schwarzen Bogenstämmen das Heer der „Speerregimenter" des Zulufürsten gegenüber. Ich habe die Steppen und die Steppenmenschen später sehr gut kennen gelernt; kein Ethno- und Anthropograph, der die Gegensätze gesehen hat, würde es wagen, von einer Bantu rasse, von der Gleichheit der Rasse, die diese beiden Typen verbinden soll, und die nur auf die Tatsache der Sprachverwandtschaft begründet ist, in Bild oder Wort zu reden.



Vegetationsstudien: Baumgruppe an der Eisenbahn des untern Kongo.

Die wahre Steppe bietet wenig Deckung. Drängt der Wald die Siedelung zusammen, so verlockt die Steppe zur Ausstreuung der Gehöfte. Der Schuß mit dem afrikanischen Bogen, der doch nur auf 30 bis 50 Meter wirkt, verliert hier seine Bedeutung. Aus dem Versteck heraus ist der Krieg nicht zu gewinnen, wenn der Hinterhalt auch noch so oft gesucht wird. Unwillkürlich rücken die Massen gegeneinander, weil das Ausschwärmen über den Weg sich von selbst ergiebt. Stehen die Feinde dann einander gegenüber, so heißt es Mann an Mann, Speere heraus!

Es ist so typisch: bei diesen Steppenvölkern, die im Kriege den Speer führen, finden wir den Zweikampf, bei den Westvölkern des Waldes die Entscheidung durch den Gifttrank. Der offene, freie Blick ist das Ergebnis des Steppenlebens, unliebenswürdige Verschlossenheit das Symptom der Wald- und Buschmenschen. Das sind die Extreme, zwischen denen eine Unzahl von Übergängen besteht, denn von allen Seiten rücken die Steppenvölker in den Wald hinein und gehen so einen bestimmten Weg der Entwicklung.

Du aber, Ethnologe, sollst diese Entwicklungsgänge finden, und der Kolonialwirtschaftler soll von dir erfahren, welche Bedeutung das alles für die „Eingeborenenpolitik" hat.

Die Muße zu derartigen Grübeleien habe ich in diesen Tagen gesucht und gefunden, beziehungsweise erzwungen. Sehr kam mir hierbei die gründliche Durcharbeitung der schon gewonnenen Sammlungen zu Hilfe. Allerdings machte ich dabei manche traurige Entdeckung. Einige Sachen waren schon nach wenigen Tagen durch Schimmel — aus Platzmangel sind sie hier arg zusammengepfercht — verdorben, andere durch Ratten, und leider ein Korb mit sehr hübschen Sachen (innerhalb der Zeit der Veloreise) durch die weißen Ameisen verzehrt. Also Sonne und Luft! Die Boys hatten damit sehr viel Arbeit, und ihnen waren auch noch die verschiedenen Kenntnisse des Präparators beizubringen. Als Ausgleich für solchen Verdruß mag die Freude über manche, erst bei solch ruhiger Betrachtung gewürdigte Erwerbung und manche neue Erkenntnis, dienen. Das ethnographische Notizbuch schwillt bei solcher Betrachtung, eine provisorisch hergestellte Kartenskizze des Landes nimmt die Eintragung einzelner Verbreitungsgebiete auf und nach einem Tage, der dem Studium der Bogen (auch hier das wichtigste Studienobjekt) gewidmet ist, beginnt es, mir klar zu werden, in welcher Richtung die Lücken liegen. Einerseits muß dieser oder jener Gegenstand, der verdorben, verloren oder vergessen ist, eingeheimst werden, anderseits stellt sich die Notwendigkeit heraus, eine Wanderung nach diesem oder jenem Punkt zu unternehmen. Für Lemme beginnt ebenfalls eine neue Ära. Eine Zeitlang muß er den Pinsel zur Seite legen, um mit Bleistift und Feder eine Reihe von Stellungen der Leute bei Handhabung von allerhand Gerät festzuhalten. Da muß ich vorbereitend beobachten und dann gute Modelle finden, die nicht

immer bereit sind, einer „Mukanda" (in diesem Falle „Zeichnung") zur Grundlage zu dienen.

Das Wetter begünstigt die Arbeit nicht sehr, immerhin ist es angenehmer, bei solchem Klimazustand zu Hause zu arbeiten als auf Reisen zu sein. Vom 15. bis 21. März hatten wir keinen Tag ohne Gewitter oder Regen. Die Witterungsformen waren in dieser Zeit wie auch nach der Wambareise die gleichen. Meist war der Vormittag von strahlender Klarheit. Entweder folgte dann am Mittag ein von Osten oder Westen aufsteigender, schnell sich entwickelnder Tornado (ein Gewitter), oder der Nachmittag war schön, es stieg aber gegen sieben Uhr im Nordwesten eine mächtige Wand auf, die sich im Norden oder im Nordosten ohne vollständige Auflösung entlud. Diesen Abendgewittern, die uns nicht trafen, folgte dann stets eine Regennacht mit langatmigen, schwachen Gewitteräußerungen, und diese endeten entweder gegen drei Uhr (morgens), oder wir hatten am folgenden Morgen einen regelrechten Landregen. Daher waren die Nächte sehr kalt.



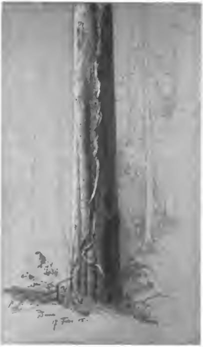
Vegetationsstudien: Baumgruppe an der Eisenbahn des unteren Kongo.

Solche Witterung erschwerte das Photographieren, denn jede der Luft ausgesetzte Platte war bald verloren. Ferner mußte mit Öl und Petroleum gegen Rost zu Felde gezogen werden. Alle Eisenteile waren in ständiger Ge-

fahr, und das Einreiben mit Vaseline nützte gar nichts. Vielleicht habe ich das falsch gemacht.

Aber nicht nur solches Ungemach brachte Abwechslung in unsere Arbeit, die im allgemeinen der heimischen Tätigkeit am Studiertisch und im Atelier nicht unähnlich war. Vielmehr traf allerhand Besuch ein, der mich kennen lernen wollte — diesen merkwürdigen Mann, der das Kunstgewerbe der Baschensi (Wilden) kaufte, der alles aufschrieb und nichts mit Kautschuk und Elfenbein zu tun hatte, der immer ein kleines Geschenk, eine Vorführung in Musik oder ein Bildwerk zur Hand hatte.

Dann kamen die Leute zurück, die ich in die Dörfer, in denen es Masken gab, ausgesandt hatte. Meine Trabanten eilten weit nach Westen, bis zum Lukulla und zum Gobari, um mir die erwünschten Schätze zu bringen. Manch herrliches Stück traf ein, allerdings auch nichtiges Zeug, das, um anzuspornen, auch gekauft werden mußte, aber dann in den Kuilu wanderte. Und diese Kaufgelegenheit bot auch nach anderer Richtung Veranlassung zur Ablenkung vom alltäglichen Lebenswandel. Geradezu unglaublich war es, mit welcher Geschwindigkeit die Neger begriffen hatten, daß hier eine gute Einnahmequelle sprudelte. Jeder unserer Arbeiter begann zu schnitzen. Jeden Tag kamen aus den umliegenden Dörfern Leute mit neugeschnitzten Sachen. Ich habe immer neben den alten Sachen auch neu angefertigte im Gebrauch gefunden, die gleicher Art und gleichen Wertes waren. Blüht doch hier noch einheimische Industrie und ist keine Verrohung und Verkümmerung des Handwerks zu spüren. Solche Sachen kaufte ich denn auch. Aber was für mich gemacht und nicht sehr schön war, das wurde unweigerlich zurückgewiesen. Hier hieß es aufpassen und die Entwicklung des Gewerbes beobachten.


Vegetationsstudien: Baumstamm bei Dima.

Ich will hier einige Bemerkungen über die Wandlungen im Kunstgewerbe der Mitschakiladörfer einflechten. Im allgemeinen waren

solche für mich hergestellten Sachen ebenso geschickt gearbeitet wie die zu eigenem Gebrauch gefertigten. Sehr selten kam Stümperarbeit, die dann von den Baschensi selbst verspottet wurde. Dagegen gab es Leute, die sich emsig bemühten, die Sachen für mich noch schöner zu machen als für sich, und gar zu gern hätte ich eine Serie solcher aufgekauften Sachen mit nach Europa gesandt, wenn mich die Sorge um die Schwierigkeit und die Kosten des Versandes nicht abgeschreckt hätten. Eine Verrohung ist durch meinen Einkauf nicht eingetreten, und ebensowenig trat eine Wucherung durch Übertreibung des Ornamentreichtums ein. Ein Ornament, das ich nicht sonst schon bei alten Sachen wahrgenommen hätte, sah ich an diesen Stücken nie. Aber es bedurfte dazu, wie gesagt, meiner Aufsicht und meines und meiner Leute Spottes, wenn ein schlecht und liederlich gemachtes Stück gebracht wurde. Sicherlich ist nach meiner Abreise, wenn sich nicht noch hinterher ein Umschwung eingestellt hat, eine Verschlechterung des Kunstgewerbes in der Mitschakilagegend nicht zu verzeichnen. Vielmehr habe ich die feste Überzeugung und hier den entschiedenen Beweis gefunden, daß man bei richtiger Leitung das einheimische Kunstgewerbe der Neger durchaus heben und entwickeln kann. Und das war mir wesentlich. Kauft man allerdings, wie das oft an der Küste geschieht, allen hergebrachten Schund auf, sucht möglichst geschmacklose und phantastische Sachen aus dem Gebotenen heraus, nun, so hat man den Verderb des afrikanischen Kunstgewerbes sehr schnell erreicht. Der Europäer hat ihn selbst hervorgerufen.

Unter den zu Besuch erscheinenden Negern ist vor allen Dingen Freund Kamburres Erwähnung zu tun. Es ist ein Mumballa aus der Kolokotogegend. Lubi heißt sein Stammsitz, und er lebt im Machtbereiche Tata Jas.

Er ist vorübergekommen, um an Mignon Ziegen und Hühner zu verkaufen und dafür Mitako (Messingdraht), der in Kolokoto zurzeit fehlt, einzuhandeln. Aber er will auch mich sehen und bringt hübsche Elfenbeinsache, einige Tanzfiguren usw. Dieser Kamburre ist der interessanteste Neger, den ich bis jetzt kennen gelernt habe, ein Mensch von geradezu erstaunenswerter Intelligenz. Schon sein Lebensschicksal zeugt hiervon. Kamburre von Lubi wurde als Sohn eines unbedeutenden Häuptlings geboren, machte im Alter von etwa achtzehn Jahren seine ersten Reisen, lernte die kautschuksuchenden Weißen kennen und hatte es sehr bald erfaßt, daß zwischen Lukulla und Kolokoto sein Weizen blüht. In der Gegend des ersten Flusses gibt es keine Lebensmittel. Wenn fünf Hühner in einem Dorfe leben, so ist das viel. Eine Ziege ist ein Reichtum. Und alsbald macht sich Freund Kamburre mit Huhn und Ziege auf zum Lukulla, um solches Getier gegen Kautschuk abzusetzen. Zurückgekehrt empfängt er in Kolokoto Salz; mit dem Salz zieht er in eine Ziegen- und Hühnergegend, von dort mit lebendigen Schätzen neu beladen wieder an den Lukulla usw. usw. Das erste hat ihn kein Mensch gelehrt; die weitere Anregung gab ihm dann Tata Ja, und wohl nur ein Grieche hätte mit solcher Geschwindigkeit alle Chancen

auszunutzen verstanden. Summa summarum, Kamburre sammelt Schätze. Aber er begnügt sich nicht mit dem Aufspeichern seines Salzreichtums. Nein, er beginnt ein neues Unternehmen: er kauft Menschen und Dörfer, und heute besitzt der ungefähr 23jährige Kamburre nicht weniger als siebzehn Dörfer!

Ich habe nichts Unangenehmes an diesem schwarzen Großkaufmann entdeckt, dagegen hat er einen Humor, wie ich ihn beim Muschensi kaum für denkbar gehalten hätte. Er kommt in die Station: „Tata Lugungu, zeige mir dein Magazin." Er betritt das betreffende Haus, sieht sich eine Weile um: „Das hast du mir alles gestohlen, doch komm, nun wollen wir es teilen." „Ja, wo hat denn Kamburre das hererhalten, ehe Tata Lugungu den Reichtum raubte?" Kamburre sagt: „Von Bula Matadi." Mittags geht zufälligerweise eine Pirogue Mignons nach Norden, nach Luanu. Kamburre erklärt mir: „Ich habe einen Posten an Bula Matari gesandt, um ihm zu sagen, daß alles, was er mir gegeben hat, mir hier geraubt ist." Mignon geht auf seinen Scherz ein.

Mittags wechselt er die Rolle: „Ich bin Tata Lugungu, du bist Fumu Kamburre. Ich bin ein großer Fumu, du ein kleiner. Jetzt werde ich dir zeigen, wie meine Arbeiter kommen," sagt er zu Mignon, und er tritt an den Gong, schlägt eifrig auf das Holz und als die Arbeiter wirklich, wie gewohnt, herbeieilen, ist er sehr stolz. Es kommen Leute mit Hühnern und Eiern; er beginnt den Einkauf, nimmt Hackenblätter aus dem Kasten, Perlen aus dem Sack und fertigt alle Neger so gut ab, daß Mignon es nicht besser kann. Abends empfängt er mich wieder als Tata Lukungu, nur gerät er etwas in Verlegenheit, als ich ihn französisch anrede. So hält er die erdachte Rolle und den Wechsel der Person fest, bleibt aber dabei immer bescheiden und zurückhaltend und wird nie unverschämt.

Solche Entfaltung des Humors unter der Fürsorge einer weise auftretenden Intelligenz ist wohl selten unter den Negern, aber die Grundlage eines wirklichen Humors fehlt den hiesigen Stämmen nicht. Wenn Kamburre nach dem Anhören der Musik Lemmes sagt: „Wenn wir Musik machen, so ist das nicht schön. Dann hört man die Pfeile fliegen und die scharfe Sprache des Milongas. Nein, solche Musik ist nicht so schön wie die Putumusik!" — so ist das vollständig auf dem Niveau des Kuiluhumors. Mein schon recht bejahrter Freund Majoga, der die Mitte zwischen dem Üblichen und der Höhe Kamburres darstellt und anscheinend über den völligen Mangel des hier sehr geschätzten Bartes traurig ist, dreht unter pfiffigem Lächeln den erwünschten, aber nicht vorhandenen Bart und sagt: „Wenn ich erst erwachsen bin, dann habe ich auch einen Bart wie du." „Ist das dein Dorf?" sagt der Mumballaknabe Bange und schlägt eine den Wein umschwirrende Wespe tot. Eine hier übliche Redewendung lautet: „Wenn du nicht einverstanden bist, mache ich dir Kopfschmerzen," und dann folgt gar leicht der tödliche Pfeil. Ich hörte mehrmals Europäer

ihre Träger mit der unter den Negern üblichen Redewendung: „Wenn du das noch einmal hinwirfst, schlage ich dich tot!“ anschnauzen und dann die Neger freundlich lächelnd antworten: „Wer wird dir dann morgen den Koffer tragen?“ Dabei weiß der Neger ganz genau, wie unnötig er ist, da es genug Träger gibt.

Solche Beobachtungen sind überaus erfreulich und lassen manche Schattenseite des Negercharakters leichter vergessen. Der Frohsinn ist hier fraglos einheimisch, und wenn sich der Humor auch nicht häufig in den heiteren Formen äußert, welche die Palaver oft zeitigen, so ist doch mit Frohsinn das ganze Negerleben gewürzt. Fröhlich wird Handel getrieben, fröhlich ist ein einigermaßen gut geleiteter Marsch. Lachen ist hier das gegebene Mittel der Erziehung; und wenn ich mich über einen Lässigen lustig mache oder die Ermüdeten anlache, so ist ohne weiteres Wandel geschaffen.

Eine Woche der Stationsarbeit ist bald verflossen, die Fortschritte sind zufriedenstellend, die Gebiete der künftigen Arbeit festgestellt, alles wird gut versorgt, und am Abend des 21. März kann ich mir sagen, daß eine neue Reise uns gut gesattelt finden wird. Ich packe am Abend meine sieben Sachen und verlebe noch eine Gewitternacht.



Vegetationsstudien: Baumstämme mit Lianen bei Dima.

22. März 1905. Ein Viertel vor acht Uhr verlassen wir mit etwa 35 Mann Mitschakila, und zwar in einem eigenen Boot. Die hiesigen Bootsverhältnisse sind traurig, und somit habe ich mich zur Erwerbung eines durchaus nicht leicht zu erhaltenden Fahrzeuges bester Art (leider liegt es ein wenig nach links) aufgeschwungen.

Nach einer halben Stunde sind wir auf der üblichen Route nach Kivuanga, wo uns eine Stunde später Freund Fumu Fiote fröhlich begrüßt. Wir sind jetzt wieder gut Freund, hatten

vordem aber eine kleine Streitigkeit. Als ich nämlich das erste Mal bei ihm war, versprach er, mir 2 Blasebälge zu verkaufen. Versprechungen gelten bei Negern gar nichts. Wenn ich ihnen eine versprochene Sache wirklich gebe, sind sie immer erstaunt.



Vegetationsstudien: Baum bei Bolombo am Sankurru.

Versprechungen werden nur gegeben, um höflich abzulehnen oder um nicht gerade zu sagen: „Du bekommst das nicht.“ Also echte Negerart, der ich nicht zustimme. Als demnach Freund Fumu Fiote beim zweiten Besuche die Blasebälge noch nicht mitgebracht hat, muß er es erleben, daß ihm mitgeteilt wird, ich wolle nichts mehr mit ihm zu tun haben. Er wird verblüfft stehen gelassen und — einen Tag später habe ich meine Blasebälge, was natürlich die Freundschaft vollständig repariert. Es gibt Dinge, auf die man bei Negern ebenso streng achten muß wie bei Kindern, und hierzu gehört das Halten von Versprechungen. Ich werde darauf bei der Besprechung der sich der Wambareise anschließenden Arbeiten nochmals zurückkommen.

Über ein hohes Plateau geht es hinüber zu den „Bajakka“ von Majombo, Kinsona, Kimbambe und Eloamba, und dann, um die Route schnell zu skizzieren, über den Sani zu den Bapindi Bussongos, und endlich über ein Plateau nach den Dörfern Djume-Djume und Wamba, welche wie die am folgenden Tage aufgesuchten Ortschaften Kindikulumi, Kinsunsu und Kikango von Bahuangana bewohnt werden.

Diese Bajakka geben ein gutes Beispiel der eigentümlichen Bevölkerungsverhältnisse dieses Landes. Es sind nämlich Nachkommen der hier eingewanderten Pamballa, die Bajakkafrauen geehelicht hatten, und heute dem Volke zwar noch den Namen Bajakka überlassen, ihren Kindern aber die Pamballasprache vererbt haben. Ich betone, daß sie sich unbedingt Bajakka nennen, weil ihre Mütter Bajakkafrauen waren, und daß sie trotzdem heute noch die Pamballasprache reden. (Übrigens scheinen mir die Verhältnisse in Moloko ähnliche zu sein.)

Die Überschreitung des Mikulungubaches gab mir zu einer andern, die Verkehrsverhältnisse dieser Dörfer betreffenden Betrachtung Veranlassung. Wir mußten unbedingt die gleichen Gewässer wie bei der Veloreise, allerdings weiter dem Kuilu zu, überschreiten. Vergebens suchte ich den Namen Mikulungu. Mit viel, viel Mühe gelang es später, ihn mit dem Milongo bei Moloko zu identifizieren. Ähnlich war die Sache mit dem etwa fünf Meter breiten Sani. Weiter oben heißen alle auf diesem Marsch passierten Gewässer anders, und wenn man es nicht mit stärkeren Gewässern wie Gobari, Kuilu, Inzia zu tun hat, hat jedes Dorf für die Rinnsale einen anderen Namen, und oft wissen nur wenige, wie die gleiche Wasserader beim Nachbar heißt. Der Verkehr der Dörfler erstreckt sich eben auf Milonga und Fehde. Wohl existiert ein Handel; dieser spielt sich aber in typischer Weise auf neutralem Boden zwischen den Dörfern ab. Da sieht man etwa in der Mitte zwischen ihnen am Wege eine ausgetretene Stelle. Da hocken am Markttage die Weiber zweier Ortschaften, Männer gehen zwischendurch und lachen und alles ist so fröhlich, daß man nicht ahnen kann, wie das Mißtrauen die Dörfler verhindert, sich gegenseitig zu besuchen, und sie zwingt, auf neutralem Boden zusammenzukommen. Das Mißtrauen trennt nicht nur Bajakka von Bahuangana, Bahuangana von Pamballa, Pamballa von Bajansi usw. usw., nein, die einzelnen Bajakkadörfer, die benachbarten Bajansi stehen im allgemeinen derart. Eine bessere Nachbarschaft, wie sie etwa enge Blutsverwandtschaft der Fumus mit sich bringt, gehört eher zur Seltenheit als zur Regel. Ich habe gelegentlich dieser Reise zwei typische Beispiele dafür zu erzählen, wie berechtigt dieses Mißtrauen und die Sitte, daß, auch wenn die Anwesenheit der Weißen den Burgfrieden garantiert, die Frauen nur unter Männer- und Bogenschutz den durch Fremde heimgesuchten Ortschaften nahen, um ihre Nahrungsmittel dort zu verkaufen sind.

Das erste Beispiel liegt in der traurigen Geschichte Bussongos, jenes im Busche jenseits des Sani gelegenen Bapindidorfes, das wir am 22. März besuchten. Meine Boys erzählten mir täglich Schauergeschichten von den vor dreiviertel Jahren hier stattgehabten Ereignissen, und nur mit Mühe ist es mir gelungen, aus diesen Angaben und gelegentlichen Berichtigungen durch Mignon und Dr Müllhaupt (einem Freunde Dr Erdrichs) die Wahrheit zu

erfahren. Der gute Mignon sprach nämlich aus Bescheidenheit selbst nicht über diese Ereignisse.

Die Sache war etwa folgende: „Anfangs Juni desertierten drei Leute der Station Mitschakila, die aus Wamba stammten, und wurden in Busongo vom Bapindihäuptling Mohemo festgenommen. Kein anderer als der oben (Seite 63) erwähnte Kambembe log Mignon vor, daß die Leute von den Bapindi sogleich verzehrt seien. Mignon konnte natürlich im Moment für die Deserteure gar nichts tun und mußte annehmen, daß diese Angabe richtig sei, zumal sie sehr wahrscheinlich klang. Nun wollte er zu Rekrutierungszwecken im August desselben Jahres nach dem mächtigen Dorfe Kinsona vordringen, in welchem Lutubi, der Bruder des jungen, damals Mignon schon befreundeten Fumu Fiote (von Kiwuanga) regierte. Er kam bei letzterem vorbei und dieser riet ihm, ihn vorausgehen zu lassen, da die Leute von Kinsona sehr mißtrauisch seien und im besten Falle vor Mignons Ankunft das Dorf verlassen würden, so daß er kein hohles Ei vorfinden würde. Mignon stimmte dem natürlich zu, Fiote ging zu seinem Bruder voraus, ordnete alles, und Mignon ward sehr herzlich aufgenommen.



Vegetationsstudien: Lianenklammer bei Bolombo am Sankurru.

Als der Chef von Mitschakila auf die Lieferung von Arbeitern zu sprechen kam, sagte Lutubi: „Höre, Mundele, du bist ein guter Weißer, und ich möchte

dich zum Freunde haben. Schlafe also eine Nacht bei mir, und ich will dir morgen fünfzehn Arbeiter mitgeben!" Nun hatte Mignon weder Bett noch Waschzeug noch Decke bei sich; es galt aber, das gewünschte Vertrauen zu erwerben, und so erklärte er sich einverstanden. Als er am nächsten Morgen aufstand, waren fünfzehn Arbeiter vor seiner Tür versammelt.

Lutubi erklärte die betreffende Hütte und alle Weiber des Dorfes (eine Redensart) als seines Freundes Mignon Eigentum und ist in der Tat ein guter Freund geblieben.

Danach kam man auf anderes zu sprechen, und so fragte Lutubi plötzlich: „Warum holst du dir nicht deine beiden Arbeiter aus Bussongo?" Und nun kam es heraus, daß allerdings einem von den drei Deserteuren die Flucht gelungen war, daß aber die andern beiden in der hier üblichen, sehr grausamen Weise festgehalten wurden. Sie waren nämlich, mit auf dem Rücken zusammengebundenen Armen an einen Baum gebunden, und zwar war jedem unter die Arme und seitlich des Kopfes ein Messer, als Nachbarschaft in den Baum gerammt, beigegeben. Diese Messer hindern jede Bewegung.

Zu dieser Nachricht gab Lutubi den Rat, die Vermittlung eines seiner untergebenen Chefs anzunehmen. So begann die Verhandlung, die zunächst resultatlos verlief; dann zog Mignon selbst vor Bussongo, traf aber auf lauter gespannte Bogen im Busch, mußte also umkehren und noch hören, daß der Bapindifumu Mohemo 5000 Djimbu (das hier geltende Muschelgeld) als Entschädigung verlangte. So blieb denn dem braven Chef von Mitschakila zunächst nichts anderes übrig, als nach seiner Station zurückzukehren und als Drohung den Bescheid zu hinterlassen, daß er an Bula Matadi schreiben würde. Zwar ließ Mohemo nach acht Tagen in Mitschakila das Anerbieten stellen, gegen zwei andere Männer die Deserteure herauszugeben; aber das änderte ja den Fall nicht, und die Eingeborenen anderer Dörfer sagten selbst, daß die ganze Sache nichts anderes sei, als ein im Lande seit Alters übliches Verfahren, um von anderen Chefs Zahlungen an Mulele (Stoffen), Djimbu oder andern wertvollen Artikeln zu erzielen.

So standen die Dinge, als im September gleichen Jahres Dr Erdrisch, der Vertreter der Gerechtigkeit des Staates in Angelegenheit der Ermordung van Sas, nach Mitschakila kam und von dieser Geschichte Kenntnis erhielt. Auf die vier ihn begleitenden Pumbulu (Soldaten) pochend, machte er sich sogleich auf den Weg nach Mussongo und kam — es war in der Zeit, als Mignon just zum ersten Male nach dem Kantscha abgereist war — glücklich bis an den Busch vor dem Dorfe. Dort traf ihn auch schon ein tückischer Pfeil am Halse, und er war gezwungen, nach Kinsona zurückzukehren, um sich zu verbinden.

Der Rest ist von trauriger Einfachheit. War just auch Leutnant Sabatini mit seinen Soldaten im Lande, um zu Yelenge den Tod von van Sas zu bestrafen, so lag es sehr nahe, daß diese Pumbulu auch vor Bussongo zogen und



Ziegenleben in Mitschakila:
Lemme mit dem ältesten Bocke.

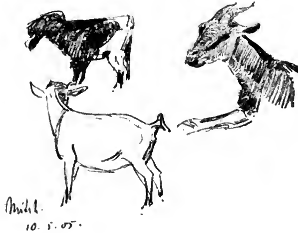
den Pfeil im Halse Dr Erdrischs gerechterweise mit Blei beglichen. Leider entfloh der Chef Mohemo; er soll im Nordwesten noch leben. Als wir am 21. März nach Bussongo kamen, war da wohl ein junger unterwürfiger Chef, das Dorf zeigte aber wenig von einstiger Größe und Macht, und es sah recht verwildert in dem dichten umgebenden Busch aus!

Die Weise aber, wie Mohemo die Deserteure festgenommen hatte, zeigt, wie berechtigt das Mißtrauen der „Baschensi" den eigenen Nachbarn gegenüber ist.

Wir rasteten hier nicht lange. Wie düstere Schwermut lastete es auf Mensch und Landschaft. Wir marschierten über eine weite Hochebene, die nur vereinzelte Bäume und niedriges Gras zeigte, zu unsern Freunden, den fröhlichen Bahuangana von Djume-Djume, wo wir leider nicht übernachten konnten, da ich gern noch an diesem Abend zum Kwenge herabgestiegen wäre. Die Stunde, die wir in Djume-Djume verbringen konnten, bot des Interessanten genug. Sind wir doch hier wieder an die Grenze der der Fläche gekommen, die durch den Bajakkaeinfall kulturell verwüstet wurde, haben somit alte Dörfer vor uns und empfangen Schätze an Kitekki und Pungu und hören — leider bleibt es beim „Hören" — von den Masken, die es jenseits des Kwenge geben soll. Am interessantesten ist hier der Dorfplatz. Nicht weniger als vier verschiedene Nkissi sind hier angebracht: Nkollo, Nsasse, Nzundu, Zige. Das sind gute Mittel gegen Kopfschmerz, gegen Sterben, gegen Ansteckungskrankheiten und gegen feindliche Übermacht. Zige habe ich dann mehrfach erwerben können und man hat mich darüber informiert. Zuerst hieß es: „Wenn die Leute krank in die Büsche gehen, machen sie Zige." Erst nachher verstand ich der Rede dunklen Sinn: wenn einer oder mehrere an einer ansteckenden Krankheit gestorben sind — die natürlich auf dem Nkissiwege von einem bösartigen Manne in das Dorf gebracht ist —, so sucht man zunächst die Urheber mittels Kassagifttrankes. Dann errichtet man das Bildnis Zige, einen Stock mit zwei Gesichtern, im Dorfe, um weitere Todesfälle zu verhindern. Auch kleinen Nkissikram gibt es: Zoli gegen feindliche Pfeile und für Vernichtung der Feinde, Mbobo wieder gegen Krankheit. Beides sind Beutelchen mit anscheinend symbolischem Inhalt. Sonderbarerweise gibt

es hier nichts für kräftige Kinder. Kinder, Krieg, Krankheit sind nämlich die Stichworte aller hiesigen Glaubens- und Aberglaubenslehre.

Letzterem, und zwar bei Tier und Mensch, sind auch die Mpungu gewidmet, von denen ich gelegentlich meiner drei Besuche in Djume-Djume große Mengen zu erwerben vermochte. Sie stellen eine archaistische Figur des Menschen dar, hermenartig, bald mit weniger, bald mit mehr Keimsprossen weitergeführter Gliederung. Es wird mit Hilfe der so nach und nach mühsam zusammengetragenen Mpungumassen möglich sein, eine reihenmäßige Bearbeitung vorzunehmen.



Ziegenleben in Mitschakila: Böcklein, junge und alte Ziege.

Doch nach einer Stunde erfolgreichen Aufenthaltes in dem nkissireichen Djume-Djume muß der Aufenthalt abgebrochen werden. Einige Leute nehme ich aus dem Dorfe für ethnologische Abendunterhaltung mit, und dann pilgern wir ein wenig über die Steppe und ein wenig durch Busch bis an das ebenfalls waldvergrabene, ärmliche Wamba, wo mir die Überraschung erblüht, daß der Kwenge gar nicht bei Wamba vorbeifließt, sondern weiter südlich. Sehr alt, liebenswürdig und mit einem Fliegenwedel begabt war der Herrscher Djume-Djumes gewesen. Ebenfalls alt, aber brummig und mißtrauisch repräsentierte sich der Dorfschulze Wambas, was er dadurch dokumentierte, daß er in unserer Gegenwart den Malafu nicht offen vortrank, sondern erst ein Tuch über Haupt

und Schultern warf, das den Vorgang des königlichen Trunkes vor unseren, eventuell giftigen Blicken verbarg und schützte.

Ein drohendes Gewitter, das bald in einem herrlichen Tropenregen erstarb, jagte uns vom Abendtisch fort und jeden in die für ihn hergerichtete Eingeborenenhütte. Die Methode solcher „Herrichtung" ist sehr einfach. Man hebt das Dach an seiner Längsseite ein wenig in die Höhe, schneidet die seitlichen schwachen Wandverbände durch und legt die Längswand nach außen um. Solche Hütte ist dann ein wahrhaft herrliches Nachtquartier — notabene, wenn schönes Wetter ist. Wenn es aber tropisch gießt und die Regengüsse sich direkt gegen die offene Hausseite richten, wie dies in der Nacht vom 22. zum 23. März 1905 zu Wamba am Ndongo stattfand, dann eilt sich der biedere Weiße, die umgelehnte Wand schleunigst wieder aufrichten und anlehnen zu lassen. Nun würde es gehen, wenn das Dach dicht wäre. Wenn! — Du lieber Gott, am andern Morgen waren wir recht naß, und doch hatten wir, wie wir einstimmig feststellten, wunderbar geschlafen.

23. März 1905. Mignon wollte nun weitermarschieren, um das Land auf Kautschuk hin zu besichtigen. Mir lag auch sehr viel daran, einen Vorstoß nach Südwesten zu machen, einmal, um mein geographisches Verständnis der den Belorouten zu gelegenen Strecken zu vertiefen, anderseits, um das Land der Masken, in welchem natürlich auch andere Schätze zu finden sein mußten, zu erreichen. Wir mußten auf diesem Wege Kikango passieren, welche Bahuanganaortschaft durch Macht und Raubluft ausgezeichnet ist. Letztere war für uns insofern von Bedeutung, als vor einigen Wochen die Kikangoleute fünf Wambafrauen geraubt hatten und sich ständig weigerten, diese Damen, wie es die Landessitte will, zu bezahlen oder zurückzugeben. Da wir nun von Wamba kamen — was die Kikangobahuangana natürlich längst wußten, wenn wir bei ihnen eintrafen —, da ferner der Europäer (schon um den Leuten um seiner selbst willen Ordnungsbegriffe beizubringen) gezwungen ist, derartige Angelegenheiten, wenn seine Vermittlung angerufen wird, zu regeln, und da die Wambaleute Mignons Hilfe erbeten hatten, lag uns Kikango mit seinem Fünfweiberraub störend im Wege.

Doch der Versuch sollte gemacht werden, und so brachen wir auf, passierten nochmals das bildnisreiche Djume-Djume, den Kaka und den Tatubach, sowie allerhand buschige Hügel, und zogen endlich durch die Vororte Kindilukumu nach Kikango hinauf. Kikango ist leer. Nur drei Wachen streifen durch die Büsche. Also geht es nicht ohne Milonga ab. Wir setzen uns am Dorfeingang nieder, sehen für alle Fälle nach den Gewehren und lassen durch ausgesandte Boten den Herrn von Kikango rufen.

Die Leute ziehen aus. Rufe schallen durch das Tal zum Hügel hinauf und aus Busch und Gras zurück. Eine halbe Stunde, dreiviertel Stunde, eine Stunde verläuft. Kein Häuptling naht, nur die Wachen nähern sich uns mehr

und mehr. Man macht ihnen klar, daß man nichts Feindliches will, aber der Häuptling müsse kommen! Wenn dies nicht geschähe, könnten wir auf keinen Fall weiterziehen! Wir konnten natürlich nicht einfach umkehren, ohne einen Einfluß ausgeübt zu haben. Das hätte wie Flucht ausgesehen, und in dieser Gegend war es dann fürs erste mit dem Respekt vor dem Europäer vorbei. Als noch weitere Zeit verging, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete, beschloß Mignon, den Chef zu zwingen, nach Mitschakila zum Milonga zu kommen. Er wollte also Geiseln mitnehmen, einige Ziegen und einige Frauen. Gesagt, getan, sie waren schnell gefunden. Aber gleichzeitig äußerte



Ziegenleben in Mitschakila: Der alte Herr.

sich auch die wahre Natur unserer „zivilisierten" Arbeiter. Der Befehl, einige Frauen oder überhaupt Leute als Geiseln mitzunehmen, war für sie anscheinend gleichbedeutend mit der Erlaubnis zu plündern. Im Handumdrehen waren sie in den nächsten Hütten verschwunden. Doch wir waren hinterher. Mit Knüppel und Flintenkolben ward schnell Raison geschaffen. Es ist erstaunlich, mit welcher Geschwindigkeit beim Neger die Raublust, wie übrigens jede andere Leidenschaft, explodiert. Im vorliegenden Falle wurden Prügel nicht gespart. Diese Ordnungsliebe, deren Ergüssen die Eingeborenen natürlich aus nächster Nähe und wohl geborgen zuschauten, hatte zur Folge, daß gleich nach unserer, nun nicht mehr aufgeschobenen Rückkehr nach Wamba auch der

Chef von Kikongo eintraf und Mignon ihn persönlich zum Milonga nach Mitschakila einladen konnte.

Im übrigen möchte ich über die Ereignisse, deren Zeugen wir hier und manches andere Mal wurden, nicht ohne einige ergänzende Worte hinweggehen. Ereignisse, wie sie sich hier abspielten, gehören zu den üblichsten Erlebnissen der jungen Kautschukhändler. Sie werden alle einmal hineingedrängt und benehmen sich dabei natürlich verschieden. Zwischen Kuango und Kassai ist wohl kein Agent, der nicht infolge solcher Vorkommnisse mit Pfeilen begrüßt worden wäre. Hier heißt die Parole: „Sorge selbst für dein Ansehen, das



Ziegenleben in Mitschakila: Studie nach liegenden Tieren.

Ansehen deiner europäischen Superiorität!“ Es ist ein hochgefährlicher Zustand, diese Verwaltung durch die Händler statt durch den Staat. Und wenn, wie hier, der Staat keinerlei Station und keine eigene Polizei hält, so ist er, und lediglich er dafür verantwortlich, wenn solchen Ereignissen Exzesse folgen, die strafwürdig sind.

Aber dem Staat ist das Aufrechterhalten der Stationen eben zu teuer. Er begnügt sich mit der Herausgabe von Dekreten und Prozessen, „wenn es einmal sein muß“, das heißt, wenn die Agenten im privaten Verwaltungsdienst zu weit gegangen sind, wofür doch dem Staate die Verantwortung zufällt, solange er nicht den Polizeidienst selbst in die Hände nimmt.

Aber im Kongostaate hat sich jedermann derart an den widerrechtlichen Privatpolizeidienst gewöhnt, daß er zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Ich werde später außer schlimmeren Vorkommnissen beschreiben, wie die Missionare von Bena Makima, trotzdem sie nur zwei Tage von der Staatsstation entfernt wohnten, die Bakubahäuptlinge gefesselt in Ketten setzten, weil sie nicht bauen wollten, und wie der Superior von Luluaburg Frauen, die freiwillig ihren Missionsplatz verlassen hatten, gebunden, an dem Staatsposten vorbei, nach Hause führte, weil solche Frauen nicht „frei" sind und ihren Missionswohnort nicht verlassen dürfen. Die Staatshilfe wohnte vor der Tür, aber es verstand sich sogar für die Missionare von selbst, daß sie sich allein halfen. Selbstverständlich sollen alle Vorgänge dort drüben mit anderm Maße gemessen werden als ähnliche Vorkommnisse bei uns. Die möglichste Abschwächung der Selbsthilfe sollte aber Aufgabe des Staates sein, und der Kongostaat tut hierin nicht Genügendes.

Wir kehrten, wie gesagt, nun wieder zurück, denn unter den obwaltenden Umständen war nicht daran zu denken, vor Regelung des schwebenden Milongas weiter nach Südwesten vorzudringen. Schnell nahmen wir in Wamba ein Mittagsmahl ein, die zurückgelassenen Lasten auf und marschierten mit unsern Geiseln, so schnell es ging, heim. War ja heute der Geburtstag des Herrn Lemme, und wenn wir nicht an einem neuen interessanten Ort sein konnten, so sollte er doch in unserer Station festlich begangen werden. Die dementsprechende Marschleistung war sehr tüchtig. Es gelang, den Kuilu ½8 Uhr zu erreichen. Doch eine Überraschung blühte uns noch. Infolge des langen Regens der letzten Zeit hatte der Fluß sich noch einen Meter gehoben und strömte nun bedeutend breiter einher, wie zurzeit unseres Abmarsches. Um ½9 Uhr saßen wir beim Glase, bereit zum fröhlichen Mahle. Aber wie bescheiden verlaufen solche Feste im Innern des dunklen Erdteils! Das kräftige Begießen übernahm auch in dieser Nacht Jupiter Pluvius.



Ziegenleben in Mitschakila:
Ermüdetes Tier.



Der Plateaurand bei Mitschakila.

Sechstes Kapitel.

Arbeiterexperimente.

24. März bis 3. April 1905. Wir harrten in Mitschakila vom 24. März bis zum 3. April der Marie und der sonstigen Dinge, die mit ihr kommen würden. Eigentlich wollten wir die Zwischenzeit zur Kantschareise benutzen, wir mußten dies dann aber unterlassen, weil in Belo Kautschuküberfluß eintrat. Die Trockenräume in Belo konnten die anschwellende Produktion nicht mehr fassen, und so mußte Mignon einige Tonnen in ein Trockenhaus übernehmen, schneiden und täglich wenden lassen. Es war das so wichtig, daß er selbstverständlich seine Faktorei nicht verlassen konnte. Sobald ich von diesem Stadium des Kautschukzuflusses Nachricht erhielt, warf ich fürs erste alle Reisepläne über den Haufen. Es wird sich die Frage aufdrängen, weshalb ich meine Arbeit am Kuilu so sehr von denen der Agenten abhängig machte, und es ist nicht ohne allgemeines Interesse, wenn ich des näheren auf diese Fragen eingehe.

Als ich nach dem Kuilu aufbrach, war von meiner Ausrüstung nur das angelangt, was ich persönlich auf der Leopoldville mitgenommen hatte, und was für die erste Stations- und Vorbereitungszeit berechnet war. Aber leider war auch diese Sendung nicht vollständig. Merkwürdigerweise waren die Patronenkisten, trotzdem sie in Berlin gleichzeitig mit diesem Gepäck für die Leopoldville der Spedition übergeben waren, nicht mit angekommen, ja sie waren gar nicht in das Canossement mit aufgenommen, so daß zweifellos in Europa eine Absendung durch das Antwerpener Speditionshaus versäumt war. In meinem Koffer waren zufälligerweise 50 Patronen für die Parabellumgewehre, und von

Dr Dryepondt erhielt ich in gütiger Weise 30 Patronen für meine 8 mm Repetierbüchse. Das war unsere ganze Munition. Es fehlte demnach alles Geschoßmaterial für die Pistolen und die Jagdgewehre, sowie jegliche Ausrüstung an Waffen und Munition für die Leute. Deren Ankunft erwartete ich mit dem Woermann-Dampfer „Lübeck", der am 22. Dezember Hamburg verlassen hatte (also vor uns) und dessen Ankunft für den 13. Februar (in Matadi) festgesetzt war. Die Eisenbahndirektion in Matadi hatte mir versprochen, alle meine Güter und damit auch meine zweite Munitionsausrüstung für Parabellum und Jagdgewehre sogleich nach Ankunft nach Kinschassa zu senden.

Aber der Afrikareisende ist gläubig, die Woermann-Dampfer erhalten ihre Marschorder, die Eisenbahndirektion verspricht, und es kommt nichts an. Vorgreifend erwähne ich, daß Dr Dryepondt mir am 1. April mitteilte, daß von der ganzen Sendung der „Lübeck" noch nichts angelangt sei. (Mitte Februar hatte ich, nochmals um dringende Beschleunigung der Sendung bittend, von Dima aus an den Eisenbahndirektor geschrieben.)

So saßen wir denn so gut wie unbewaffnet in Mitschakila. Ich putzte alle paar Tage meine Gewehre und war darauf angewiesen, meine Reise nach dieser Tatsache einzurichten. Ausgerüstet mit Munition für die Parabellumwaffen, mit den 20 Jägerbüchsen samt Patronen für meine Leute wäre ich gänzlich unabhängig gewesen. Ohne Bewaffnung, wie wir waren, hing aber das Schicksal der Expedition bei etwaigen neuen oder gefährlichen Routen sehr vage in der Luft.

Die Verantwortung für meine Expedition lag ganz allein auf meinen Schultern. Die Regierung des Kongostaates hatte mir durch die deutsche Gesandtschaft und das Auswärtige Amt mitteilen lassen, daß ich an Waffen und Munition mitnehmen möchte, was ich für nötig erachte. Somit hatte ich die Konsequenzen allein zu tragen, wenn ich mich unbewaffnet, wie ich war, in Gefahr begab. Es gilt hier dasselbe Gesetz wie in Europa: si vis pacem, para bellum! Vor dem bewaffneten Zuge hat die Einwohnerschaft Respekt, und mit der Bewaffnung schützt man sich in Afrika nicht nur selbst, sondern man bewahrt auch die Eingeborenen vor unglücklichen Ereignissen und Verlusten.

Und ungefährlich ist es nie, in einem Völkerkreise zu reisen, der vom Schlage der Kuiluneger ist. Fast täglich hatte ich in Mitschakila Gelegenheit, Proben des kriegerischen Sinnes und des gereizten Verkehrstones der Eingeborenen kennen zu lernen. Einmal verkündete der Kriegstamtam von der Seite der Bapindi Bijungas, einige Tage später der der Bajakka und Bajansi auf unserer Stromseite die Aufforderung zum Pfeiltanze, und die Zwischenzeit wurde ausgefüllt mit Milonga und Milongaofferten, die alle mehr oder weniger ungemütlich und auch mit Todesfällen verliefen, Pfeilgefechte oder irgend einen Menschenraub behandelten. Und solchen kriegerischen, launenhaftleidenschaftlichen Ergüssen waren nicht nur die schwarzen Leute ausgesetzt, sondern die Faktorei-

geschichte dieser Länder zeigt klar und deutlich, daß der aus dem Busch abgesandte Pfeil oftmals auch dem Europäer zugedacht ist. Kaum einer der Agenten, die am Kuilu waren, hatte während eines längern Aufenthalts nicht einmal die Pfeilspitze auf sich gerichtet gesehen; am Kwenge sind die Missionare, bei Yelenge ist van Sas ermordet worden usw. Kannibalen reinsten Wassers, Menschenkinder der augenblicklichen Leidenschaftserregung, Leute, die nur in der lockersten Form sozial gebunden sind, sind sie lediglich durch imponierendes Übergewicht im Zaume zu halten, das der Staat ja leider nicht bietet. Wir haben es hier nicht mit Faktoren zu tun wie einem Lukengo oder Muata Jamwo, einem Herrscher, der dem Reisenden entweder den Landeseintritt versagt — und dann weiß man Bescheid —, oder ihn gewährt — und dann ist man nicht nur zugelassen, sondern auch unterstützt und geschützt. Nein, hier am Kuilu ist jedes Dorf ein Wille, eine Stimmung, Wille und Stimmung der unberechenbaren Laune. Nur da, wo langjähriger Handel behagliche, solide Verhältnisse geschaffen hat, erst da ist von Sicherheit zu reden. Ich werde aber sogleich zu erzählen haben, wie mißtrauisch auch hier noch die Negerseele bleibt.



Arbeitsstudien: Das Festbinden der ersten Querlatten.

Ich kann also meine Art des Reisens nicht mit der Junkers vergleichen. Dort und damals waren Herrscher im Lande, die zustimmten, die Verantwortung übernahmen und unterstützten; dort und damals hatten die Nubier schon durch 2—3 Jahrzehnte auf dem Wege von Handelszügen die soziale Umgestaltung bewerkstelligt. Und die Hokua war eine bekannte Macht, die hinter Junker stand.

Wenn ich demnach gleichsam waffenlos meine Reise unternahm, so war das nur in der Weise Schweinfurths möglich, der im Anschluß an eine wohleingeführte Karawane zu Munsa gen Süden zog. Leider unternehmen diese Agenten des Kuilu aber nicht so weite Reisen, sondern sie wandern im Bereiche ihrer Agentschaft umher. Ich hatte Glück in jeder Hinsicht, als ich, nach Erkundigungen in Dima und Luano, Mitschakila als Zentralpunkt dieser kleinen Ausflüge wählte; Glück in der Wahl des Ortes und meiner Interpreten. Wenige Menschen sind wohl unter den Kuilustämmen so beliebt wie Mignon. Wenige hätten mit gleicher Bereitwilligkeit und Geschicklichkeit ihre Aufgaben und Arbeiten so mit den meinen zu verbinden vermocht, als dieser junge Kaufmann.

So saßen wir denn in Dima, warteten auf den Dampfer und richteten unsere Arbeiten nach den gegebenen Verhältnissen ein.

Es versteht sich von selbst, daß eine neue Arbeitsweise eingeführt wurde, sobald mir klar ward, daß ich noch längere Zeit umsonst auf Waffen warten würde. Ein Spezialstudium der mittleren Kuiluſtämme war ja eine lohnende Aufgabe, und hatte ich deshalb bald die Vertreter der verschiedenen Stämme, die häufiger zu Besuch kamen, zu Freunden gewonnen und konnte sie gut ausfragen. Für das, was an Studienobjekten zu sammeln war, hatte ich ja auf den Ausflügen ins Bajakkagebiet, zu den Bajansi Mitschakilas, nach Kolokoto, Belo und Kimbandi genügende Anhaltspunkte gewonnen, und somit sandte ich nun einige begabte und willige Eingeborene auch in weitere Gebiete, um erkunden, herbeirufen und sammeln zu lassen. Da stellte sich denn bald manche neue Form heraus, manche Variante des schon Vorhandenen und auch allerhand neues, dem dann weiter nachgespürt werden konnte. Während ich in solcher Weise weiter in das innere Wesen der hiesigen ethnographischen Verhältnisse einzudringen vermochte, veranlaßte ich Lemme, die bildliche Darstellung der Menschentypen und verschiedenen Handlungen weiterzuführen. So ward dann ein zitternder Jüngling, ein erstaunter Mann und manch erschrecktes Frauenzimmer nach dem andern herangeholt und abgezeichnet, wie sie just vorher harmlos die Trommel geschlagen, die Flöte geblasen oder den Marktkorb getragen hatten.

Meine eigene Tätigkeit genügte mir jedoch noch nicht. Es lag mir außerordentlich viel daran, die Arbeitsweise der Neger eingehend studieren zu können. Besonders im Hausbau mußte diese einen recht bezeichnenden Ausdruck finden. Da aber alle Arbeit im Dorfe unterbrochen und nicht fortgesetzt wird, wenn der Mundele sich häuslich niederläßt, so beschloß ich, mir in Mitschakila vor meiner eigenen Haustür einige Hütten von den Eingeborenen nach ihrem eigenen Stil bauen zu lassen. Doch zur Ausführung des Beschlusses gehörte der gute Wille des andern Teils, und die edlen Herren „Wilden“ zeigten mir das alsbald außerordentlich beharrlich, indem sie in schönster Opposition auf meine Wünsche einfach nicht eingingen. Schon am 23. Februar hatte Mignon in meinem



Arbeitsstudien: Das Aufbinden der Dachlatten.

Namen die Sache mit den Bajakka von Kikuanga besprochen. Es war natürlich mit „ja" geantwortet worden. Die Leute waren bereit, mir für ein großes Geschenk eine Kinsassa (eine Halle) zu bauen. Am 25. Februar konferierten wir mit Mbungu, ob er bereit wäre, ca. 15 Leute bei mir anzusiedeln, mit denen ich reisen, arbeiten und bauen könnte. Auch er erklärte sich vollständig einverstanden. Und nun warte, mein Liebling!

Ich will nicht berichten, wie ich dann wöchentlich mit den Leuten gerechtet, geschmollt, gutgetan und gezürnt habe. Woche ein, Woche aus kam keiner von West, keiner von Ost. Ich ließ diese Sache nie aus dem Auge, denn sie war mir sehr, sehr wesentlich. Als ich dann meine Leute hatte, sah ich ein, wie falsch mein Vorgehen gewesen war. Zuvörderst hatte ich wirklich eine Neigung, an einen, sagen wir, wenn auch mikroskopisch kleinen Wert eines Negerversprechens zu glauben. Falsch! Falsch! Der Neger verspricht entweder aus Feigheit (weil er es nicht wagt, sich einem Hin- und Herreden, einer Überredung auszusetzen), oder aus Höflichkeit (um dem andern gegenüber wohlwollend zu erscheinen). An ein Halten des Versprechens glaubt hier kein Neger, auch dann nicht, wenn es ein Europäer gibt. Dabei sind die Europäer auch inkonsequent. Es hatte zum Beispiel einmal ein Beamter längere Zeit die Gastfreundschaft Lutubis in Kinsona in Anspruch genommen und dafür ein Steinschoßgewehr versprochen und, wie ich aus guter Quelle hörte, fest zugesagt. Das Gewehr ist nie gekommen, und eine obrigkeitliche Person meinte dazu, ein solches Versprechen brauche man nicht zu halten. Natürlich kam Lutubi einmal darauf zu sprechen, als er mich besuchte. Ich fragte Mignon, und dieser bestätigte den Sachverhalt, und daß auch ihm die Sache nicht angenehm sei. Es versteht sich von selbst, daß ich darauf meinerseits Lutubi das Gewehr schenkte und ihm auseinandersetzte, daß ein Versehen vorläge, und daß Mundele immer ihre Versprechen hielten. Das machte auf den Mann einen großen Eindruck. Doch ich schweife ab.

Das zweite, worin ich falsch kalkuliert hatte, war mein Glaube hinsichtlich des Kredits, den die Europäer als solche bei den Negern haben. Das Vertrauen will erst persönlich erobert sein. Es waren nicht nur immer „Mignons" am Kuilu. Vor der Gründung der Kassaikompanie 1902 soll es hier recht bunt hergegangen sein, und auch nachher ereigneten sich, wie ich später erzählen werde, Dinge, die nicht geeignet waren, das Vertrauen der Eingeborenen zu heben. Es wurde mir gar manche Schauergeschichte vorgetragen, die aber nicht hierhergehört, weil nur das uns Interessierende und genügend Belegte Aufnahme finden soll. Jedenfalls hatte ich in meiner Vertrauensseligkeit mit einer solchen Trübung des europäischen Ansehens am Kuilu ganz und gar nicht gerechnet. Als später meine Leute zur Arbeit kamen, sagten sie mir, sie hätten mich ja gar nicht kennen können, und außerdem könnten sie nicht begreifen, was ich mit einem Eingeborenenhause und mit einer Kinsassa in der Station wolle. Ich war also zu eilig vorgegangen. Es gilt erst langsam Fühlung mit ihnen zu

gewinnen, ehe man den Neger zur freien Arbeit erhalten kann und ihm ganz klar zum Verständnis bringen, wozu man eine Sache benötigt.

Also die Leute kamen zu meinem Hause, schauten meiner Arbeit und Lebensweise zu und beobachteten. Wir lernten uns gegenseitig mehr und mehr kennen, und endlich konnte ich das Ergebnis meiner Freundschaftsbestrebungen einheimsen. Es war vor der Wambareise, just einen Monat nach meiner Ankunft in Mitschakila, daß es gelang, von einem Badingachef (dem von Ekongo) 14 Leute zu erhalten. Allerdings kamen sie nicht als freie Arbeiter, sondern stellten sich unter den gleichen Bedingungen mir zur Verfügung, unter denen die linksseitigen Kuiluneger als Arbeiter der Station tätig sind: sie erhielten also ihren wöchentlichen Lohn und wohnten bei uns.



Arbeitsstudien: Die vollendeten Bauten, im Hintergrunde die Badingahütte, rechts die eine Seite der Bajakkahalle.

Als diese Fremdlinge bei mir eingezogen waren und nach der Wambareise, die sie sogleich mit unternahmen, den Bau ihrer Badingahütte hinter meinem Hause begannen, waren just Fumu Fiote von Kivuanda und ein Chef von Kikongo zum Besuch anwesend. Ich führte sie zur Arbeitsstätte der Badinga und lachte sie nun kräftig aus. Ich sagte ihnen, daß die wilden Badinga bei mir zur Arbeit kämen, aber sie, die schon seit Jahren mit der Station in Verbindung stehenden Bajakka, blieben fort. Sie wären faul und pimbu-lo (schlecht); die wilden Badinga aber seien pimbun-do (sehr gut). Es wäre ja aber ganz natürlich, denn ich sei ja wohl ein ganz schlechter Weißer und bezahle immer alles, was ich kaufe, schlecht. Diese in gebrochenem Kuilukauderwelsch vorgetragene Rede begriffen sie sehr wohl und begriffen sie noch schneller, als wie

Mignon ihnen dasselbe sagte. Ich ließ die Verdutzten stehen. Darauf fragten sie, ob sie denn, wenn die Arbeit einmal angefangen wäre, immer bei mir bleiben müßten, oder ob sie abends in ihr Dorf zurückkehren dürften. Natürlich sagte ich letzteres zu. Am nächsten Tage gingen denn auch die Bajakka in ihre Fluß- und Bachwälder und schlugen die ersten Balken. Zwei Tage später langten sie bei mir mit ihren Arbeitsgeräten und mit dem Baumaterial an.

Und nun hatte ich während der kommenden Zeit weidlich Gelegenheit, beide Arbeitsgruppen zu beobachten, die Badinga, die bei freier Wohnung in Mitschakila und für Wochenlohn acht Stunden täglich an ihrem Häuschen schafften, und die Bajakka, die wöchentlich etwas Salz für Nahrung erhielten, auf ein entsprechendes (von mir nach Vollendung der Arbeit zu bestimmendes) Geschenk hofften und täglich in ihre Dörfer zurückkehrten, nachdem sie entweder Balken und Latten oder Gras geschnitten oder direkt am Bau der Kinsasse gearbeitet hatten. Ich konnte beide Arbeiter vom Fenster meines Zimmers aus wohl beobachten, weilte dann und wann unter ihnen und war so imstande, jede Einzelheit gewahr zu werden und die Unterschiede der Arbeitsweise festzustellen. Im folgenden gebe ich eine tabellarische Übersicht. (S. 104.)

Ich vergleiche nun die verschiedene Eigenart der Arbeit. Zuvörderst sei der Hauptgegensatz verzeichnet: sahen die verpflichteten Badinga sich bei der Arbeit beobachtet, dann waren sie um so emsiger, während die freien Bajakkaarbeiter, sobald ich mich näherte, das Schaffen unterbrachen, um mich anzuschauen, mit mir zu plaudern, um ein Matabischi (Geschenk) zu erbitten usw. Man kann sagen, daß die Arbeitsverpflichtung die Badinga zu stetiger Arbeit brachte, während das Selbständigkeitsgefühl der Bajakka sie dazu verführte, zu schlendern. Die Zahlen der Arbeitsleistung, die nach obiger Aufstellung noch folgen sollen, sagen alles.

Die Ungleichartigkeit kommt auch in der Zeitleistung zum Ausdruck. Die Badinga arbeiteten wie alle Stationsarbeiter von $7^1/_2$ bis $11^1/_2$ und von $1^1/_2$ bis $5^1/_2$ Uhr, also acht Stunden. Die Bajakka kamen dagegen nie vor 8 Uhr (hatten sie doch noch den Weg von ca. $^3/_4$ Stunde hin zur Station zurückzulegen). Einige kamen erst um 10 Uhr. Sie arbeiteten bis ca. 3 Uhr, zuweilen etwas kürzer, zuweilen etwas länger. Dann gab es zwischendurch zu essen — macht ca. 1 Stunde, so daß die Tagesleistung durchschnittlich auf ca. 5 Stunden richtig berechnet sein dürfte. Dazu kommt aber, daß die Bajakka ca. $1^1/_2$ Stunde für den Weg und Transport verloren, so daß sie in der Tat doch auf $6^1/_2$ Arbeitsstunden kamen.

Wie aus obiger Liste hervorgeht, hatte ich 14 Badinga, dagegen 28 Bajakka im Dienst. Die zwei Häuptlinge waren verpflichtet (je einer 14) zusammen 28 Leute, das heißt freiwillige Arbeiter, zu stellen. Diese 28 waren nie die gleichen.

Datum.	Angestellte Badinga-Arbeiter: Bau eines Pfahlhauses durch 14 Mann.	Freie Bajakka-Arbeiter: Bau einer Halle durch 14 resp. 28 Mann.
März 25.	Es werden die Wandstangen für drei Wände geschlagen und deren Errichtung begonnen.	
„ 26.	Sonntag, fällt für die Angestellten aus.	
„ 27.	Die ersten 3 Wände werden im rohen Lattengerüst beendet.	
„ 28.	Es werden die Stangen für die vierte Wand (Vorderwand) geschlagen und diese aufgerichtet. — Ferner Querlatten für die Wände geschlagen.	14 Leute schlagen starke Stützpfähle.
„ 29.	Es wird der Firstbalken gelegt und	14 Mann richten 9 Stützen auf.
„ 30.	dann mit dem ersten, weitmaschigen Querlattenbelag begonnen, der am 30. abends auch beendet ist.	14 Mann schlagen Stützen. 14 Mann richten die letzten 6 Stützpfähle auf.
„ 31.	Es werden die Blätter zum Wandfutter geholt und die Bekleidung an drei Wänden begonnen.	28 Mann schlagen Dachbalken und bringen 3 davon herüber.
April 1.	Das Wandfutter ist beendet, die Latten für das Dach werden geschlagen und aufgelegt.	14 Leute legen 3 Dachbalken, 14 schlagen die 2 letzten und bringen sie.
„ 2.	Sonntag, fällt wieder aus.	28 Leute legen die letzten Dachbalken und binden das Gerüst.
„ 3.	Der Dachrippenbelag wird beendet und das Lattenwerk für den äußern (2.) Wandbelag geschnitten.	Alle 28 Mann setzen die Arbeit aus.
„ 4.	Beginn des äußern, dichtern Lattenbelags.	Alle 28 Mann schlagen Dachlatten.
„ 5.	Fortführung des äußern Wandlattenbelags.	Alle setzen aus, weil der Steamer da ist.
„ 6.	(Ich lasse meine Leute für den kommenden Steamer Holz schlagen; fällt also aus.)	14 Mann schlagen wieder Dachlatten und 14 schneiden Gras für die Dachdeckung.
„ 7.	Beendigung des äußern dichten Wandlattenbelags.	Erst werden die Sparren gelegt, dann wird mit dem Querbelag begonnen.
„ 8.	Schlagen der Hölzer für die äußere Treppe und Plattform. Beendigung dieser Teile.	14 Leute beschäftigt mit dem Querbelag, 14 Leute schneiden Gras für das Dach.
„ 9.	Sonntag, fällt für die Angestellten aus.	7 Leute beenden den Querbelag, 14 Leute bringen in 3 Bootsladungen das Dachgras.
„ 10.—19.	Fällt für alle aus wegen der Kantschareise.	
„ 20.—21.	Die Leute decken das Dach mit Gras und bauen die innere Plattform (den Fußboden).	14 Leute decken das Dach und 14 Leute flechten von innen Bansi (Palmblattstengel) vor.

Bald war der eine heute zu faul, bald der andere morgen, bald war einer krank oder einer mußte zu einem Milonga. Die gleichen waren es nie. Launenhaft und ungleichmäßig äußerte sich auch hierin die gelobte Arbeit des freiwillig schaffenden Negers. Ich habe auch nach der Uhr die Arbeitsleistung verglichen. Ein unbeobachteter Mudinga brauchte unbeobachtet im Durchschnitt (— bei zehn Leuten gezählt, wie folgt: 58, 71, 60, 59, 61, 58, 63, 59, 61, 63 —) 61½ Sekunden um zehn Schlingungen beim Verband der Latten zu vollziehen. Der unbeobachtete Mujakka brauchte im Durchschnitt (10 mal — 65, 67, 68, 63, 69, 68, 70, 68, 72, 69) 68 Sekunden. Der Vergleich wurde mehrmals angestellt; immer waren die Badinga schneller. Nun ging ich zu den Arbeitern hin. Die Badinga fühlten sich beobachtet, und sogleich ging die Leistung auf 57 Sekunden herauf; die Bajakka hörten auf, als ich herzutrat. Als ich nun die Bajakka verhöhnte und die Badinga lobte, da kam ein regelrechtes Wettflechten zustande, bei denen beide genau auf 52 Sekunden Zeitverbrauch herabkamen. Offenbar war also das Können und die Übung bei beiden das gleiche.



Auf der Fahrt nach Kikwit: Der Kuilu nahe der Kwengemündung.

Dies Lattenaufbinden war der einzige Punkt, der mir einen Vergleich gewährte. Die anderen Arbeiten waren verschieden. Ich bemerke aber wohl, daß die Badinga immer den Eindruck der Arbeit hervorriefen, während die Bajakka gewissermaßen beim Spiel blieben. Sehr typisch war das Pfahleinrammen und das Gabelholzschneiden bei den Bajakka. Es arbeiteten immer nur zwei zur Zeit und die anderen standen herum und gaben guten Rat usw.



Auf der Fahrt nach Kikwit: Der Kuilu nahe der Grenze der Schiffbarkeit.

War der Pfahl eingerammt oder die Gabel geschnitten, so trat das Paar zur Seite und zwei andere schnitten an der Gabel herum oder rammten ein, wobei nun wieder alle andern zusahen, Kolanuß kauend, Rat gebend, schwatzend, rauchend.

Badinga sowohl als Bajakka arbeiteten mit ihren eigenen, eingeborenen Werkzeugen, das heißt mit Messer, kleinem Beil und Deichsel. Das erschwert den Vergleich der europäischen Arbeit. Sicher ist, daß zwei europäische Arbeiter zum Einrammen der Pfähle und Auflegen der Balken (der Halle) nicht mehr wie zwei Tage gebraucht hätten, wogegen das Verpflechten des Lattenwerkes sicher nicht schneller gegangen wäre. Diese Flechtarbeiten sind eben des Kuilunegers Hauptkönnen, darin ist er sehr bedeutend.

Nun folgen noch die Zahlen über die Arbeitsleistung im Gesamtbau. Die Badinga brauchten 1568 Arbeitsstunden, die Bajakka dagegen 2139, das heißt ein Viertel mehr. Nach Angabe der Badinga sowohl als der Bajakka ist das Errichten einer Halle nicht zeitraubender als das eines derartigen Pfahlbaues, dessen Wandbildung eine sehr sorgfältige Arbeit bedingt. Typisch ist aber dann, daß die Bajakka zu dieser Leistung 329, die Badinga nur 196 Arbeitstage benötigten. Endlich noch die Preisfrage. Meine Badinga erhielten einen üblichen Arbeitslohn, nämlich inklusive Ration Waren im Werte von 8 Frcs. per Monat. Den Bajakka mußte ich aber das geben, was ich für Zeitengagements zahlte, wenn ich Leute für unsere Ausflüge auslohnte, das heißt per Tag etwa 0,60 Centimes in Ware. Somit kostete mich die Kinsasse 329 Arbeitstage mal 60 Centimes gleich ca. 200 Frcs. und das Badingahaus $7^1/_2$ Monatslohn (der Monat zu 26 Tagen gerechnet), das heißt 60 Frcs. Also war das Produkt der freiwilligen Arbeit $3^1/_4$ mal so teuer, wie das gleichwertige der gebundenen.

Für mich war es eine ernsthaft zu beantwortende Frage, ein Hauptproblem der Eingeborenenpolitik, inwieweit die Neger durch Entwicklung freiwilliger, ungebundener Arbeit, zu einer höheren Volksarbeitsleistung, zu einer höheren Form der Selbständigkeit zu erziehen seien, und ich bin bei diesem wie bei manchem

später unternommenen Experiment zu dem Schluß gekommen, daß hier nur gebundene Arbeit erzieherischen, d a u e r n d e n Wert, die ungebundene aber lediglich einen vorübergehenden Wert hat. Worauf ich diese Behauptung stütze, will ich zeigen.

Wenn die ungebundene Arbeit 2139 Arbeitsstunden auf 329 Arbeitstage, die gebundene aber 1568 Stunden auf 196 Arbeitstage zur gleichen Leistung benötigte, so ist damit noch nicht alles gesagt. Es war auch die Tätigkeitsenergie und das Interesse ein ganz verschiedenes. Die freiwillige Leistung wurde ziemlich gleichmäßig wiederholt „heruntergetrödelt"; vielleicht war sie nur um die Mittagszeit noch ein klein wenig verlangsamt. Das war aber eine kaum bemerkbare Unterschiedlichkeit. Dagegen war Energie und Interesse in der gebundenen Badingaarbeit ganz außerordentlich. Morgens fingen die Burschen verhältnismäßig stumpfsinnig und traurig an. Vom „fröhlichen Zugreifen in frischer Morgenstunde" habe ich nie etwas gemerkt. Je mehr die Leute aber machten, desto schneller glitt die Tätigkeit. Im Grunde genommen ist das selbstverständlich, und wir reden selbst davon, das aller Anfang schwer ist, und „wie beim Essen der Hunger", so wächst „die Freude bei der Arbeit".



Auf der Fahrt nach Kikwit: Photographische Vegetationsstudie vom oberen Strom.

Es ist das ganz natürlich, aber ich will doch darauf hinweisen, daß ich die höhere, wertvollere Begeisterung niemals bei den ungebundenen Arbeiten der Neger gemerkt habe. Der frei arbeitende Neger wird hier nur immer werken, wenn er Lust hat. Für ihn kommt der Satz „Aller Anfang ist schwer" gar nicht in Betracht, denn wenn der Anfang schwer sein könnte, wird eben nicht angefangen, und daß eine besondere Arbeitsfreudigkeit, irgend eine „Leidenschaftlichkeit" eintreten sollte, das ist bei der

ungebundenen Tätigkeit auch nicht zu beobachten. Launisch und als Ausfluß des Spieltriebes wird begonnen und launisch aufgehört, wenn das schwarze große Kind müde ist.

Ganz besonders funktioniert der schwarze Neger bei der gebundenen Arbeit, die auch in ihren unbeeinflußten, altertümlichen Zuständen in der Tätigkeit der Frauen und der Sklaven, das heißt der Unfreien, üblich ist. Bei dieser kann man alle diese Symptome beobachten, die zur höheren Kulturarbeit führen, und in den durch, wer weiß wie viele, Generationen so erzogenen Frauen kann man sehr wohl schon die schönste Blüte der kulturellen Arbeitsform, das Pflichtgefühl, wahrnehmen.

Ist aber die Negerin so weit zu erziehen, dann ist das beim Neger auch möglich. Der Weg geht aber nicht über die Erziehung zum freien Willen, sondern über die gesunde Erziehung eines vernünftigen Arbeitszwanges. Der Kampf ums Dasein bringt dort unten weder im Reiche der Natur noch im heimischen sozialen Zustand diesen für alle gültigen Arbeitszwang mit sich. Somit muß es die Aufgabe Europas sein, das Erziehungswerk zu übernehmen. Aber wenn Europa es vergißt, daß die Neger verderben, wenn sie nicht erzogen werden, dann ist es eine schlimme Sache um die Zukunft des Negertumes.

Es war schon eine große Tat, als Europa die Sklaverei aufhob. Nun aber harrt die zweite größere der Erfüllung: die Erziehung der Negerrasse zur kulturellen Arbeit!

Neben dieser Aufgabe einer eingehenden Arbeitsbeobachtung ging nun auch noch das Musikstudium einher. Leider war für Photographie und Kinematographie das Wetter immer noch allzuungünstig, so daß ich hierauf noch verzichten mußte. Wohl aber war es möglich, den schönen Aufnahmeapparat von Edison in Bewegung zu setzen. Erst wurden den Eingeborenen Lieder vorgeführt, die aus der nördlichen Heimat stammten, und die auch wir mit Freude hörten, dann mußten die Leute singen. Langsam, ganz leise und schüchtern hub der eine und der andere an. Doch die böse fremdartig sprechende Maschine war unheimlich. Es will nicht so recht gehen, bis endlich ein mutiger Mann sich entschließt, allein in den Apparat zu singen. Und nun finden sich mehr Tapfere. Die Leute werden um den Apparat in Drittelkreis gestellt. Sie tanzen und singen. „Zappi!" Halt! Das Ganze hält an. Die Reproduktion beginnt. Sie ist nicht stark, aber wohl erkennbar. Das Erstaunen! — Ich habe so mancherlei eingeheimst und bin gespannt, in welchem Zustand die Rollen in Europa ankommen werden.

Als am 3. April der Dampfer naht, bringt er keine wesentliche Neuheit. Wohl aber ist seine Ankunft für mich von Bedeutung, denn ich will am nächsten Tage den Kuilu hinauffahren, Kitwit, den südlichsten Punkt der Dampfschiff-

fahrt besuchen und den Stromlauf aufnehmen. Sehr wichtig war es mir, ob ich einen hohen Berg, den man vom westlichen Hochplateau zwischen Kiwuanda und Mokoko sehen kann, vom Strom auszupeilen vermöchte. Sollte das gelingen, so würde ich damit die Geschwindigkeit der Stromfahrt berechnen können. Das wäre für meine Karte sehr wesentlich.

Ich habe am 4. und 5. April diesen kahlen Sattel sechsmal gesehen, dreimal auf der Bergfahrt und dreimal auf der Talfahrt und einmal nahe einem sehr wichtigen Punkt, nämlich an der Kwengemündung. Wir dampften am 4. April ca. 7 1/4 Uhr vorschriftsmäßig von Mitschakila ab und fuhren ohne Halt zu machen bis 1/2 4 Uhr gen Süd. Es war eine interessante Fahrt. Der Strom verschmälert sich an Breite bis Kikwit von 250 Meter (respektive 300 — 350 Meter an breiten Stellen) bis 100 Meter. Er zieht ständig in Schlangenwindungen hin.



Auf der Fahrt nach Kikwit: Unter den Riesen der Endstation.

Mächtige Waldwände ragen, zumal im Süden, an seinen aufsteigenden Ufern empor. Die Inseln verschwinden fast ganz. Am Kwenge fiel die Uferverwüstung durch Elefanten auf, von denen vier auf 200 Meter Entfernung sichtbar waren.

Kikwit ist im Wald angelegt. Erstaunlich hohe Waldriesen steigen über den unter ihnen winzig klein erscheinenden Stationsgebäuden empor. Es ist schon mehrfach geschehen, daß einer dieser Unholde unversehens stürzte und Leute der Station erschlug. Diese Riesen wurzeln nicht tief im Boden und können dem Winde deshalb nur im Walde in Massen Trutz bieten.

Der Chef der Station war leider im Süden auf Reisen, und der Ecurier Tayard de Borms konnte trotz besten Willens nicht in so eingehender Weise über die Eingeborenen Auskunft erteilen, wie ich es wohl gewünscht hätte, so daß ich mich mit der allgemeinen Feststellung der Verteilung der Stämme (linkes Ufer bis fast zum Kwenge, nach Süden bis fast zu den Bakwese Pamballa; rechtes Ufer erst Bapindi, dann im Inland Babunda) begnügen mußte. Ich unterrichtete mich noch über die Bodenverhältnisse, nahm von einer vom Kwenge stammenden Maske Notiz und badete — aß zu Abend, — schlief herrlich, — aß wieder und bestieg am kommenden Morgen um 6 Uhr das Dämpferlein, das mich um 1/2 10 Uhr wieder in Mitschakila — leider in nicht ganz wünschenswertem Zustande — ablieferte. Ich hatte Hämorrhoiden.



Auf der Fahrt nach Kikwit: Gefällte Recken.

Und diese halb komische und doch schmerzhafte Krankheit plagte mich nun weiter. Die Hälfte des Tages saß ich in heißen Sitzbädern, gab von hier aus meine Aufträge zum Packen der Sachen, im Bade schrieb ich meine Notizen, im Bade knüpfte ich Etiketten an die kleinen Sammelgegenstände, im Bade putzte ich Flinten, kurz, es war ein hochkomischer Zustand. Und doch mußte ich emsig arbeiten, denn es war beschlossen worden, eine größere Reise zu unternehmen. Mignon litt in dieser Zeit ebenso wie ich, nur an anderen Stellen. Er hatte 14 Furunkel, davon einer am großen Zeh, dessen Nagel ein bedentliches Bestreben zeigte, sich zu entfernen. Aber wir mußten reisen.

Denn am 3. April drangen schon eigenartige Gerüchte von Fehden der Eingeborenen über Bungus Dorf zu uns. Der Kampf sollte in einer Gegend sein, in der Mignon zwei Leute zwecks Aufkaufs von Kautschuk stationiert hatte. Am 7. April erschien einer dieser beiden Leute und berichtete von einem Kampfe an dem Kantscha, in dem nur Europäer Frieden stiften könnten. Denn oftmals beugt sich die Kuilubevölkerung in solchen Kriegs- und Friedenssachen dem Urteil des dazwischentretenden Europäers. Und Frieden schließen war hier notwendig, da bei der Eigenschaft der dortigen Bevölkerung und der dortigen Wanderungsverhältnisse, die heute noch aktiv sind, ein Umsichgreifen des Krieges und eine Bedrohung von Mignons Station nicht ausgeschlossen war.

So ward denn im Kriegsrate beschlossen, möglichst umgehend abzureisen, und somit saß ich mit doppeltem Eifer in meiner Badewanne und ließ Mignon mit doppelter Emsigkeit seine Geschwüre behandeln. Die Lasten wurden eifrig zusammengepackt, und diesmal erreichte ich es wirklich, daß schon am 9. April Abends alles in Ordnung war. Posten standen bei den wohlgeordneten Gepäckstücken, und wir suchten mehr oder weniger schmerzgeplagt, aber deswegen nicht weniger gut gelaunt, unser Lager auf.



Typischer Waldbewohner: Die „Schimba" am Sankurru gezeichnet, wiedergegeben in der Hälfte der natürlichen Größe.

Siebentes Kapitel.

Nach Osten.

10. April 1905. Die Reise nach dem Kautscha, einem direkt dem Kassai zuströmenden Flusse, der im Osten des Kuilu in nördlicher Richtung hinfließt, war von langer Hand vorbereitet. Mehrmals war mit den Häuptlingen der Umgebung, zumal mit Bungu und den einflußreichen Bajakkaherrn über die Stellung von Trägern konferiert worden, und es war uns eine solche Fülle von Versprechungen zuteil geworden, daß wir auch nach Abzug der Hälfte immer noch mit 250 Mann rechnen durften. Richtig versammelten sich denn auch am Abend des 9. April ziemlich viele Menschen. Sie zerstreuten sich dann aber wieder, „um in den Nachbarorten zu schlafen", was Mignon leider guthieß. Die Folge war, daß ein großer Teil am Morgen des 10. nicht zur Stelle war, und wir nur 65 Mann hatten. Meine Badinga waren in dieser Zahl schon eingerechnet.

In der Nacht hatte eine große Furcht diese Leute befallen: der Grund war in den Kriegsgerüchten zu suchen, die sich dann mit dem Vordringen nach Osten zusehends mehrten. Hätten uns nicht tapfere Frauen durch Anspornung der Männer geholfen, so wäre die ganze Expedition ins Wasser gefallen. Und doch hatte ich alles getan, um den Leuten die Sache so angenehm wie möglich zu machen. Sehr unangenehm war zum Beispiel den Leuten die Furcht, im Osten auf ihren geliebten Lukku, einen Brei aus Mais- und Maniokmehl, verzichten zu müssen, da die Badinga nur Tschikuanga, einen Brei aus gegohrenem Maniokmehl, bereiten. Deshalb hatte ich einen großen Sack mit 35 Kilo Maismehl aufgekauft, der nun mitgeführt wurde. Aber mein guter Wille scheiterte an der rührenden Vorliebe der Sackträger für Maismehl. Sie brannten nämlich mit dem Sack und dem Mehl schon in der ersten Stunde durch. Wir litten



Auf dem Plateau von Biembe.
(Nach Skizze.)

infolgedessen sehr unter den ununterbrochenen Klagen der verwöhnten Bajakka, welche behaupteten, von dem ständigen Tschikuangagenuß Magenbeschwerden zu bekommen. Die beiden Sackträger mußten ihre „Furcht vor dem Kriege" übrigens arg büßen, denn ihre Bajakkakollegen verziehen zwar die Kriegsfurcht, nicht aber die Vergeßlichkeit, die die Diebe vorschützten, um die Mitnahme des Maismehls zu erklären, als sie nach unserer Rückkehr von diesen eingefangen wurden. Sie wurden von ihnen außerordentlich fachmännisch versohlt, und es wäre ihnen wohl noch schlimmer ergangen, wenn wir nicht dazwischengetreten wären.

Um etwa 7 Uhr brachen wir also auf, marschierten zum Plateau empor, kreuzten bis zum Abend in ständig südöstlichem Marsch sechs Wasseradern mit dazu gehörigem Sumpf und passierten sechs Bajakkadörfer. Der Marsch ging langsam vonstatten, da das Gelände sehr waldig und buschig war, und Mignon sich wegen seiner Geschwüre in der Tipoya tragen ließ. Erst führte der Weg am Kuilu entlang, dann ging es dem Inlande und dem mächtigen Hügel zu, auf dem Gamba, ein Pamballadorf, und unser heutiges Nachtquartier gelegen ist. Die meisten Dörfer waren verlassen, nur zwei oder drei Wachen saßen am Wege. Auffallend waren überall die etwa ½ bis 2 Meter langen Plattformen vor den Häusern, die mindestens der Hälfte aller Hütten zu eigen waren. Sie charakterisieren alle Dörfer auf dem rechten Ufer des Kuilu, wenn die vollständige Ausbildung dieses Pfahlbaues auch nur bei den Badinga und ihren nächsten Nachbarn erhalten ist.

Zu meinem Bedauern fiel es mir hier bei zwei Häuptlingen der Bajakka auf, daß sie dem Genusse des Hanfrauchens ergeben waren. So weit nach Norden waren also die Vorposten dieser unheilvollen und schnell um sich greifenden Unsitte vorgedrungen. Ich fand sie einige Tage später bei den Babunda allgemein üblich, und bei meinen späteren Reisen traf ich sie bei allen südöstlichen Stämmen, zumal bei Baluba und Lulua. Nur Badinga-, Bakuba- und Bassongo-Mino-Verwandte waren von ihr noch nicht befallen. Trotzdem der Genuß von Staatswegen verboten ist, huldigte ihm ziemlich die ganze Bevölkerung des Südens, in den meisten Revieren öffentlich, in den Stationen heimlich.

Höchst verschiedenartig sind die Wälder zwischen dem Flüßchen Mossango, das wir gegen Mittag überschritten, und dessen Quellgebiet wir auf dem Rückwege umkreisen sollten, und zwischen dem großen Savannenrücken des Inlands. Auf den Hügeln der Höhen, die hier meist noch nicht entholzt sind, tritt der Palmenwald auf, dessen stachliges Blattstengelwerk unangenehme Schrammen verursacht. An den Abhängen der Bäche wachsen mächtige Blattpflanzen. Stengel von 3 bis 4 Zentimeter Durchmesser und etwa 5 bis 8 Meter Höhe tragen die riesigen, wohl 3 bis 4 Meter langen, lanzettförmigen Blätter so daß bei fast vollständigem Fehlen des Unterholzes oder Busches, von

Bäumen und Palmen, Gras und Blumen das dunkelgrüne Blattdach dem Lichte alle Winkelchen und Lücken absperrt. Es ist sehr dunkel in diesen Hallen zwischen den unzähligen dünnen Blattstengeln. Im Grunde der Bäche aber sproßt wieder in üppiger Fülle wucherndes Kraut, Ananas und Schlinggewächs. Die Art der Wälder wechselt sehr. Den Blattwald fanden wir im Bundji- und Lunduetal, den Palmwald vorher.

Durch solcherlei Land zogen wir auf und ab, bis wir mit Beginn der Dunkelheit am mächtigen Gambahügel anlangten, den mit dem E-Sattel zu identifizieren, mich sein imposanter Aufstieg schon verleiten wollte, als bis ich mich beim Anblick der mächtigen Euphorbienwände, die das Dorf umgaben, und der herrlichen Baumkronen, die es überschatteten, davon überzeugte, daß solche dunkelgrüne Hauptespracht einen Hügel in der Entfernung nicht kahl erscheinen lassen könne.

Das Dorf war leer. Einige kahle Menschenschädel grinsten uns vom ersten Baume aus als einzige Teile eines Menschenleibes an. Aber aus dem Hintergrunde hob sich dann in der Dämmerung die Gestalt des Häuptlings langsam hervor. Essen für die Leute gab es nicht. Das machte uns aber keinen großen Kummer, denn der Troß hatte heute Mittag in den Bajakladörfern tüchtig gespeist. War doch auch sonst unser Mahl nicht allzu reichlich.

Drei Hütten wurden für uns beide, Mignon und das Gepäck an den Längsseiten geöffnet, die Betten aufgeschlagen, vier Bajakka als Posten eine Feuersteinbüchse in die Hand gedrückt und dann ein kräftiger, erfrischender Schlummer begonnen.

11. April 1905. Wir verließen das ungastliche Gamba in der Frühe des 11. April mit wenig befriedigten Gefühlen und waren desto erfreuter, nach einem Marsche von nicht ganz fünfzehn Minuten über die Sattelsenkung des Hügels auf dessen Nordhorn ein großes Bahuanganadorf (Bakuango) mit außerordentlich liebenswürdiger und lukkureicher Bevölkerung anzutreffen. Allerdings wird der Einzug uns durch einen wenig zusagenden Anblick nicht gerade verschönert: der Chef kommt uns entgegen, ein fürchterlicher Krüppel. Ein Bein fehlt bis zum Knie, am andern fehlt Zehe drei und vier, und an beiden Händen sind auch nur Finger eins und zwei und der kleine erhalten. Er rutscht auf den Knien heran, ein kräftiger Körper. Alles glotzt ihn an. Unwillkürlich bemühe ich mich, jedes Erstaunen oder sonstige Gefühl aus meinen Mienen fernzuhalten.

Der Krüppelhäuptling, der übrigens als Krieger berühmt ist und sonderbar schnell einherrutscht, ist ein gutmütiger Mann, der schnell für Lukku, Malafu, Eier, Hühner und einige Sachen für meine Sammlung sorgt. Wir machen es uns begaglich, ich pilgere durch das weite Dorf, und die Leute schmausen behaglich Lukku mit allerbesten Raupen, einigen Ratten und Heuschrecken als Zutat. Ich gönne ihnen 1½ Stunde, dann greife ich zum Hörnlein, es geht

den Hügel hinab in die Wälder, die zum Wasserscheidenplateau hinführen. Wir kommen durch verlassene Pamballadörfer bis zum Plateaurand hin, dessen Savannenanstieg kurz hinter dem Lunduebach beginnt. Da er sich sanft aufwölbt, geht es im schnellen Marsche.

Mit dem Besteigen des Hügelabfalles von Mangombe Gomanguli haben wir ein neues Landschaftsbild erreicht. Es ist das typische kahle Plateau, das „alte" Gelände dieses Teiles von Afrika, das hinter uns durch Rinnsale des Kuilusystems abgebaut ist. Von hier oben kann der Blick nach Osten weithin über die sanften Wellen schweifen und er kann nach Westen auch hinabtauchen in die waldigen Quelltäler, die zum Kuilu abrieseln.

Nach Westen muß als Stirn dieses Plateaus der E-Berg liegen, den wir nun schon so manches Mal, auch vom Westufer des Kuilu aus, gesehen hatten. Hier oben erst lerne ich das Vorhandensein eines kahlen Rückens verstehen. Das Plateau ist nach Westen, dem Kuilu zu, viel stärker abgetragen als nach dem im Osten gelegenen Kantscha und das muß um so mehr auffallen, als wir jenen Ostteil doch im Entwässerungsgebiet eines längern Flüßchens, des Sadilukku, passierten. In der Breite von Mitschakila liegt auch die Wasserscheide näher dem mächtigen Kuilu als dem unbedeutenderen Kantscha.

Jedenfalls waren wir sehr froh, nunmehr auf dem Plateau angelangt



Aus dem innerafrikanischen Urwald: Blick in die Baumwipfel bei Mange am Kassai.

zu sein, das nach Norden zu zumeist von Badinga, nach Süden hin von den gewaltsam nach Norden vordringenden Babunda bewohnt wird. Ein Mittagsmahl ward genommen. Peilungen wurden mit und ohne Hilfe der Eingeborenen gemacht, dann ging es weiter, nun nicht mehr nach Südosten, sondern nach Osten, um nicht mehr durch Wälder, sondern über die mit feinem, kurzem Grase bestandene Hochebene, über der nicht die schwüle Luft der wasserdurchtränkten Urwälder lastet, sondern die fast ständig bestrichen ist von einem leichten, aber frischen Windhauch. Daß die Witterungserscheinungen hier oben ganz anderer Natur sind als im Waldland, sollten wir gar bald zu unserem Leidwesen erfahren.

Zunächst zogen wir sorglos, fröhlich, geschwind über die Savanne hin. Wir hielten uns scharf am Nordrande des Plateaus, die eigentliche Höhenlinie, die uns etwa um (schätzungsweise) 20 bis 30 Meter überragte, rechts lassend. Von Norden her schneidet die Tiefe mächtige, am Ende einem Erdrutsch gleichende, schmale Buchten in das Plateau. Um sie gilt es immer herumzuwandern, denn auf so gebildeten Vorsprüngen liegen die Dörfer. Da schaut man von der gelbgrünen Savanne aus in die dunkelgrüne, zuweilen schroffe Tiefe. Fünf derartige Taleinschnitte hatten wir an ihrem Ende zu umkreisen, ehe wir die uns vom ersten Babundadorfe trennende Höhenwelle erreichten. Auf der dem zweiten Tal folgenden Plateauzunge lag Mobunja, in dem wir eine behagliche Stunde verbrachten und uns nochmals verproviantierten. Ihn schloß sich das langgestreckte Bomangulli als Vorstadt an.

Wir hatten das menschenleere Bomangulli — alle Eingeborenen waren geflüchtet — kaum verlassen und näherten uns dem Ende des dritten Taleinschnittes, da erreichte uns unser Schicksal, das den Marsch abschließende Schicksal dieses Tages. Gerade hier schnitt die Taltiefe neben uns schroff, unangenehm schroff in das Land hinein. Gerade hier verlief unser Weg scharf am Abhange; gerade hier begann ein drei Minuten währender harmloser Regen, dem, genau als wir am Abhangrande waren, eine wundersame Explosion folgte. Ich überlege noch, ob ich die Parabellumbüchse unter dem schnell übergeworfenen Gummimantel hervorziehen und in einen Lederüberzug verwahren soll — es ist ja wohl nur ein Huscher! Da fällt mein Auge auf die Höhenlinie rechts. Was ist das? Wie eine Welle streicht ein weißer, dicker, nebelartiger Vorhang herab. Wo er das Gras berührt, da beugt sich das niedrige Steppengras tief nieder. Ich betone ausdrücklich, daß ich die Erscheinung sah, ohne zunächst einen Luftdruck zu spüren. Als der Sturmstoß da war — und er flog in wahnsinniger Geschwindigkeit —, da bog sich auch das Steppengras zu meinen Füßen, — nein, nicht nur das Steppengras, alles beugte sich, wandte sich ab, — und alles verstummte unter dem Brausen des Anpralles. Erbsengroße Hagelkörner wurden über uns gepeitscht. Wir und alles Land war in einen weißen, eiskalten Nebelmantel gehüllt, der all seinen Inhalt

ruckweise ausschüttete, einmal, nochmals, und als der dritte Stoß mit Donner und Blitz heranprallt, da biegt sich nicht nur das Gras platt an den Boden, da ducken sich nicht nur am schroffen Abhang die Büsche in die Tiefe, — da fliegt fast die ganze Karawane an die Erde, um nicht den Abhang hinabgeschleudert zu werden. Da liegt auch Lemme, und er ruft in diesem Augenblicke meine herzlichste Anerkennung seiner künstlerischen Bestrebungen hervor, denn er lugt unter seinem Gummimantel vorsichtig umher, um sich das Bild der weißen, grauen Nebeldämmerung, des gepeitschten Grases und der niedergedrückten Negerleiber recht genau einzuprägen.

Ein Glück war es, daß uns der Orkan nicht drei Minuten später erwischt hat, sonst wären wohl einige der mit schwereren Lasten bepackten Leute in den Abhangbusch geschleudert worden. So aber lag Menschheit und Gepäck bunt durcheinandergewürfelt in der sturmgepeitschten Savanne, wenigstens fünf Minuten lang, dann haben die ersten Träger die Flucht ergriffen, und gleich darauf wurde die ganze Deutsche Inner-Afrikanische Forschungs-Expedition nach Bomangulli zurückgejagt. Halb zog es uns, halb sanken wir. Willenlos trabte alles wieder nach Bomangulli, wo wir in strömendem Regen, durchgeweicht bis zum Ausringen, gegen 3/4 4 Uhr wieder eintrafen.

Als Flüchtlinge zogen wir wieder in Bomangulli ein. Wahrhaftig, wir mögen den Eindruck einer geschlagenen Armee gemacht haben. Auf diesem Wege ein paar Träger ohne Last, ängstlich nach mir schielend, ob ich ihre unberechtigte Tragfreiheit wahrnähme; auf jenem Wege zwei Ziegen unserer Expedition, die die Gelegenheit benutzt haben, auszukneifen. Alles Negervolk zitternd und bebend vor Kälte, und wir Europäer wie wandelnde Wasserhosen. Jämmerlich und geschlagen zogen wir ein. Es ward nicht viel nach den Eingeborenen Bomangullis gefragt. Im Handumdrehen sind wir in einige Hütten geschlüpft. Gottlob, die Wäschekoffer sind in der Nähe, dort auch der tragbare Eßschrank; hier Chinin, ein Glas Sekt, und mit dem Kitambula Munene, alias Frottierhandtuch, wird schleunigst der Leib der hagel- und wasserbeschütteten Afrikareisenden abgerumpelt. Ein Feuer flackert unter einem Dach, das die abgebogene Wand der Hütte bildet, empor. Stangen nehmen Kleider, Wäsche und Stiefel auf. Es ist alles in behaglicher Lagerordnung.

Der Regen hat nachgelassen. Nun kann ich nach dem Rechten sehen. Vor allen Dingen muß das Gepäck revidiert werden. Verschiedene Koffer und Kolli fehlen, und somit müssen mehrere Leute umkehren und das in der Steppe noch zerstreut Umherliegende zusammentragen. Des ferneren fehlen die beiden Frauen Malakka und Milonga, die die Aufgabe haben, für unsere Leute Lukku und Zutat zu bereiten. Sie sind, wie sich nun herausstellt, bei der allgemeinen Flucht nicht mit umgekehrt, sondern um den Taleinschnitt herumgelaufen und bis in das nächste Dorf auf dem nächsten Plateauvorsprung gerannt. Dort haben sie bei freundlichen Pamballafrauen Aufnahme gefunden, dort findet

sie die ausgesandte Zentri (gleich Wache, eine Verkümmerung des Wortes Sentinelle), und von dort kehren sie am Abend zu uns zurück.

Der Savannenjupiter grollt gewaltig, aber kurz. Sein Zornesguß gibt bald wieder freundlicher Himmelsmiene Raum, und um 4½ Uhr strahlt die Tropensonne so harmlos herrlich über das Plateau von Bomangulli, als sei niemals ein Hagelorkan über dieses Land hingebraust. Für heute ist aber die Wanderung abgeschnitten, und so begebe ich mich zu einer Zwiesprache mit den wenigen anwesenden Eingeborenen, während Lemme eine Skizze des Dorfes von der Unterseite einer Hausplattform aus aufnimmt.

Mein kurzes ethnologisches Interview dauert aber nicht allzu lange, ich muß mich wieder meinem alten Kreuz, der Bagage, widmen. Also Gewehrputzen und Kleideraufhängen! Mignon bemüht sich inzwischen, die geflohenen Einwohner herbeizuzaubern, was zunächst mit Salzspenden geschieht, die den in den Busch entronnenen Weibern gestiftet werden. Dann kommen die ersten Männer an, freilich nicht mit allzu freundlicher Miene. Sie erklären, daß sie flohen, weil sie beraubt wurden, und wir hören nun, daß unsere Leute auf dem schnellen Marsche durch Bomangulli vor dem Gewitterausbruch hier Gelegenheit genommen hatten, den Eingeborenen Stoffe zu stehlen. Leider eine alte und immer wiederkehrende Geschichte: die Eingeborenen verstecken sich bei Annäherung des Europäers am Dorfrande oder im Busch. Die Narren! Denn nun kann aus dem langen Trägerzug, der unmöglich vom Europäer vollkommen überwacht werden kann, bald hier, bald dort einer in eine Hütte klettern und etwas mitgehen heißen. Der Europäer erfährt hiervon zunächst nichts und ist wahrscheinlich sehr



Aus dem innerafrikanischen Urwald: Waldgrenze am mittleren Kassai.

erstaunt, wenn er beim nächsten Besuch des Dorfes kriegerisch empfangen wird. Und der Eingeborene macht natürlich den Europäer dafür verantwortlich! So veranlassen die Eingeborenen aber selbst durch ihre Flucht und die Einsamkeit des Dorfes die Europäerbegleitmannschaft zum Stehlen. So kommt es, daß der Europäer ohne sein Wissen im eigenen Trosse den Kriegsfunken ins Land trägt.



Aus dem innerafrikanischen Urwald: Studie aus der Gegend von Mange.

Wir waren wenig entzückt von solcher Nachricht, konnten aber zunächst nichts anderes tun als die Bestohlenen zu besänftigen. Sie ließen sich auch beruhigen, ja die Frauen tauchten sogar am Horizonte auf, und wir konnten einige Nahrung für unsere Leute kaufen. Als ich dann später noch zwei kleine Ziegen stiftete — bei deren Verteilung es bis zum Einschreiten Mignons recht ungerecht zuging —, war die Seligkeit allgemein.

Die Abenddämmerung sank hernieder. Wir verspeisten unsere Hühner und verbrachten plaudernd noch eine Stunde, deren Behaglichkeit durch den Besitzer unserer Lagerhütten einmal unterbrochen wurde. Kühn gemacht durch die Dunkelheit, rief er über das Lager böse Worte von Hütten, Diebstahl und drohenden Pfeilen herüber. Es wurde ihm gesagt, daß er ja natürlich sein Geschenk erhalten würde, daß aber ein etwaiger Pfeilschuß für ihn peinliche Folgen haben dürfte. Dabei beruhigte er sich denn auch. Bald lagen wir im dunklen Schweigen der Nacht, das durch die murmelnde

Unterhaltung unserer Schildwachen angenehm gewürzt wurde, im besten Schlummer.

12. April 1905. In der Nacht ward ich einmal durch den wie aus weiter Ferne erklingenden Kriegsgesang unserer Bajakka geweckt. Morpheus zog den zu entrinnen Drohenden jedoch schnell wieder in seine liebenswürdigen Arme zurück, und erst am Morgen hörte ich beim Nachfragen, daß in der Nacht ein Mann gefangen genommen wäre. „Ein Bamputu" war die Antwort, die mich höher aufhorchen machte. Hatte ich mich doch schon lange bemüht, einen Mumputu (Bamputu ist die Mehrzahl, aber mit Deklination und Konjugation müht sich der kaufmännische Interpret in diesem Teile Afrikas nicht sehr ab) zu sehen, da die eigenartigsten Gerüchte über die Glieder dieses Stammes verbreitet sind.

Aber weshalb ist der Mann gefangen genommen? Was hat der Mann gemacht? Weshalb haben ihn gerade unsere Leute verfolgt? Zunächst gehen wir in den Häuptlingskraal. Da sitzt in phlegmatischer Ruhe ein Mann auf der Erde, festgelegt in Schlingen, umlagert von drei spindeldürren Hunden. Er scheint sein Schicksal nicht hart oder ungewöhnlich zu finden, denn er sieht sich sehr ruhig und gelassen nach allen Seiten um. Es ist schwer, sich mit dem Manne zu verständigen, denn er spricht zum ersten sehr, sehr leise und zweitens keine unseren Leuten verständliche Sprache. Doch ein des Kidinga mächtiger Mann vermittelt den Verkehr.

Der Mumputu erzählt, daß er weit, weit aus dem Norden stamme, allerdings nicht so weit, wie der Kassai entfernt ist. Auch kennt er nicht die Baja, Munday, Wahuma und Makoy. Ein größeres Wasser ist nicht in seiner Nähe (also wohnte er sicher, da er eine dem Kidinga mindestens sehr ähnliche Sprache redet, im Badingalande). Sein Stamm umfaßt entweder ein oder nur wenige Dörfer. Die Bamputu kommen wohl vom Norden, vom Kassai her, wo sie einmal mit den Pumpulu, den Soldaten des Staates, schlechte Erfahrungen gemacht hatten. Sie dürften einmal aufrührerisch gewesen, bekriegt und zur Südwanderung gedrängt worden sein. Daher die große Furcht der Bamputu vor den Weißen; daher sind die zehn Bamputu, die handelnd im Lande herumgezogen sind, gestern bei unserer Annäherung geflohen, und dabei haben sie zwei kleine, winzig kleine Spitzchen der jungen Euphorbienumzäunung des Häuptlingskraals abgebrochen, und da haben die Pamballa Bomangullis den in der Flucht Begriffenen schnell alle Sachen geraubt. Und „alle Sachen" bedeutet hier ein Vermögen, ein Riesenvermögen; es waren 99 Muteten Salz und 80 Muteten Djimbu (Muschelgeld) sowie 35 Hunde.

Diese zehn Bamputu waren schon lange nach der Art ihres Stammes handelnd im Lande herumgezogen, hatten die berühmten Messingperlen, mit Messingdraht umsponnene Leibriemen, Bogen und Hunde verhandelt und waren nun auf dem Heimwege. Sie waren also geflohen — sie fliehen immer,



Biembe. Vor dem Angriffe.
(Nach Zeichnung.)

wenn ein Weißer ihrem jeweiligen Aufenthaltsorte nahe kommt —, waren auf der Flucht auch noch zur Buße für die zwei abgebrochenen Euphorbienspitzchen beraubt worden, und einer, der an Elephantiasis litt, war nun in der Nacht ganz sinnlos von unseren Leuten gefangen worden.

Die Leute von Bomangulli ahnten wohl gleich, daß wir mit all dem nicht einverstanden waren, denn alles Volk, das sich gestern Abend wieder eingefunden hatte, war heute nun wieder in die Matiti, ins hohe Gras, entflohen. Natürlich erheben wir Einspruch, und Mignon läßt dem im Grase versteckt hockenden Häuptlinge — man sah zuweilen seine Augen empor- und herabschnellen — mitteilen, daß sogleich alles Gut den Bamputu zurückzuerstatten sei. Der befreite Mumputu geht dann selbst auf die Suche nach Hunden, Salz, Djimbu und Bagage und ruft außerdem einem entflohenen Genossen die Aufforderung zu, zurückzukehren, da die Mundele sehr gut wären und ihnen Schutz bereiten würden. Richtig kommen denn auch bald noch zwei andere Bamputu herbei, die alle ebenso zart und leise wie der erste sprechen, die wie dieser einen leichten Backenbart tragen, der gegen den kleinen aufgerollten Kinnbart der Kuilustämme so wunderlich absticht. Außerdem findet der Mumputu in den nächsten Hütten noch einen Teil seiner Bagage, elf Hunde, aber kein Salz, keine Djimbu. Diese Schätze haben die Pamballa natürlich in den Matiti versteckt.


Aus dem innerafrikanischen Urwald: Kronen bei Mange.

Die zurückgekehrten Bamputu beginnen inzwischen mit den Pamballa zu verhandeln, während wir unsere Expedition zum Abmarsch ordnen, Lemme

sich nochmals in sein Bild vertieft und unsere Leute antreten. Das Ergebnis der Verhandlung ist zunächst eine neue Unverschämtheit seitens der Pamballa. Sie wollen als Buße für die geknickten Euphorbien alles Gut der Bamputu behalten und nur zwei Muteten Salz wiedergeben. Da lasse ich ihnen mitteilen, daß, wenn wir auf dem Rückwege nicht von der Auslieferung des Bamputugutes hörten, wir den Chef verantwortlich machen und das Ganze Bula Matari mitteilen würden. Die ernsten Bamputu versichern mir aber, nun, da wir ihnen Rückkehr ins Dorf verschafft hätten, würden sie ihr Gut wiederbekommen, denn nun würden sie einen Nkissi setzen, demzufolge alle Einwohner des räuberischen Dorfes sterben würden, und dann könnten sie ihre Schätze einheimsen. Es tat mir leid, daß mir die Leute nichts Näheres über diesen Nkissi mitteilen wollten. Ich blieb aber, als die Karawane aufbrach, als letzter zurück und sah noch, wie drei Bamputu — es hatten sich also noch zwei eingefunden — in der Mitte des Häuptlingskraals die Erde zusammenscharrten, aus ihren Fellbeuteln Staub hineinwarfen und einige Federn hervorzogen, wie gleichzeitig im nahen Grase eine Pamballagestalt nach der anderen auftauchte und angsterfüllt in die Ferne floh. Erschreckte Schreie begleiteten diese Flucht vor dem Nkissi der Bamputu.

Auf dem Rückwege berührten wir Bomangulli nicht mehr. Als wir aber im Süden im Pamballadorfe Lukunga frühstückten, kamen einige Eingeborene von Mobunji herüber. Und die erzählten mir auf mein Fragen, daß man den Bamputu nicht nur ihr ganzes Gut, sondern auch noch eine Buße an Ziegen erstattet habe. So war denn eines der eigenartigsten Bilder dieses Völkerlebens an mir vorübergeglitten: der Wanderkaufmann, der seine Sicherheit durch Zaubermittel, durch den Glauben der Ansässigen an seine überlegene Geisteskraft erlangt. Es war mir wie ein Bild aus unserem eigenen Mittelalter.

Ich klagte wahrlich nicht über diese interessante Unterbrechung, die uns erst um 8 Uhr auf dem Marsche sein ließ. War doch die Stunde schnell eingeholt. Im Trabe ging es über das Steppengras hin. Das ist das Gelände, in welchem die Tipoya unschätzbar werden kann. Hier kann der Europäer es an Schnelligkeit den guten Tipoyaträgern nicht gleichtun. Meine acht Träger wechselten nicht häufig, und doch sind wir von Bomangulli bis Luanankolle fast ständig im leichten Trabe vorwärts gekommen, trotzdem wir den Höhenzug zu überschreiten hatten, der uns den ersten Blick in ein vom Süden her in das Plateau einschneidendes Tal gewährte. Dieser Höhenzug war die Wasserscheide zwischen dem Mossangoquellgebiet und den Sadilukku-Interritälern, also zwischen Kuilu und Kantscha. Der Blick von der Höhe zeigte nach beiden Seiten weithin gleiche Gestaltung, ausgedehnte, leicht gewölbte und leicht grüne Hochebenen, in die die dunklen Täler langgestreckte Bogenlinien schnitten, die denen des modernen Kunstgewerbestils Europas nicht unähnlich sahen.

Wir haben die Wasserscheide zwischen Kuilu und Kantscha überschritten,

die auch eine Völkergrenze ist. In diesem Augenblicke fällt es mir als Beobachtungsergebnis meiner verschiedenen Kuiluwanderungen auf, daß nicht immer die Gewässer, sondern oft auch die Wasserscheiden die Völkerscheiden sind. Bäche, Abhänge und Flüsse trennen oft die Dörfer, aber nicht immer die Stämme und Kulturformen. Die wesentliche Flußgrenze, die ich in einer Sache hier fand, war der Kuilu hinsichtlich des Hausbaues. Das rechte Ufer ist die Heimat des echten Kassaipfahlbaues geblieben; auf dem linken Ufer herrscht das einfache Bakongodorf.



Aus dem innerafrikanischen Urwald: „Säule" aus dem Walde bei Dima.

Am Nordwestabhange des Plateaus hatten wir nur Pamballa getroffen, deren Dörfer schon Babundanamen trugen. Sowie wir die Höhenlinie überschritten, sahen wir nun in der Ebene vor uns die echten Babundaweiler liegen, für uns ein ungewohnter Anblick, denn weit sind sie über die Savanne verstreut, hier eine Hüttengruppe, dort eine Ansammlung, immer auf den Höhen, selten geschmückt von Bäumen und niemals charakterisiert durch die den Häuptlingskraal umgebende Euphorbienhecke, die allen Kuiludörfern ein eigenartiges Gepräge verleiht. Und wie die Dorfanlage, so sind die Menschen andersartig. Da fällt schon auf, daß diese Leute um einige Schattierungen heller sind, daß die Frauen mit langem, vornehmem Lendengewand bekleidet sind, welches vorn mit einer langen Nadel zusammengehalten wird. Das Männerkleid gleicht dem Kuilugewande, nur ist es in reiche Falten gelegt. Dann vor allem: die Leute haben ein offenes, freies, wenn auch temperamentvolles Wesen, was besonders bei den Frauen auffällt, die wohlgestaltet, nicht so eingeschüchtert wie die Kuiluweiber und freundlich sind.

Es war eine angenehme und interessante Stunde, die wir hier verbrachten. Als wir dann um ½12 Uhr aufbrachen und uns soeben in Bewegung gesetzt hatten, gab es einen Aufenthalt, denn ein Eilbote von Mitschakila kam angesetzt, der nebenbei gesagt den ganzen Marsch an einem Tage erledigt hatte, und überbrachte uns ein am Kuilu zugegangenes Paket Briefe, das nun in aller Eile geöffnet und dessen Inhalt verteilt wurde. Es ist eine eigene Sache um solche Postempfänge in Innerafrika. Da steht man in der weiten Steppe und sucht die fehlenden Briefe aus liebster Hand, während wohl ein anderer unsere Sorge um heimisches Wohlergehen mehrt. O Steppe, wie kannst du so öde und traurig ausschauen, trotz alles prallen Sonnenstrahlens, o ihr vielen umherstehenden Neger, wie könnt ihr so dumm und geistlos dreinschauen und sogar langweilig erscheinen — wie kann doch der grausame Gedanke schmerzen, ob das Ergebnis der Reise, all diese Strapazen und Entbehrungen, die man hier durchmacht, die bangende Sorge der Lieben in der Heimat rechtfertigen. Doch solche Gedanken und Stimmungen werden auch überwunden. Ich ergreife mein Signalhörnlein: „Das Ganze: Marsch!"

Über die Steppe am südlichen Taleinschnitt vorbei durch Mankon — über einen Paßsattel, den von beiden Seiten Waldeinschnitte zulaufen, nach Kabang — Mittagessen. Vergebens versuche ich einen Häuptlingsstuhl, ein langes, gerades Messer und ein Frauenkleid zu erobern. Der Häuptling ist über letzteres Ansinnen sehr entrüstet. Zwei Stunden rasten wir. Der Maler widmet sich trotz glühender Strahlen einem Steppenbilde. Ich „quetsche" die Babunda aus. Und weiter geht es über die Steppe, nun durch Badingadörfer, deren Bewohner dem Ansturm der Babunda noch standgehalten haben. Zwischen Badinga- und Babundadörfern liegt ein neutraler Marktplatz, auf dem beide Stämme freundlich verkehren, während sonst der eine dem andern den Eintritt in sein Gehege strengstens verbietet. Von der Eigenart der Badinga werde ich nachher reden, jetzt eilen wir mit der Karawane in gutem Marschtempo den Wäldern des Sadilukku zu, in welchen neben anderen Badingaweilern auch Madibu, die Einkaufsstation Mignons, liegt.

Wie wechseln hier doch die Bilder! Soeben noch auf der hohen, kurzgrasigen Hochebene in freier Luft bei freundlichen Menschen, jetzt wieder vergraben im dumpffeuchten Urwalde bei mürrischen Menschen, die ihre Weiler unter mächtigen Palmen im dichten Busch sorgsam verstecken. Wild-bizarr ist solch Badingadorf mit seinen Pfahlbauten, mit den drei bis fünf Meter langen Plattformen, mit den seitwärts emporragenden Stangen, auf denen die bei jedem Tritt auf der Plattform klappernden, aus der Ferne Totenschädeln ähnlichen Kalebassen hängen, mit der in der Gruppierung jeder Ordnung entbehrenden Anlage der Hütten zwischen Palmen, Büschen und womöglich umgestürzten Baumstämmen.

Wenig später sind wir beim Abendessen im Kriegsrate begriffen. Madibu

selbst ist noch nicht angegriffen, aber schon zwei Stunden weiter südlich rebelliert es im Inlande, und zumal die Leute von Biembe, dem hier am weitesten nach Norden vorgestreckten Posten der Babunda, sind im höchsten Grade ungemütliche Nachbarn, die sogar nach dem Hinterlande zu gegen (wie es hier heißt) ihre eigenen Brüder Krieg geführt haben, und deren Freundschaft dringend notwendig ist, wenn ein weiteres Bestehen der Madibustation überhaupt denkbar sein soll. So sagt nicht nur der hier von Mignon eingebürgerte Mumballa, das sagen alle Badinga einstimmig.

So beschließen wir denn, am nächsten Tage den bisher nicht begangenen Weg nach Biembe einzuschlagen und dort eine Friedensregelung vorzunehmen. In welch eigenartiger Weise diese unsere Bestrebungen verliefen, werde ich in der Niederschrift vom 13. April 1905 sogleich zu erzählen haben.

Vom 12. zum 13. April schliefen wir in einem allerdings sehr engen Eingeborenenhäuschen, aus dem die Plattform entfernt war, geradezu göttlich.

---

13. April 1905. Der Weg nach Biembe führt zunächst im breiten Tale des Massogo entlang, der sich später als Oberlauf des Sadilukku herausstellte. Diese Strecke, auf der der Massogo zweimal überschritten wird, fällt mit der Route nach Madima zusammen. Hinauf wandert man aber, die ostnordöstliche Richtung verlassend, über die bewaldeten Höhen, die das Sadilukkutal von Tributären dieses Flusses, dem Inkerri, trennt. Direkt hinter dem Talwald des Inkerri steigt der Savannenhügel von Biembe ziemlich steil empor. Dies war unser Weg. Er war unangenehm genug.

Nicht nur die Ufer des Massogo waren von breiten Sumpfstreifen eingefaßt, sondern auch die südliche Seite des nächsten Tales senkte sich zu einem Sumpflande nieder. Ein Sumpfland war am Ufer des Inkerri. Die Flußübergänge waren wenig scherzhaft (über den Inkerri auf einem Baumstamm), der Wald ein allerdings an Kautschuk überreicher Lianenwald, unangenehm, und der Savannenaufstieg nach Biembe in der Sonnenhitze bei ziemlicher Steigung höchst unbequem.

Ja, als wir nach 2½stündigem Marsche nach Biembe emporstiegen, war es schon recht unbehaglich; unsere heute Morgen noch vom friedfertigsten Verlaufe überzeugten Neger waren plötzlich merkwürdig fest der Ansicht, man würde sogleich beim Einzug in den Weiler auf uns schießen. Mit dem Perspektiv untersuchte ich die hohen Gräser, die längs der hingestreckten Weiler hinliefen. Keine Seele. Wir kamen oben an. Keine Seele.

Und nun hatte auch Mignon die Überzeugung gewonnen, daß wir keinen Menschen zu Gesicht bekommen, wohl aber beim Weitermarsch einen Pfeilregen empfangen würden. Wir wurden uns demnach einig, daß wir, wenn es nicht gelingen sollte, die Leute ins Dorf zurückzubringen, heute noch zurück-



Aus dem innerafrikanischen Urwald: Weg durch die Pflanzungen bei Mange.

marschieren müßten, daß wir aber, im Falle mir die Herbeischaffung des Häuptlings glücken sollte, nachts hier oben bleiben und morgen den Friedensschluß unternehmen wollten. An den zweiten Fall glaubte Mignon nicht.

Und doch gelang mir wenigstens das erste. Ich stattete zwei der hiesigen Sprache mächtige Leute mit ebensoviel Stücken Stoff aus und schickte sie in der Richtung aus, wo im Süden weitere Dörfer, Felder und hohes Gras war. Dort befanden sich die Entflohenen sicherlich. Nun hub ein lautes Schreien und Rufen über die Höhen an, dem in der Tat auch bald eine Antwort folgte, und während wir in dem obersten Teil des Dorfes Einzug hielten — in dem wir allerdings wie auf einem Präsentierteller saßen, der uns aber ein Ausschauen über das weite Land ermöglichte —, ging im uns umgebenden Grase nach Süden zu das Parlamentieren weiter, und als wir installiert waren, als Tische und Stühle unter dem Schatten der Weinpalme aufgebaut waren, nahten sich, in Angst vor dem ungewohnten Anblick der Weißen zitternd, einige Babundajünglinge, die die Geschenke in Empfang nahmen. Mignon gratulierte mir zu dem Erfolge, dem sich weitere glückliche Wendungen anschlossen. Um $12\frac{1}{2}$ Uhr fand die Empfangnahme der Stoffe, um $1\frac{1}{2}$ Uhr die Lieferung von Wasser, um $2\frac{1}{2}$ Uhr die Darbringung einer Ziege, um 3 Uhr die Übersendung des ersten Lukku für unsere Leute, um fünf Uhr die erste Einhandlung ethnologischer Gegenstände, um $5\frac{1}{4}$ Uhr das Auftauchen der Weiber am Horizonte,

um 3/4 6 Uhr nochmalige Malafusendung und Verhandlung wegen der uns zu überlassenden Hütten und um 1/2 7 Uhr die Zusendung des — ersten Pfeiles statt.

Es ist merkwürdig, wie listig und geschickt diese Babunda ihre Sache angefangen haben. Wir fühlten uns so vollkommen in Sicherheit, daß ich um 3 Uhr Kataraje mit einigen Leuten zurückschickte, um eine liegengebliebene Bettlast und Essen für die Leute zu holen. Die Babunda verkehrten durchaus freundlich mit uns, so daß ich am Nachmittag seelenruhig meine Peilungen und einige Hüttenaufnahmen machen konnte (allerdings sind die Leute bei den Hütten auf der Photographie Seite 135 nicht Babunda, sondern Badinga aus Madibu, die uns begleitet hatten).

Lemme fertigte in aller Behaglichkeit eine Steppenzeichnung an und Mignon vertiefte sich in das Studium der gestern angelangten Briefe, schlürfte seinen Malafu und dachte ebensowenig wie wir an etwas Schlimmes. Unsere Leute waren so friedensüberzeugt, daß sie unten im Dorfe mit den Babunda spazieren gingen und für mich einen wundervollen Szepterstab einhandelten. Sicher ist es aber, daß die letzten bei uns auftauchenden Leute nur Spione waren, die unsere Stärke abzuschätzen hatten.

In der Dunkelheit lag nun alles gemütlich um die Feuer. Wir speisten guten Mutes zu Nacht und plauderten von den interessanten Menschen. Da kommt einer unserer Leute: „Horch!" Richtig, unten ertönt der Kriegsgong. Alles lauscht schweigend — rrrrrrt! — alles springt von den Feuern auf; ein kurzer Schrei, alles stürzt in den Schatten unserer Hütten. — Dieses rrrrrrt! war der erste Pfeil, der in den Rücken des Trägers Masuta geflogen ist. Und drunten antwortet immer ein Kriegsruf auf dem Holzgong dem anderen, von Dorf zu Dorf eilt die Nachricht: „Baschi Sudasuda!" — Morgen in aller Frühe! Dazu gellt das Kreischen und Schreien der Babundaweiber aus dem Dorf empor; die Schreie sollen die Männer zum Kampfesmute anfachen, denn die Weiber sind es, die über Krieg und Frieden durch Zureden oder Abraten bestimmen, wenn sie auch noch so versklavte Arbeitstiere sind. Diesem Trommeln und Schreien in der Umgebung und in den Tälern gegenüber wirkt das absolute Schweigen, das über unserem Lager schwebt, unheimlich. Jedermann spricht nur leise und mit gedämpfter Stimme. In unsere dunklen Mäntel gehüllt, stehen wir Europäer im Schatten der Bäume, bereit, dem ersten im Mondschein im Ansturm auftauchenden Negerknaben, wenn nur irgend möglich, das Bogenhandwerk ein für allemal zu legen. Denn dem Lärm nach erwarten wir einen Sturm. Aber zunächst ist für uns in dieser Hinsicht nichts zu hoffen, da dem ersten aus ziemlicher Nähe entsandten Pfeile nur noch aus weiter Ferne kraftlos anlangende Holzspitzenpfeile folgen.

Da die Verhältnisse nun aber kriegerisch wurden, beschloß ich, auch gleich vollständigen Kriegszustand einzurichten und die notwendigen Posten zu ver-

teilen. Zwar meinte Mignon, ich solle das nur seinem kriegserfahrenen Capita überlassen, doch ließ ich mich hierauf glücklicherweise nicht ein, denn nach kurzer Zeit stellte sich heraus, daß gerade da, wo wir nach dessen Angabe keinen Posten brauchten, bedeutende Babundamassen lagen.

Ich zog also mit Palia Messo, meinem Koch, einem tüchtigen Krieger, der sich in dieser Nacht ausgezeichnet bewährte, und dem ich eine Repetierbüchse anvertraut hatte, umher und verteilte an fünf Punkten um das Lager je zwei Mann, von denen immer einer mit einer Feuersteinbüchse und einer mit einem Bogen bewaffnet war. Sie waren 15 bis 30 Meter vom Lager vorgeschoben, weit genug, um die gefährlichen Pfeilschüsse zu parieren; denn jenseits von 25 m büßt hier der Pfeil seine gefährliche Rasanz ein. Meine zweite Sorge war Kataraje, der ja bald ankommen mußte. Dem armen Jungen gönnte ich eine unangenehme Gefangenschaft beileibe nicht. Also wollte ich soeben auf dem Wege den Abhang hinab einige Bogenmänner unserer Begleitung ihm entgegensenden, als besagter Jüngling zu unserer großen Freude mit den anderen Leuten wohlbehalten anlangte. Leider brachte er die schlimme Nachricht mit, daß die Waldgrenze zum Jukerri hin von bogenreichen Babunda wimmelte, die uns den Rückzug abschneiden wollten. Wir waren also regelrecht umzingelt.

Unsere Lage war nicht sehr erquicklich. Ja, wenn wir für unsere Waffen genügende Munition gehabt hätten, dann hätte man es leicht auf eine kleine Bataille ankommen lassen können. Ich habe aber schon Seite 97 geschildert, daß wir für beide Parabellumbüchsen nur 30 Patronen, dazu 50 für die von Palia Messo geführte Repetierbüchse hatten, und hierzu habe ich nur zu bemerken, daß Mignon von mir eine Büchse mit sechs Patronen erhalten hatte, die ich just am Tage der Abreise in meinem Koffer entdeckt hatte. Das war jämmerlich wenig und wir mußten fürchten, uns im Falle eines Nachtangriffes sehr schnell zu verschießen. Einen Tageskampf fürchtete ich nicht. Denn wenn etwa am Morgen die Babunda wirklich einen Kampf beginnen wollten, so würde ich sogleich einen kurzen Gegenangriff unternehmen und hierfür genügten wenige Schüsse bei einigem anständigen Zielen in Anbetracht der Unbekanntschaft der Babunda mit guten Büchsen und zumal mit einem Schnellfeuer, wie es die Parabellum gewähren, vollständig.

Anders der Nachtangriff! Der heute schwächliche Mond lag in einem dicken Nebel gebettet. Man konnte auch mit Zielrohr kaum auf 25 Meter gut abzukommen hoffen. Unsere Leute hockten angsterfüllt, wie die Heringe zusammengepfercht, in einem Winkel zwischen zwei Hütten, und von unten gellte das Kriegsgeschrei der hetzenden Weiber, das Klappern des Gongs und das Schreien der offenbar zum „Besprechen" um den Malafutopf versammelten Männer empor. Weiberhetzen und Malafusaufen sind aber hier gefährliche Kompagnons, und wenn sie beide zusammenkommen, mag ein unüberlegter Angriff wohl schneller eintreten als vordem beabsichtigt war.



Aus dem Urwalddorfe Jongo.
(Nach Ölstudie.)

Dies alles erwog ich mit nicht ganz fröhlichen Sinnen, als ich um ½9 Uhr meine zweite Runde bei den Wachen machte, wobei mir wieder die auffallende Schwäche der dann und wann anlangenden Pfeile auffiel. Den eigenen Leuten Mut machen war das einzige, was jetzt noch zu tun war. Also kehrte ich lachend zurück, plauderte mit ihnen, als ob es gar keinen Pfeil in der Welt gäbe, und machte den Vorschlag, sich aufs Bett zu legen. Mignon hatte zwar Lust, dem Anerbieten der Bajansi, die den Feind ihrerseits in seinem Dorfe angreifen wollten, nachzugehen, ich erklärte mich aber dagegen, da im Falle eines (bei deren geringen Anzahl) ziemlich sicheren Mißlingens und der Niederlage der Bajansi die schon halb betrunkenen Babunda ihrerseits, durch den Sieg kühn gemacht, den Angriff noch in der Nacht beginnen würden.

Also legten wir uns mit möglichst heiterer Miene auf unsere Betten. Das machte auch auf die Leute einen guten Eindruck, und sie gewannen wieder einige Sicherheit. Ja, jetzt kam die ganze Kindernatur dieser großen Jungen wieder einmal deutlich zum Ausdruck. Eben hatten sie noch angsterfüllt wie die Küken bei Annäherung des Adlers halb heulend, aschgrau und zitternd zusammengekauert und von Sterben und Gegessenwerden gewimmert, und nun, als wir uns ruhig aufs Bett warfen, begannen sie kindisch untereinander zu ulken und zu lachen wie Kinder vor Weihnachten.



Aus dem innerafrikanischen Urwald: Brücke über einen Waldbach bei Bena Dibele am Sankurru. Aufnahme von Rieß.

Auch nicht die Spur von Ernst war bei ihnen wahrzunehmen, und als ich um 10 Uhr mit Palia Messo die Wachen revidierte, schliefen zwei. Von nun an zog Palia Messo ununterbrochen umher.

Wir lagen also, natürlich schlaflos, auf unserem Lager und harrten der Dinge, die da kommen würden. Das war zunächst eine bedenkliche Verschlechterung des Wetters. Erst Regen, dann der erste Donner. Um 1 Uhr, als ich meine vierte Runde machte, war das Gewitter in vollem Gange, und nun kam Freund Mojanda, der den Ostposten hatte und sich in dieser Nacht als ein großer Redner und schlechter Krieger erwies, angejammert. Die Babunda wären zu Tausenden versammelt, und nun würden sie uns im Gewitter angreifen, und wir würden alle sterben. Das jammerte er erst mir vor, dann Mignon und dann den Leuten. Da war meine Geduld aber zu Ende. Ich gab ihm eine Ohrfeige und jagte ihn auf seinen Posten zurück. Tatsache ist, daß mit dem Einsetzen des Gewitters das übrigens die ganze Nacht hindurch nicht unterbrochene Kriegsgetöse in der Umgegend zunahm, daß wieder einige Pfeile mehr ankamen, und daß ich beim Scheine eines Blitzes auf der östlichen Höhe sehr viele Menschen wahrnahm. Nach der Angabe, die ich zwei Tage später in Mozuna erhalten habe, sind allerdings mehrere Tausend Leute im Lande aufgeboten worden, um unsere Expedition zu vernichten. Weshalb dies beabsichtigt war, werde ich sogleich zu berichten haben.

Zunächst setzte also das Gewitter nicht ab, sondern führte in Gemeinsamkeit mit den Babundagongs seine Musik fort. Die Leute bangten. Mojanda warf ich noch einmal aus dem Lager hinaus und ebenso Tauamba, den Westposten.



Ein Tropengewitter: Blitzaufnahme aus der Gegend Luebos von Hubin.

Pfeilgesang und Weiberschreien — item, das ging bis zum Morgen, bei dessen Dämmerung ich einmal im Grase Platz nahm. Da strich ein Pfeil an mir vorüber und gleichzeitig krähte unten im Dorfe das erstemal der Hahn, so daß ich meinte, das sei nun wohl der erste Pfeil der energischen Angriffe, nun komme wohl ein indianerartiges Kriegsgeheul und ein Pfeilregen, und so weiter. Ich schaute um, ob es hell genug sei, um gut zielen zu können. Und ich fand, daß es wirklich hell genug war. Somit löste ich die Sicherung meiner Büchse und war gar kriegerisch gestimmt; aber der Hahn krähte lang und drohend dreimal, viermal, und nun war es „Baschi Suckasucka!", doch das Indianergeheul blieb aus. Der Pfeil, der mich in den Matiti suchte, war nicht der erste des Tages, sondern der letzte der Nacht. Und die Sonne dieses Tages sah im Lager bei Biembe überhaupt keinen fliegenden Pfeil.

14. April 1905. Im stillen Frieden lag die Landschaft da. Als wir das angrenzende Dorf absuchten, war es sehr leer, und als wir dann heimziehend den Abhang hinabzogen, die Bogenschützen zuerst, die Lasten mit den Feuersteinbüchsen zu zweit und die guten Büchsen zuletzt, da war alles fast die ganze Zeit lautlos, bis wir unten am Waldrande angelangt waren; da riefen sich oben einige Männer uns unverständliche Worte zu.

Alle unsere Leute und ebenso Mignon waren davon überzeugt, daß wir unten in den Sümpfen angegriffen werden würden. Aber nichts dergleichen geschah. Unser Rückzug nach Madibu fand in ungestörter Ordnung von $6^1/_2$ bis $9^1/_4$ Uhr statt.

Interessant war es mir, nach den Gründen zu forschen, die die Babunda Biembes bewogen hatten, uns so unfreundlich aufzunehmen und uns anzugreifen. Es war mir schon aufgefallen, daß die ersten Babunda Biembes, die sich uns näherten, sehr emsig nach unseren Namen fragten und sich mehrmals erkundigten, ob wir vom Kuilu kämen, und ob nicht auch ein Weißer mit Namen Katako unter uns sei. Später hörten wir dann, daß dieser Herr Katako bei Biembe drei Leute ohne Grund erschossen habe. Die Eingeborenen haben mir noch viele Geschichten von Herrn Katako erzählt, der in verschiedenen Gegenden des vielleiben Kautschuks wegen gemordet und geraubt hat. Ich würde es nicht wagen, diese Dinge zu glauben oder gar wiederzugeben, wenn nicht von europäischer Seite alles bestätigt und ergänzt worden wäre.

Herr Katako hieß in europäischer Sprache Joski. Monsieur Joski hat ein Leben geführt wie ein amerikanischer Squatter oder Pelzhändler von der schlimmsten, verrufensten Sorte. Er hat gefangen und gehängt, hat erschossen und vergewaltigt. Viel erzählen die Leute von einer romantischen Bootsfahrt auf dem Kuilu. Einmal wurde er auch gefangen genommen und mußte befreit werden. Ein Herr Royon, dessen nähere Bekanntschaft wir in Kinschassa machten, war früher in dieser Gegend gewesen und hatte Herrn Joski in seiner Faktorei besucht. Der Eindruck war grauenvoll. Verwesende Leichen verpesteten die

Luft. So hatten wir unter den Nachwirkungen der Ausschreitungen dieses Mannes zu leiden. Übrigens ging es in diesen Gegenden ja so wie so etwas kriegerisch zu. Badinga und Babunda hatten sich bei den Köpfen, und auch am Kantscha bei Ilongonga hatte es Schwierigkeiten gegeben.

Unser Heimmarsch wurde etwas getrübt durch die ständige Furcht unserer Leute vor einem Angriff im Busch. Wir Europäer erfreuten uns einer ausgezeichnet guten Laune, die nicht einmal durch Müdigkeit gestört wurde; wir patschten tapfer in den Sumpf hinein, ließen uns über die tiefsten Stellen hinwegheben, bewunderten das wirre Durcheinander der Kautschuklianen und tauschten unsere Gedanken über die verflossene Nacht aus.

Und in Madibu aßen wir dann ein braves Mittagsmahl.

Noch am gleichen Nachmittage ging es zuerst auf dem schon begangenen Wege weiter nach Osten auf dem waldigen Höhenrande, der offenbar das Tal des Sadilulku auf dessen nördlichem Ufer begleitet. Noch einmal überschritten wir den Masogo, der hier den Namen Killikilli führt und in nächster Nähe den kleinen, ebenfalls zu passierenden Telletelleben aufnimmt, und wanderten dann bergauf und waldein bis gegen 5 Uhr, dann und wann stolpernd, auch wohl einmal fallend, hängenbleibend, den Hut, den eine launige Liane festhält, verlierend und hin und wieder ein fast ganz verlassenes Badingadorf durcheilend. Wie gesagt, gegen 5 Uhr waren wir im Nachtquartier in Zongo.



Die Kantschareise: In Madibu.

Zongo — und Badingadörfer! Ersteres das bezeichnendste von letzteren und letztere nach ihrer Lage so recht maßgebend für diese Menschen! Finster und düster, nie eigentlich etwa erhaben und erhebend, dehnen sich diese feuchtwarmen Waldungen über die Höhen hin wie Mauern, die der Mensch nicht durchbrechen soll, wie die Grenzwälle irgend eines Zauberlandes, das

dahinter liegen muß auf lichten Höhen. Und finster und düster sind die Bewohner dieser wilden, einsam öden Tiefen. Nichts Freundliches, nie irgend einen Kulturreichtum habe ich bei diesen Badinga, diesen echten Waldmenschen entdecken können. Das einzige war vielleicht die freundliche Stimmung, die die Einwohner Zongos beim Klange der Gitarre verspüren ließen. Sonst sind sie echte „Wilde", mißtrauische, arbeitsscheue Gesellen schwarzer Farbe. Ist doch bezeichnend, daß der Bogen stets bereit zum Schusse außen an der Plattform gehalten wird. Dumm und stumpfsinnig sind die Weiber, die man übrigens selten sieht, da sie versteckt gehalten werden. Tierisch ist der Kanibalismus dieser Menschen. Es ist nicht die Gourmandiserie, die Munsa täglich sein Menschenbeaffsteak essen ließ, es ist gemeinste Allesfresserei: sie fressen den Feind, den eigenen Dorfgenossen, den an Krankheit Gestorbenen sogar, und der Speisesaal des Dorfschulzen ist eine kubische Stangenhütte, in der die Schädel der Menschen, die dem Dörflein schon zur Nahrung dienten, aufgeschichtet sind, — sehr fein ordentlich auf Etageren. O ja, darin halten sie große Ordnung.

Und wie bezeichnend ist Zongo! Da ist ein mächtiger Urwaldriese umgestürzt. Zwischen seinen weit ausgebreiteten toten Armen ist eine Wohnung aufgebaut, unter einer Krümmung seines Gigantenleibes hocken ein paar kaum bekleidete Weiber und bereiten die Nahrung für ihre Herren und Gebieter. Ein wenig weiter sind gewaltige bleiche Elefantenschädel, Merkzeichen der großen Jagdkunst der Bewohner, aufgerichtet, und ganz hinten im Waldwinkel steht jene Schädelhütte, deren Betreten mir nicht genehmigt wird.

Aber holla, ihr wilden Brummbären! Die Kultur hält heute hier Rast. In der jämmerlichen kleinen Schmiedehütte, an deren Decke Tierschädel hängen, werden Linnen ausgebreitet, Betten aufgerichtet. Wir wollen heute gut schlafen, trotz all eurer Wildheit, denn eine häßliche Nacht liegt hinter uns. Und trotz all eurer Wildheit werden wir heute die Lieder Lemmes hören, und die Laute Beethovens und Bachs veredeln sogar eure wilde Natur, eure wilden Geister. Ob wohl vordem schon einmal hohe nordische Kunst hier verkündet ward — oder je einmal wieder?

Gute Nacht, du finsteres Waldnest Zongo, gute Nacht, Dorfschulz; möge deine Elefantiasis dich wenig plagen! —

15. April 1905. Die Häuser dieser alten schwarzen Waldmenschen sind Pfahlbauten, wenn sie auch nicht gleich im ersten Moment als solche zu erkennen sind. Denn das Haus steht nicht auf Pfählen. Im Innern aber ist ebenfalls der Pfahlrost, wenn auch nicht so hoch ausgebildet wie jener Teil, der vor der eigentlichen Hütte liegt und auf der die Menschen den größten Teil des Tages verbringen.

Pfahlbauten nach dieser Art — ich nenne den Typus „Kassaipfahlbau" — sind nach Norden hin überall zu finden, bis über den Kassai hinaus. Wißmann und Bateman haben ihn schon in äußerlichen Umrissen skizziert, und ich habe seine Verbreitung schon vor Jahren in einem Aufsatz im Globus

gezeigt. Im ethnologischen Teil ist er näher beschrieben. Hier habe ich ihn bis zum Kantscha hin gefunden. Im Süden soll dieser Typus verschwinden und einem quadratischen Hausplan Platz machen (Bapende!). Die Häuser der Kuilustämme lassen in der „Fenstertür" wohl noch Reste erkennen.

Durch den Wald gehts am nächsten Tage zum Kantscha Moana hinab, der auf einer plumpen natürlichen Baumbrücke überschritten wird. Die zierlichen Lianenbrücken des Nordens habe ich im Kuilugebiet nicht gefunden. Nachdem dieser Fluß und der nachfolgende sehr breite Morast überschritten sind, geht es wieder eine Weile im waldigen Plateauwald entlang durch Badingadörfer und dann hinauf zum Hochplateau. Es ist wieder Licht und Bewegung in der Luft und Sonne und Steppengras, und alsbald ist auch in dem auf der Höhe gelegenen Babundadorfe Mozuna eine freundliche Bevölkerung erreicht.

Da rasten wir behaglich. Es gibt wieder Lukku für unsere Leute, die drei Tage schlecht gelebt haben. Es gibt für mich viele ethnologisch schöne Gegenstände, benähte Stoffe, geschnitzte Becher zu kaufen, und meine Vorräte werden recht karg. Macht nichts, wir sind in zwei Stunden in einer Station am Kantscha, in Madina. Es gibt für Lemme eine hier eingesiedelte fremdartige Hütte, einen Maisbehälter, eine hübsche Verzierung der Dächer zu zeichnen. Ich glaube, daß diese Verzierung aber nicht so recht „nur Schmuck" ist. In Anbetracht der Winde, die zuweilen auf den Höhen wehen und die wir vor einigen Tagen bei Bomangulli kennen lernten, meine ich eine Dachbefestigung in diesem Stangenwerk sehen zu müssen.

Nach der Ethnographie tritt die Geographie in ihre Rechte, und ich lege mit Behagen die Richtung verschiedener uns bekannter Punkte fest. Unter anderem Biembe, das gar nicht so weit entfernt liegt. Dann aber brechen wir das Lager ab. Ich lasse noch einem Manne ein Säcklein Perlen zurück, damit er für mich Becher im Süden einkaufen könne, und dann trottet das Gros nach Nordosten über die Steppenhöhen, hinab in den Uferwald des Kantscha. Um 4 Uhr sind wir in der Station Madina, einem wundervoll gelegenen Platze, bei dem leider an perniziösem Fieber leidenden Herrn Holster angelangt. Alsbald erquickte ich meinen Leib in den Fluten eines der Geographie noch so gut wie gar nicht bekannten Flusses. Das verlieh guten Appetit, so daß wir die Hände zu dem bald und wahrhaft lecker zubereiteten Mahle mit viel Behagen erhoben. Es war eine ganz vorzügliche Speisekarte. Dabei alle Gerichte mit magersten Mitteln bereitet, — es war ein besserer Wein, ein guter Kaffee und eine vorzügliche Zigarre, welche letztere ich schon lange entbehre. Ich rauche im allgemeinen Eingeborenentabak, der immerhin noch besser als Kartoffelkraut, Rosenblätter und Rohrstock schmeckt, an die ich mich aus meiner Kindheit noch recht gut zu erinnern vermag!

16. April 1905. In Herrn Holster fand ich einen Herrn, der für meine Fragen ungewöhnliches Verständnis hatte. Er schilderte mir die Babunda-

verhältnisse in den dem Lie zu gelegenen Gebieten, ihre Wohnweise in tagelang zu durchwandernden Städten, ihre innige Beziehung zur Hochsteppe so ausgezeichnet, daß sich für mich der Bereich meiner Erfahrungen hinsichtlich dieser Menschen in großer Geschwindigkeit abrundete. Dann berichtete er vom Kolonialleben in diesem Stromgebiet, wie sich mit den Babunda so gut arbeiten lasse, während die


Die Kantschareise: Hütte in Biembe.

Badinga ganz unverwendbar seien, und wie es auch am Kantscha kriegerische Ereignisse gebe. War er doch selbst, als er vor einem Jahre in einem Eisenboot heraufkam, beschossen worden, — war doch ein Posten einmal in Flammen aufgegangen, — war doch erst kürzlich eine Revolte in Ilongonga ausgebrochen.

Wie gerne wäre ich nun durch diese einmal erreichte, nach Osten geöffnete Tür gegangen! Nach Osten dehnten sich die Gefilde der städtebauenden Babunda aus. Der Weg bis zum Loange war offen. Zwischen Kuilu und Loange gibt es nur ein geschlossenes Landgebiet, eine Schwierigkeit, das ist der Streifen Landes, den wir soeben durchzogen haben und den wir am 17. zurückkehrend wieder durchpilgerten. Doch meine unglückselige Bagage! O, was habe ich über die Vertrödelung meiner Ausrüstung gejammert. Da lag nun der schöne Weg nach Osten vor mir offen, und ich mußte zurückkehren, um weiter auf diese vermaledeite Bagage in Mitschakila zu warten.

Der Kantscha ist bei Madina ein Fluß von etwa 75 Meter Breite, der in Bogenwindungen ständig dem Norden zulaufen soll, was nicht ganz genau richtig zu sein braucht. Es interessierte mich natürlich, sein Verhältnis zu den von uns überschrittenen Wasseradern feststellen zu können, und ich erfuhr hier wenigstens das eine als Gewißheit, daß der zuletzt überschrittene Kantscha Moana nur wenig nördlich Madina in den Kantscha mündet. So machte ich mich denn am Nachmittage dieses regnerischen und ungemütlichen Tages auf den Weg

und pilgerte durch das feuchte Gras zwischen naß peitschenden Büschen und unter träufelnden Bäumen eine halbe Stunde weithin. Da lag es denn zu meinen schlammbestiefelten Füßen, etwa 40 Meter breit, einen Bogen über Süd ziehend und dann im rechten Winkel in den Kantscha einlaufend, ein ganz respektables Wässerlein, hier Sadilukku genannt. Auf unserem Rückmarsche gelang es mir noch, den Masogo mit ihm zu identifizieren, so daß wir sagen können, den Sadilukku an drei Stellen seines Laufes kennen gelernt zu haben. Die eine Stelle bei Madibu haben wir sogar dreimal überschritten. Außerdem dürfen wir den Jnkerri der bei Biembe, weit von seiner Mündung in den Sadilukku entfernt, schon ein bedeutender Bach ist, als seinen Tributären ansprechen.

Das Essen in Madina ließ an Güte nicht nach, die Unterhaltung schnitt auch andere Stoffe, als Badinga- und Babundaprobleme an, und der Zigarrengenuß erstreckte sich auf mehrere Rauchrollen. Nur Lemme war durch die vielen Regengüsse in seinen Arbeitsbestrebungen arg gestört.

17. April 1905. So nahmen wir denn am Montag nicht allzu gern Abschied, um den eiligen Rückmarsch anzutreten. Da dieser zumeist durch bekannte Gebiete führte und auch auf den Strecken, die wir als neue Route eröffneten, nämlich von Luanankolle bis Mavuanda, sich nichts allzu Bemerkenswertes ereignete, so kann ich mich kurz fassen. In Mozuna machten wir den ersten Halt. Der Mann, dem ich meine Perlen anvertraut hatte, war richtig in die südlichen Dörfer marschiert und hatte einige herrliche Exemplare von Bechern gekauft. Allerdings, so groß wie im Osten ist der Variantenreichtum hier nicht. Wir stiegen zum Sadilukku (Kantscha Moana) hinab und nach Zongo empor, in welchem wilden Nest wir nochmals speisten und von dem Elefantenhäuptling verhältnismäßig freundlich, dagegen von den Bienen desto miserabler behandelt wurden. Dann weiter Wald, Wald. Madibu: Nachtlager.

18. April 1905. Mignon nahm seinen Aufkäufer von Madibu fort, da er hier so gut wie unnötig wurde. Die kriegerische Luft ließ den letzten Rest der so wie so recht kümmerlich ausgebildeten Arbeitslust der Badinga ganz ersterben. Weiter nach Jei! Jch entwarf Mignon eine Übersicht über meine Wegaufnahmen und forderte ihn auf, direkt von Jei aus auf Mitschakila zu marschieren. Er wollte mir aber nicht glauben, daß dies das Nächste und Angenehmste sei, sondern meinte, von Luanankolle aus müßten wir abkürzend abbiegen. Jch gab nach, winkte aber einen wehmütigen Abschiedsgruß den weiten, wie sich nachher zeigte, wirklich bessere Heimwege bietenden „Plains" im Nordwesten zu.

Also bogen wir von Luanankolle ab und verließen hier die Hochebene, um in ein wüstes Wald- und Sumpfland zu geraten. Jch überließ an diesem Tage Mignon noch die Führerschaft. Er ließ sich aber immer wieder von seinen Leuten nach der falschen Richtung drängen und trotz allen Einspruches meinerseits noch am Nachmittag vorreden, daß der Hügel von Gamba, den wir natür-

lich südlich lassen mußten, noch über eine Tagesreise weit entfernt sei. So ging es hügelauf, hügelab, durch verlassene Pamballadörfer und ein Bapindidorf. Wir überschritten den Quellbach des Mossango, sahen im Süden dicht neben uns stets das Plateau mit dem E-Sattel und langten abends etwa eine Stunde westlich von Gamba — es lag uns gegenüber — in Ehungu an.

Die Lehre, die hieraus zu ziehen ist, möchte ich in den Rat fassen, daß sich auch jeder nach Afrika gehende Kaufmann mit einigen guten Kompassen versehe und sich wenigstens die primitivsten Kenntnisse der kartographischen Aufnahme aneigne, da auf diese Weise viel Zeit usw. gespart wird. Der Weg, den Mignon seinerzeit von Mitschakila nach Madina eröffnete, ist mindestens einen halben Tagemarsch zu lang. Geht man in Madina vom Südufer der Sadilukkumündung nach Westen und läßt diesen Fluß sowie später der Massogo im Norden, so wird man ziemlich genau nach Ekongo-Mitschakila kommen.



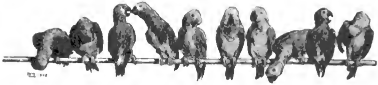
Die Kantschareise: Palmen in Madibu.

19. April 1905. Am 19. früh übernahm ich die Führung und marschierte nun nach dem Kompaß. Als man mich trotzdem nach Gamba führen wollte, wurde ich sehr ungemütlich und erreichte denn auch meinen Zweck vollkommen. Mittags waren wir in Mitschakila. Allerdings stellte das auch an meine Beine und Hände böse Anforderungen. Welche Anstrengung es ist, vier Stunden lang mit Kompaß, Uhr und Notizbuch in der Hand durch nassen Urwald zu marschieren, wobei man mindestens alle fünf Minuten einmal Schienbein, Zehe oder Knie gegen Baumstämme, Wurzeln oder stachlige Ananasblätter rennt, wobei ständig Zweige, Blätter über die Hände kratzen und wobei man mindestens alle Stunden einmal gründlich hinschlägt, — davon macht der mit astronomischen Aufnahmeinstrumenten behaglich reisende, alle fünf Minuten einmal nach dem Kompaß sehende Geograph sich keine Vorstellung. Bei unserer Armut aber hatte ich mir solche Instrumente nicht leisten können und ließ deshalb zum Nachteile meines zerschundenen Leibes Kompaß und Uhr nie aus dem Auge.

Es war also ein sehr anstrengender Marsch durch den Urwald und die vom Urwald umgebenen Bajakkadörfer, über deren weite und reiche Verbreitung ich sehr erstaunt war; nur zweimal ließ ich kurz rasten. In Mavuanda erreichte ich wieder bekannte Wege. Trotzdem hier ein neuer Weg eingeschlagen war,

benahmen sich die Eingeborenen zwar ein wenig scheu, aber doch gutmütig.

In strömendem Regen langten wir gegen 2 Uhr in Mitschakila an. Das erste, was ich sah, waren drei vor meiner Tür stehende, am 11. angekommene Kisten — meine Patronen! Was hätte ich darum gegeben, wenn ich sie in Biembe zur Hand gehabt hätte! Nun waren sie da, wo ich sie in Mitschakila kaum noch nötig hatte, — wie ich nämlich am 19. April meinte.



Unsere Rotschwänze: Leben auf der Stange.

Achtes Kapitel.

Stationsleben.

Die letzte wesentliche Reise ist geschafft; heil und gesund sind wir am 19. April vom Kantscha zurückgekehrt und ruhen aus. Die körperlich schwierige Arbeit am Kuilu ist abgeschlossen, nun kommt noch die letzte Zeit der geistigen Kleinarbeit. Hier fehlt noch einiges in den Aufzeichnungen, dort eine Bezeichnung, und vor allem: es fehlen die Photographien. Man sagt, die Regenzeit habe ihr Ende erreicht, es soll uns nur noch der ungestörte Sonnenschein einer Trockenzeit leuchten; da kann das im Feuchten sehr erschwerte photographische Aufnehmen nachgeholt werden. So hoffte ich wenigstens. Dann mag noch die eine oder die andere Arbeit folgen. Vor allem trete ich jetzt in die Periode des Packens, und um die Mitte des Mai werde ich dann mit der „Marie" „heimtanzen". Diese letzte Zeit nun wird wenig Aufregung bringen, so schrieb ich wenigstens damals in mein Tagebuch, und es soll das beschauliche Stationsleben und die Stationsarbeit beginnen. Schreiber dieses sitzt am 5. Mai an seinem aus alten Kistendeckeln gezimmerten Schreibtisch und blickt in die Trockenzeit hinaus, die durch einen schon seit sechzehn Stunden mit ganz kleinen Unterbrechungen anhaltenden Landregen gut charakterisiert wird. An Packen ist gar nicht zu denken, denn das muß im Freien geschehen, und meine Sammlungen müssen im Trockenen verpackt sein, wenn nur einigermaßen die Hoffnung berechtigt sein soll, daß sie leidlich heil daheim ankommen. Der Schreiber beschließt, diese Zeit auszunützen, um Bilder des Mitschakilalebens aufzuzeichnen, wie sie, eilig auf lockere Zettel gebracht, das Leben gut und anschaulich schildern mögen, das ja solche Augenblicksskizzen am lebendigsten wiedergeben. Das ist der Inhalt dieses, das soll der Inhalt des nächsten Kapitels sein.

Unser Haus. Unsere Wohnstätte ist ein Haus aus Holz, Stroh und Lehm. Das Dach hängt tief herab, tiefer als mir lieb ist, denn es dringt an trüben Tagen wenig Licht zu meinem Arbeitstisch. Es sind zwei Zimmer, das vordere

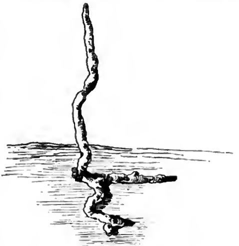


Hausgetier: Eine Wandwespe in ein halber natürlicher Größe.

habe ich Lemme angewiesen, im hinteren hause ich selbst. Die beiden Zimmer sind je 5 qm groß, die Trennungswand ist nur 2½ m hoch und reicht nicht bis zu dem hohen Strohdach empor, das wir, durch keinerlei Boden und Sparrenwerk behindert, sehen können. Nach vorn ist eine große freie Veranda gelegen, dort scheint die Sonne zuweilen hinein. Da sitzt der Zeichner zwischen Kisten und Koffern und zeichnet oder schreibt Briefe oder spielt die Gitarre. Die hintere Veranda ist schmäler; sie ist nach der feuchten Seite der Station gelegen, dient den Boys zum Aufenthalt und stellt die Stätte ständiger Schacherei um Lebensmittel und Ethnographica dar.

Die traurige Wahrheit ist, daß unser Haus sehr alt ist. Was hier alt heißt? Es will besagen, vielleicht fünf Jahre, vielleicht nur drei — es kommt ganz darauf an, was für die Instandhaltung getan wird. Der Zerfall dieses Hauses und sein Alter sind hier identisch. Der Zerfall blickt mir überall entgegen.

Die Wände sind mit Lehm überkleisterte, einst weißgetünchte Strohwände. Ich glaube es gern, daß es einstmals sehr schöne, leuchtend weiße und nur wenig unebenmäßige Prachtwände gewesen sind. Es war aber einmal! Es war wohl einstmals ein gutes festes Haus mit festen Wänden. Heute: brrr. Unmengen von großen Wespen sind eingezogen in diese Prachtwände, eine Unzahl von Löchern von Bleistiftstärke sind allerorts wahrzunehmen, da fliegen die großen Scheusäler ständig ein und aus. Sie sind nicht gefährlich, aber höchst häßlich. Sie brummen mir, während ich arbeite, um meinen Kopf und fangen sich zuweilen in meinem Haar. Darin schwirren sie dann hin und her. Behaglich ziehen sie in ihren hohlen Wänden ein und aus; sie gucken wohl auch einmal in die Nachbarhäuser, den langen Leib heraushängen lassend. Zuweilen geraten sie zu zweien aus Liebe oder Haß aneinander — ich vermute mehr ersteres —, dann fallen sie im Leidenschaftstaumel



Hausgetier: Ein Bau der Celala in natürlicher Größe.

herab, zuweilen auf meinen Tisch; nun nähert sich ihnen mein Bleistift und eilig haspeln sie die langen Schneiderbeine auseinander.

Diesen Tieren habe ich nicht den Krieg erklärt, denn sie tun mir, meinen Leuten und meinen Sachen nichts, wohl aber einer anderen, die ist schwarz und baut oben im Holzwerk des Daches ein weißes, herabhängendes Nest. Diese schwarzen, im offenen und nicht im geheimen hinter weißer Tünche hausenden Wespen haben eine peinlich gesunde Verdauung. Sie haben die Eigenschaft, fast immer ganz ruhig an ihrem Bauwerk mit dem Kopfe arbeitend zu hängen und sehr selten fort zu fliegen. So hängen sie denn jeden Morgen dort oben, und wenn der Tag zu grauen beginnt, strecken sie eine nach der anderen den Leib ein wenig, und es fällt ein kleines raupenartiges Gebilde herunter auf mein Moskitonetz; das Räuplein stört mich nicht, denn es bleibt auf dem Netz; es ist aber nicht alles Produkt hart, und die Biester bauen über meinem Bett, — immer just über meinem Bett, da, wo ich mit dem Ethnologenhaupte ruhe.

Es ist ihnen der Krieg erklärt. Wir beschließen den Feldzug, und Tschikaja, der Tapferste aller Loango, naht mit einer Stange. Er schlägt. Das Netz fällt herunter. Tschikaja schreit auf. Einen halben Tag lang ist mein Zimmer wegen der in Wut umhersausenden



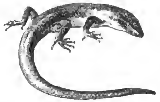
Hausgetier: Spinne in halber natürlicher Größe.



Hausgetier: Spinne in halber natürlicher Größe.

Ungeheuer nicht zu betreten. Tschikaja ist gestochen. Auch Rauch (die Boys zünden beinahe das Strohdach an) nützt nicht allzu viel. Tschikaja leidet sehr, denn die Tiere haben den Jungen gestochen und seine Schulter schwillt mächtig an. Drei Tage später weckt mich ein feuchter Tropfen auf meiner Stirn, der nichts mit dem Schweiß edler Dulderschaft zu tun hat. Die Bande da oben hat ihre Burg aufs neue begründet.

„Celala"; also nennt man das zweite Scheusal, welches die Ruhe meiner Tage arg gefährdet, weit schlimmer als die Wespen, und welches uns mindestens ein Viertel aller Tagesarbeit der „hohen" Boys kostet. „Celala", ruft Kataraje, einen Koffer lüftend; alles muß zuspringen, um den gefährlichen Untieren entgegenzuarbeiten. Wenn man das allgemeine Entsetzen wahrnimmt, möchte man glauben, „Celala" sei ein ganz großes Tier, und doch: es nähert sich mikroskopischer Kleinheit, es ist vielleicht doppelt so groß als ein — pardon — Floh und heißt, vulgär gesprochen: „weiße Ameise". Es ist ein fürchterliches Pionierwesen; es zieht Gänge, und dann durch Wände, durch Kisten und Koffer,



Hausgetier: Eidechse in halber natürlicher Größe.

zwischen Tür und Schwelle, zwischen Schuh und Fußboden. Es zieht am Boden entlang zu Tausenden und immer nur in dunkler Nacht; es baut sich ein Türmlein, wie ein Blitzröhrlein anzusehen, in einer Nacht an 8 cm Höhe per Volk.

Wehe den Stiefeln, die länger als zwei Tage am Boden stehen, wehe dem ledernen Gewehr- oder Perspektivfutteral, welches länger als zwei Tage an derselben Stelle am Holzbrett hängt: „Celala" ist ein Lederdieb und baut seine Gänge nirgends eifriger als im und am Leder entlang. Die Celala sind Nachtgeschöpfe. Wenn sie der Sonne ins Angesicht sehen sollen, so sterben sie. Sie wohnen für gewöhnlich in der Mauer und am Fußboden; da, wo sie herauskommen, bilden sie ihre Röhrlein.

Unter all den vielen Ameisensorten, die unser Haus zu Millionen und Milliarden bewohnen, ist die Celala die einzige, die belästigt. Doch auch sie hat ihre heilsame Tätigkeit: jedes der vielen Hunderte Lebewesen an Fliegen, Mücken, Schwaben, Kakerlaken, Spinnen, Eidechsen, Heuschrecken, die täglich im Kampfe ums Dasein oder an Altersschwäche in meinem Hause verscheiden und zu Boden fallen, werden von den Celala gründlich zu Staub verarbeitet. Es verwest nie etwas in meinem Hause. Zu vielen ziehen ja auch Fremdlinge bei uns ein, große Grashüpfer und Käfer, von der kleinsten Sorte bis zum Goliat. Diese Tiere haben alle mit der Gefahr zu rechnen, den zoologischen Bestrebungen der Expedition zum Opfer zu fallen, aber noch größer ist die Gefahr für sie, nach einem eventuellen Hunger- oder Unglückstode von den Celala genossen zu werden.

Wenn ich von allen den tausend und abertausend Tieren, die meine Hütte bewohnen, die uns offenbar sämtlich als — na sagen wir, als — gerade noch geduldete Gäste ansehen, so weitschweifig reden wollte, so könnte es um die völkerkundliche Beschreibung in meinem Buche schlecht aussehen. Aber von einigen muß doch der Leser noch wissen. Es ist ein kleiner aber doch recht erheblicher Rest.

Abends: Ich betrete mein Gemach jedesmal mit einem einer Fliegenklatsche ähnlichen Instrumente, welches einer gewissen



Hausgetier: Die eine Ehehälfte eines „Schwabenpaares" in halber natürlicher Größe.



Hausgetier: Die andere Ehehälfte eines „Schwabenpaares" in halber natürlicher Größe.


Häufiger Hausbesuch: Heuschrecke in halber natürlicher Größe.

Mordbegier dient. An den Wänden sitzen Käfer, Spinnen, Kakerlaken. Klatsch-klatsch — nicht getroffen, klatschklatsch — nicht getroffen, klatsch — dieses Mal ein Leiche, klatsch-klatsch geht es jeden Abend. Klatsch-klatsch geht es auch tagsüber. Wenn ich einen Koffer öffne: in jedem Koffer sind reizende Kakerlaken, an jeder Wand sitzen die großen dicken Tiere, die man bei uns als Schwaben bezeichnet. Ich habe vielmals „klatsch" gemacht, habe oft vorbeigeschlagen, aber auch oft getroffen. Hunderte und Aberhunderte sind in diesem Kriege gefallen. Meine Wäsche ist aus diesem Kriege ebenso sicher gerettet hervorgegangen, wie Schlesien nach dem Siebenjährigen Kriege; aber wenn ich fortziehe, wird es noch ebensoviele Tausende großer Kakerlaken geben, kein Schweinfurter Grün wird gegen sie nutzen. Es gibt nur ein Radikalmittel: man zünde die alte Bude an, verbrenne sie und baue eine neue.

Dann sterben vielleicht auch einige meiner kleinen Freunde, der Eidechsen, die im Dache freundlich umherwimmeln. Dann sterben auch Ratten und Mäuse. Von der Unverschämtheit dieses Gesindels macht man sich in Europa keinen Begriff. Sie kommen des Nachts sogar in mein Bett! Sie schlafen wohlig gebettet unter meinem Arm; auch tagsüber zeigen sie sich, dann gibt es ein heilloses Vergnügen. Einige Leute mit Pfeilen und Bogen sind gleich hinter ihnen her. Mpuku (Ratten)! Das ist ein Lärmsignal! Die unvorsichtigerweise sich tagsüber zeigende Mpuku ist geliefert. Allerdings ißt sie im allgemeinen der Neger nicht, nur die Wald- und Wiesenmpuku wird gegessen. Diese ist eine große Delikatesse, und gut geräuchert dient ein derartiges einigermaßen fettes Tier einer ganzen Kochgenossenschaft als Braten.

Wenn man das Haus anzündet, dann stirbt hoffentlich auch mein bestgehaßter Feind, die große Schlange! Ja, es ist eine traurige Tatsache, daß eine graue, gar grausige, große Schlange in diesem verwunschenem Schloß wohnt. Einmal hing sie nächtig über meinem Bett. Sie pendelte behaglich hin und her. Es war ein Gewitter, doch sie ließ sich durch die Blitze nicht stören; wohl aber machte es auf mich einen peinlichen Eindruck, wenn in der Helle der Blitze ihr gewundener Leib sich über mir hinschwang. Einmal habe ich auch tagsüber nach ihr geschossen und einige Wespen gemordet, aber kein Reptil getroffen. Sie hat es bis zuletzt nicht verstanden, sich meine Freundschaft und Liebe zu erobern.


Seltener Hausbesuch: Goliatkäfer in halber natürlicher Größe.

Wenn man das Haus anzündet, dann wird ja wohl auch kein menschlicher Bewohner meines Zimmers mehr nächtlich, gelegentlich eines Regengusses, aus dem Bette springen, um eine schützende Hülle zu erhaschen. Pitsch-pitsch, der Henker hole das Dach! Ich mag mein Bett hinschieben, wo ich will, überall werde ich angefeuchtet. Bei jedem Regen und Gewitterguß werde ich feucht angehaucht, und es regnet in dieser „Trockenzeit" ja fast jede Nacht!

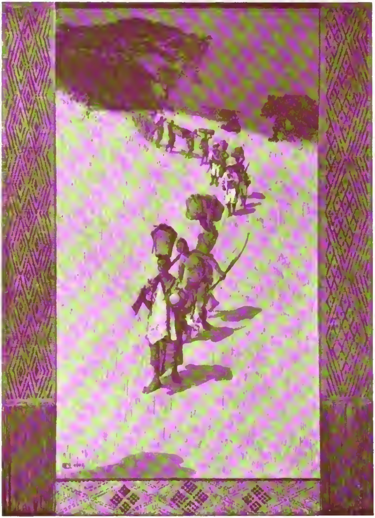
Wenn man das Haus anzündet, dann sind allerdings alle Schäden beseitigt, aber der in den Kassailändern mir vielleicht nachfolgende deutsche Gelehrte findet dann auch keine gastliche Stätte in Mitschakila. Dies alte morsche Haus ist doch noch weit schöner und besser als das alte stockige Zelt. Es ist kein sehr schönes und ein sehr altes Haus, aber es war eine Stätte behaglichen Lebens und erfolgreichen Arbeitens; ich werde nicht glücklicher sein, wenn ich höre, daß man den alten Kasten in Mitschakila abgebrannt hat.



Seltener Hausbesuch: „Lebendiger Ast" in einem Drittel der natürlichen Größe.

Haustiere! Wir haben nicht nur Hausgetier; o nein, wir haben nicht nur wildes Gesindel, wir haben auch Haustiere; sie machen das Leben sehr lebendig bei uns. Da sind vor allen Dingen die vielen Ziegen und Böcke der Ferme Mitschakila, die ein durchaus behagliches wahres Freiheitsleben führen und sich ebensoviel in den die Stationen umgebenden Grasdickichten, wie im Garten und auf unserer Veranda aufhalten und ohne Rücksicht auf irgend eine ethische Fragestellung mit Behagen einen der Bocknatur und ihrer Aufgabe durchaus entsprechenden Lebenswandel führen, bald in Eifersucht und bald in Liebe erglühen.

Die Leidenschaft kennt hier keine Grenzen. Jedenfalls keine Grenzen des Raumes, und Sie ahnen nicht, welches Unheil es anrichten kann, wenn Ziege und Bock plötzlich auf meine Veranda zwischen meine ethnologischen Sammlungen springen. Für diese Zwecke ist stets ein Stock zur Hand, der unbarmherzig jedem Bock, der mein geheiligtes Zimmer betritt, um den Kopf saust. Ähnlich geht es Hühnern und Tauben, wenn hier auch natürlich zartere Waffen zur Anwendung gelangen; nur zwei gutmütigen Hühnern, die alle Tage je ein Ei auf das Kleiderbündel der Boys in meinem Zimmer legen, ist unbehinderter Eintritt gestattet. Gegenüber diesen mehr oder weniger unseren Heimattieren



Rückkehr vom Marsche.

(Nach Zeichnung.)

Die Ornamente der Randleisten nach den Schmucklinien auf den Babundastoffen.

entsprechenden Wesen wäre nun aber auch der afrikanischen Tiere zu denken, welche in und um unsere Behausung leben: vierzig Papageien, zwei Perlhühner, eine als edel bezeichnete Weihe und acht Hunde. Letztere sind die wildesten von allen. Sie brauchen einen eigenen Wärter und liegen stets im Streit untereinander und mit der Welt, sind ständig durchaus bereit, durchzubrennen, durch welche gesamten Merkmale sie sich in merkwürdigem Gegensatze zu meinen Wünschen finden.

Es ist erstaunlich, wie unliebenswürdig diese afrikanischen Hunde zunächst sind. Vor allen Dingen konstatiere ich, daß alle afrikanischen Hunde einen absoluten Widerwillen gegen den Europäer verspüren. Es entspricht das der Wut, die man bei den europäischen Hunden beobachten kann, wenn sie zum ersten Male einen Neger sehen. Aber es ist interessant: wie der europäische Hund den Neger einfach angreift, so selbstverständlich reißt der afrikanische Hund vor dem Europäer aus. Es ist fast, als wenn die Tiere dieselben Eigenschaften zutage brächten wie ihre Herren, es ist, als ob die Kraft und Energie des Europäers in seinen Hunden, als ob die Schläfrigkeit und Feigheit des Negers in den seinen sich widerspiegele. Verwunderlich ist die Tatsache des Kulturmangels der Negerhunde als solche allerdings weniger, als dessen Ausdehnung.

In den Negerdörfern kümmert sich kein Mensch eigentlich recht um die Ernährung der Hunde. Sie leben wie die Lilien auf dem Felde und werden, wenn sie das Kunststück fertiggebracht haben, fett zu werden, aufgegessen. Es gibt ja Leute, die ihre Hunde im Arme spazieren tragen, aber für das Essen dieser Köter sorgt der sentimentale Neger am Kuilu jedenfalls nicht. Wohl aber fliegt ein gröberes Holzstück an den Kopf des hungernden Hundes, wenn er sich nur irgend einer menschlicher Nahrung ähnlichen Speise nähert. Der Neger ißt alles selbst, die Därme, Fellfetzen und gefallene Tiere. Und ein Knochen muß schon sehr dick und hart sein, wenn er nicht von Negerzähnen zermalmt werden soll. Da bleibt für die Hunde nicht viel übrig. Es ist kein Wunder, wenn ich später so oft die Legende hörte, daß die Hunde deswegen verstoßen wurden, weil sie sich von Exkrementen nährten. Nur bessere Hunde werden auch besser gepflegt, das übrige Kroppzeug mag verrohen.

Was wunder also, wenn meine acht Hunde zunächst gänzlich verständnislos für ihre hohe Aufgabe, auf die Erziehungsfähigkeit ihrer Rasse hin geprüft zu werden, jedes Mittel anwendeten, einen möglichst schlechten Eindruck zu machen. Sie werden, um ihre unbedingte Zugehörigkeit zu meinem Hause zu beweisen, zunächst mit dauerhaften Stricken an der Veranda festgebunden. Nach weniger als drei Minuten sind die Stricke durchgenagt. Hinaus in die Matiti oder zum heimatlichen Dorfe! Der Weiße, die Boys, alles Volk und last not least Jck, der große Hund Mignons, hinterher. Letzterer hatte schnell gelernt, die kleinen Wildlinge zu finden. Es folgt ein regelrechter Kampf. Der Wildling büßt viel-



Unsere Rotschwänze: Leben auf der Stange.

leicht das Ende seiner Rute ein und Jek schweißt sicherlich an einer Stelle seines Leibes. Zunächst wiederholen sich diese Jagden mehrmals. Dann wird eine 1,20 m hohe Hürde aus Palmblattrippen gebaut. Neuer Unfug! Wer hätte denn gedacht, daß diese Köter klettern könnten wie die Katzen? Also geht es wieder an das Jagen. Ich lasse die Hürde zudecken. Da scharren sie sich unten ein Loch. Wie konnte man glauben, daß die Hunde graben können wie die Dachse? Also wieder auf die Jagd. Man legt unten noch eine Sicherung des Bodens an, doch jetzt nagen die Tiere die Schinga (das Verbandgeflecht) der Hürde durch. Also wieder Jagd.

Tag und Nacht halten uns die infamen Köter zunächst in Atem. Des Nachts, weil diese Hunde eine über alle Maßen ausgesprochene und ganz ihrem sonstigen reizenden Charakter entsprechende liebliche Stimmentwicklung haben; es ist ja bekannt, daß der afrikanische Hund nicht bellt, sondern nur heult. Er hat kein Geläut. Ich kann es bestätigen, er heult zum Gotterbarmen; heult zunächst jede Nacht, acht Stück hoch, derart energisch, daß an Schlafen nicht zu denken ist. Und mit dem einfachen Gewinsel ist es nicht genug. Einer unter den Herren dieser Schöpfungsprodukte hat schon den Namen „Fumu na palaver" erhalten, das heißt „der Kriegsfürst" oder „der Streitlustige". Alle fünf Minuten fällt dieses starke Tier über einen der Genossen her, und in das übliche Moll mischt sich dann noch ein Übermoll. Die Neger, die ständig bei den Hunden sein müssen, hauen nun dazwischen, und die Folge davon ist, daß ich aus meinem Bett springen muß, um übergroßer Roheit vorzubeugen. — Wundervolle Nächte!

Aber dann habe ich etwas entdeckt, was wenigstens die Ruhe der Nächte wieder herstellt. Ich lasse nämlich in der Hürde ein Feuer anzünden, und jetzt entwickelt sich ein wirklich hübsches Bild: alle acht Tiere schlummern über- und untereinander gewunden, liebevoll wie die Lämmer, am Feuer. Das Lagerfeuer ist des Nachts ihr Bedürfnis. Sie liegen am liebsten in der heißen Asche, drängen sich möglichst nahe an die Flammen heran. Ich bin auf den Gedanken gekommen, die Feuer anzünden zu lassen, weil ich auf meinen Wanderungen schon die Beobachtung gemacht hatte, daß sich die Hunde überall um die Feuer herumdränglen, und weil ich sehr oft die Hunde auch in die heiße Asche gebettet gesehen habe. Da frage ich mich, ob der Hund nicht vielleicht dem Feuer des

Menschen nachgelaufen ist und so zu seiner Kulturbeziehung kam. Man sagt, der Hund sei Haustier geworden, als er die Knochenreste des menschlichen Mahles wieder und wieder aufspürte. Mir scheint, daß das Feuer die größere Rolle dabei gespielt hat. Ich darf außerdem auf verschiedene Legenden der Eingeborenen hinweisen, die ich in späteren Monaten entdeckte.

Die Jagden nach den Hunden nehmen also kein Ende, solange die acht Gesellen in ihrer Hürde wohnen. Da solches Leben ihnen aber keine Kulturförderung bringen kann, schlage ich einen anderen Weg ein. Wir hatten ja jetzt das Arbeitsstudiumobjekt, unser Badingahaus, mit der hochgelegenen Tür, da konnte kein Ausreißer mehr auf Fluchtgelingen hoffen. Auf dem gedeckten Fußboden des Badingahauses mußten sie gesichert sein. Sie bekamen also des Nachts in ihrer Hütte ein Feuer und ein Badinga schlief bei ihnen. Des Tags über waren sie im Freien an Holzwalzen gebunden, die sie nachschleifen mußten, wenn sie fortschleichen wollten. Sie waren so je zu zwei angebunden. Auch hatten sie ihr Feuer unter der von den Bajakka erbauten Halle. Hier gewöhnten sie sich mehr und mehr an den Kulturmenschen, wenn ich es in der Zeit des Verkehrs in Mitschakila auch nicht soweit brachte, daß sie Futter von mir selbst annahmen.

Ich will hier vorgreifen und einiges schnell erzählen, was eigentlich erst später stattfand, aber auf dieses Studienobjekt Bezug hat. Zwei von diesen Kuiluhunden freundeten sich in Mitschakila, wenn auch immer nur par distance, mit uns an. Vier von den Kuiluhunden begleiteten uns über Dima nach dem oberen Kassai. In Dima wurde einer der Hunde von den Eingeborenen aufgegessen. Eine Hündin warf in Bena Makima Junge. Sie war in dieser Zeit sehr gereizt und übelnehmerisch, wurde auf das beste gefüttert, und die Folge davon war, daß alle drei Jungen an Geschwüren eingingen. Der erste Hund, der gleich im Anfang sich liebenswürdig näherte und auf dessen Tüchtigkeit als Rassebildner wir große Hoffnungen gesetzt hatten, enttäuschte uns später außerordentlich.



Der Hundewächter Kasadi mit einem Teile meiner Meute bei Bolombo.

Wir machten nämlich acht Monate, nachdem wir ihn erworben hatten, die Entdeckung, daß er kastriert sei. Am oberen Kassai kauften wir noch eine Kioque-, in Luluaburg noch zwei Balubahündinnen und einen Balubahund. Diese südliche Rasse der Balubahunde ist höher gebaut und nähert sich auch in der Kopfbildung mehr dem Windhunde. Mit diesen sämtlichen Hunden wanderten wir später zum Sankurru, und hier warfen uns die vier Hündinnen im ganzen zwölf Junge. Da wir noch ein Exemplar aus Bolombo dazu erwarben, hatten wir ungefähr zwanzig Hunde. Die Balubahunde haben sich nie an uns gewöhnt, und eine Hündin, die wir „Itano", das heißt die fünfte, nannten, verlor infolge meines ständigen Bestrebens, mich ihr zu nähern, den Verstand. Das Bild, welches sich am Sankurru entwickelte, werde ich dort schildern. Ich schließe diese Skizze mit der Bemerkung, daß die wertvollsten Produkte der Expedition dem Zoologischen Garten in Berlin überwiesen worden sind.

Die geflügelten Vertreter unserer zoologischen Bestrebungen in Mitschakila sind teilweise recht langweilig. Da sind zunächst Perlhühner, die im großen Papageikäfig herumtoben, ferner ist da der Raubvogel, von dem ich mir mehr versprochen hatte. Nach der Rückkehr vom Kantscha lagen drei Kisten mit Patronen vor meiner Haustür. Für die Nacht in Biembe und für Inlandjagden am Kuilu kamen sie zu spät, wohl aber konnte ich mit ihrer Hilfe nunmehr mich einer Aufgabe zuwenden, die mir sehr am Herzen lag. In mächtigen Zügen kreisten morgens und abends große Raubvögel von der Art der Weihe über unserer Station, schossen hier und da nieder und trugen sowohl die Reste der Hühner- und Ziegenschlächterei vom Platze unserer Hütte, als auch Tauben und kleine Hühner von dannen. Dem wurde nun ein Ende gemacht. In zwei Tagen konnte ich sieben der edlen Herren zur Strecke liefern, denen im Laufe der Zeit noch mehrere folgten. Zwei von ihnen kamen arg krank zu Boden, und es war möglich, einen am Leben zu erhalten. Lemme entwickelte nun ein ungeahntes Talent als Raubvogelwärter. Er legte den wilden Herrn an eine selbstfabrizierte Messingdrahtkette und fütterte ihn. Im Anfang war das Tier recht ungestüm und duckte sich ängstlich zusammen, wenn wir uns näherten. Waren wir fort, so zerrte es wild an seiner Kette und erreichte es so, daß es bald ganz verwickelt war und von Lemme wieder befreit werden mußte. Dieser redete ihm freundlich zu, pfiff ihm deutsche Melodien vor und gab sich anscheinend der Hoffnung hin, ein musikalisches Talent in ihm zu entdecken. Sonst ist wenig von dem Wildling der Lüfte zu vermelden. In Anbetracht des Wanderlebens, das in Bälde anfangen mußte, war die Hoffnung unberechtigt, ihn zu einem behaglichen Hausbewohner heranziehen zu können. Wir nahmen ihn mit nach Dima und schenkten ihn unserem Freunde Dr. Müllhaupt. Übrigens möchte ich bemerken, daß ich am Kassai derartige Weihen vollständig gezähmt und gut erzogen in der Nähe der Hühnerhöfe habe spazieren gehen sehen.

Nun aber unsere Papageien, unsere Papageienzucht in Mitschakila! Wundervoll! Jeden Morgen um sechs Uhr wird der große, neben meinem Hause stehende Käfig geöffnet; dann spaziert der größte Teil von über vierzig grauen Papageien mit außerordentlicher Geschwindigkeit und im Anschein emsiger Pflichterfüllung auf die vordere Veranda. Ich habe nur eine kleine Oppositionspartei jüngerer Genossen, sie und ganz jung eingefangene Tiere müssen mit Hilfe eines Stockes an Nahrung und Freiheitsbedürfnis erinnert werden. Alle diese Papageien sind wunderliche Gesellen. Man hält einem solchen Tier den Stock vor den Schnabel, und wie von magnetischer Kraft



Meine Hunde: Itano, eine echte Balubahündin, die bei Ikoka überschnappte.

getrieben packt es schreiend und krächzend schleunigst erst mit dem Schnabel und dann mit den beiden großen Füßen nach dem Stock und läßt sich an den Ort seiner Bestimmung tragen. Es ist ganz merkwürdig, wie selbstverständlich den Papageien diese Transportmanier auch dann ist, wenn sie eben erst neu eingefangen sind.

Die Eingeborenen finden die jungen Tiere häufig im Busch. Sie geben an, jedes Papageienpärchen habe jedes Jahr einmal ein Junges. Dieses Junge wird, wenn es nur leidlich herangewachsen ist, von den Eltern äußerst schnell zum Fliegenlernen gedrängt. Fällt es dann dabei aus dem hochgelegenen Neste, tragen es die Eltern entweder wieder empor — und das versichern die

Eingeborenen — oder es wird von den Eltern da unten gefüttert, bis es sich selbst daran gewöhnt hat, in das Reich der Lüfte zu ziehen. Jedenfalls bringen die Eingeborenen häufig junge Papageien heim, und ich habe sie gebeten, mich mit einer kleinen Anzahl verschiedenaltriger Tiere zu versehen. Ich will ihre Art kennen lernen. Der junge Papagei ist das häßlichste Tier, welches es vielleicht auf der Erde gibt. Halb nackt, kaum fähig, den Körper aufrecht zu halten, ist er doch schon imstande, den ungeheuerlichen Kopf mit dem Riesenschnabel zurückgelegt auf dem Körper zu tragen. Wenn das kleine Tier Futter haben will, und das will es eigentlich in einemfort, dann krächzt es wie eine Krähe. Es ist ein schauerliches, unheimliches Gekreische. Darauf kommt der Knabe Kataraje, entkleidet einige Erdnüsse der äußeren Schale, kaut sie und quält die breiige Masse dem kleinen Tier in den Schnabel. Die Tiere sind damit ganz zufrieden.

Wenn man diese Tiere von den Eingeborenen erhält, befinden sie sich, auch wenn sie schon älter sind, in einem verbissenen Seelenzustande; sie sind meistens schlecht behandelt, mager und ungenügend genährt. Wenn sie ganz jung sind, fehlt ihnen noch der rote schöne Schwanz, ihre Zierde, und ihr Federkleid ist ruppig und wollig. Es fehlt der Iris noch die gelbe Farbe. Das Auge ist also einfarbig. Sind sie älter, so tragen sie doch selten die Pracht des roten Schwanzes, da die Eingeborenen ihnen diesen ausgerissen haben. Wenn dann aber vierzehn Tage guter Pflege verstrichen sind, dann sieht der Papagei rund und glatt, glänzend grau und freundlich wohlwollend in die Welt. Dann zeigen sich Eigenschaften der verschiedenen Charaktere, dann bilden sich Liebschaften aus und Gewohnheiten, und vor allen Dingen kommt dann die merkwürdige Begabung der Nachahmung zum Durchbruch.

Das ist das Urkomische: wir haben schon in Mitschakila einen Papagei, der meckert wie die Ziege, einen, der schreit wie die Hühner, einen, der winselt wie meine Hunde. Mignon verfügt über ein altes Exemplar, das so täuschend ähnlich dem kleinen Kambembe, von dem ich sogleich mehr zu erzählen haben werde, schreit, daß er dann und wann ebenso sicher den Buben in seinem Hause wähnt, wie ich die Ziegen, Hühner oder Hunde.

Aber der Papagei lernt das in der Einsamkeit. Das große Rudel der Papageien, das immer zusammenhockt, schreit, kreischt, schimpft, das lernt im allgemeinen kaum andere Geräusche. Nur diejenigen Exemplare, die sich absondern oder die abgesondert gehalten werden, lernen etwas. Es ist mir eine wichtige Beobachtung, daß einige Tiere sich selbständig absondern und dann auf einem entlegenen Busche leise vor sich hinplappern. Erst dann ahmen sie bestimmte Geräusche nach. Die Papageien, die immer zusammensitzen, lernen nichts, und auch die Papageien, die etwas lernen, studieren ihre Sache meist nur dann, wenn sie sich unbeobachtet glauben. In Mitschakila erreichte ich es nicht, daß die Tiere unsere Stimmen nachahmten. Wohl aber übten einige sich gewohn-

heitsgemäß seitwärts in den Busch verziehende Tiere den „Wagnerpfiff", mit dem Lemme und ich uns verständigten. Viele Geräusche ziehen die Papageien an. Wenn Lemme auf der vorderen Veranda die Gitarre spielte, so versammelten sich gewöhnlich einige zehn um und auf seinem Stuhle. Sie knabberten an seinen Stiefeln und hörten verhältnismäßig aufmerksam zu. Einer gewöhnte sich an, auf seine Staffelei zu klettern und von da herab der Malerei zuzusehen, oder auch, wenn er gerade in verkehrter Richtung saß, sich in unerwünschter Weise an der Malerei zu beteiligen.



Unsere Rotschwänze: Musikalisches Kränzchen auf der Durchreise in Dima.

Ich habe einige gute Beweise für die Klugheit der Papageien gesammelt. In Bena Makima hatte ich eine Tür im Hause, die quietschte in den Angeln. Das Futter für die Papageien war im Hause, das ich eigentlich nur dann öffnete, wenn ich Atzung herausbringen wollte. Die Papageien machten dieses Quietschen sehr bald nach; eigentlich jeder Papagei kann ein gutes Türquietschen täuschend nachmachen. Wenn die Papageien nun hungerten oder nicht rechtzeitig ihr Essen bekamen, dann quietschten sie einfach wie die Tür, und besonders einen Papagei werde ich nicht vergessen, der sich mir immer wieder näherte und jeden Morgen als Abgesandter der Papageienschaft an meinen Tisch kam und quietschte.

Noch niedlicher ist die Erfahrung, die ich mit einem anderen Papagei machte. Ich hatte einmal den Schnupfen, und da dieser mit einem leichten Nasen- und Rachenhöhlenkatarrh verbunden war, so war die Reinigung nicht ohne einiges Geräusch zu vollführen. Dies Nasenschnauben ist ebenfalls ein Ton, der wie geschaffen für Papageienzungen ist. Das machte dem Tier außerordentlichen Spaß, und ich brauchte nur mein Taschentuch aus der Tasche zu ziehen, so

vollführte es das entsprechende Geräusch, und es tat das nicht nur bei mir, sondern bei jedem, der mich besuchte und das Taschentuch aus der Tasche zog.

Äußerst merkwürdig ist das Verhältnis der Beziehungen des Papageien zu dem Menschen. Im allgemeinen kann ich sagen, daß die von den Negern uns zum Kaufe herbeigebrachten, schon an Neger gewöhnten Papageien vor dem Wesen des Europäers ebensoviel Angst haben wie die afrikanischen Hunde. Sie lassen sich dann von jedem Neger am Stocke aufheben, fliehen aber vor dem Europäer eiligst von dannen. Vor allen Dingen wird der Papagei aber nur dann ein guter Kamerad, wenn er allein ist. Hat man mehrere Papageien, so wird man an allen zusammen und an keinem einzigen soviel Freude haben, als an einem Papagei, den man allein hält. Fügt man diesem ersten Papagei noch einen zweiten hinzu, so ist es im allgemeinen mit der persönlichen Freundschaft zu Ende. Dies ist ganz besonders der Fall, wenn der zweite Papagei ein Tier andern Geschlechts ist. Ein Papageienpärchen zankt sich soviel untereinander, schnäbelt sich und neckt sich in Liebe, daß kaum mehr Gefühl genug vorhanden ist zu einer kräftigen Anhänglichkeit an den Menschen. Noch merkwürdiger ist, daß eigentlich der Papagei immer nur an einem Menschen hängt. Er hängt nie an zwei Menschen gleichmäßig. Lebt er zum Beispiel beständig mit A. und B. zusammen und bevorzugt A., so wird er B. meistenteils etwas schlecht behandeln. Kommt dann aber A. in Fortfall, so wendet er seine ganze Liebe B. zu.

Der Papagei liebt es nicht, sich zu baden in unserem Sinne. Er geht auch in Freiheit nie in eine Pfütze, wie man dies etwa bei Spatzen beobachten kann, sondern nimmt sein Bad nach zwei anderen Methoden. Die beliebteste Methode kann man als ein Taubad bezeichnen, das heißt er verläßt morgens sein Nachtlager und geht auf der Erde hin in das tauige Gras. Er breitet die Flügel leicht aus, senkt den schweren Kopf zu Boden und rennt so kreischend in das tauige Gras hinein. In dem Grase tanzt er nun hin und her, immer mit ausgebreiteten Flügeln; er vollführt dabei ein fürchterliches Geschrei und wird so gänzlich naß. Ist das Experiment gelungen, so zieht er sich für eine Weile schweigend in einen Winkel zurück. Sehr niedlich sieht es aus, wenn eine ganze Reihe von Papageien sich diesem Taubade unterzieht und in dem nassen Grase herumtanzt. In derselben Weise liebt es der Papagei auch, sein Getränk zu sich zu nehmen. Er schlürft die Tautropfen vom Grase. Ich habe später beobachtet, daß Papageien, denen wir einen Napf mit Wasser ins Gras setzten, Grasblätter abrissen und ins Wasser warfen; dann zogen sie die nassen Grasblätter heraus und schlürften die daran hängenden Tropfen ab. Ist kein taunasses Gras in der Nähe und setzt man dem badebedürftigen Papagei eine Schüssel mit Wasser vor, so spritzt er sich selbst mit dem Schnabel das Wasser an den Körper. Er breitet auch hierbei die Flügel aus und bringt das Kunststück wirklich fertig, ohne selbst in das Wasser zu gehen, sich pitschenaß zu machen.

Das Sprechen lernen die grauen Papageien erst dann, wenn das Auge seinen gelben Ring voll entwickelt hat.

Auffallend verschieden ist der Gang der Papageien auf ebener Erde; nur ganz wenige laufen in der Weise des richtigen Gehens, die meisten Papageien nehmen den Schnabel zuhilfe und erzielen somit die Zahl von drei Gangwerkzeugen. Einer unserer Rotschwänze hopste ganz genau wie ein Frosch, und ein zweiter verband diesen Froschgang mit dem Schnabelgang; das war bei weitem der drolligste.

Unsere Papageien in Mitschakila hatten auch einen Fumu (einen Häuptling). Es war ein ganz ehrwürdiges Tier, das auffallend hellgraue Federn hatte. Fumu Nkussu (der Häuptling der Papageien) war schon fast blind, als er zu uns kam, und wir haben in Mitschakila die Entdeckung gemacht, daß er auf einer Seite das Augenlicht ganz und auf der andern annähernd verloren hat. Dadurch wurde das anfangs sehr zutrauliche Tier schreckhaft, gewöhnte sich aber an mich und unterhielt mit mir, so lange es bei mir war, die herzlichsten Beziehungen. Fumu na Nkussu, wie ihn unsere Boys nennen, sitzt nie mit den anderen Rotschwänzen auf der Stange im Verandadache, er hockt immer auf einer Stange an der Erde abseits. Selten kommt er in das Haus, dann aber knabbert er ganz ruchlos an den Koffern und an den ethnologischen Sammlungen. Der Fumu ist nach meiner Ansicht ein Weibchen, denn er entwickelt eine Liebe für die kleinen Papageien, die ganz seltsam ist. Alle ganz jungen, kleinen Papageien werden jeden Morgen von Fumu besucht. Fumu zerbeißt eine Erdnuß, so wie es sonst Kataraje macht, und mit dem zermahlenen Brei füttert er dann die Kleinen. Wenn unten am Kuilu Leute aus dem Boot stiegen, die einen jungen unbedarften Papagei zum Kauf brachten, und wenn dieser kleine unbedarfte Papagei dann jämmerlich nach Nahrung schrie, horchte auf meiner Veranda Fumu na Nkussu auf, und wenn er eine Weile gehorcht hatte, setzte das alte Tier sich plötzlich in Bewegung und rannte über Stock und Stein zu dem jungen Papagei hin. Der wurde auf die Erde gesetzt und es war rührend zu sehen, wie



Unsere Rotschwänze: Der Papageienbaum in Mange.

die alte blinde Dame das unbedarfte Küken liebevoll zupfte und begrüßte. Dann lief Funnu na Nkussu sogar womöglich noch einmal zum Hause zurück, holte eine Erdnuß und reichte diese dem hungernden kleinen Geschöpfe.

Man braucht nicht gerade eine allzu sentimentale Jungfrau zu sein, um von diesem wahrhaft edlen Bilde des Tierlebens gerührt zu werden, und ich hätte auch wirklich nichts aus dem Leben des Mitschakilalandes, welches diesem Bilde an die Seite zu stellen wäre. Deswegen wende ich mich jetzt von den Rotschwänzen zu den Schwarzhäuten.

Schwarzhäute! Ihre Art geht hier in vielerlei Kleid einher. Zuvörderst sind hier die Herren Boys in Hemd und Hose, dann in Baumwollenpagnes die Arbeiter Mignons, die in einheimisch gewebte Lumpen gehüllten Badinga und endlich die Negerfrauen in mehr oder weniger gut erhaltenen Kleidern. Es wimmelt in Mitschakila von Menschen. Seitdem wir hier sind, hat sich der Zulauf ständig gehoben, denn es gibt ja bei mir zu verdienen, und es gibt dann und wann kleine Arbeiten, für welche die Leute gut entschädigt werden. Kleinen Arbeiten ist aber der Neger gar nicht abhold, wenn auch nie vergessen werden darf, daß seine Unlust proportional zum Umfange der Arbeit wächst. Vor allen Dingen gibt es aber ständig soviel zu hören und zu sehen, daß man stets bei uns auf seine Kosten kommt, — und die Neugier hier, o jerum! — kein europäischer Kaffeeklatsch bringt es soweit. Sehen und klatschen, — Hochgenuß.

Doch welche Unterschiede! Es ist eine lange Reihe verschiedenster Art, eine wahre Stufenreihe der Kultur, auf deren oberster Sprosse Tschikaja, der Loango, der Repräsentant der Intelligenz, balanziert und auf deren unterster Stufe meine in zerlumpten Kleidern einhergehenden Badingaarbeiter sich mühsam behaupten. Die haben es allerdings zu absoluter Dummheit im Kultursinne nicht weit, und wenn sie von ihrem Kulturstengelchen einmal herabfallen sollten, dann schmerzt der Fall bis auf den Boden höchster Natürlichkeit und Ursprünglichkeit sicher nicht sehr. Sowie ich meinen Koffer öffne, schaut alles gern hinein. Tschikaja fragt würdig ernst nach der Bedeutung und Verwendung dieses oder jenes Gegenstandes. Die Badinga drängen sich auch langsam herein und „döfen" auf diese Wunderdinge. Alles, was dazwischen ist, staunt und plappert seinen Unsinn, daß z. B. der Mundele alles kennt, daß Lemme und ich Dokko (etwas ähnliches wie Zauberer) wären, vor allem aber, daß man dies oder jenes Matabischi (Geschenk) verehrt haben wolle.

Das Volk, das von auswärts kommt, bringt entweder Nahrungsmittel und ethnologisches Wissen bzw. ethnographische Gegenstände zur Station, oder es ist von Belo entsandt, um Kautschuk zu bringen und Ware zu holen, oder aber es sind einfach Gaffer. Von den ersteren kann ich sagen, daß sie am meisten mit uns befreundet sind und uns am nächsten stehen; von den zweiten, daß sie am

tollsten klatschen; — gar oft weiß Herr van Lehrberg, nach seinen Briefen zu urteilen, nicht, was er von dem ungewaschenen Zeug glauben soll. Von den letzten möchte ich sagen, daß ich sie am liebsten dahin wünsche, wo der Pfeffer wächst, da sie meine Arbeit und meine Arbeiter nur stören.

Ja, die Nahrungsmittellieferanten stehen „uns" am nächsten, vor allen Dingen stehen sie aber unseren Arbeitern, Negern und Boys unheimlich nahe. Denn in der ganzen Station leben nur fünf Frauen und die sind verheiratet, so daß also unsere etwa fünfzig stets verliebten „Schwarzen" Tantalusqualen erdulden würden, wenn nicht einige sowohl gutmütige als weitherzige und einnahmelustige Ehemänner der umliegenden Dörfer ihren Hühner, Eier und Lukku verkaufenden Gattinnen Genehmigung zu bedingter Satisfaktion verleihen würden. Diese Damen weilen des öfteren tagelang in der Station. Anfangs hatte ich meine Bedenken und fürchtete, mich auf alle möglichen schwierigen Komplikationen und Rechtsstreitigkeiten vorbereiten zu müssen, aber es wickelte sich alles ohne Gift und Dolch lediglich nach dem Maßstabe von Lukku und Mitakko (Messingdrahtgeld) ab. Jeder meiner Herren Boys sorgte auf solche Weise gut für den Leib, ohne irgendwelche Seelenbekümmernis zu verspüren. Die schwarzen Damen aber zogen jedesmal mit einer hübschen Einnahme von dannen.



Im Hinterhause: Die Boys Kataraje, Schamba, Palia Meisso und Tschikaja beim Mahle.

Alle jene bunten Vielfältigkeiten der Ereignisse im Leben unter diesen Schwarzhäuten lassen sich aber nicht schematisch und verallgemeinert anschaulich schildern. In einzelnen Szenen müssen charakteristische Augenblicke wiedergegeben werden. Es ist nicht der Ethnologe, der hier spricht, sondern es ist

einfach der weiße Mensch, der so oft auf der Matte der Schwarzhäute gelegen und geplaudert hat. Ich habe im Kommando an der Spitze der Expedition während langer Reisen alles zusammengenommen nicht soviel von Negerart und Negerleben kennen gelernt, wie oft in wenigen Nächten, wenn ich am Feuer einfach als weißer Mensch mit meinen Negern auf der Matte lag, mit ihnen zusammen aus einem Topfe Palmwein trank und — es ist allerdings scheußlich zu sagen — aus einer Pfeife rauchte.

Im Hinterhaus. Meiner Veranda gegenüber liegen zwei einfache kleine Hütten dem Strome zu, die Behausung der Boys und daneben die Wohnung Massambas. Wende ich, von der Arbeit aufschauend, meinen Blick nach links, so sehe ich durch die geöffnete Tür durch der Massamba kleines Pförtlein hinein in ein Durcheinander von Hühnern, Ziegen und Frauen. „Hôtel Massamba" möchte ich diese kleine Villa nennen, denn hier macht jeder Schwarze, macht vor allen Dingen jede zum Markte kommende Frau ihren Besuch. Hier kaufen die Arbeiter ihre Nahrung, und hier weilen die Hälfte des Tages hindurch meine Boys, arbeitend, faulenzend und mit dem kleinen Kambembe spielend. Der Platz zwischen meiner Veranda, dem Boyhaus und der Kinsassa ist das wahre Hinterhaus meiner kleinen Mitschakilastation.

Doch ich muß vor allen Dingen sagen, wer Massamba und der kleine Kambembe sind. War hier auch unter vielen anderen mal ein Muluba als Arbeiter angestellt, der auf das andere Ufer zu den Bajakka Kikuangas gefahren war und sich daselbst Massamba als Weib genommen hatte. Massamba gebar



Im Hinterhause: Mein Weblehrer.

ihm nach einem Jahr den kleinen Kambembe, einen schwachen Knaben, dann ward der Muluba auch alsbald sehr krank. Er redete verdrehte Dinge, würgte eines Nachts sein Weib, zog im Mondschein umher, — er war irrsinnig geworden und mußte nach Dima gesandt werden. Das Auftreten eines solchen Irrsinns ist nicht gar so selten unter diesen Negern, und im allgemeinen nehmen Weiber, deren Mann derart vom Schicksal geschlagen wird, den Weg ins Heimatdorf zurück. Nicht so Massamba. Sie blieb mit ihrem unglücklichen kleinen Vogel in Mitschakila und wanderte nur aus dem großen Arbeiterhause in das leere Häuslein hinter meinem Hause über. Sie nahm keinen andern Mann wieder, sondern lebte seit der Zeit nur dem kleinen Kambembe, der heuer etwas über ein Jahr alt geworden ist.

Ich sah am Kuilu viele, viele fleißige Frauen, just so viel wie faule Mannsleute. Ich sah auch einige energische Frauen. Ein Weib, gleich emsig, gleich tätig, ein Weib, das mir so fast zielbewußt erschien, sah ich in diesem Teile Afrikas nicht. Vom Morgen bis zum Abend arbeitet sie, kocht Palmöl, das sie an den Steamer verkauft, kocht das Essen für die Boys und bereitet gastlichen Empfang jedem Besucher des Hotels Massamba. Und endlich bereitet sie noch für die Arbeiter Mignons den Lukku, da ja nur wenige von ihnen verheiratet sind. Und diese selbe, man möchte meinen, genügend beschäftigte Frau ist es, die den Steamerleuten jedesmal das größte Quantum gemahlenen Maismehls verkaufen kann. Es läßt sich gar nicht leugnen, daß Massamba ihre Wohlhabenheit verdient hat. Und sie ist wohlhabend. Als eines schönen Tages der Steamer lange ausgeblieben ist, und ich von der Station keine Waren erhalten kann, da ist es Massamba, die mir einen hübschen Betrag in Mitako und Djimbu leihen kann.



Im Hinterhause: „Hotel Massamba.

Wahrlich, sie ist energisch! Ich will ein Beispiel erzählen. Es ist der Tag vor der Kautschukreise. Auf Mignons Veranda sind einige Leute erschienen, die nicht mitreisen wollen. Erst hat dieser Milonga, jener einen Todesfall, und einige geben an, erst meine Kinsassa fertigstellen zu wollen. Doch es kommt bald heraus, daß sie sich nur vor den Kriegsgerüchten fürchten, die aus jenen

Ländern kamen und von denen ich oben schon erzählt habe. Nun erscheint Massamba an der Balustrade der Veranda; wie immer trägt sie ihr Kind auf der Hüfte. Eine Weile hört sie die Unterhaltung mit an. Dann beginnt sie plötzlich, den Körper ein wenig wiegend, zu singen: „Tata Lugungu, tata Lugungu ist gut, tata Lugungu ist gut. Tata Boka ist gut und hat viele Flinten, Tata Boka ist gut und hat viele Flinten. Morgen gehen die Mundele zu den Babunda! Morgen gehen die Mundele zu den Babunda!" Sie singt. Sie gibt dann ihr Kind einer der anderen Frauen und klatscht in die Hände. Sie gellt den Jubelschrei der Bajakkafrauen hervor und beginnt einen leidenschaftlichen Tanz. Alle anwesenden Frauen folgen ihr. Alles gellt und jubelt — und — alle Männer singen dann mit. Es wird eine Ovation und eine allgemeine Begleitserklärung der Bajakkamänner. Als sie das erzielt hat, nimmt Massamba ihren Kambembe auf die Hüfte und geht befriedigt in ihr Hotel zurück. Da sehe ich sie nachher, emsig ihr Maismehl stampfend, umgeben von einigen zwanzig Männern, die sich zu Abend bei ihr zu Gaste geladen haben.

Massamba hat aber kein heiteres Gemüt, sie lacht wohl auch, aber ihr Lachen ist das eines ernsten Lebens. Ernst ist ihr Leben; hängt doch die Dauer des Erdendaseins ihres kleinen Kambembe von der Sorge ab, die sie ihm zuteil werden läßt. Kambembe ist immer krank, bald hat er schweres Fieber, bald hustet das arme Würmchen zum Gotterbarmen, bald hat es einen verdorbenen Magen.

Da hocken dann oft die klugen Weiber der Bajakkadörfer im Vorbau des Hotels Massamba und vollziehen ihre Kuren. Kambembe liegt in den Armen der einen. Eine zweite alte Dame reibt seinen Leib und den Oberleib der Mutter mit Öl ein, dem ein Nkissi zugemischt ist, das aber nicht verraten wird. Die Kur oder die Einführung des Medikamentes ist soeben vollendet, und alle Frauen klatschen in die Hände. Eine andere bejahrte Dame, die selbst durch rote, Kopf und Leib überziehende Bemalung einen abscheulichen Anstrich erhalten hat, naht nunmehr mit roter Farbe und malt auf Stirn und Schläfen des kleinen Kambembe je einen kleinen Punkt. Sie vollendet dieses Werk mit sehr vielem Ernst, stellt sich breit hin, betrachtet es und beginnt dann Tanzbewegungen. Sie singt: „Moana Kambembe, Moana Kambembe, Mama Massamba, Mama Massamba!" Alle andern singen leise mit. Die Rote knallt noch einmal in die Hände. Die Kur ist vollendet. Nun ist man überzeugt, daß alles gut werden wird.

Armer kleiner Kambembe! Wenn auch deinem Dasein eine brave Mutter lebt, wenn auch alle Welt mit dir spielt, deiner Geburt lachte der Wahnsinn ins Antlitz, es wird dir nicht beschieden sein, lange zu leben. Der Tod zögert nur.

Bunt ist dieses kleine Wirtshausleben. Neben dem drohenden Tode winkt das keimende Leben. So ist es an einem Sonntag geschehen: Ein Weib ist zum Markte gekommen; sie hat ihren Mais und ihre Erdnüsse verkauft; sie ist müde in das Hotel Massamba gekommen und lehnt nun da an der Wand. Der

Mundele soll ja alles wissen und können, und er soll auch seinen Segen dazu geben, was sich da im Hinterhaus jetzt ereignen will. Also ich muß kommen. Um die vierte Stunde betrete ich den mit einer Strohplatte verschlossenen Raum, in dem sonst nur Frauen sind, die schweigend auf das Weib Masutu sehen. Hm! Ich bin ja kein fertiggestellter Arzt, und wenn ich es auch wäre, würde ich hier wenig zu tun haben, denn diese Naturen sind stark und zuverlässig. Ich bereite also eine Brauselimonade, um meinen guten Willen zu zeigen, und lasse dann alles seinen Gang gehen. Um die achte Stunde kehre ich zurück; ein kleines Wesen, genau so rosenrot gefärbt wie ein nordisches Kind, liegt an der Seite des matten kleinen Kambembe. Und die Mutter — die Mutter ist schnell noch mal nach Hause gegangen. Es ist ja nur 1½ Stunde Entfernung, und sie hat noch etwas zu holen, natürlich einen Nkissi (ein Zaubermittel). O, du große starke Natur. Man hat das kleine Wesen mir zu Ehren Bokka getauft, — pardon, getauft natürlich nicht! Aber man hat es so genannt und man hat mich gebeten, dem Kinde einen Nkissi zu geben. Mögen dem kleinen Sprossen aus meinem Hinterhaus in Mitschakila viele glückliche Tage eines harmlosen Lebens beschieden sein!



Im Hinterhause: Frau Massamba mit dem kleinen Kambembe.



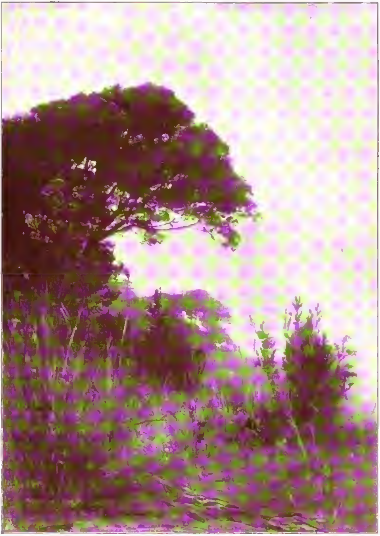
Kuilulandschaften: Das Ufer bei Kongo.

Neuntes Kapitel.

Die letzten Tage in Mitschakila.

Nord! Ein wunderbarer Tropenhimmel wölbt sich über uns. Von dem „Nordischen“ winkt einer dem andern freundlich zu. „Ein alter Bekannter!“ Wahrhaftig der Bär! Dann machen wir uns klar, daß das ja ganz in der Ordnung ist, aber es freut immer, in das Angesicht alter guter Genossen der Heimat sehen zu können. Es ist ein kalter trockener Abend, es ist die Stunde um die Abendmahlzeit, und wir plaudern von der unbedingten Kulturfremdheit meiner Badinga. Dann spricht man von anderen Beobachtungen; den Arbeiten des Tages; von dem Verlauf der Packereien; von dem nächsten Steamer, der von Dima kommen muß; von der Aussicht auf weiteren Regen; von baldiger Trennung und dergleichen.

„Notabene: meine große Glucke hat heute neun Küchlein, es sind die ersten, hören Sie?“ sagt Mignon. Tatsächlich hört man es piepen. Es piepst über den weiten Stationsplatz hin. Man sieht im Geiste Heinrich Seidels eine keimende Hühnerlegion. Dann wundert sich Mignon, daß neben dem Piepsen der Kleinen



Vegetation am Plateaurand bei Mitschakila.

(Nach Skizze.)

nicht das Glucksen der Alten zu hören ist. Wir stehen auf, um nach der Sache zu sehen. Wir gehen mit der Leuchte über den Hof hin. Fünf Küchel kommen dem Lichte entgegen, und nach dem andern Bestande gefragt, berichtet grinsend Malakka, ein Bajakkaweib: daß sie nach Sonnenuntergang gesehen habe, wie irgend ein Neger die große weiße Klucke in einem Winkel gepackt gehalten habe.

Der Gong ertönt. Alle Neger sollen kommen. Wir wollen näheres über den Verbleib unserer ersten Hühnermama wissen.

Die Arbeiter kommen alle, alle bis auf meine elf Badinga; doch nein, da schleichen langsam zwei, dann vier, sechs, sieben der Biederen zögernd heran, — wo bleiben die anderen? Man soll gleich nach ihnen suchen.

Die Badinga, die noch da waren, fragten wir aus; natürlich war nichts festzustellen, aber es war sicher, daß die Badinga, die nicht anwesend waren, jene Klucke verzehrt hatten. Wir machten kein Aufhebens von der Sache. Als ich am nächsten Tage dies in mein Tagebuch eintrug, wie es hier geschrieben steht, dachte ich mir immer noch nichts Schlimmes.

Es war das allerschönste und dickste und fetteste und weißeste aller Hühner auf dem Hofe gewesen, und es war unmöglich, dem Anblicke allzulange zu widerstehen; dazu: kleine Küchlein, das ist ja eine Delikatesse sondergleichen. Sapristi! man braucht sie weder zu rupfen noch zu braten. Neun Stück Küchlein und die fetteste aller Hennen! Nein, das war zuviel Versuchung für die Enthaltsamkeit der Badinga, der sie verhüllende Kulturmantel war zu zart. Die Badinga purzelten von ihrer letzten Kulturstufe zurück auf den Boden der nackten Natürlichkeit.

Badinga kudia muntu! — Man plaudert. Die Bajakka Kikuangas sind zu Besuch gekommen und Makullo, unser Nachtwächter, der auch aus dem Dorfe Kikuanga stammt, weilt unter ihnen. Er hat das größte Mundwerk, und als wir am Lagerfeuer auf den Kannibalismus zu sprechen kommen, sagt er stolz: „mono kudia muntu lo, Bajakka kudia muntu lo, Bajansi, Badinga o kudia muntu mingi, o kudia muntu mingi, o kudia muntu mingi, fulla, fulla, fulla! (Ich esse keine Menschen, Bajakka essen keine Menschen, Badinga essen Menschen, viele, viele, viele!) Es ist mir eine Beruhigung, daß demnach die Bajakka keine Menschenfresser sind, und ich bejammere im Innern den moralischen Tiefstand unserer Hinterländler. Ja, das muß schrecklich bei den Badinga sein: der eine gräbt immer die Leiche des anderen aus, eine Familie die der anderen; man schneidet Arme, Beine und Kopf ab und hängt diese Teile in den Rauch. Derart Geräuchertes mundet dann den Bajansi nach einiger Zeit köstlich. Mojanda, der tapfere Dorfgenosse Kikuangas, ist mit der einfachen Beschreibung noch nicht zufrieden. Ich soll aus dem Munde der Badinga-Bajansi selbst hören, wie ganz

erschreckliche Menschenfresser sie sind. So läuft dann Mojanda von dannen und bringt einige Badinga zum Verhör herbei.

Plump und ungeschlacht stehen nun die berüchtigten Anthropophagen neben dem im Vergleich zu ihnen weltmännisch geschmeidigen Bajakka. Das Verhör Mojandas beginnt mit der Schärfe der Inquisition: „Eßt ihr nicht etwa Menschen? Scharrt ihr nachts nicht etwa heimlich die von anderen vergrabenen Leichen aus, um sie zu essen? Macht ihr es nicht so?" Verwirrt und schuldbewußt stehen die auf solche Art schwerer Barbarei Angeklagten da. Mojanda und Makull, die aus der „Kulturstätte" Kikuanga, stehen daneben so stolz, so stolz, so bewußt ihrer hohen Kultur!

Und der Ethnologe will schon diese auffallenden Unterschiede in den Sitten der Anthrophagie buchen.

Es ist einige Tage später. Der Ethnologe sitzt mit Mignon beim Mittagsmahle. Es kommen Mojanda und Makullo heran. Makullo hat es eilig; er möchte seinen alten Vater in Kikuanga besuchen. Man könne ja nicht wissen, wie lange er noch lebe. Solche Sentimentalität fällt beim Neger auf, und es folgen darum einige Fragen: — Puh —! Was kommt da zum Vorschein. Hört, hört, was sich in dem hochkultivierten Kikuanga unter dem Kulturvolke der Bajakka zutragen will: Es sind mir schon während meines ersten Aufenthaltes mehrere weißhaarige alte Leute in Kikuanga aufgefallen; jetzt höre ich, daß es fünf dieser Art gegeben hat, daß man dort schon lange versucht hat, sich ihrer zu entledigen, weil sie unnötige Luftfresser sind.



Kuilulandschaften: Das Ufer bei Madibu.

Jetzt sind zwei von ihnen sich in die Haare geraten, und im Streite hat einer dem andern vorgeworfen, er habe Menschenfleisch gegessen, deshalb habe er die weißen Haare. Das ist hier ein weitverbreiteter Glaube. Die beiden Streitenden waren zwei alte Frauen, und Frauen dürfen überhaupt kein Menschenfleisch essen. Mit höchster Vergnüglichkeit haben die jungen Leute die Streitigkeit aufgefangen. Man benutzte die Gelegenheit, klagte nicht nur die zwei alten Frauen, sondern auch gleich die dazugehörigen alten weißhaarigen Männer irgend einer erfundenen Schlechtigkeit, an und dann reichte man allen den Giftbecher. Wer das Gift durch Erbrechen wieder von sich gibt, ist unschuldig. Wer daran stirbt, der ist so schon gerichtet, sagt der Volksglaube.

Der kulturell so hochstehende Mojanda scheint mir der offizielle Giftmischer zu sein. Er ist heut gekommen, Makullo zu sagen, daß sein Vater morgen früh die Unschuld seiner weißen Haare durch das Schlürfen des Gifttrankes beweisen möge. Wir können es ja nicht verhindern. Ich habe kein Recht, mich hier hineinzumischen, aber ich fühle wieder in traurigem Nachsinnen die bedenkliche Tatsache der Schwäche dieses Staatswesens, das derartige Vorgänge nicht zu unterbinden vermag. Fünf weißhaarige Leute waren schlecht, offenbar recht schlecht. Makullo kam drei Tage später wieder und erzählte lachend, daß sein Vater sehr schnell gestorben sei.

Wieder einige Tage später scheint sich die Gelegenheit zu bieten, bei den Badinga einen noch nicht verzehrten, gutgeräucherten Kopf für die anthropologische Sammlung zu kaufen. Es wird das besprochen. Makullo sitzt daneben. Er hört es und ruft plötzlich: „Hätte ich das früher gewußt, würde ich den Kopf meines Vaters gern verkauft haben, nun ist er schon seit acht Tagen begraben." Also äußerte sich der kultivierte Makullo! Wieder einige Tage später. Gerüchte von großem Dorfgezänk dringen aus Kikuanga zu uns herüber. Kalembe, der Freund Mojandas, hat mit der Frau des letzteren „etwas vorgehabt" und ist dabei erwischt worden. Nun sitzt er gefesselt in der Hütte des betrogenen Ehemannes. Mojanda will ihn erst verkaufen; keiner nimmt Kalembe. Nun soll Kalembe einfach geschlachtet werden. Aber schleunigst eilen unsere Boten hinauf nach Kikuanga, um Mojanda „zur Ordnung zu rufen." Es glückt noch. Aber um ein Haar hätte Mojanda Kalembe verspeist.

Ja, ja, die Bajakka Kikuangas sind außerordentlich kultivierte Dörfler. Man vergleiche nur ihr Vorgehen mit dem Wesen der rohen Badinga!

Nkissi! Und nun, du liebes Tagebuch, du freundlicher Genosse meiner Wanderungen am Kuilu, nun öffne deine weißen Blätter noch einmal und gewähre diesem fremdartigen, diesem bösen oder guten, diesem tollen, aber gänzlich unerzogenen Worte Aufnahme. Heute am 14. Mai des Jahres 1905 will ich dir Nachricht geben von Kunst und Wissenschaft und Religion, von dem tollen

Lebenstrubel unserer Schwarzhäute. Du wirst die Kunde dieses krausesten Geisteslebens meinen Freunden im fernen Mputulande, in welchem man außerordentlich logisch denkt und handelt, in welchem man fürchterlich gelehrt grübelt und menschenfreundlicher Fürsorge lebt, in dieses Land Europa wirst du meinen Sonntagsbericht tragen.

Nkissi ist Arznei, ist Zauber, ist Wissenschaft, ist vor allen Dingen Glaubenssache. Ein Holzstück, ein Wassertropfen, ein Stein, ein wenig farbige Erde, ein Kraut kann Nkissi sein. Von Nkissi spricht die älteste Frau und das kleinste Kind. Nkissi klingt morgens, mittags und abends an mein Ohr. Wenn einer starb, gab ihm vielleicht ein Bösgesinnter Nkissi. Wer nach schwerer Krankheit genesen wird, verdankt die Heilung dem Nkissi. Krieg und Frieden, Verwundung, Glück, Kindersegen, — alles, alles ist abhängig vom Nkissi. Der alles vermögende „Mundele" (Weiße) ist der Herr vieler Nkissi, weil er so merkwürdige Dinge hat und soviel vermag, und jeder, der reich ward, verdankt das eben einem guten Nkissi.



Kuilulandschaften: Der Kuilu zwischen Madibu und Luano.

Das war so ein Stoff für den Ethnologen. Armer Mann, es war ein böses, hartes Werk, diese Nkissiforschung. O, welche Geduld gehörte dazu, die alten dummen Neger, die sonst so gern plaudern, über den Nkissi zum Sprechen zu bringen. Heute, wo ich einiges davon verstehe, würde ich gleiche Aufgabenlösung am Kuilu nicht noch einmal zu beginnen wagen.

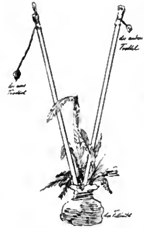
Zum Beispiel: Ein Neger erzählt harmlos, er habe heute Morgen einen Nkissi gegen Kopfschmerz genommen. Ich frage, worin besteht das? Er sieht

mich mißtrauisch von der Seite an. Ein Fellbeutel, den er am Gürtel trägt, verschwindet mit taschenkünstlerischer Geschwindigkeit. Das repräsentiert die erste Periode der ersten Untersuchung. Dann kommt die zweite. Man verkauft mir schon kleine Fellbeutel. Ich frage nach Inhalt, Namen und Verwendung. Antwort: „Mono kussawa we! Mono kussawa we“. Schauerlichstes aller Worte am Kuilu: „Ich weiß es nicht“. Auf 50 Fragen klingt mir stets 49mal entgegen: „Mono kussawa we! Mono kussawa we“. Wenn ich später Fieber hatte, so quälte mich eine riesengroße Schrift an der Blätterwand. Die Schrift bedeutete: „Mono kussawa we! Mono kussawa we“. Ich bin von diesem mörderischen Worte erst befreit worden, als ich schon längere Zeit in den Balubaländern wanderte; da verschwand das „Mono kussawa we“ und dafür wurde um so aufdringlicher der Spruch: „Mi kumania nasch,“ das heißt nämlich dasselbe.

Viele, viele Fellbeutelchen habe ich gekauft, bis ich den ersten Namen erhielt. Dann erhielt ich noch viel mehr Fellbeutelchen mit Namen, ehe es gelang, etwas über die Verwendung zu hören. Und ganz zuletzt erst ward mir Nachricht über die Bedeutung des Inhaltes. Das letztere jedoch hatte erst Wert. Himmel, was ist in solch einem Fellbeutelchen! Erde, unter einem Feuerherde gesammelt, Pulver aus den Knochen eines Wassertieres, Federn, Zähne, Holz und Rinde, besonders zubereitete Blätter, Wasser, das an ganz bestimmten Stellen im Strudel an der Brücke aufgefangen wird, Kräuter von beiden Seiten eines Weges. Alles in allem mittelalterlicher Hexenkram, der vielleicht mit einigen Kräuterkenntnissen gemischt ist. Die Kenntnis der Arzneimittel, die letzte Stufe der Nkissioffenbarung, ist mir jedoch n i c h t geglückt. Ich erhielt die Namen der Tiere und Pflanzen selbst nicht. Das bleibt meinem Nachfolger am Kuilu überlassen. Ich bringe eine lange Reihe von Aufzeichnungen heim. Mag ein anderer den Stoff beleben.

Nkissi gibt es für alles: Krankheit, Mord, Liebe, Krieg. Es ist das Zaubermittel des Mittelalters, und jeder Besitzer ist sich des Wertes seines Nkissi vollkommen bewußt. Ist es ein Nkissi, das gute Absicht in sich birgt, so bestreicht der Besitzer mir bei der Übergabe Hand und Arm mit rosa Farbe: allgemeines Freundschaftszeichen. Doch einmal hat mich auch einer mit der dunklen Fluchfarbe bemalt. Das kam so:

Tschikaja schleppte mir einmal einen alten, schielenden Mann herbei, ein wahres Bild des Negerteufels, so abstoßend, so widerlich, so bösartig dreinschauend, daß ich seine Gegenwart auf meiner Veranda freudlos mit ansah. Er brachte einen Nkissi, Mattuku mit Namen. Er verlangte viel, sehr viel dafür, nämlich für etwa 20 Frcs. Ware, denn er sagte selbst, daß es ein fürchterliches Ding sei, der kräftigste Nkissi, der im Lande existiere. Pilamossi we! Es gibt nichts seinesgleichen! Wie immer: Versicherungen und keine Erklärungen. Dabei sah das Ding allerdings wunderlich genug aus: ein Fellbeutel, zwei scheerenartig aus ihm herausragende Stäbe von etwa 40 cm Länge, von deren



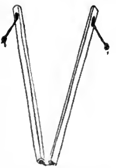
Ein Mordnkissi: Der Mattuku.

Enden je ein Faden mit einem Troddelchen herausbaumelt. Im übrigen Fell- und Federschmuck.

Wie immer in dieser schon durch reichere Erfahrung gekennzeichneten Zeit verlangte ich eine Erklärung über Sinn und Verwendung des Gerätes, ehe ich in die nähere Debatte über den späteren Kauf eintrat. Einige Umstehende murmelten: „Mattuku mubi mingi". Mattuku ist furchtbar schlecht. Also war es sicher menschentötend. Die Umstehenden nickten und der Moanangombe begann endlich zu erklären:

Er ergriff den Fellbeutel mit der linken Hand, so daß die Stäbe nach unten auseinander- und die Troddeln herausragten; so setzte er das Zauberinstrument über sein eigenes Bein über dem Knie (er hatte sein Bein also wie mit einer Scheere gepackt). Dann ergriff er eine der beiden Troddeln. Harmlos erzählte er dabei, daß der Mattuku die Kraft habe, Menschen zu töten. Er, der Moanangombe, könne mit dem Mattuku töten, wen er wolle. Es komme nur darauf an, welches Glied er dem Gegner zuerst brechen wolle. Man könne mit dem Bein ebenso gut beginnen wie mit dem Arm. Er wolle mir die Sache am Bein erklären.

Er ergriff nun das eine Troddelende des Fadens und zog, und siehe da, das Troddelende am anderen Stabe rutschte in den Stab hinein, bis daß es fast darin verschwand. Darauf ergriff er es aber und zog nun an der andern Seite; jetzt verschwand das Troddelchen am andern Stabe, das er vorher lang herausgezogen hatte. Man hat in der Tat den Eindruck, als wenn der Faden direkt durch das Bein gezogen würde. Ich gebe nebenstehend zum besseren Verständnis eine schematische Skizze des Mattuku. Kein Wunder, daß alle umstehenden Neger, unsere Herren Boys mit eingeschlossen, entsetzt und verblüfft aufschrieen. Es war etwas Überraschendes, etwas durchaus Überwältigendes, wenn auch die Maschinerie im Grunde genommen höchst einfach war. Die beiden Stäbe waren natürlich hohl und die beiden Troddelenden repräsentierten den Abschluß eines Fadens, der durch die beiden Stäbe bis auf den Boden des Fellsackes verlief. Der Schreckensschrei



Zur Erläuterung des Mattuku: Zwei Tabakspfeifen, durch deren Kanäle eine Schnur gezogen ist wie bei dem Originalnkissi.

hielt übrigens meinen Berichterstatter durchaus nicht von weiteren Berichten ab. Schmunzelnd erzählte er, daß man nun nur noch in der Richtung, in welcher der zu Tötende sich befände, zu zielen und dessen Namen leise auszusprechen brauche. Noch am gleichen Abend würde das Opfer Bein oder Arm just da brechen, wo er, der Moanangombe, die Operation symbolisch ausgeführt habe. Beruhigend gleichsam klang dann sein Schlußwort: „Beibei kufua muntu, malu, malu!“ „Nachher stirbt der Mensch sehr, sehr schnell!“ Der Meister des Mattuku hatte geendet und hockte, die Zahlung erwartend, auf der Veranda. Die umherlagernden Neger waren gänzlich konsterniert, und ich selber ward in eine merkwürdige Stimmung versetzt. Mit welcher Ruhe hier solche Morddinge berichtet werden! Dann diese fürchterliche Überzeugung von der Kraft des Mattuku auf den Mienen der umstehenden Neger! „Nkissi munene“, murmelte einer, „munene, munene, munene“, sagte ein anderer (munene = groß.)

Das war mir zu toll. Offenbar waren die Leute alle von der Macht des Mordinstrumentes überzeugt. Ich beschloß, sogleich die nötige Aufklärung zu geben. Schnell waren zwei Tabakspfeifen der Eingeborenen zur Hand, ein Strick ward durch das Loch, in welches sonst die kleinen Tontrichter gesetzt werden, hinein- und zum Mundstück wieder herausgezogen. Ich hatte nun auch mein Mattuku und es fehlte nur der Fellbeutel. Dies Mattuku setzte ich auf das Knie des alten Hexenmeisters und dann zog ich.

Wieviele von den Umstehenden die Sache sogleich begriffen, kann ich nicht sagen. Jedenfalls waren zwei sofort im Bilde: Tschikaja und der Mattukuheld selbst. Der erstere stieß einen Ruf des Erstaunens aus und erklärte dann die Sache den Leuten, darauf war der Hexenmeister der Erstaunte. Er war überrascht von der ihm gänzlich unverständlichen Scharfsichtigkeit des Europäers, und als nun alle Umstehenden und Umherhockenden sich in jubelnden und lachenden Ausrufen ergingen, als es dem Alten klar wurde, daß in diesem Augenblicke seine Zaubermacht bedeutend erschüttert worden sei, da sprang er auf mich zu und rieb mir dunkle Farbe auf die Hand. Es war die Farbe des Fluches. Und ich würde, so erklärten mir die Umstehenden, noch an diesem Abend sterben. Der Alte aber sprang, begleitet von dem kräftigen Lachen der aufgeklärten und vom Zauberbanne befreiten Leute, eilends von dannen.

Diese Geschichte wäre damit an ihrem komischen Ende angelangt. Leider folgte noch ein tragisches. Der alte Moanangombe, der, wie man mir erzählte, schon manchen mit dem Heiltrank ums Leben gebracht hatte, und den man sicher schon lange weggebracht hätte, wenn er nicht der Herr des allgemein gefürchteten Mattuku gewesen wäre, dieser alte Knabe hat mit dem Verlust des Mattuku und die ihm am Mitschakila gewordene Offenbarung allen Respekt bei seinen Dorfgenossen eingebüßt. Die Furcht der Landsleute war verschwunden. Der Moanangombe starb fünf Tage später.

Ein anderes Nkissi! Drei unserer Boys, der christliche Tschikaja, der aufgeklärte Muluba, Palia Messo und der die Baschensi (soviel wie „Wilden") verachtende Mutetela Schamba waren zu der Überzeugung gekommen, daß der Knabe Kataraje ihnen eine Hose gestohlen habe. Somit riefen sie den Moanangombe Djuelle, einen edlen Mujakka aus dem Dorfe Kissamba herbei, der den Tatbestand feststellen sollte. In der Hütte der drei hochweisen Knaben war ein Stück Eingeborenenstoff ausgebreitet. Der Moanangombe ergriff einen kleinen Tabaksmörser und kippte ihn über den Stoff. Konnte man den Mörser in die Höhe nehmen, so war der Knabe Kataraje unschuldig. Saß der Mörser fest, so hat der Knabe Kataraje die Hose offenbar gestohlen. Und diese Probe ging vor sich, als Kataraje gerade beim Essen aufwartete.

Dann kam der eben vom Tisch entlassene Junge aber heulend an und erzählte, daß der Mörser nicht in die Höhe zu heben gewesen sei; er habe die Hose aber wirklich nicht gestohlen. Ich erinnerte mich sogleich, daß die Hose in einem nach Dima gesandten Koffer gelegen hatte. Ich rief die Boys, ich stellte ihnen vor, daß sie doch in einer solchen Angelegenheit sich an mich zu wenden hätten. Dann kaufte ich mir noch im ganz speziellen Herrn Tschikaja, dem als Christen doch solche Dinge etwas fernliegen sollten. Ich faßte selbst, zur Hütte gehend, an den Mörser, und er bewegte sich. Ich ließ Palia Messo, den einzigen, der den Versuch gemacht hatte, ihn auch selbst wiederholen und siehe, der Mörser bewegte sich. Ich lachte sie furchtbar aus und fing dann schleunigst den Verwalter der Gerechtigkeit, den Moanangombe Djuelle, ein und verdammte ihn zur Zahlung einer Ziege an Kataraje. Das war nach Eingeborenenrecht. Als weitere Nachforschung ergab, daß Palia Messo die



Unangenehmer Augenblick im Leben eines Hexenmeisters vom Kuilu: Der Nkissikommissar in Dingen des Hosendiebstahls wird gemalt.



In einem Badingadorfe.

Verfügung getroffen und um den vorgegangenen Betrug Bescheid gewußt hatte, als sich dann herausgestellt hatte, daß alle drei Attentäter mehr oder weniger im Bilde gewesen waren, bezogen die drei Herren jeder seine erste Ohrfeige von meiner Ethnologenhand. Der Verwalter der Gerechtigkeit ward aber zur Strafe an einen Pfahl gestellt, gemalt und photographiert. Er litt Höllenqualen der Angst.

Noch ein Nkissi. Mundjila, ein Küchenjunge, war in sein Heimatsdorf Mavuanda gegangen. Er hatte arge Magenschmerzen und wollte sich auskurieren. Er kam abends dort an und war zwei Tage später gestorben, denn er hatte „Bulu mingi mingi mingi" gleich viele, viele, viele Schmerzen. Da gab man ihm ein sehr starkes Nkissi, daß die Schmerzen aufhören möchten. Das Nkissi war so stark, daß Schmerzen und Leben gleichzeitig beendet waren. Man ist nämlich am Kuilu gar nicht sentimental, sondern sogar sehr menschenfreundlich, so menschenfreundlich, daß man arg leidende Menschen schnell in den Zustand der Schmerzlosigkeit in aeternum befördert.

Von einem Begräbnis des kleinen Mundjila hat keiner ein Wort gesagt, und das will am Kuilu immer sehr viel heißen. Wohl aber kam heute, einige Tage nach diesem Hinscheiden, ein Vetter des kleinen Mundjila nach Mitschakila, der sagte: „der kleine Mundjila sei sehr, sehr gut gewesen." Ich täusche mich nicht, wenn ich diese Äußerung als Geschmackserklärung ansehe. In der Tat ist der kleine Mundjila recht hübsch fett geworden in unserer Küche, — und Fett liebt der Neger über alles. — Ja, ja, man ist heillos wenig sentimental am Kuilu.

Das Gefecht bei Ekongo. Ich hätte nicht gedacht, daß ich an jener Stelle meines Tagebuches, die den Hühnermord von Mitschakila behandelt, noch einmal die Worte an den Rand schreiben müßte: „Fortsetzung folgt." Es folgte eine Fortsetzung, und zwar war es eine sehr traurige Erfahrung, die wir machen mußten, und die den letzten Tagen von Mitschakila den Stempel aufdrückte. An jenem Abend lachten wir über die beiden Hühnermörder, die ausgerissen waren und machten den Badinga ihre Torheit klar. Man hielt ihnen summa summarum nur eine tiefsinnige Ansprache, in der zwar die Worte „Undankbarkeit" und „Freßgier" nicht vorkamen, weil sie die Badingasprache nicht kennt, die aber dennoch moralisch aufmunternder Zusprache nicht entbehrte. Der Erfolg aller dieser Bemühungen war, daß in der gleichen Nacht auch der letzte der sieben zurzeit in Mitschakila anwesenden Badinga ausriß. Am folgenden Tage sandte ich Boten nach Ekongo, dem Heimatsort der Ausreißer, die den Leuten sagen sollten, sie möchten keine Narren sein und zurückkommen. Sie hätten doch schon eine Vorschußzahlung erhalten und sich verpflichtet, noch einige Arbeiten bei mir zu verrichten. Sie sollten nur keine Angst haben, der Hühnermord würde verziehen werden, und sie sollten zurückkommen. Wir sandten die brauchbarsten und geschicktesten Redner, die wir hatten, ab. Leider war es erfolglos. Die Leute kamen in jenem Dorfe an, fanden aber keine Gelegenheit, ihre Beredsamkeit zu zeigen, denn die ganze Bewohnerschaft Ekongos war ausgerissen. Demnach gab ich dann dem zwischen unserer Station und Ekongo im Hauptorte Mitschakila wohnenden Häuptling Bungu den Auftrag, diese Nachricht den Ekongoleuten zuteil werden zu lassen und beruhigte mich zunächst dabei.

Einige Tage später kam ein kleiner Trupp von Leuten zurück, die schon vor längerer Zeit mit ethnologischen Aufträgen nach dem Kantscha abgesandt waren. Unter diesen befanden sich drei meiner Badinga, die von der Hühnergeschichte und der Flucht der Dorfgenossen noch nichts wußten. Vor allen Dingen war Tauwamba, der Führer der Badinga, unter diesen dreien. Er war nicht wie die andern ein roh von der Natur weggepflückter „Wilder". Er hatte schon früher 1½ Jahre lang als Arbeiter auf dem Kuilu-Steamer und dann noch ein Jahr lang auf der Station Mitschakila in europäischem Solde gearbeitet. Da er neben der Sprache der Badinga jetzt noch das Bajakka-Idiom gelernt hatte, war er mir ein wesentliches Mittelglied zwischen Badinga und Boys. Er übersetzte und leitete. Dieser Tauwamba nun ward für die guten Dienste, die er mit seinen beiden Begleitern am Kantscha geleistet hatte, reichlich belohnt. Ich erzählte ihm, was sich inzwischen ereignet hatte. Die Boys lachten über die ausgerissenen Brüder, äußerten sich über sie und meinten, man müsse das in Ordnung bringen. Gleichzeitig fragte mich Tauwamba, ob ich nicht die Ausreißer bestrafen wollte, da sie doch mit Vorschuß fortgelaufen seien und den Arbeitsbedingungen nicht nachgekommen wären.

Am 11. Mai fragte mich Tauwamba abermals, ob ich denn nichts tun wolle,

um die Entwichenen zurückzuholen? Nun war ich gerade in meinen Packsorgen, denn ich wollte ja in den nächsten Tagen nach Dima zurückkehren, um nach der endlichen Ankunft meiner immer noch ausstehenden Bagage Ausschau zu halten. Ich hatte den Kopf voll und wies deshalb die Frage mit dem Hinweis auf spätere Erledigung zurück.

Am 10. Mai wiederholte sich dieselbe Frage. Am 12. Mai höre ich, daß die Eingeborenen darüber reden, ich sei nicht so kriegerisch wie die Kompanieleute, die solche Ausreißer zurückholten, ich hätte wohl Angst und dergleichen mehr. Am 13. Mai fehlt ein weiterer Badinga. Am 14. Mai sind Tauwamba und der letzte Badinga entflohen. Und Tauwamba, der alte Stationsarbeiter, hat zudem noch zwei Hunde, ein Stück Stoff, Salz und anderes gestohlen. Am 15. Mai früh höre ich das. So sind denn also alle Badinga fortgelaufen, haben mich bestohlen und Tauwamba hat dazu noch in der Nachbarschaft geprahlt: „Tata Bokka" (mein Name bei den Eingeborenen) holt die Weglaufenden doch nicht zurück und ist zu gut, um zu strafen." Als Tschikaja mir das berichtet, fragt er mich: „Schießt du nur nach Tieren, wenn die Baschensi (Wilden) dich angreifen?" Das ist starker Tabak! Die Sache ist gefährlich. Wenn die Ansicht hier um sich greift, daß ich nicht die Strenge durchführe, die in diesen Ländern in der Tat herrschen muß, nämlich die Forderung, daß die Vereinbarungen mit den Europäern eingehalten werden müssen, wenn die Eingeborenen zu der Überzeugung kommen, daß ich nicht meinen Mann stehe, dann ist es mit dem Respekt vorbei, dann steht die ganze Zukunft der Expedition in Frage. Wie die Verhältnisse lagen, konnte ich nicht erwarten, daß der Staat mich unterstützte. Der Staat war viel zu weit, und wenn das so weiterging, war mein Kredit weg.

Also beschließe ich, am 16. Mai nach Ekongo zu ziehen. Ich bin immer noch überzeugt, daß alles ganz einfach ablaufen werde. Ich gebe heute zu, daß dieser Gedanke leichtsinnig war, denn in Ekongo war noch nie ein Europäer gewesen. Als Mignon sich der Stadt einst nähern wollte, beschossen ihn die Eingeborenen, aber zuletzt — sagte ich mir — war diese Sache ja damals harmlos abgelaufen und die Ekongoleute hatten Mignon sogar noch eine Ziege geschenkt. Auch sagte ich mir, daß die Badinga ja bei mir nur immer das Beste erfahren hätten. Ich glaubte also am 16. Mai früh, daß es ein Milonga geben werde, einen Rechtsstreit, und dann werde die Sache gut sein. Deshalb lasse ich Lemme, der den Wunsch hat, an diesem Tage noch die eine oder die andere Zeichnung fertigzustellen, und ebenso meine Gefechtsgewehre zurück. Ich nehme nur einen Parabellum-Karabiner und zwei Büchsen für schweres Wild mit, da die Gegend wildreich sein soll. Deshalb achte ich auch gar nicht auf die Geschlossenheit des Zuges. Ich marschiere voran und komme zu Bungu.

In Bungu schließen sich meinen Leuten etwa 50 Eingeborene an, die mit Pfeilen und Bogen bewaffnet sind. Die Bajansi besuchen niemals ein Nach-

bardorf ohne Waffen. Der Weg führt durch Busch und Wald. Um 9 Uhr verlasse ich Bungu, um 3/410 Uhr den Wald und finde mich einer verhältnismäßig kahlen, grasigen Steppengegend gegenüber, in die von allen Seiten die Buschbecken mit ihrem Waldgrund tief eingeschnitten sind. Ich muß noch über einen Paß und dann liegt Ekongo, ein großes Dorf, dicht von Bananen- und Palmengebüsch eingehüllt, vor mir. Ich achte nicht darauf, daß Mignon und das Hauptkontingent der Leute weit hinter mir zurückgeblieben sind. Ich schreite auf dem Sattel hin und lasse die beiden anscheinend unfreundlich gesinnten Badingadörfer Loma und Funda zur rechten Seite hinter uns. Günstig für den weiteren Gang der Dinge war es, daß Ekongo auf einem grasbekleideten Hügel lag, ungünstig, daß es im dichten Gebüsch, in Bananen und Palmen verborgen war.

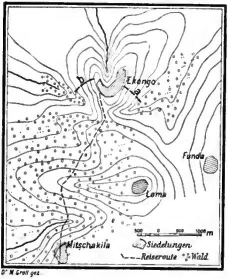


Tauwamba, der Führer der Ekongo-Badinga nach seiner Rückkehr in Kriegsfrisur.

Zunächst dachte ich nichts Böses und übte weiter keine Vorsicht als die, welche man stets bei einer Annäherung an ein unbekanntes Dorf im Innern Afrikas pflegen muß: ich prüfte das Schloß meines Karabiners. Es rührte sich auch zunächst in Ekongo nichts. 10 Minuten gingen wir schweigend über den Sattel hin. 30 Minuten vom Dorfe entfernt prasseln uns die Pfeile entgegen. Ich lasse sofort rufen: „Ich komme nicht um Krieg zu führen, sondern um unsere Angelegenheit friedlich zu regeln.“ Eine Weile ist Pause, dann schwirren doppelt lustig die Pfeile heran, und höchst unliebenswürdige Stimmen fordern uns auf, wir sollten nur in das Dorf kommen, man wolle den Mundele schon schnell töten und essen.

Noch eine Aufforderung — direkte Pfeilantwort. — Also en avant! Bald haben wir, ohne daß bisher anders als mit Pfeilen geschossen worden wäre, den vorderen offenen Teil des Dorfes erreicht, dem sich dichter Busch als Verteidigungsmauer anschließt. Aber dieser Busch ist sehr belebt. Unaufhörlich langen die spitzen Grüße der Badinga an. Als Mignon endlich eintrifft, saust mir just ein solcher, über die ausgestreckte Hand streifend gegen die Lederweste, ein zweiter ziert das Ohr des neben mir stehenden Burschen Kataraje mit einem Loch, das in dem Schmuckkodex seines Landes sonst nicht vorkommen soll. Ein

dritter ritzt einem neben mir stehenden Mujansi Bungus den Oberschenkel und ein vierter bohrt sich in den Fuß eines Schlachtenbummlers vom Stamme der Bajakka. Schaden ist damit allerdings noch nicht angerichtet. So bleibe ich noch immer friedlich, lasse es an mahnendem Zuspruch nicht fehlen und sehe mit aufrichtigem Bedauern, daß der Feind dadurch nur zu größerer Frechheit verleitet wird. Um $11\frac{1}{4}$ Uhr beginnen die Badinga uns vom Felde heraus zu attackieren. Ins Freie zurücktretend sehe ich, daß in etwa 300 m Entfernung ein Trupp Badinga nach Funda zu marschiert. Es ist ganz klar, der Feind will uns umgehen. Die Badinga wollen den Wald erreichen, den wir im Rücken haben. Wir sind dann in recht bedenklicher Lage. Der Marsch auf einem schmalen Wege in langer Kolonne durch einen mit Bogenmännern besetzten Urwald ist die gefährlichste Situation, die hier eintreten kann. Die Badinga dürfen also auf keinen Fall den hinter uns liegenden Wald erreichen, sonst ist uns der Rückmarsch abgeschnitten. Außerdem macht mir ein dicht am Hals vorübergleitender Pfeil die Situation noch klarer.



Das Gefechtsbild bei Ekongo. Bei a und b versuchte der Feind einen Umgehungsmarsch.

Also setze ich das Görzsche Zielrohr auf meine schwere Büchse, und dann hat der vorderste von jenen Burschen, die uns nach Funda umgehen wollten, von der Welt Abschied genommen. Diese Bewegung ist damit abgeschnitten. Alles rast in wilder Flucht ins Dorf zurück, denn wie hätten die Leute denken können, daß auf solche Entfernung der Bleitod Kraft hat. Gleich darauf hat das Badingavolk denselben Versuch, uns zu umgehen, im Nordwesten gemacht. Mars lenkte nochmals ein sausendes Stücklein auf diese Schwarzhäute.

Doch die Ekongoleute sind nicht zu überzeugen. Wieder und immer wieder greifen sie vom Busche aus an, ich muß zum Sturm vorgehen. Um 1 Uhr rufen sie uns zu: „Wir wollen den Krieg. Wir wollen kein Milonga! Wenn Ihr jetzt nicht in unser Dorf kommt, kommen wir nach Mitschakila, um Euch aufzuessen." Rührend. — En avant — Marsch! Es ist ein fester Sturm. Ich habe dann

noch einen Mann treffen müssen, der auf Mignon aus allzugroßer Nähe zielte. Der Sturm durch das Dorf ist ein regelrechter Eroberungszug. Es ist keine freie Straße, kein offener Weg, überall sind Bananen, die die fremden Schützen verhüllen. Auf den Brücken, vor den hochgelegenen Haustüren sind regelrechte Bollwerke errichtet, hinter denen die Pfeilschützen Sicherung finden. Es ist ein ewiges Springen und Ducken, ein Hin- und Hergleiten, ein Deckungsuchen. Man stellt sich das so eigenartig vor: Siegesjubel und -geheul. Von Indianergebrüll keine Rede. Alles geht in einem schauerlichen leisen Schleichgefecht vor sich. Man hört nichts als das eintönige Schwirren der Pfeile und das Fingerschnalzen, das jedem Pfeilzuge folgt. Man hört leises Rauschen der Blätter und das Knacken der Zweige. Als wir am andern Ende des Dorfes angelangt sind, höre ich, daß sich in diese Töne ein gewisses Knistern mischt, Rauchwolken ziehen über dem Dorfe hin. Mich zurückwendend, sehe ich da und dort eine Flamme emporzüngeln. Mein erster Gedanke ist, daß die uns begleitenden Bajansi nach der Kriegsart ihres Landes Feuer an die Hütten angelegt haben. Als ich sie aber deshalb hart anfahre, behaupten sie, die Ekongoleute hätten das selbst getan, um uns zu verbrennen und um nichts von ihrer Habe in unsere Hände gelangen zu lassen. Also auch noch eine Art Moskau!

Es ist wirklich ein liebenswürdiges Volk!

Das Gefecht ist zu Ende. Vom Ekongohügel sehe ich nach allen Seiten hin in den Tälern und auf den Höhen Menschen von dannen laufen. Man sagt mir, daß an diesem Tage etwa 2000 Menschen in Ekongo versammelt gewesen sind. Das Gefecht ist zu Ende. Aber es blüht mir noch eine ziemlich schwierige Arbeit. Die entfesselte Kriegslust unserer Leute und vor allem die der Bajansi Bungus wütet jetzt in ihrer Art. Die übrigen Gesellen springen in die Hütten und suchen Beute zu machen. Sie springen sogar da hinein, wo schon der Rauch um die Wände leckt. Das will ich nicht dulden und ich blase zum Sammeln. Aber es fehlen die verschiedensten Leute, zumal unter den Bungugenossen. Ich muß mich damit begnügen, den Rückmarsch zu befehlen.

Abends spät kehren wir heim.

Die Erfahrung mit den Badinga hatte aber damit noch nicht ihr Ende erreicht. Das Gefecht war am 16. Mai. Heute am 18. Mai sind wir emsig beim Packen auf dem Stationshofe beschäftigt. Ich blicke auf. Es erscheint eine Kette von Männern am Hügelrand über der Station. Ich traue meinen Augen nicht, es ist Tauwamba mit unseren Badinga. Zerknirscht wie die geprügelten Hunde stehen sie vor mir und erklären, daß sie von ihrem arg geängstigten Häuptling zurückgesandt sind, da er Friede mit Tata Bokka machen will. Natürlich bin ich gern bereit zum Frieden. Auch sage ich ihnen gern, daß ich sie nicht weiter bestrafen will, weil mir das nicht zusteht und weil sie durch die Erlebnisse

selbst die genügende Erfahrung eingesammelt haben. Nur eines kann ich mir nicht verkneifen. Tauwamba, der alte Stationsarbeiter, hat sich in Ekongo schleunigst in den nach Art der Stationsarbeiter üblichen hochaufgewachsenen Haarbusch die Badingafrisur hineinschneiden lassen, indem er lange Streifen über dem Kopf hin herausrasiert hat. Es ist seine Kriegsfrisur. Er muß es sich gefallen lassen, daß ich ihm seine neue Schönheit raube, indem ich ihm mit der Scheere auch den übriggebliebenen Teil der Frisur abschneide.


Kuilulandschaften: Der Kuilu bei Kongo.

Und mit der Rückkehr der Badinga ist das Erzählenswerte von diesem schaurigen Ereignis noch nicht beendet. Es ist fast so, als wollten die Badinga mir so recht eindringlich zeigen, wie hart, roh und gewalttätig ihre Art ist. Als ich sie ganz harmlos frage, warum sie nicht gleich gekommen wären, verstehen sie das so, als ob ich damit gemeint habe, sie hätten schon gestern gleich nach dem Gefecht kommen müssen und klären mich darüber auf, daß die Ekongoleute durch meine Büchse drei Männer verloren hätten, und die hätten sie gestern — begraben? — nein: aufgegessen!!

Wohl verstanden: die drei Toten waren drei Ekongoleute. Und die Ekongoleute, ihre Nachbarn und Blutsverwandten, haben die drei verspeist.

Das war der letzte große Eindruck, den ich am Kuilu hatte.



Kassailandschaften: Der Poggeberg.

Zehntes Kapitel.

Auf dem mittleren Kassai.

Am 19. Mai 1905 trug Mitschakila am Kuilu früh morgens ein graues Nebelkleid; so lag die „Marie“ noch zwei Stunden schnaubend aber bewegungslos am Strande. Man konnte es nicht wagen, bei solchem Nebel den Strom hinunter zu fahren. Uns blieb demnach Zeit, noch einmal mit dem guten Kameraden Mignon alles Erlebte kurz zu überblicken. Ich wanderte noch einige Male durch unsere alte Hütte, und wenn ich mir dabei die Aufgabe gestellt hatte, etwa Vergessenes aufzulesen, so war es wohl nicht dieser unwesentliche Kram, der mich länger als nötig in den einen oder andern Winkel schauen ließ. Ich hatte ja hier so viel, so sehr viel erlebt! Für mich ist in Mitschakila eine neue Welt des Lebens und der Erfahrung erstanden. Die ersten Monate, in denen der in heimatlicher Studienarbeit aufgewachsene Gelehrte die Forscherarbeit in Afrika beginnt, sind für ihn die maßgebenden. Es ist die Zeit, in der er damit abzurechnen hat, was den mitgebrachten Vorstellungen und Tatsachen entspricht. Theorie und Praxis ringen miteinander, und in den ersten Monaten der Afrikaforscherarbeit legt er den Grundstein für spätere intensive und vergleichende Tätigkeit. Sicherlich wird im Laufe der Zeit vieles modifiziert. Man lernt noch in manchen Punkten um, aber die praktische Grundlage ist geschaffen. — Diesen Wert hatte für mich das Mitschakilaleben.

Wir sind dann in großer Eile mit der „Marie“ nach Dima gedampft. Wir lagen für einige Stunden zuerst in Kongo. Als wir hinauffuhren, konnte ich hier dem armen Wautiers die Augen zudrücken. Jetzt lebte hier ein eigenartiger Geselle, der in größter Liebenswürdigkeit einen herrlich gebratenen Vogel für uns als Mittagsmahl auf den Steamer sandte, der neben kaufmännischer Tätigkeit, englisch-ethnologische Bestrebungen hegte und in wohlwollender Weise sich bereit zeigte, mir die notwendigen völkerkundlichen Theorien zu erschließen. Es war so der echte Typus des Kongo: von Geburt Ungar, durch Erziehung



Jagderfolg.

(Nach Photographie.)

Engländer, von Beruf Schriftsteller, jetzt Kautschukhändler im belgischen Kongo. Aber alles in allem anscheinend ein tüchtiger Mensch. Da hielten wir wieder in Madibu, wo ich abermals durch die Pflanzungen wanderte und schnell noch einigen ethnologischen Kram erwarb; dann stiegen wir am selben Abend zum Nachtlager in Luano ans Land. Am andern Tage glitten wir an dem Inzia vorbei und waren vorzeitig gezwungen, am Ufer festzulegen, da das typische Gewitter der beginnenden Trockenheit sich über uns ergoß. Am dritten Tage nahmen wir in Bandundu die Post auf und sind dann an diesem Tage (21. Mai) in Dima pünktlich zum Abendschoppen eingelaufen.

Dima wimmelte von Weißen. Es war ein wichtiger Augenblick. Dr. Dryepondt wollte in diesen Tagen seinen Urlaub nach Europa antreten und übergab jetzt für ein Jahr dem Inspektor, Herrn Dewevre, die Reichsverwesung. Bei dieser Gelegenheit hatten sich die sämtlichen höheren Beamten der Kassaikompanie eingefunden. Es waren derartiger „Grosses Legumes", wie der Belgier sich scherzend ausdrückt, eine ganze Reihe: alle Inspektoren und einige der einflußreichsten Abteilungschefs. Der Moment war wichtig. Die Kassaikompanie ging energisch von dem Strom aus nach Süden in das Inland vor. Da galt es neue Kautschukgebiete zu eröffnen, und der Süden war nicht so ganz leicht zu erschließen.

So ändern sich die Zeiten. Als wir Deutschen in den siebziger und achtziger Jahren vorgingen, geschah dies von Angola, der Küste aus. Die Schwierigkeit bestand darin, daß die wilden und mit der europäischen Kultur noch unbekannten Inlandvölker dem Vordringen in das Innere Widerstand entgegensetzten. Die Forscher aber wurden auf der dem Inland zuströmenden schwarzen Händlerwelle über die Brandung getragen. Jetzt kam in umgekehrter Richtung der belgische Kaufmann vom Kassai her, und nun war sein Vordringen an die Grenze Angolas verhindert durch die Brandung jener von Angola her wogenden schwarzen Händlerwelle. Daß das nicht immer einfach und glatt abging, versteht sich von selbst. Es wäre im Sinne unserer und der Kolonialpolitik anderer Völker gewesen, wenn dieser Vormarsch unter gut organisiertem militärischen Schutze vor sich gegangen wäre. Aber diesen Schutz wollten die belgischen Kaufleute der Kassaikompanie nicht haben. Es herrschte das Prinzip: möglichst still und unbeobachtet. Das ist ein unglückliches Prinzip, und die Vorgänge, die sich dabei abspielten, mögen nicht immer ganz einwandsfrei verlaufen sein. Aber es spricht der Mut des Kaufmanns daraus, und den muß man schätzen.

Unser Aufenthalt in Dima war nicht gerade geeignet, mir behagliche Muße zu gewähren. Zunächst wurden in mehreren Konferenzen die Möglichkeiten der Erforschung des zentralen Beckens erwogen und die Aussichten des Erfolges in dieser Richtung erörtert. Ich hatte den Gedanken, mit einem Herrn Eudell, der unter dem Schutze eines Portugiesen aus Angola eine Reise am oberen Kassai zur Erschließung der dortigen Kautschukgebiete unternehmen sollte, nach

Süden zu gehen. Diesen Plan mußte ich später umwerfen, da meine Ausrüstung nicht so schnell ankam, wie ich dachte, und da in Bena Makima nicht, wie dies zugesagt war, genügende Träger für mich angeworben werden konnten.

Endlich hörte ich, daß unsere Ausrüstung in ca. 90 Kisten und Koffern in Matadi eingelaufen sei. Ich wollte die ganze Bagage nach Bena Makina kommen lassen und dort umpacken. Die Zwischenzeit sollte dazu benutzt werden, in einer Station des mittleren Kassai, in Mange, ethnologische Studien zu treiben.

Aber der Aufenthalt in Dima war für mich wahrlich nicht geeignet, ein beschauliches Leben zu führen. Ich hatte nochmals die mitgebrachten Sammlungen auf die Güte ihrer Verpackung hin zu prüfen und zur Absendung nach Europa vorzubereiten. Dann mußten die Tagebücher, alle Studien, Karten, Zeichnungen, photographischen Platten für die Absendung nach Hamburg präpariert werden. Die Korrespondenz nahm viele Stunden in Anspruch. Zu meiner Freude erübrigte ich aber des Abends doch noch die genügende Zeit, um mit unserem Freunde Dr Müllhaupt, dem Arzte der Kassaikompanie, einen Umtrunk zu veranstalten, der um so berechtigter war, als wir nach eingehender, ärztlicher Untersuchung für tüchtig und noch nicht benagt vom Tropenfieber erkannt waren.



Fischerbote nahe dem historischen Baobab.

Eine fernere Unterbrechung brachte das Fest für die Abreise Dr Dryepondts

am 24. Mai mit sich. Es war die unglaubliche Zahl von nicht weniger als 34 Europäern vereinigt. Dann begleiteten wir am 24. Mai den scheidenden Direktor mit einem kleinen Steamer bis zur Kongomündung. Dort liefen beide Steamer auf den Sand. Wieder mußten alle Schwarzen ins Wasser springen und die Steamer schieben. Es ist ein urkomischer Anblick, wenn die Negerschaft einen solchen Steamer „schiebt". Während Dryepondt mit seinem schweren Schiffe bald wieder abkam, lagen wir auf einer Sandbank ziemlich fünf Stunden lang fest.

Ich beschloß, schon am 30. Mai mit der „Antoinette", einem Steamer von



Kassailandschaften: Der Kassai nahe dem Poggeberg.

50 Tonnen, Dima zu verlassen. Es wäre vielleicht angenehmer gewesen, länger in Dima zu verweilen, und es hätte sicher allerhand zu studieren gegeben. Vor allen Dingen hätte ich hier meine Bagage abwarten können, und die späteren Schwierigkeiten wegen der Beraubung meines Gutes wären zu vermeiden gewesen. Aber einmal konnte ich das, was sich später ereignete, nicht vorhersehen und zweitens war mir der Aufenthalt in Dima zu teuer. Ich mußte nämlich, wenn ich auch in wohlwollendster Weise und mit entgegenkommender Gastfreundschaft eingeladen war, jeden Tag 30 Frcs. für unsere Ernährung bezahlen, und das fiel mir recht auf die Kasse. Also stopfte ich schnell unsere in Dima gelüftete Bagage wieder in Koffer und Kisten und fuhr mit den zwei Inspektoren Cudell und dem Abteilungschef Culote in der „Antoinette" von dannen.

Wir haben dann in zwei Absätzen den unteren und mittleren Kassai befahren, nämlich vom 20. Mai bis zum 4. Juni und vom 28. Juni bis zum 2. Juli. Die Zwischenzeit verbrachten wir in Mange. Die Strecke zwischen Dima und der Sankurrumündung zeigt einige stark wechselnde Landschaftstypen. Oberhalb Dimas folgt zunächst ein Stück schmaleren Bettes, das von waldigen und flachen Ufern eingeengt ist. Dann kommt eine lange Strecke, auf der Inseln und Sandbänke seltener werden und flache klare Steppenufer ohne Wald und mit wenig Busch weithin zu übersehen sind. Der Poggeberg ist die Grenze. Oberhalb dieser, durchaus nicht besonders auffälligen Hügelbilder, nimmt der Kassai einen seenartigen Charakter an. Eine Unmasse Insel- und Sandbänke treten dem Auge überall entgegen. Die wahren Ufer sind hoch und bewaldet. In diesen Gegenden hat der Strom zuweilen eine Breite von 15 Kilometern. Oberhalb der Sankurrumündung wechselt der Kassai nicht nur den Lauf, sondern auch den Typus. Während er sich unterhalb des Sankurrustromes geteilt in weite Arme, gemächlich zwischen regellos verstreuten Sandbänken hinwälzt, windet er sich oberhalb der Sankurrumündung fester gefaßt in einem klar ausgebildeten Kanal zwischen den (jetzt in der Trockenzeit) zu beiden Seiten, fast regelmäßig den Windungen des Bettes entsprechenden, glänzenden und weithin sichtbaren Sandbänken hin. Unterhalb des Sankurru ein wirres Durcheinander riesiger, einem ewigen Wechsel unterworfene Sandflächen. Oberhalb ein klar geordneter und verständlicher Eindruck und ein durch die Uferbildung klar bedingtes Bett. Die Sandbänke oberhalb der Sankurrumündung richten sich in ihrer Entwicklung stets nach der Uferbildung. Die Sandbänke unterhalb sind hiervon unabhängig. Ein hängenbleibender Baum, ein Zweig oder ein strandendes Eingeborenenboot geben leicht Veranlassung zu einer neuen Sandwelle. Im übrigen ist bemerkenswert, daß der Strom an der Luangomündung so stark ist, daß auch die 50-Tonnen-Steamer nur mit Geschicklichkeit glücklich vorbeikommen.

Am 1. Juni passierten wir den Poggeberg, der auf den vom Westen Kommenden keinen sonderlichen Eindruck macht. Er ist nur auffallend für den den Strom Herabgleitenden. Wir hatten übrigens an diesem Tage wieder ein gründliches Gewitter und übernachteten auf einer Sandbank drei Stunden unterhalb von Eiolo, das an der Kantschamündung gelegen ist. Der 2. Juni brachte uns zu den Baobabs, die für die Forschungsgeschichte des Kassaibeckens eine große Bedeutung haben. Hier ist die Expedition der Herren Kund und Tappenbeck über den Kassai gegangen. Die Stelle ist deshalb so leicht zu identifizieren, weil diese Bäume die einzigen ihrer Art am unteren und mittleren Kassai sind. Im Jahre 1886 hat Wissmann in diesen Baum ein K. mit dem Beil geschlagen. Dieses ist in die Rinde so verwachsen, daß man es schwer noch erkennen kann. Wir benutzten den Aufenthalt, um den Baum mit Objektiv und Stift festzuhalten. Der 2. Juni brachte uns noch einen weiteren interessanten Ort. Wir landeten

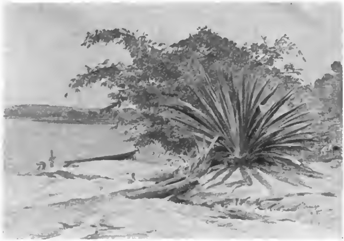
nahe einer Sandbank, auf der der Bezirksgeodät Dufour mit seinem liebenswürdigen Assistenten, Herrn Rieß, sein Lager aufgeschlagen hatte. Als ich abends meine Karte studierte, erkannte ich, daß wir gerade an der gleichen Stelle übernachteten, an der Wissmann sein Gefecht mit den Bassongo Mino, gelegentlich der denkwürdigen Talfahrt, hatte. Die Eingeborenen, die sich im Gefolge des Herrn Dufour befanden, bestätigten das.



Kassailandschaften: Der historische Baobab.

Dufour kam abends an Bord und brachte eine Kiste ausgezeichneten Weines mit. Es hob ein behagliches Plauderstündchen an, in dessen Verlauf ich eine eigenartige Erfahrung machte. Der Bezirksgeodät meinte nämlich, es wäre die höchste Zeit, daß einmal astronomische Aufnahmen und Festlegungen von Luluaburg, Luebo, der Sankurrumündung usw. vorgenommen würden. Als ich bemerke, das wäre doch schon vor einiger Zeit geschehen, will er es nicht glauben. Ich hole meine Bücher und Karten herbei, und erstaunt sieht der Landesforscher, daß es überhaupt schon Karten wie diejenigen von Wolff, v. François und Wissmann gibt. Die Tabelle der astronomischen Aufnahmen erscheint ihm fast wie Mogelei. Notabene habe ich während meines ganzen Aufenthaltes im Kongostaate und im Kassaibecken überhaupt nur zwei Männer kennen gelernt, die die deutschen wissenschaftlichen Publikationen kannten. Der erste war der brave Vizegouverneur Kostermann, der andere Dr. Briart. Alle Herren der Kassaikompanie marschieren ins Blaue hinein, ohne zu ahnen, daß es schon eine Menge Karten und Angaben gibt, die ihnen außerordentlich wertvolle Anhaltspunkte für die Reisearbeit geben würden. Die allgemeine Ignoranz geht so weit, daß z. B. während meines Aufenthaltes in Dima Ende Mai 1905, noch die sämtlichen, auch die höchsten Beamten der Kassaikompanie, die Existenz des Luschiko und des Staates des Muata Kumbana leugneten. Man ging so weit, daß man die Richtigkeit der Angaben Wissmanns und Muellers bestritt, und zwar auf Grund der Angaben eines Abteilungschefs, dessen Bekanntschaft ich am 15. Juni in

Mange machte. Als ich den Herrn an diesem Tage stellte, (er hatte, glaube ich, gar behauptet, er hätte diese Länder passiert, ohne den Luschiko und Muata Kumbana zu bemerken,) da leugnete er natürlich zunächst. Doch wurde er, als ich ihm die Karte von Wissmann vorlegte, verlegen. Als ich einige Monate später selbst in jene Gegenden kam, wurde mir von diesem Herrn Bertrand außerordentlich viel erzählt, und nach dem, was mir allein die Agenten berichtet haben, muß Herr Bertrand im Weinsache, ja sehr tüchtig sein aber ebenso groß im Renommieren und noch größer im Erfinden. Ich erwähne das, weil gerade in der Kassaikompanie ein so sehr starker Zug gegen die wissenschaftliche Arbeit hervortrat. Auf meine Anregung hin beteiligten sich



Kassailandschaften: Bambus und Agawe am Ufer von Mange.

die Herren, im Grunde ihrer Seele aber lachten sie darüber, weil man damit kein Geld verdient. Verfolgt man nun aufmerksam die Entwicklungsgeschichte des Koloniallebens verschiedener Völker, so wird man zwar finden, daß allerdings die Wissenschaft immer arm geblieben ist, daß sie aber trotzdem dem Kaufmann die soliden Grundlagen für seine Tätigkeit geschaffen hat. Es ist der kurzsichtigste Standpunkt, den es gibt, den ich bei der Kassaikompanie gefunden habe. Gustav Freytag hat in seiner „Verlorenen Handschrift" einmal die Wissenschaft mit einem Feuer verglichen. Das Studium dieser Stelle empfehle ich dringend an. Hätte die Kassaikompanie z. B. nicht der weinseligen Schilderung des Herrn Bertrand, sondern dem wissenschaftlichen Berichte von v. François und Mueller geglaubt, so wären alle jene Zustände, die ich am

oberen Kassai kennen lernte, nicht vorgekommen. Ich glaube, der Kassaikompanie hat diese Unkenntnis recht viel Geld gekostet. Doch das nur nebenbei.

Der 2. und 3. Juni führte uns durch sandbankreiche Gewässer. Es wimmelte von Nilpferden, und meine Begleiter sandten manche Patrone umsonst hinaus. Am 4. Juni trafen wir morgens in Mange ein. Meine Koffer wurden ausgeladen und das Wasser aus ihnen herausgeschüttet. Wir sind zu Gaste bei der S. A. B. (Société anonyme belge pour le commers du haut Congo.)

Wir verweilten in Mange vom 5. bis zum 28. Juni. Herr Ferry, der hier die Pflanzungen der S. A. B. leitet, hatte mir ein Zimmer der Station am Ufer zur Verfügung gestellt, in dem ich schlafen und meine Bagage auspacken konnte. Herr Lemme übernachtete im Zelt. Papageien und Hunde wurden nun aus ihren Käfigen gelassen und tummelten sich bald vergnügt umher. Aus Dima hatte ich meine ersten Polizeisoldaten zur Ausbildung für den Postendienst mitgebracht. Die übernahmen nun das Putzen der Büchsen, je zwei den nächtlichen Wachdienst, je zwei den täglichen Jagdzug auf Perlhühner und Affen. Ich war zunächst damit beschäftigt, die allzu energisch getaufte Bagage in die frische Luft zu bringen und mich mit meinen Polizeisoldaten anzufreunden. Emsig studierte ich die Balubasprache, die von nun an bis zum Ende der Reise unsere Hauptverkehrssprache war. Dann fuhr ich auf die Sandbänke hinaus beobachtete die Eingeborenen beim Fischen und ging selbst zur Jagd. Oder wir wanderten in das Inland, um in der, etwa 2 Kilometer entfernt gelegenen Station Lualaba dem tüchtigen Herrn Ferry und seiner tapferen, kleinen Gattin, der einzigen Europäerin, die im ganzen Kassaigebiete lebt, einen Besuch abzustatten, oder nach dem 6½ Kilometer entfernten Pflanzungsposten Ludima, um dem Direktor selbst, Herrn Dr Briart, und seinem eleganten Sekretär Grisart einen Besuch zu machen; und sind wir dort immer aufs herzlichste aufgenommen worden.

Oder es läuft einmal die erregende Kunde von dem Auftauchen eines Elefantenrudels ein, dann greife ich zu der schärfsten Büchse und folge den vernichtenden Fußtapfen der Urwaldriesen, die in den Pflanzungen ihr kulturfremdes Spiel in energischster Weise getrieben haben. Dann heißt es in den Wald kriechen und durch die Sümpfe. Bald sitzt man im Schlamm bis unter die Arme, bald bis an den Hals. Und der afrikanische Schlamm des Urwaldes sitzt so außerordentlich fest, daß ein einfaches Waschen mit Seife ihm kaum etwas anhaben kann. Es ist schon besser, man läßt von der Sandbank ein wenig Sand holen und nimmt dazu noch eine feste Stiefelbürste zu Hilfe. Das schafft dann eher.

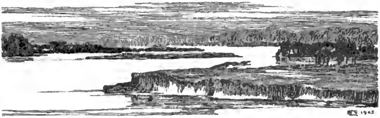
Auf Elefanten bin ich in Mange nicht zu Schuß gekommen, wohl aber blies ich mehreren alten Einzelgängern, kapitalen Bullen vom Stamme der Hippopotamen, das Lebenslicht mit Neunmillimeter-Kaliber aus. Die allgemein

übliche Jagdform des Knallens in die Herde ist kein sehr hochstehendes Kulturvergnügen. Ein wahrer Genuß ist es aber, mit einem alten Bullen um das Abkommen zu ringen. So ein alter Herr ist außerordentlich pfiffig und hat einen ganz hervorragenden Spürsinn. Man muß sich, wenn man zu Boote kommt, schon auf Distanzen von 200 bis 300 Meter einrichten; auf solche Entfernung setzt man ein Hohlspitzgeschoß am besten zwischen Augen und Schläfen. Beim Vollmantel und drei Gramm Blättchenpulver erlebte ich es, daß das Geschoß durch den Schädel durchschlug, auf der andern Seite sich behaglich auf dem Wasser weitertanzte und das verendete Tier unter dem Wasser zwei Stunden weitertrieb. Hohlspitzgeschosse wirken dagegen sehr schnell, schlagen nicht vollkommen durch und verhindern, daß das kranke Tier noch lange unter Wasser weiter lebt und in das Gebüsch abzieht, wo es dann verendet.

Solche Jagderfolge ergaben vielerlei Nutzen. Erstens, ich konnte in diesem Lande, in dem die vegetarischen, für die hiesigen Leute sehr notwendigen Nahrungsmittel selten und teuer sind, erwünschte Zukost bieten. Dann konnte ich mich sowohl bei den Eingeborenen wie bei den Hunderten von Plantagenarbeitern durch ein derartiges Geschenk angenehm machen; das kam meinem ethnologischen Wissen zugute. Drittens konnten wir selbst eine gute Hippotailsuppe genehmigen, und endlich zog Herr Lemme mit Leinwand, Pinsel und Malstuhl auf die Sandbank, auf die das Ungetüm des Wassers von unse-



Kassailandschaften: Das Ufer im Osten von Mange.



Kassailandschaften: Abgebröckelte Seite einer Sandbank.

ren jubelnden Leuten gezogen war, um es vor seiner Austeilung zu verewigen. Weniger angenehm war es, daß die Station noch tagelang nach frischem und geräuchertem Fleisch und Fett roch.

Meine eigentliche Arbeit erstreckte sich natürlich auch hier auf das Studium der Menschen. Hier gab es allerhand zersplitterte kleine Urwaldvölker. Zur Rechten und zur Linken wohnten Banguli-Badinga, Verwandte jener Stämme, welche wir auf der Reise nach dem Kantscha näher kennen gelernt haben. Nach Norden zu wohnten Bassadi und Bassongo-Mino. Aber es gab noch eine Arbeit, die sich mit Problemen beschäftigte, deren Lösung weit ab vom Kassai hätte gesucht werden müssen, wenn solche Gelegenheit nicht eben hier vorhanden gewesen wäre. Herr Dr Briart, der Direktor der S. A. B., hat nämlich seinen eignen Steamer, dessen Mannschaft samt und sonders aus dem Zentral-Kongogebiet, von Kongo selbst und aus den Flußgebieten des Tschuapa und Lulongo stammt. Die Leute sind nicht sehr zugänglich. Nicht einmal reiche Geschenke vermögen diese etwas stolz-wilde Gesellschaft, die in ihrem bizarren Äußern stark gegen die kümmerlichen Einwohner dieses Landes und die gutmütigen, bäuerlich sanften Balubaarbeiter absticht, zu gewinnen und ihr Herz zu erweichen. Wohl nur ein kräftiger Anteil an unserm Nilpferdbraten hat ihr ethnologisches Verständnis gekräftigt. Als diese aber erst einmal im Reden waren, klärten sich die Fragen der großen Völker- und Kulturverschiebung im Norden von Tag zu Tag mehr. Und als gar die berühmte Bassongo-Mino-Bankutu-Frage eines Tages eine ganz unerwartete einfache Antwort fand, da kannte meine Freude keine Grenzen. Das behagliche Leben in Mange hat mir in der Tat reiche, reiche Ernte getragen.

Im übrigen mag eine kurze tabellarische Zusammenfassung dem Leser ein Bild meiner wesentlichsten Taten zeigen:

4. Juni. Mittags in Lualaba bei Ferry. Bereitung der Speisen, das Servieren, alles verrät den Einfluß der Dame des Hauses. Nachher Antrittsbesuch bei Briart in Ludima.

5. Juni. Briart bei uns. Allerhand ethnologische Neuigkeiten. Nachmittags Packen und Trocknen.

6. Juni. Erfolgloser Jagdausflug, Packen, höre einige Batetelaarbeiter ab. Gewehrputzen.

7. Juni. Besuche die Bangulidörfer: Djesilua, Bulikeja und das Dorf Kumu Malengelas. Gewehrputzen.

8. Juni. Badinga vom Lubue und Bankutu vom andern Stromufer besuchen uns. Ein eingehendes Ausfragen.

9. Juni. Ich fahre zu den Pangu. Ich erhalte einen Einblick in das elende Fischerleben. Ich kehre zurück und packe. Mittags Besuch bei Briart. Abends erheitert Lemme uns durch Gitarrespielen.

10. Juni. Beschäftige mich mit der Banguli-Tätowierung. Gewehrputzen, Revidieren. Höre einige Baluba ab. Erhalte die erste Nachricht von der Mythologie der Batetela. Abends erfolglose Pirschfahrt im herrlichsten Mondschein auf Hippos.

11. Juni. Morgens Ausfahrt ins Bankutudorf. 2 Hippos zur Strecke. Eines mit Neunmillimeter-Vollmantel, treibt weit ab, wird von den Pangu gefunden. Abends Gewehrputzen.

12. Juni. Morgens Gewehrputzen. Mittags essen Briart und Grisart bei uns. Hippotailsuppe ausgezeichnet. Nachmittags Gewehrputzen, Auspacken, wieder Verpacken. Die beiden Repetierbüchsen der Wache sind immer schwerer zu reinigen.

13. Juni. Ein Staatssteamer vom oberen Sankurru kommend, passiert. Wir erhalten die ersten Nachrichten, daß ein Agent im Batubakriege im östlichen Lubudikreise getötet und der Abteilungschef Questieaux verwundet ist. Batubakrieg also noch nicht zu Ende. Sehr störend für meine Pläne. Lemme malt Sandbänke und ich studiere Gewehrputzen. Packen. Leichtes Fieber.

14. Juni. Der St. Urban-Steamer Dr. Briarts kommt von Luebo, wohin er gesendet war, um Leute zu requirieren, zurück. Pirschfahrt liefert anständiges Hippo. Packen, Gewehrputzen. Photographieren in Djesilua.

15. Juni. Der Steamer „St. Antoin", Kassaisteamer, der uns später nach Bena Makima bringen soll, kommt von Luebo auf der Fahrt nach Dima vorbei. Er ist blessiert gewesen und wird in Dima repariert werden müssen. Eingehende ethnologische Zwiesprache mit den Leuten des „St. Urban". Abends große Gesellschaft bei uns. Unter anderen der Amerikaner Werner, von der amerikanischen Expedition. Es passiert auch Bertrand, dem wegen seiner geographischen Kenntnisse auf den Zahn gefühlt wird.

16. Juni. Pirschfahrt. Ein kapitales Hippo auf 310 Meter mit Neunmillimeter-Hohlspitz. Jubel der Urbanleute bei der Fleischverteilung

und nachfolgende ethnologische Ergüsse. Gewehrputzen. Packen. Lemme malt das Kapital-Hippo.

17. Juni. Photographische Landschaftsaufnahme. Gewehrputzen. Packen. Mittags bei Briart. Abends nochmals Gewehrputzen. Meine Achtmillimeter macht mir Sorge. Trotz Fieber erfolgloser Pirschgang auf Elefant. Viel Losung. Kein Schwanz. Viel Sumpf. Fieber nimmt ab. Mittags kommt Briart. Nachmittags Gewehrputzen und Packen.

18. Juni. Gewehrputzen und Packen. Revidieren der photographischen Apparate. Abhören der Urbanleute. Fahrt nach dem Dorf Nkutu. Fieber. Briart siedelt nach Mange über.

19. Juni. Station stinkt nach Nilpferdfleisch. Fieber. Gewehrputzen. Packen. Ausflug und Studium der Banguludörfer.



Kassailandschaften: Jungangeschwemmte Seite einer Sandbank.

20. Juni. Gewehrputzen. Gottlob ist das ganze Umpacken fertig. Pirschgang auf Perlhühner. Briart und Grisart müssen Auskunft geben über die Ethnologie der Bussirastämme.

21. Juni. Gewehrputzen. Abermaliges Revidieren der photographischen Apparate, da vorige Nacht schwerer Gewitterregen. Ausfragen der Urbanleute. Zeichnung von Bangulitätowierungen.

23. Juni. Gewehrputzen. Sammlung wird gereinigt und verpackt. Badinga vom Lubue kommen zum Besuch. Nachmittags erfolgloser Pirschgang auf Elefanten. Abends Brief schreiben.

24. Juni. Die „Antoinette", die uns nach Mange brachte, kehrt vom oberen Sankurru auf der Fahrt nach Dima zurück. Neue Nachrichten vom Bakubakriege fehlen. Brief schreiben. Abends berichtet Briart von seinen Erlebnissen bei der großen Katangaexpedition Delcommune. Schade, daß darüber nichts veröffentlicht wurde. Muß eine ernste Reise gewesen sein.

25. Juni. Heutigen Sonntag durch großes Gewehrputzen gefeiert. Arme Achtmillimeter! Unbenutzt wird sie täglich kränker. Alle Versuche,

Kappen anzubringen, nutzen gegen diese Mordsnebel einmal nichts. Auch Einfetten nützt nichts. Brief schreiben. Abermaliges Abhören der Urbanleute.

25. Juni. Ausfahrt zu den Baukutu, die nochmals gründlich vorgenommen werden. Abermals Gewehrputzen und Reinigen von Objektiven.

26. Juni. Gewehrputzen. Abermaliges Abhören der Urbanleute. Noch einige Bangulitätowierungen. Abfragen einiger Balubaleute. Vorbereitung einer Bangufahrt für den nächsten Tag.

27. Juni. „St. Antonius" kommt, er soll uns nach Bena Makima tragen.

Aus solcher tabellarischen Übersicht mag man einmal ersehen, wie die Zeit des Stationslebens verschlungen wird. Da steht so manches harmlose Wort, das wohl nur durch seine häufige Wiederholung bei den Lesern einen richtigen Eindruck macht: Gewehrputzen. Wenn der heimische Schütze nach der Benutzung von chemischem Pulver sein Rohr acht Tage lang täglich und dann mit Unterbrechungen von acht Tagen immer 20 Minuten lang putzt, so ist er sicher, daß seinem Rohre nichts passieren kann. Wie anders hier in Afrika! Ein Lauf, der am Tage und dann nachher (trotz alles dazwischen liegenden Putzens) Nachts von den Patrouillen im Freien getragen wird, ist einfach verloren, wenn man die nötigen Vorbeugungsmittel nicht zur Hand hat. Ich habe dadurch, daß ich die Bewaffnung meiner Leute erst zu spät bekam, daß ich deswegen die Burschen immer mit meinen guten Jagdbüchsen versehen mußte, zwei gute Läufe eingebüßt. Das Selbstputzen, das in der Heimat für den wahren Waffenfreund eine Freude ist, wird in Afrika bei der Verschiedenartigkeit der vielen Tätigkeiten für den Chef einer Expedition einfach zur Unmöglichkeit. Erst in späten Monaten lernte ich ein Material schätzen, welches mich vor weiteren Flintenverlusten geschützt hat. Es ist dieses das Ferruginol des Apothekers Mönke. Ich erhielt einen ganzen Posten dieses Reinigungs- und Schutzmittels in Bena Makima mit meinen Waffen zusammen, und dann erst war ich deren einigermaßen sicher. Diese Substanz kommt in zwei Formen in den Handel: flüssig in Ölkännchen und als Salbe in Tuben. In letzterer Form wurde es in Europa vielfach der krystallisierenden Salze wegen angegriffen. In Afrika tritt die Ausscheidung der harten Salzkörper nicht ein. Vielmehr behält die Flüssigkeit die Eigenschaft breiiger Gleichmäßigkeit, und kann ich dieselbe nicht genug loben.

Der 19. Juni war ein wesentlicher Abschnitt. Mit dem Einzuge Dr. Briarts und seines Sekretärs kam Leben und gutes Essen in die Stimmung Manges. Nie sah ich in Afrika sonst einen Mann, der das halb barbarische Wander-Leben bei gleicher Arbeitsemsigkeit mit annähernd gleicher Behaglichkeit einzurichten verstand. Und unter allen Afrikanern wüßte ich keinen zu nennen,

der es verstanden hätte, sich in das Leben der Eingeborenen so hineinzudenken wie Dr Briart.

Er stieg nicht zu ihnen herab, sondern blieb immer Herr. Er ist wohlwollend und freundlich, ein Mann, der sicher von seinen Untergebenen ebenso emsige Tätigkeit beansprucht, wie von sich selbst, der dafür aber auch volles Verständnis für ein fröhliches Wort und guten, wenn auch noch so kräftigen Scherz hat. Er war unter allen Afrikanern, die ich während dieser Reise kennen lernte, glaube ich der einzige, der in der Negerin etwas mehr sah, als einen einfachen Gebrauchsgegenstand. Ferner war er ein reger Verehrer Schweinfurths, dessen Werke er leider nur in Auszügen kannte, zumal er mit der deutschen Sprache nicht sehr gewandt umzugehen wußte. Er kannte aber die ganze deutsche Entdeckungsgeschichte des Kassaibeckens; er sah Tier- und Pflanzenleben mit offenen Augen, dabei lernte ich in Afrika nie ein herzlicheres und annähernd wohltuendes Lachen kennen, als das Dr Briarts.

Es war ein wesentlicher Zeitabschnitt, als er am 19. Juni nach Mange übersiedelte. Was lernte ich da an kolonialer Einsicht! Wie wurden mir da über manche Punkte des Kongostaates die Augen geöffnet! Briart, der belgischer Konsul im Kongostaate ist, sprach sich immer in maßvoller und vorsichtiger Weise aus, aber es gibt ja Leute, aus deren Schweigen man mehr lernen kann, als aus stundenlangen Reden der üblichen Menschheit. Briart hatte seine Philosophen nicht ohne Nutzen gelesen. Das afrikanische Leben ist groß, fördert und gibt Kraft. Zu geistiger Bildung regt es nicht an. Das Geistesleben Äquatorial-Zentralafrikas ist arm. Es ist nicht nur deswegen arm, weil wir nordischen Menschen weniger darin zu lesen verstehen; es ist aber so wie mit allen Früchten, die im Norden



Kassailandschaften im Inlande: Borassus bei Mange.



Unsere Freunde: Dr. Briart und Sekretär Grisart.

an Aroma- und Geschmacks-Unterschiedlichkeiten zunehmen, im Süden aber an Süße und hübscherem Aussehen. Oft habe ich den Bildungsmangel Afrikas mit auffallendem Hungergefühl gespürt. Ich glaube, Dr Briart war der einzige Europäer, der dasselbe empfand. Die Zeit in Mange ward mir so eine frische Unterbrechung der etwas klanglosen Gleichförmigkeit, und immer werde ich in froher Erinnerung neben der liebenswürdigen Gestalt unseres geistreichen Wirtsherrn von Mange die hohe, vornehme Gestalt des eleganten Grisart sehen. Als wir am 28. Juni unseren Steamer „Antonius" bestiegen hatten und „in See" gingen, da winkten uns die Herren vom St. Urban ein fröhliches „Ade" und „Auf Wiedersehen" zu. Unsere Fahrt bis Bena Makima währte bis zum 2. Juli. Auf dem Deck des „Antonius" trafen wir alte Bekannte. Es waren der alte und der neue Leiter der Pflanzungen und Farmen der Kassaikompanie. Ihre Anwesenheit war sehr liebsam, denn die Herren brachten von ihrer Pflanzungsstation nicht nur vegetarische Speisemittel, sondern auch allerhand blökendes, quiekendes und krächzendes Nahrungsmaterial mit, das dem Speisezettel eine ebenso interessante wie geistreiche Abwechslung verlieh. Außer diesen beiden Herren war noch ein neuer Agent der Kassaikompanie, Monsieur Guerry an Bord, ein wunderlicher Kauz, über dessen grauenvolles Ende ich später noch berichten werde. Guerry machte schon damals den Eindruck eines Wunderlings. Er gab zu, früher ein wüster Geselle gewesen zu sein, verfiel jetzt aber in eine direkt fanatische Sucht, alle Leute zu „verbessern". Er war schon am oberen Kongo gewesen und hatte während seines Aufenthaltes in Europa die Bekanntschaft einer Dame gemacht, die ihn verpflichtet hatte, im Innern ein alkoholfreies und keusches Leben zu führen. Die Folge davon war, daß er sich in Dima noch einmal kräftig betrank und dann an alle Agenten der Kompanie Druckzettel verteilte, welche von einer Anti-Alkohol-Liga herausgegeben waren. Als er auf seinem neuen Posten im Süden angekommen war, schrieb er an die Direktion der Kassaikompanie einen groben Brief, in dem er sich verbat, daß ihm ferner die allgemein üblichen Rationen an Champagner, Wein und Schnick zugesandt würden. An Bord war er nicht unangenehm, er las eigentlich ständig in den Büchern, die ihm von seinem weiblichen Ratgeber in Europa zur Veredelung seines Seelendaseins und Verbesserung seines Lebenswandels mitgegeben worden waren. Dabei war er außerordentlich pedan-

tisch, hatte ein kleines Lineal und einen Bleistift in der Tasche, und wenn er an einen Punkt kam, der ihm wesentlich erschien, so unterstrich er die betreffenden Sätze sehr sorgfältig mit Blei. In den Büchern war hauptsächlich von christlichen Problemen die Rede. Als wir einmal in Bena Makima eine Mittagsunterhaltung, betreffend den Ursprung der christlichen Konfessionen, hatten, sandte er mir gleich Bücher zu, in denen vom hohen Standpunkte aus bewiesen war, daß die christlichen Sekten gar nicht christlich wären, daß es nur ein wirkliches Christentum gebe. Mit auffallender Genauigkeit waren in diesen Büchern gerade die unwesentlichsten Sätze unterstrichen. Im übrigen war er ein gutmütiger kleiner Kerl; mochten noch so viele Krokodile am Strande herumliegen, er hüpfte jeden Abend ins Wasser, um ein frisches Bad zu nehmen. Asketisch lebte er nicht, und wenn es Hühner im Mohambeform gab, dann war es erstaunlich, was er vertilgen konnte. Das war unsere interessante Reisebegleitung auf dem Wege nach Bena Makima.

Die Stationen waren der Reihe nach: am 28. Juni Nachtlager in Lubue an der Lubuemündung, am 29. Juni Bussongo, Staatsstation an der Sankurumündung, am 30. Juni lagerten wir am Busch, am 1. Juli verbrachten wir die Nacht in Baschi Schombe, einer kleinen Faktorei gegenüber der Langalamündung. Unsere wesentlichsten Erlebnisse waren: einmal die Entdeckung der Beraubung meiner Bagage, nebst anschließendem Fieber in Lubue und dann die Besuche in den Baschileledörfern bei Bussongo und bei Baschi Schombe.

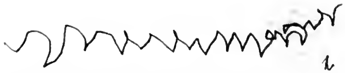
Die Dorfbewohner waren interessanter, die Entdeckung der Beraubung aber aufregender. Nach Mitteilung der Schiffsakten mußten sich an Bord unseres „Antonius" Kisten meiner im November 1904 per Dampfer „Lübeck" eingesandten Ausrüstung befinden. Eigentlich sollte diese Ladung schon am 13. Februar in Matadi eintreffen, und ich habe im Laufe der vergangenen Kapitel mehrfach erzählt, wie wir auf unsere Ausrüstung warteten. Die „Lübeck" ist aber weder im Februar, noch im März, noch im April angekommen. Sie erreichte den Kongo erst im Mai. Dazu kam, daß sich zwischen Matadi und Kinschassa noch ein kleines Eisenbahnunglück ereignete. Des ferneren stockte auf dem Kassai wegen der Trockenzeit der Verkehr, und somit habe ich die Hälfte meiner Ausrüstung erst im Juli, also acht Monate, nachdem sie von Berlin abgesandt war, und nachdem ich selbst in Afrika ein halbes Jahr darauf gewartet hatte, erhalten.

Man kann sich denken, mit welchen Empfindungen und mit welcher Spannung ich am Nachmittage des 28. Juni in den Bug des Dampfers stieg. Richtig, da waren meine lieben alten Koffer; man zieht einen der Koffer empor, — er klappert so merkwürdig, — der Überzug wird abgenommen: siehe, Krampe und Riegel sind abgerissen, und das Schloß fehlt. Ich schlage den Deckel empor. Wie Kraut und Rüben starren mir in wildem Durcheinander leere Papierhüllen, zerbrochene Tuscheflaschen, Stearinlichtkapseln und die leeren

Enveloppen einiger Musikdosen entgegen. Schnell wird noch ein Koffer geöffnet, es ist der, der einen großen Teil meiner Wäsche barg, es war einmal, denn er ist fast gänzlich leer. Voller Hohn lachen mir zwei japanische Masken entgegen. Le beau reste!

Erschüttert ging ich von dannen. Für heute hatte ich genug. Nach diesen ersten Einblicken mußte ich annehmen, daß meine ganze „Lübeck"-Ausrüstung in gleicher Weise beraubt war. Die Folge der Erregung war ein schweres Fieber, das mich noch am selben Abend packte. Es war Pech gewesen, daß ich diese am meisten beraubten Koffer zuerst öffnete. So schlimm, wie mir an diesem Tage die Sache vorkam, war das Unglück nicht.

Hochinteressant waren die Besuche in den Baschiledörfern, im Hinterlande vom Bussongo und Baschi Schombe. Es war für mich eine schwierige und ernste Frage gewesen, zu welcher Kulturform die Baschilele wohl gehören mochten, und ob ich es wohl nötig hatte, ihnen eine eigne Reise zu widmen. Sowie ich aber die ersten Gestalten der Baschilele sah, wurde es mir klar, daß die neue Rassenreihe der Bakuba hier anfing, daß es ein Ende hatte mit den verkümmerten, degenerierten Fischervölkern am Hauptstrom. Breite, starke Menschen, selbstbewußt, würdig zurückhaltend und ernst, traten mir hier entgegen. In ihren Hallen nahm ich schon allerhand aus dem reichen Kunstgewerbe der Bakuba wahr, dem ja das Studium der nächsten Monate gewidmet sein sollte. Mit Freuden stellte ich fest, daß nach dem ersten Eindruck, den ich so bei den Bakuba-Baschilele hatte, hier offenbar sehr viel glückliche Früchte für den Ethnologen einzuheimsen wären.



Aus dem Skizzenbuche meiner schwarzen Freunde: Zeichnung eines Maluba, die Mudima, eine große Fledermaus darstellend; der Zickzackflug repräsentiert das Tier. Natürliche Größe.

Elftes Kapitel.

Am Ende der Wasserstraße.

Am Nachmittag des 2. Juli läuft „St. Antonius“ in Bena Makima, gelegen am Kassai, wenig unterhalb der Mündung des Lulua an. An dem außerordentlich schroffen Ufer, das, wie fast überall, in keiner Weise irgendwie eine kulturelle Behandlung erfahren hat, der man seine Eigenschaft als Landeplatz anmerken könnte, steigt der Fuß etwas mühsam zu der schön gelegenen Kulturstätte empor. Wir sind am Ende der Schiffahrt angekommen, wenigstens ist es das Ende der Schiffahrt für uns. In den Zeiten guter Wasserverhältnisse „krabbelt“ der „Antonius“ etwas mühsam den Lulua bis Luebo und den Kassai bis Djoko Punda hinauf. Jetzt, in der Zeit des Wassermangels, ist hier sein Endpunkt. Die Güter werden nach dem oberen Strome mit geruderten Stahlbooten geschafft.

Bena Makima ist schon ein „alter“ Platz; ich glaube, die erste Faktorei wurde im Jahre 1888 gegründet. Es siedelten sich dann hier mehrere Kompanien an, von denen aber im energischen Konkurrenzkampfe bald einige erlagen. Auch heute, wo doch die Fusion, deren Produkt die Kassaikompanie ist, eine sehr weitgehende ist, und doch fast alles, was „kleine Kompanie“ war, verschlungen wurde, auch heute sind noch mehrere verschiedene Anlagen hier vertreten. Da ist gleich dieses Ufer. Es gehört nicht der Kassaikompanie, es gehört der S. A. B. B., einer heute nur noch mit Pflanzungen im Inlande beschäftigten Gesellschaft. Gleich am Strande liegt ein hübsches kleines Haus inmitten einer Kaffeepflanzung. Es gehört auch der S. A. B. B., die ihren Sitz im Inlande Galikoko hat. Am Ufer erscheint der Agent der etwas weiter flußabwärts gelegenen Station der Kassaikompanie, Herr Deyen. Er erklärt, daß er das Verfügungsrecht über das kleine Haus der S. A. B. B. hätte, und daß er sogleich die Schlüssel von den im Inlande wohnenden Pères holen lassen wolle. Ich

habe sodann zunächst den Eindruck einer außerordentlichen Einigkeit. Missionar, Kaufmann und Pflanzer unterstützen sich gegenseitig. Leider trog der Schall.

Ich steige in unser kleines Haus hinauf. Es hat einen großen Raum, der früher als Lager diente; in den bugsiere ich die tüchtig angewachsene Bagage. Sie wird an den Wänden auf langen Gerüsten aufgeschichtet. Gleichzeitig aber wohnen in diesem Raume meine Polizeisoldaten und die Boys. Das kleine Zimmer auf der andern Seite richte ich mir als Schlaf- und Packzimmer ein. Lemme beschließt, auf der schönen Veranda zu schlafen. Das alles ist schnell angeordnet, und dann nehme ich die „Lübeck"bagage in Empfang. Der vorgerückte Abend sieht uns auf der Veranda des Kassaiagenten, der sich zunächst in freundlicher Weise um unser Wohl kümmert. Die beiden Chefs de Culture sind zu Besuch zu den Pères gegangen. Als sie zurückkommen, ist die Stunde schon ziemlich weit fortgeschritten, und ist es wohl zum Teil auf das Konto dieser späten Stunde und der Eigenart verschiedener genossener Flüssigkeiten zurückzuführen, wenn der Kapitän des „St. Antonius" sich einige recht eigenartige Ausfälle gegen den Staat leistete, auf die der erste der Herren Plantagenchefs mit einer kräftigen Charakterisierung der Herren Kapitäne im allgemeinen antwortete. In Erinnerung ist mir diese kleine Streitsache wie ein Symbol all der Schwierigkeiten und Plänkeleien vorgekommen, die ich im Laufe der Zeit, die wir in Bena Makima verbrachten, beobachten mußte, und unter denen auch ich zu leiden hatte. Fürs erste zog ich mich ziemlich befriedigt auf mein Lager zurück, denn mit der Empfangnahme der Ausrüstung aus der „Lübeck", die ja allerdings wegen der Beraubung mit genügendem Ärger verbunden war, begann für mich doch eine neue Periode der Arbeit.

Denn nun waren wir in den Augen der Schwarzen hochwohlhabende Leute. Und das ist sehr wesentlich. Da waren zunächst die zwanzig Jägerbüchsen für die Polizeisoldaten, die von den verständigen Negern sogleich als außerordentlich tüchtige Waffen erkannt wurden. Ein alter Mann, der hier als Plantagen-„bummler" ein wechselreiches Leben führte, näherte sich einer der Büchsen, betrachtete sie eingehend und sagte dann: „Tschigomma na Bismania" (das Gewehr der Bismania). Ich erkundigte mich, was es heißen solle, denn Bismania ist ein Wort, das gar nicht so recht in die Negersprache des hiesigen Landes hineinpaßt. Ich habe an diesem Tage keine Aufklärung erhalten, denn der Alte drückte sich sehr schnell. Als ich dann später südlich der Wissmannfälle in das erste Kioquedorf mit meinen Polizeisoldaten kam, begrüßte mich der alte Chef mit freundlichem Hinweis auf meine Gewehrträger mit den Worten: „Pilamossi Bismania!" das heißt „gleich Bismania", und wir erfuhren sodann, daß die Soldaten Wissmanns von den Angolesen Bismania genannt wurden. Der Name Bismania blieb nun meiner kleinen Kohorte erhalten. Eigenartig aber ist es, wie die Neger zu diesem Vergleich kamen. Es ist ein typischer Fall. Ich habe es dann in den nächsten Tagen schon erlebt, welch unglaublich techni-

sches Verständnis die Neger für alle Waffen haben. Schon nach einigen Demonstrationen vermochten sie ein Gewehrschloß auseinander zu nehmen und wieder zusammenzusetzen. Die Neger erkennen jede Gewehrart wieder, die sie einmal in ihrem Leben gesehen haben. Und sehr richtig haben sie im vorliegenden Falle gemerkt, daß wir andere Gewehre als die Soldaten des Kongostaates haben, und daß diese Gewehre dieselben sind, die einst Wissmanns Leute trugen. Jener alte Mann, der die erste Entdeckung gemacht hatte, hat mir auch erzählt, daß er einmal im Lager von Luluaburg unter Wolf gearbeitet, ein Arbeitsgerät gestohlen und dann ordentlich Prügel bezogen habe. Das erzählte



Eingeborenendorf bei Bena Makima: Blick nach Süden.

mir der Mann mit jener fröhlichen Behaglichkeit, mit der der Neger eigentlich immer an derartig wohlverdiente Vertraulichkeiten des Verkehrs mit uns zurückdenkt.

Was kommt da alles sonst noch aus Kisten und Koffern! Da gibt es Spieldosen, die auf einen einfachen Druck der Hand die wunderbarsten Melodien singen. Da sind glänzende Ketten und prachtvolle Armringe aus Bronzedraht. Da gibt es die wertvollsten Messer. Japanische Holzschachteln und Kochkessel, allerhand Handwerkszeug und fröhlichen Tand, den die Negerschaft des Kassai nie vordem sah. Da wird dann gestaunt und gestarrt, und in den folgenden Tagen kommen die Neger weither aus dem Inlande, um all dies Zaubergerät ansehen

zu können. In Bälde verbreitet sich das Gerücht, daß der Sohn Kabassu Babus, der Sohn Wissmanns, wie wir alsbald heißen, mit großen Schätzen in das Land gekommen ist, um von den Eingeborenen über Sitten und Gebräuche sowie über alte Mythen Auskunft zu erhalten.

Natürlich bringt der größere Reichtum auch erhöhte Ansprüche an meine Arbeitskraft mit sich. Alles muß ja ausgepackt, gelüftet, gereinigt und in den Traglasten verpackt werden. Die Riesenkisten, die wir erhalten haben, können nicht in das Inland befördert werden. Sie wurden dann später, mit ethnologischen Gegenständen gefüllt, wieder heimgesandt. Das Gepäck selbst aber kommt nun in die kleinen Koffer, von denen immer zwei ineinander gesetzt angekommen sind, so daß ich über ziemlichen Raum verfüge. Ich übergehe die allgemeinen expeditionstechnischen Schwierigkeiten mit Stillschweigen. Es ist vollkommen genügend, wenn von uns beiden, dem Leser und dem Schreiber, der letztere der ihm gewohnten Einsamkeit und Erinnerung lebt, während der Leser mit dem Zeichner der Expedition sorglos in die schöne Welt hinausträumen mag, die der wundervolle Kassai zu unseren Füßen durchschnitt: in dunkelgrüne Waldränder, gelbe Sandflächen und eine zauberische Nebelwelt am Horizont.

Meine erste Arbeit in weitem Stile gilt dem Engagieren von Trägern, in der Ausbildung meiner zunächst noch kleinen Kolonne, deren bewaffneter Teil von dem Koch Palia Messo einexerziert wird. Das Drillen der Polizeisoldaten verlieh meinem Lager in Bena Makima einen charakteristischen Zug. Zunächst sind die Jünglinge in vollem Entzücken über die schönen Waffen, die ihnen anvertraut sind, zu einer kleinen strammen Exerzierübung sehr gern bereit. Sie tragen jetzt schon bunte Kleider, haben in der Hand ein schönes Gewehr, spielen richtig Soldaten und können sich dabei fürchterlich dicketun. Der Koch Palia Messo kennt vom Übungsplatze der Truppen in Lussambo her die Kommandoworte, die er in wunderbarstem Französisch zutage fördert. Kein Franzose würde diese Worte verstehen, aber sie wirken köstlich. Noch jetzt dröhnt in regelmäßigem Takte an mein Ohr: „Panni, hön, tö, — Panni, hön, tö, — Panni, hön, tö, — Panni, hön, tö (entstanden aus „compagnie" und „un, deux"). Wahrlich, es war eine stolze Macht, diese „Bande" von zwölf verschiedenen Stammesvertretern, die ich zunächst als Polizeitruppe aufrecht erhielt.

Zum zweiten ist meine Tätigkeit durch die ethno-geographische Lage Bena Makimas bedingt. Wir befinden uns im Bakubalande. Nach Osten zu wohnen im allgemeinen Buschong, nach Westen Baschilele-Kamba. Das ist aber nur die von alters her hier ansässige Bevölkerung.

Diese stolzen und selbstbewußten Eingeborenenstämme waren nicht für die Arbeitsleistung der Kautschukhändler zu gebrauchen. Vielmehr benötigten diese rüstige, wanderlustige Menschen, deren typische Vertreter Baluba und Bena-Lulua sind. Diese Stämme folgten gern dem Aufgebot der Europäer und

fluteten am Lulua hin, auch nach Norden. Zu den großen Zentren des neuen Verkehrs, wie Bena Makima und Ibanschi, traten sie bald in größerer Menge auf. Denn wenn sie auch verhältnismäßig nur kurze Zeit für den Europäer arbeiten, so siedeln sie sich doch sehr gern in diesen Ländern an und betreiben auf eigene Hand einen wesentlichen Ackerbau und Handel. Drittens endlich haben die Arbeitsherren von Galikoko von dem Bassongefürsten Zappuzapp kontraktmäßige Arbeiter erhalten, die auch nicht alle in ihre Heimat zurückgekehrt sind, sondern deren manche sich angesiedelt haben. Also allerhand Stämme und von allerhand Stämmen Vertreter sind in diesem Lande heimisch geworden. Es ist noch die Generation, die von Süden her eingewandert ist (wenn man bedenkt, daß es sich hier doch nur um eine Kolonisationsarbeit von höchstens fünfzehn Jahren handelt, und daß das Gros der Einwandererschaft wohl keine fünf Jahre in diesem Lande heimisch geworden ist), und diese ist natürlich noch im vollen Besitze ihrer mitgebrachten Kultur des Südens. Jeder Muluba ist hier noch Muluba! Jeder Mussonge noch Mussonge. Die Zeit der Verschmelzung dieser teilweise sehr verschiedenen Elemente zu einem neuen Volkstypus, aus dessen Eigenart der Ethnologe dann nur noch schwer die Entwicklungselemente herauslesen kann, ist noch nicht erfolgt. So bietet denn Bena Makima und das Zusammenströmen der verschiedenen alten Arbeiter und Einwohner des Landes für mich eine Gelegenheit zum Studium der Verschiedenartigkeit der Stämme des Südostens, wie ich sie später nicht wieder gefunden habe. Da sitze ich auf meiner Veranda vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein, da wird konversiert und gehandelt, denn nicht nur jede Auskunft will durch ein Geschenk belohnt sein, sondern jeder wesentliche Bericht wird „bezahlt"; da wird natürlich auch übertrieben und gestritten, gerechtet und geprotzt! O, wie anders sind diese Menschen der Steppen, die hier kommen, als die Bajansi des Kuilu! O, wenn doch die Kollegen, die heute noch von einer alles erklärenden Bantufrage reden, erst einmal zwei Monate am Kuilu und dann einen Monat unter den Baluba gelebt hätten! Vor allen Dingen ist mir in Bena Makima der eine große Wurf gelungen: ich habe die Mythologie und die Stammesorganisation der Südost- und Ostvölker entdeckt. Nun kam mir mein Studium der Balubasprache sehr zugute. Ich lernte es jetzt sehr bald, mich an diesen Klang zu gewöhnen und verstand auch ohne Übersetzer schon diesen und jenen Satz.

Wie hatte ich vordem am Kuilu und in Mange mühsam nach irgendeiner Dichtung oder Fabel Umschau gehalten! Und wie leicht floß mir, nachdem einmal der Mund der Baluba geöffnet war, das Material in Bleistift und Feder. Das Schöne war, daß hier noch jeder alte Mann gut Bescheid wußte über die Legenden seiner Heimat und daß er mit Stolz von der Unterschiedlichkeit seines Volks- und dessen Nachbarstämmen erzählte.

Ganz anders war der Verkehr mit den Bakuba. Die ernsten schwarzen Gesellen boten mancherlei tiefsinniges Material. Sie kamen aber nur, um ihre

ethnographischen Gegenstände anzubieten: einmal mit Stoffen, dann mit Holzbechern, mit geschnitzten Palmweintrichtern, Klystierspritzen für kleine Kinder, mit alten Mützen usw. Alles gaben sie verhältnismäßig gern, wenn sie es einmal bis zu meiner Veranda gebracht hatten. Nur die Tabakspfeifen, die wollten sie mir nie lassen. Und gerade auf die hatte ich es abgesehen, denn sie enthalten einen so wunderbaren Schatz an Ornamenten, daß dem Museum eine genügende Anzahl von Varianten gesichert werden mußte. In dieses behagliche Leben mit den Schwarz- und Braunhäuten spielte nun der Verkehr mit den Europäern dieses Landes in eigenartiger Weise hinein.

Abgesehen von Dima und Lussambo habe ich keinen Platz am Kassai kennen gelernt, der eine so wechselnde und kopfreiche weiße Bevölkerung aufwies, wie Bena Makima. Hier am Ufer des Kassai residierte der Gérant mit seinem Adjoint. Er hat den Transit nach dem Inlande und nach der Trockenzeit auch nach Luebo und Djoko Punda zu dirigieren. „St. Antonius", der ziemlich regelmäßig zwischen Dima und Bena Makima verkehrt und hier etwa alle zwanzig Tage auftaucht, wenn er nicht — was allerdings sehr häufig ist — sich an seinem eigenen Leibe einen Schaden zugezogen hat, bringt hier in Bena Makima aber



Aus dem Pflanzerpark bei Galikoko.

nicht nur Waren und Agenten für die Kompanie ins Land, sondern er setzt hier auch die Patres der katholischen Mission, die Beamten der S. A. B. B. und Missionare der amerikanischen Mission ans Land. So „wimmelt" es denn hier zuweilen von Weißen. Bis zu acht europäischen Bleichgesichtern saßen schon auf der Veranda in Bena Makima zusammen.

Am seltensten kommen wir mit den in Galikoko heimischen Beamten der Pflanzergesellschaft zusammen. Unsere häufigere Genossenschaft sind die Patres von Bena Makima, über die ich nun einiges erzählen werde.

Etwa zwanzig Minuten im Inlande befindet sich ein Platz, der auf den Karten der Kompanie als Pflanzung eingetragen ist. Es besteht bekanntlich das Gesetz in diesem Staate, daß entsprechend der Menge des eingesammelten Kautschuks Pflanzungen angelegt werden müssen. Das Gesetz ist unter einem Druck entstanden. Es wurde dem Kongostaate vorgeworfen, daß er nur Raubbau treibe, nichts für die Entwicklung des Wertes dieser Länder tue, denn dem Hinsterben so und so vieler wertvoller Pflanzen entspräche kein Ersatz. Über diese Frage werde ich in einem späteren Artikel noch einmal sprechen. Hier nur kurz die Erwähnung der Tatsache, daß der Kongostaat auf diese Angriffe hin eben das Anpflanzungsgesetz erhielt, welches mehr oder weniger ernsthaft eingehalten wird. Es reist ein „Controlleur Forestier", im Lande umher und zählt die von Zeit zu Zeit neu gesetzten Pflanzungen. Die Kassaikompanie, die ja große Mengen von Kautschuk jeden Monat exportiert, muß dementsprechend große Pflanzungen unterhalten. Solche habe ich kennen gelernt in Madibu, in Tsemodane, Bolombo und vor allen Dingen in Bena Makima. Die Leiter dieser Pflanzungen sind die Chefs de Culture, mit denen ich ja in Bena Makima gemeinsam ans Land gestiegen bin. Der Chef de Culture hat seine eigenen Gérants und Adjoints, die die Entwicklung der einzelnen Pflanzungen leiten, und seine Aufgabe besteht darin, die Pflanzungen abwechselnd aufzusuchen und ihre gute Fortführung zu überwachen.

Sehr interessant haben sich die Verhältnisse in Bena Makima gestaltet. Hier sind nämlich nicht Gärtner oder Pflanzer oder in solchem Berufe aufgewachsene Agrarier Leiter der Station, sondern Pères. Da ist zunächst der Père van Kerkhosen. Er ist Gérant der Kassaikompanie und bezieht sowohl das Gehalt als das Ravitaillement eines Gérants. Dann ist hier der Père Pôlet, der Gehalt, Titel und Ravitaillement eines Adjoints bezieht. Endlich ist da noch der Frère, ein tüchtiger Mann, wohl der einzige, der wirklich etwas vom Pflanzerfach versteht. Ich weiß nicht, weshalb die Kassaikompanie das Verhältnis, das sie mit der Mission unterhält, und das darin noch besonders zum Ausdruck kommt, daß die Pères ihre Pflanzerstation nach dem Direktor der Kompanie, St. Victorien, getauft haben, nicht öffentlich anerkennt. Aber auf den offiziellen Karten wird die Missionsstation St. Victorien, die doch in Wahrheit besteht, nicht gebucht. Übrigens ist die Stellung von Bena

Makima als belgische Missionsstation für die protestantische Station der englisch-amerikanischen Mission eine schmerzliche Erscheinung. Seinerzeit hatten die Missionare von Luebo um die Überlassung von Bena Makima als Missionsstation gebeten. Es war ihnen abgeschlagen worden mit der Erklärung, der Staat benötige dieses Terrains für andere Zwecke. Nun wurde die Missionsstation der Pères unter dem Namen einer Pflanzerstation der Kassaikompanie gegründet. Und das war wieder gegen die Abmachungen, die zwischen der protestantischen und katholischen Mission schon lange Zeit bestanden, — eine Abmachung, wonach die belgische katholische Mission den Südosten, die protestantische den Nordwesten dieser Länder als Arbeitsfeld innehalten wollten.

Natürlich machten wir schon am Tage nach unserer Ankunft den Missionaren von St. Victorien unsern Besuch. Ich habe in Afrika prinzipiell den Standpunkt aufrecht erhalten, daß ich als Christ mich und meine Leute veranlaßte, jeder christlichen Missionsbestrebung würdigen Respekt zu erweisen, gleichviel, ob sie katholisch, protestantisch oder sonst was sei. Wir haben, in der Nähe der katholischen Mission lagernd, uns an deren öffentlichen Gottesdiensten ebenso beteiligt, als wenn wir in der Nähe einer protestantischen Mission gewesen wären. Meine heidnischen Neger habe ich stets veranlaßt, sich in einem Sonntagskleide an diesen gottesdienstlichen Übungen zu beteiligen, habe aber nie verlangt, daß mein katholischer Tschikaja einem protestantischen Gottesdienst, oder einer meiner protestantischen Diener einem katholischen beiwohne: es ist schlimm genug, daß in der wilden Welt da draußen doch immer wieder Streitigkeiten zwischen den christlichen Konfessionen eintreten. Ich erachte es für die Pflicht jedes in solchen Ländern reisenden einflußreichen Mannes, sich einfach als Christ zu bekennen und nicht den Sonderglauben zu betonen. Gerade hier in Bena Makima hatte ich Gelegenheit, dies zum erstenmal zum Ausdruck zu bringen. Ich wohnte nicht nur den Messen bei, sondern schenkte auch reiche Gaben für die Mission. Außer einem Ballen Stoff, Salz, Messingnadeln, einer Kiste mit Emaillegerät usw. stiftete ich vor allen Dingen mehrere Kisten mit Spielsachen, die einen fröhlichen Sinn in die ernste Welt dieser Station brachten. Lemme fertigte außerdem ein Bild für die Kapelle an.

Die Pères erwiderten diese Freundschaftsdienste und unsere Stellungnahme zunächst in der herzlichsten Weise. Der Pater van Kerkhofen war ein Mann, der ebenso sachverständig in behaglichem Umtrunk wie in fröhlicher Musik war. Hierin traf er sich mit Lemme aufs erfreulichste. Pater van Kerkhofen bevorzugte die kirchliche Musik und spielte mit warmem Behagen nach dem Choralbuch, welches ich mitführte: „Ein' feste Burg ist unser Gott", während Lemme den Text dazu sang und mit der Gitarre begleitete. Und wenn der Pater die Messe mit dem lutherischen Choral „Vom Himmel hoch, da komm ich her" auf dem Harmonium einleitete, so war das für mich nur der Ausdruck der christlichen Einheit im Lande der schwarzen Primitivität. Doch



Der Kassai bei Bena Makima. Blick über die Sandbänke nach Süden.
(Nach Skizze.)



Aus dem Pflanzerpark bei Galikoko.

diese kleinen Musikfreunden waren um alles in der Welt nicht immer religiöser Art. Mit heller Begeisterung sang der Pater zur Gitarre- und Pfeifenbegleitung: „Als Noah aus dem Kasten war“ und „Du, du liegst mir im Herzen“. Man war, weiß Gott, nicht kleinlich in der Mission. Man sang sein Lied, braute und trank seinen Schnaps und hat bis zur Zeit der Ankunft des Supérieurs der Mission, des Père Cambier, in St. Victorien herzlichste Freundschaft erwiesen und erwidert.

Von diesen Herren erhielt ich manche Auskunft. Sie waren es, die mir die Beziehungen schufen, die es ermöglichten, in dieser bösen Zeit Träger zu erhalten. Ja, sie liehen mir sogar selber Träger, die ich natürlich bezahlte. Es war aber doch ein Freundschaftsdienst, denn in der nächsten Zeit sollte der Kontrolleur Forestier kommen, und es fehlten noch etwa 10 000 Kautschukpflänzchen. In dem häufigen Verkehr auf der Missionsstation nahm ich übrigens eine schwere Überbürdung an Arbeit zum Heile der Belehrung der Eingeborenenjugend nicht wahr. Wohl aber fiel es mir schon damals auf, welche ungeheure Macht die Mission in diesem Lande hat. Der Bakubakrieg war just verraucht; es glühten nur noch einzelne Funken unter der Asche. Um so erstaunter war ich, wie die Pères mit den Häuptlingen der Eingeborenen umgingen. Der Staat hatte verfügt, daß einige Häuptlinge der Umgegend sich beim Bau der Pflanzerstation

der Patres werktätig zu beteiligen hätten. Diese Leute waren nun etwas schlaff, da zog denn der Père Pôlet eines Tages mit Gewehr und Mannschaft aus, nahm diese Häuptlinge gefangen und setzte sie, in Ketten gefesselt, in der Missionsstation fest. Sie sollten so lange dort bleiben, bis ihre Leute die Bauwerke vollendet hätten. Diese Selbständigkeit, die übrigens so vollständig wie nur möglich der Art und Weise entgegengesetzt war, die ich später bei den ebenso gestellten amerikanischen Missionaren wahrnahm, ist um so auffälliger, als die Staatsstation Luebo nur zwei Tage weit entfernt ist, und es jedenfalls das Natürliche gewesen wäre, wenn die Patres dem Staatsposten das Gefangennehmen der Häuptlinge überlassen hätten. Handelt es sich um die Festnehmung von Leuten, die zu entfliehen suchen oder etwas ganz Widriges begangen haben, so wird man stets in solchen Ländern ein energisches Eingreifen eines jeden Europäers als berechtigt anerkennen müssen. Wo es sich aber um die prinzipielle Regelung der Verhältnisse im Lande handelt, da muß da, wo der Staat angesiedelt ist, dem Staate die Durchführung der Ordnung dieses Landes überlassen bleiben. Es entsprach das also vollständig den Verhältnissen, die ich mutatis circumstantiis am Kuilu genügend kennen gelernt hatte.

Weniger erfreulich war der Verkehr mit den Agenten der Kassaikompanie in Bena Makima. Schon nach wenigen Tagen machte ich die Entdeckung, daß Herr Oeyen uns nicht sehr gern sah. Verschiedene Agenten und höhere Angestellte der Kassaikompanie hatten mich schon zur Vorsicht gegenüber diesem Herrn gewarnt, der schon schwere Konflikte mit der Leitung der Kassaikompanie gehabt hatte. Auch Père van Kerkhofen entwarf uns eine nicht gerade sehr schmeichelhafte Schilderung des Charakters dieses Mannes, die leider der Entwicklung der Tatsachen vollständig entsprach. Herr Oeyen war leidenschaftlicher Sammler ethnologischer Gegenstände und sandte diese zum Verkauf nach Europa. Jüngst hatte er mit seinem Vetter, dem heimkehrenden Herrn Bertrand (von dessen geographischen Kenntnissen ich oben schon genügend erzählte), eine solche Sammlung nach Hause geschickt. Nun kam ich dem Herrn mit einer ähnlichen Begeisterung für ethnologische Gegenstände in die Quere, und da ich die Sachen natürlich so bezahlte, wie es der Wert, den sie für uns hatten, beanspruchte, erklärte mir Herr Oeyen sehr bald, ich verdürbe die Preise. Ich verwies den Herrn auf seinen Kautschuk und Elfenbein, und verbat es mir, sich in meine Privatangelegenheiten zu mischen. Darauf erklärte mir Herr Oeyen eines Tages, daß die Kassaikompanie ihm den Auftrag gegeben habe, für Anderer Rechnung ethnologische Gegenstände zu sammeln, und daß er demnach das Sammeln für meine Expedition verbieten müsse. Als ich mich darum natürlich nicht kümmerte, ergriff Herr Oeyen energischere Mittel.

Mit vieler Mühe — wie er mir schrieb — hatte der Abteilungschef dieser Gegend, Herr Cassart, eine Trägerreihe in Luebo für mich angeworben, die

auch richtig eintraf. Mit Recht vermutete nun Herr Deyen, daß ich nunmehr bald in das Inland aufbreche und durch Aufkauf ethnologischer Sammlungen im Inlande ihm den Zufluß ganz abschneiden würde. Als er nun eines Nachts stark vergnügt von einem Spaziergang zur Station zurückkehrte, lief er plötzlich, von heiligem Zorn erfaßt, mit einer Nilpferdpeitsche in die Hütten der Station, in denen meine Träger schliefen, und prügelte grundlos auf diese los. Die Folge davon war, daß ein Teil der Leute sofort wieder fortlief und daß die andern Leute von mir verlangten, ich dürfe dies nicht geschehen lassen. Es war natürlich, daß meine Achtung unter den Negern auf dem Spiele stand. Ich ließ deshalb sofort den eben eingetroffenen Herrn Cassart kommen und verlangte Satisfaktion in dieser Angelegenheit. Herr Cassart stellte in unserer Gegenwart einige Zeugenverhöre an, welche die Geschichte unzweifelhaft klarstellten, und versprach Erledigung. Bei dem Versprechen blieb es, und nun konnte ein Eklat nicht mehr vermieden werden. Dieser brach aus, als Herr Deyen mit einem Messer um sich warf, welches „zufälligerweise" — den Fuß eines meiner Boys traf, und als Herr Deyen dann gleichzeitig meinen Leuten das Betreten der Station, das Fischen am Ufer usw. verbot.

Bei der weiteren Entwicklung der Dinge war es für mich entscheidend, wie die Direktion der Kassaikompanie die Angelegenheit erledigen würde. Die Sache ist bis heute nicht für mich gesühnt worden. Sowohl der Herr Direktor Dewevre wie der Herr Inspekteur dieser Länder und der Chefinspekteur haben



Aus dem Pflanzerpark bei Galikoko.

ihr Urteil gegen Herrn Deyen einstimmig ausgesprochen. Es waren in dieser Angelegenheit, wie ich aus den Akten ersehen, genügend Briefe mit der Generaldirektion in Europa gewechselt, aber ich erhielt die verlangte Satisfaktion nicht. Außerordentliches Vergnügen bereitete es mir, als der Herr Generaldirektor in Europa erklärte, er wolle sich um die Sache kümmern — nachdem ich schon ein halbes Jahr in Europa war. Die Wahrheit ist die, daß die Leitung der Kassaikompanie dem fremden Forscher in einer solchen Sache keine öffentliche Unterstützung zuteil werden lassen wollte.

Dasselbe ersah ich im Laufe der Zeit auch aus den Verhandlungen, betreffend die Beraubung unseres Gepäcks. Auf meine Beschwerde hin, daß die eisernen Koffer erbrochen und beraubt wären, wurde mir zunächst die Mitteilung, meine Kisten wären schlecht vernagelt angekommen. Als ich nach langen Monaten, nachdem ich weit im Süden herumgepilgert und am Sankurru zur Kulturstraße zurückgekehrt war und mit Herrn Direktor Dewevre diese und eine offenkundig im Kassaigebiete selbst vorgegangene andere Beraubung besprach, gab er mir den Tatbestand als unangenehm zu, erklärte aber, er habe von Europa keinen Bescheid erhalten, der ihm ermögliche, eine entsprechende Stellung mir gegenüber einzunehmen. Er gab zu, daß ich mit meiner Beschwerde im Recht sei, doch als ich dann in Europa dem Herrn Generaldirektor diese Angelegenheit vorlegte, deutete er an, daß er von der ganzen Sache nichts wüßte, worauf ich natürlich nicht weiter auf die Angelegenheit einging, da das Gegenteil für mich aktenmäßig bewiesen war. Die Generalleitung der Kassaikompanie wollte eben nicht Stellung für mich gegen ihre Agenten einnehmen.

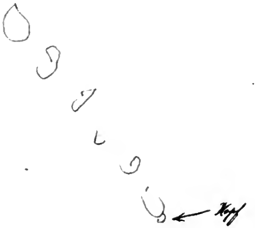
Diese Vorgänge blieben natürlich nicht Geheimnis, und es verstand sich von selbst, daß die an ein freies Leben gewöhnten Agenten allmählich zu der Überzeugung kamen, daß sie sich meiner Kolonne gegenüber herausnehmen könnten, was sie wollten. Zwar verlautete das Gerücht, Herr Deyen wäre strafweise später nach Golongo, einem sehr schlechten Posten, versetzt worden, aber dann erhielt Herr Deyen eine der ersten Stationen des Kassaigebietes, und damit glaubten denn die Agenten sich wieder mir gegenüber als größere Herren aufspielen zu können, was ihnen natürlich nicht gerade gut bekam, mir aber auf der andern Seite die Möglichkeit gab, verschiedene Leute in der Art kennen zu lernen, die zum Durchbruch kommt, wenn die europäische Tünche etwas subtrahiert wird. Auf alle diese herrlichen Verhältnisse werde ich aber zu sprechen kommen, wenn ich unsere Reise am Sankurru schildere.

Ehe ich die Beschreibung meiner Arbeiten in Bena Makima fortsetze, und zwar Bericht erstatte über die kleinen Wanderungen, die wir von diesem Platze aus unternahmen, muß ich noch eine etwas traurige Beschreibung einfügen, die Beschreibung meiner Krankheit. Deren Geschichte ist für alle jedenfalls

interessant genug, da wohl die wenigsten ebenso wie ich, der Schreiber dieser Zeilen, im allgemeinen damit Bescheid wissen, was bei derartigen Erscheinungen zu tun ist.

Schon in Mange war es mir aufgefallen, daß meine leichten Fieber die Begleiterscheinung merkwürdiger Magenschmerzen zeigten.

Nach der Ankunft in Bena Makima stellte sich ein ganz ausgeprägtes Schmerzgefühl im Unterleibe ein, das mir wie ein krampfhaftes rhythmisches Zusammenziehen des Darmes vorkam. Da ich vor meiner Reise nach Afrika an einem Darm-



Aus dem Skizzenbuche meiner schwarzen Freunde: Zeichnung eines Muluba, die Schimba (Siehe Abbildung S. 112) darstellend; die Fußstapfen repräsentieren das Tier. Natürliche Größe.

riß gelitten hatte und jetzt in den Tropen mehrfach durch Hämorrhoiden geplagt wurde, so glaubte ich anfangs, es mit einer ähnlichen Erscheinung zu tun zu haben, und richtete demnach meine Lebensweise so ein, daß ich eine Beschleunigung der Verdauung zu erzielen suchte. Damit beging ich aber den größten Fehler, der mir wahrscheinlich, wie einem höheren Beamten, der am oberen Kongo an gleicher Krankheit verschieden ist, einen härteren Ausgang bereitet haben würde, wenn mir nicht zufälligerweise, wie ich gleich zu schildern haben werde, eine Warnung beizeiten zuteil geworden wäre.

Die Schmerzen nahmen auf diese Behandlungsweise hin nicht ab, vielmehr stellten sich am 22. Juli nachts bittere Magenkrämpfe, dazu eine fühlbare

Schwellung des Unterleibes ein, die ich beide auf die gleiche Ursache, nämlich auf einen Sturz im Walde sowie eine leichte Uretralerkältung, die ich mir zugezogen hatte, zurückzuführen glaubte. Diese Krämpfe, verbunden mit Auf- und Abschwellungen, wiederholten sich alle vier bis fünf Tage, und zwar zwischen 11 und 3 Uhr nachts. Sie waren begleitet von leichten Blutungen und recht schweren Schmerzen. Nach einiger Zeit war ich so schwach, daß ich nicht zu stehen vermochte, und die Zeit vom 30. Juli bis 11. August verbrachte ich in einer jammervollen Verfassung. Zwei Dinge verschlimmerten meine Krankheit entschieden bedeutend. Das eine war der Ärger, den mir einerseits der Herr Stationschef bereitete, und andererseits die Tatsache, daß auch der zweite Teil unserer „Lübeck"ausstattung beraubt ankam, und daß mich ein Postpaket in Blechkapsel leer erreichte. Das andere dagegen war das Klima von Bena Makima. In der Zeit, in der wir in Bena Makima lagerten, ist das Kassaital von morgens 3 bis 8 Uhr in einen dicken Nebelflaum gehüllt. Da ich bei offenem Zelte schlief, konnte ich des Morgens beim Aufstehen zuweilen mein Bett ausringen, so daß Tropfen zu Boden fielen. Dazu herrschte in den Nächten eine arge Kälte. So ziemlich alles litt unter diesen Witterungszuständen. Die Hunde waren leidend. Unsere Hündin hatte am 17. Juli drei Junge geworfen, welche starben; von 35 Papageien starben annähernd die Hälfte, und unsere Leute krächzten mit den Hunden um die Wette. Dieser Wetterzustand war morgens um ½7 Uhr einer Tageskrisis unterworfen. Fiel der Nebel, so hatten wir einen vor Hitze flimmernden Tag vor uns. Stieg er, so war und blieb der Tag aussichtslos, grau, blendend, kühl. Dreimal in dieser Zeit verdichtete sich die graue Decke zu Gewittern, die stets nordwärts vom Kassai aufzogen und sich fast an seinen Ufern hielten. Einmal hatten wir aber die sehr merkwürdige Erscheinung, die während zweier grauer, aufeinander folgender Tage sich über oder in der Nebelschicht abspielte. Ich hörte schwaches Donnergrollen; ich sah die leichten Blitzerscheinungen im Nebel über mir. Aber kein Blitz kam zur Erde.

Daß dieses wechselnde Klima meinem geschwächten Körper nicht sonderlich guttat, versteht sich von selbst. Am 11. August trat eine Art Krisis ein. Die Schmerzstelle im Innern wechselte und verzog sich. Die Krämpfe blieben aus, der Blutabgang mehrte sich. Nach meiner Abreise von Bena Makima (in Kapingantumba) verschob sich die Schmerzstelle abermals, und nach dem Tipoyatage, der mich in Ibanschi eintreffen sah, fühlte ich abermals eine Verschiebung des Kampfplatzes im Innern meines Leibes. Die Krämpfe nahmen eine andere Form an. Doch läßt sich das für mich nicht beschreiben, da die Gefühle nicht zu schildern, sondern nur zu umschreiben sind. Nun hörte ich von dem Unglück, das, wie oben geschildert, schon einem höheren Beamten am Kongo das Leben gekostet hat, der zwei Monate lang an gleichen Erscheinungen gelitten, nach Europa zurückgekehrt und hier gestorben war, ohne daß man zunächst die Krank-

heit zu erkennen vermochte. Erst die Leichensektion brachte die Ursache ans Tageslicht. Er hatte eine Fischgräte verschluckt.

In Europa kann man sich kaum vorstellen, daß eine derartig kleine Veranlassung nach langer Zeit noch die Ursache für das Ableben sein kann. Mit Recht sagt sich jeder, daß die Gräte durch die Salzsäurebildung zerstört oder jedenfalls derart weich werden muß, daß sie kein Unheil mehr anrichten kann. In den Tropen ist das etwas anderes. Bei meiner Rückkehr habe ich festgestellt, daß ich Salzsäurebildung in genügender Menge nicht hervorzubringen vermochte. Es ist deshalb sehr wünschenswert, daß man Salzsäure mit sich

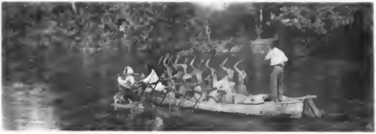


Kassailandschaften: An der Mündung des Lulua.

führt. Kaum hörte ich den Bericht von dem unglücklichen Ausgange, den ich eben schilderte, so war ich im Bilde. Ich erinnerte mich jetzt, daß ich in den letzten Tagen in Mitschakila ein oder zwei Gräten aus dem Rücken eines Fisches verschluckt hatte. Ich hatte damals heillose Schmerzen während weniger Minuten, dann war alles gut und ich hatte die Sache vergessen. Die kleinen Grätenungetüme mögen nun in Mange verhältnismäßig harmlos gelagert haben, in Bena Makima aber wurden bei den Wanderungen, bei dem Sturze und bei dem fortwährenden Abführen ungünstigere Stellungen im Leibe erzielt. Einmal erkannt, wurde nun unter der Leitung des medizinkundigen Missionars Mr. Sieg, eine andere Lebensweise eingeführt: viel Brot und pappige Stoffe.

Und siehe da, am 29. August hat mich die törichte kleine Gräte verlassen. Es verblieb nur noch eine kleine Wunde. Ich erzähle das als Warnung für andere. Die Fische des Kassaibeckens und, wie ich höre, auch des ganzen Kongolandes, zeichnen sich durch eine unheimliche Grätenmenge aus. Es gilt Vorsicht zu üben. — Ich hatte von 135 Pfund früheren Gewichtes derart eingebüßt, daß ich nur noch 99 Pfund wog.

Es waren ernste Tage, die auf diese Weise das Leben in Bena Makima mit sich brachte. Ich habe schon im ersten Kapitel geschildert, wie ich gegenüber der Poggeinsel, die zu meinen Füßen lag, über die Art des Reisens, den Wert unserer Tätigkeit und die Wertschätzung, die unsere Arbeiten in der Heimat wohl finden würden, recht melancholisch meditierte. In Bena Makima habe ich auch, und das darf ich nicht vergessen, mit die schönsten Triumphe der Arbeit erlebt, denn hier konnte ich den Grund der Mythologie des Kongobeckens legen. Daneben haben wir mancherlei kleine Reisen in das interessante Bakubaland unternommen, und hiervon werde ich im nächsten Kapitel des näheren vermelden.



Art des Reisens in Innerafrika: Das Stahlboot.

Zwölftes Kapitel.

Wanderungen im Bakubaland.

Wir befanden uns in Bena Makima, also endlich im Bakubalande. Wie lange hatte ich mich danach gesehnt, mit diesem Volke selbst in Beziehungen treten zu können! Zwölf Jahre! Ich war also gerade für das Studium dieser Leute gut vorbereitet in Afrika eingekehrt. Aber dann war mir auch sogleich die Kunde von einem Kriege der Bakuba zuteil geworden. Es war Reverend Mr. Sieg, der mit uns auf der „Leopoldville" angekommen war, mit dem ich in der nächsten Zeit so manche Plauderstunde verbrachte, und der mir bei der Ankunft im Bomma die erste Mitteilung von dem Bakubakriege machte. In Dima hatte ich Bestätigung gefunden und dann gehofft, daß diese bösen Zustände nicht allzulange währen möchten. Aber noch in Mange hörte ich von der Verwundung Questieaux', die neuen Datums sein mußte, und als ich nun bei Bena Makima meine ersten Besuche in den Dörfern der Alteingesessenen machte, da nahm ich alsbald wahr, daß die Wogen der Erregung nur oberflächlich geglättet waren. Es brauchte Monate, bis die Bakuba sich soweit an mich gewöhnt hatten, daß sie mir mit Vertrauen entgegenkamen, sie taten das eigentlich erst, als ich zum zweiten Male, aus dem oberen Kassai zurückkehrend, in ihrem Lande Einzug hielt. Dann hat es gewährt und sich bewährt, so oft ich wieder mit den Leuten am Lulua oder Sankurru zusammenkam. Mir selber war es nicht möglich, die Bakubasprache so weit zu erlernen, daß ich die Leute direkt verstehen konnte. Es ist anscheinend bei weitem die schwerste Sprache des Kassaigebietes. Aber ich fand unter meinen Leuten zwei alte Bakubasklaven von Balubaherkunft, die im Bakubaidiom groß geworden waren. Dann half mir in Ibanschi Mr. Philipps bei der Übersetzung der mir zuteil gewordenen Auskünfte, und endlich gelang es mir, einen richtigen Mukuba,

der im Süden in Sklaverei geraten war — für einen Bakuba ein außerordentlich seltenes Vorkommnis —, frei zu kaufen und damit ein für alle mal die notwendige Bakubaintelligenz an meine Fersen zu heften.

Auf solche Weise war es mir möglich, unter anderem auch in die Geschichte des Bakubakrieges, der dieses Land so arg mitgenommen hatte, näher einzudringen. Ich werde die Details in meiner Beschreibung der Bakuba, also in der Ethnographie des Kassaibeckens, wiedergeben und beschränke mich hier auf einzelne Andeutungen. Der Krieg brach im November des Jahres 1904 zwischen den Bakuba und den Europäern mit einer für die letzteren so außerordentlich plötzlichen Wucht aus, daß an irgend einen Widerstand nicht gedacht wurde. Überallhin verbreiteten sich die Gerüchte von diesem Angriff, der sich besonders auf die südwestlichen und westlichen Länder erstreckte. Zumal die Missionsstation bei Ibanschi wurde dem Untergang geweiht. Dieses wäre allerdings nicht nötig gewesen, denn die Missionare hatten frühzeitig genug in Luebo um Hilfe gebeten, diese aber nicht erhalten. Natürlich mußte, bei dieser Plötzlichkeit des Emporflammens, das Gerede über den Ursprung des Krieges allerseits die Phantasie in Bewegung setzen. So behaupteten einige Leute am Kongo, die Agenten der Kompanie trügen die Schuld, indem sie die Bakuba schlecht behandelt hätten. Andere machten den Staat verantwortlich. Viele andere sagten, die Bakuba hätten sich gegen die Gründung der apostolischen Mission in Bena Makima aufgelehnt. Endlich habe ich auch die Behauptung gehört, daß die Bakuba mit Entsetzen gefühlt hätten, wie die amerikanische Mission an Einfluß gewann und die Selbständigkeit der alten Bakuba bedrohe.

An alledem ist überall ein wenig Wahres. Das Grundmotiv ist aber nicht getroffen. Und das ist das Typische, das ist gerade die Sache, die ich bei den Bakuba studierte, das ist das große Kolonialproblem, das sich mir hier eröffnete. Ich habe früher schon einmal den Vorwurf erhoben: in bezug auf die Eingeborenenbehandlung und die Eingeborenenpolitik schauen wir im allgemeinen immer von außen nach innen, man dringt dabei aber nicht sehr tief und bleibt mit seinen Blicken an der Oberfläche haften. Ein wirklich tieferer Blick in das soziale Leben des Stammes ist bisher wohl nur der Theorie geglückt, kaum aber der Praxis. Das habe ich gerade hier so sehr bestätigt gefunden. Was ich im Bakubalande zuerst und später in den südlichen Ländern an derartigen Dingen beobachten konnte, ist es zum Teil, was mich jetzt wieder hinaustreibt, um in Nordafrikas entwickelteren Negerländern demselben Studium obzuliegen. Hier an dem traurigen Beispiele des Bakubakrieges will ich kurz zu skizzieren versuchen, was ich meine.

Die Hauptanregung zum Bakubakriege ist nicht von außen, sondern von innen gekommen.

Im Bakubalande hat es seit vielen Generationen die Gruppe der „Alten"

und der „Jungen" gegeben; es ist mir geglückt, die nur teilweise mythische Geschichte dieses Volkes neunzehn Generationen zurück zu verfolgen. Schon aus alten Zeiten stammt die Kunde, von einem derartigen Zwiespalt. Der Zwiespalt wuchs mit dem Auftauchen der Europäer am Horizonte des Bakubaschen Interessenkreises. Es wird manchen interessieren, in der Ethnographie geschildert zu sehen, wie in einer Abgeschlossenheit, die der des chinesischen Reiches fast überlegen war, der Staat des Lukengo — so heißt der mächtige Herrscher des Bakubareiches — inmitten der von allen Seiten andrängenden jüngeren Völker gleich einem Felsen im brandenden Meere dalag. Die Abgeschlossenheit hielten die „Alten" aufrecht, die „Jungen" forderten vielfach die Aufhebung der Schranken. Die Verhältnisse spitzten sich zu, schwankten unter den verschiedenen Lukengos hin und her, bis Wolf ebenso diplomatisch wie mutig mit anerkennenswerter Tatkraft das Prinzip der Abgeschlossenheit durchbrach. Die Kaufleute sind dann vor etwa 12 Jahren ins Land gekommen und haben um die Gunst des Lukengo gebuhlt. Es sind dem Lukengo Geschenke im Werte von 2000 bis 3000 Frcs. gemacht, aber es ist nichts weiter erzielt worden als die Genehmigung, Handel zu treiben. Und dieser Handel hatte seine wunden Punkte: der Lukengo ließ dem herrschenden Staatsrechte zufolge für jedes Betreten eines Dorfes durch einen Weißen einen Sklaven zum Opfer bringen und mit dessen Blut nach seinem Fortgange die Fußtapfen des



Äquatoriale Fruchtspender:
Melonenbaum, gezeichnet in Bena Makima.

Europäers auswaschen. Es ruhte jene fremdenfeindliche Kraft, die im Jahre 1904 explodierte, lediglich äußerlich. Es hat — und hier betone ich den Punkt, der mir am bedenklichsten erschien — nie ein Mukuba freiwillig im Dienste des Europäers gearbeitet. Nur Bakubasklaven und von den Europäern ins Land gerufene Bena-Lulua und Baluba arbeiteten. Der Vorwurf, den ich erhebe, ist der folgende: die Kolonisationsmacht muß Kenntnis haben von derartigen faulen Volksstimmungen. Sie muß beizeiten ihre Maßnahmen treffen, sie muß ferner die Wege finden, die dahin führen, daß die Männer der Eingeborenen arbeiten, sei es freiwillig oder gezwungen, und zwar arbeiten im Sinne unserer Kultur. Es handelt sich nicht um ein rohes und brutales Vergewaltigen! Beim Himmel, das ist das Schlimmste, was man begehen kann. Aber kennen soll man die Menschen, in deren Land man wohnt, aus deren Land man den kolonialen Nutzen ziehen will, man soll sie heranziehen zur Arbeit und soll sie nötigenfalls zwingen, an dem durch koloniale Arbeit erzielten Nutzen teilzunehmen. Das alles können wir mit unseren bisherigen Einrichtungen an Staat, Mission und Kaufmannschaft nicht erreichen! Dieser Vorwurf gilt nicht nur dem Kongostaat, er gilt allen Mächten, die das zentrale, äquatoriale und südliche Afrika jetzt kolonisieren wollen. Ordnung muß sein, ja, sie ist in vielen Kolonien sogar sicher vorhanden, sie geht in manchen Staaten so weit, daß der Eingeborene wie der Soldat stramm steht und sich nicht muckst. Es wird aber immer eine schlechte Eingeborenenpolitik sein, die nicht das Ziel erreicht, welches darin gipfelt, daß der Staat seine Eingeborenen — nicht ethnographisch und nicht ethnologisch, sondern menschlich und sozial — ganz genau kennt. Daß wir Deutschen hierin auch nicht Meister sind, das beweist die Unkenntnis, die wir in dem Herero- und Hottentottenkriege letzthin teuer genug bezahlt haben.

Zu solcher Kenntnis verhelfen nicht Verwaltungsbeamte und auch nicht Missionare. Beide haben anderes zu tun. Mir ist aber im Bakubalande ein Gedanke gekommen, der mir für die Regelung der Verhältnisse außerordentlich glücklich zu sein scheint, dem ich im Laufe der Wanderzeit im Süden oft nachgehangen habe und dessen Wirkungen, wenn er zur Ausführung gelangt, ich mir unter den verschiedensten Verhältnissen klar zu machen versuchte.

Ich wanderte einmal vor einigen Jahren im südlichen Schwarzwalde gleich einem Handwerksburschen durch die Dörfer. Es war an einem schönen Sonntage und mir war die Stimmung gekommen, die Dorfkirche aufzusuchen. Und ich habe da meine Zeit ersprießlich zugebracht. Als die Messe zu Ende war, versammelten sich die Bauern vor dem Gotteshaus und ich konnte dort mit vielem Behagen gar weise Worte von Kuh, Kalb, Ziegen, Hafer, Speck und Kirschenwasser reden hören. Das alles wurde ausgesprochen gegenüber einem ziemlich unscheinbar aussehenden kleinen Herrn, der bald von dieser, bald von jener Gruppe gefragt und ausgeholt wurde. Der Mann hatte eine

ruhige und sachliche Art auf alles einzugehen, Ratschläge zu geben, Rezepte aufzuschreiben, und die Leute erwiesen ihm ein außerordentliches Zutrauen, so daß er mir auffiel und ich ihn etwas schärfer aufs Korn nahm. Ich hörte nun, daß nicht nur von Ochs und Klee gesprochen wurde, sondern auch über den Gemeinderat, über den Herrn Schullehrer, ja sogar über den Herrn Pfarrer. Der Mann wußte über alles Auskunft und Rat und Beruhigung zu erteilen. Es war der Herr Landwirtschaftslehrer, eine Institution, die, soviel ich weiß, in dieser Form nur im „badischen Ländle" heimisch ist. Dieser Herr Landwirschaftslehrer ist vom Staate angestellt, zieht umher, hilft, wo es not tut, in jeder Landwirtschaftssache und ist, wenn er sein Amt versteht, der treueste Berater des Bauernvolkes.

An ihn mußte ich in Bena Makima gar manches Mal denken. Hätte es einen solchen Mann in diesem Lande gegeben, dann wäre der Bakubakrieg, der ungeheures Unheil über die in der Regenzeit in die Wälder geflüchteten Bakuba gebracht hat, nicht ausgebrochen. Hätte es ihn bei den Herero und Hottentotten gegeben, so hätte das Deutsche Reich viele Millionen gespart. Gäbe es überall im Kongostaate Leute von der Art des Herrn Landwirtschaftslehrers, dann gäbe es vielleicht im belgischen Lande gar manche Millionen weniger, aber es gäbe auch ein aufblühendes Staatsleben im äquatorialen Afrika, es gäbe vor allen Dingen nicht jene Dekrete, die nur auf den Druck der ausländischen Presse produziert werden, — es gäbe im ganzen Bilde Harmonie, Verstand und Gesundheit.

Ich meine mit diesem Vorschlage, daß man im Lande Leute haben soll, deren einzige Aufgabe darin besteht, als Freunde der Eingeborenen unter den „Wilden" umherzuwandeln, die Anregung geben, wie die Sitten und Gesetze der Eingeborenen kulturell verwendbar wären, die dem Staate beizeiten Mitteilung machten von den Bedürfnissen der Eingeborenen, denen die europäische Regierung nicht nachkommt, weil sie sie nicht kennt, und die eine ständige Vermittlerrolle mit erzieherischer Tätigkeit ausübten. Ich wünsche mir für solche Leute keine Assessoren, denn sie sehen mir zu sehr im Geiste unserer sozialen Organismen und zu verwaltungstechnisch; ich wünsche mir für die Ausfüllung solcher Posten keine Offiziere, denn sie sind zu sehr an Drill und Strafe gewöhnt; ich wünsche mir für die Lösung dieser Aufgabe keine Missionare, denn jeder Missionar, der edelste, christlichste, gütigste, frömmste Priester wird unwillkürlich zum egoistischen Vertreter seiner Kirche, und ich bin uneigennützig und sachverständig genug, um mir auch keine Ethnographen und Ethnologen, also gelehrte Männer von meiner Art, an solchem Posten denken zu können, denn auch wir sind zu sehr Sklaven unserer wissenschaftlichen Bestrebungen, um allein dem Wohle solcher Schutzbefohlenen leben zu können. Wir würden immer danach trachten, das Alte und Eigenartige zu erhalten und doch soll das nicht das Ziel dieser Aufgabe sein. Solche Lehrer sollen das Alte und Eigenartige



Äquatoriale Fruchtspender: Melonenbaum, gezeichnet in Maladi.

dieser Menschen kennen, würdigen und schätzen lernen, sie sollen aber gleichzeitig darüber nachsinnen, wie sie es umbilden, weiter entwickeln und weiter bilden zum Segen ihrer Schutzbefohlenen und der kolonisierenden Macht. Ich habe eine einzige Art gefunden, die mir geeignet erscheint, und das ist die des deutschen Volksschullehrers. Ich meine nicht den deutschen Volksschullehrer, wie er heut vielfach in Glacéhandschuhen und mit modernen Schlipsen in den großen Städten umherwandelt, eine Leuchte der Bildung darstellt und auf den Lorbeeren der Schlacht von Königgrätz, die er bekanntlich nach Bismarcks Worten gewonnen hat, einen eitlen Zukunftstraum phantasiert. Ich meine den braven deutschen Volksschullehrer, wie er noch auf dem Lande und in kleinen Städten wahrzunehmen ist, den bescheidenen, tüchtigen, einfachen, zur Selbstverleugnung gern bereiten Mann des Volkes, dessen Tätigkeit wir Gelehrte alle so hoch schätzen. Aus diesen Kreisen sollte man tüchtige Männer auswählen und sie als Eingeborenenlehrer unter die „Wilden" unserer Schutzgebiete senden. Die Leute sollten da nicht Lesen und Schreiben lehren, sondern sie sollten „Völker verstehen" lernen und dann lehren. Sie können Kartoffeln, Hafer- und Rübensamen mit herausnehmen, sie sollen aber an Büchern nicht viel mit sich schleppen, höchstens ihren „Jeremias Gotthelf", Goethes „Faust", den „Hungerpastor" oder so etwas.

Solches habe ich unter den Trümmern des alten stolzen Bakubavolkes in Bena Makima ersonnen und lege diese Gedanken meinen einflußreichen Freunden im Heimatlande hiermit vor.

Bei den Herren von St. Viktorien hatte ich die nötigen Vorkenntnisse gesammelt, die dazu gehören, sich über die dringendste Arbeit unter den Bakuba dieses Landstriches klar zu werden. Nach Süden zu wohnten die Kamba, ein den Baschilele verwandter Bakubastamm, der hier schon vor mehreren Generationen den Kassai überschritten hatte. Bei den Baschilele selbst war ein näherer

Verkehr, den eingesammelten Nachrichten zufolge, nur bei den Stämmen, die hinter Bena Luidi wohnen, den Nkoto, zu erwarten. Nach Osten zu waren die Buschongs heimisch, die zum größten Teil mit in den letzten Krieg verwickelt waren und deren Dörfer teilweise jetzt erst neu erbaut wurden und teilweise noch unbewohnt geblieben waren. Der Père van Kerkhofen erklärte sich bereit, uns mit Trägern auszuhelfen. Infolge des Krieges hatten sich nämlich viele Baluba aus dem Lande verzogen, waren nach Luebo und auch in ihre Stammländer zurückgekehrt. So mangelte es jetzt vielfach an Hilfskräften. Wie gesagt: der Père van Kerkhofen half uns in freundlicher Weise aus, so daß es gelang, die nötige Mannschaft für diese kleinen Ausflüge anzuwerben. Am 7. Juli unternahmen wir unsern ersten Ausflug nach dem Südosten. Schon Wissmann hatte auf seiner Karte das Dorf Kamba verzeichnet, und als ich diesen Namen hier wieder hörte, beschloß ich sofort, dorthin zu gehen und mit dem Studium der Leute das Fixieren der geographischen Lage zu verbinden. Der Weg war nicht allzuweit. Ein Marsch von 1 ¼ Stunde brachte uns an Ort und Stelle. Er führte durch das Tal des Likenje, den die Baluba gewöhnlich Lukenje und die Europäer zuweilen Dikenje nennen.



Äquatoriale Fruchtspender:
Melonenbaum, gezeichnet in Bena Makima.

Ich habe diesen starken Bach an drei verschiedenen Stellen überschritten, bei dem Ausfluge zu den Bena Kamba an seiner Mündung in den Sadi (wie hier der Kassai heißt), vor dem Eintreffen in Galikoko und endlich jenseits von Galikoko auf dem Marsche nach Ibanschi. Das Tal des Likenje ist überall

auffallend breit und in der Trockenzeit von kleinen Nebenadern und kleinen Sumpfstreifen begleitet. Dennoch soll es auch in der Zeit seines höchsten Wasserstandes ein besonders imposantes Wasser nicht werden, wohl aber ein Rinnsal, dessen Ufer weithin versumpft sind. Der Eindruck, den die Vegetation dieses Tales macht, entspricht dieser Angabe nicht. Denn schon $^{3}/_{4}$ m über dem Erdboden gehen die mächtigen Baumriesen mangrovenartig in Wurzeln über, so daß man meinen möchte, der Wasserstand wäre früher $^{3}/_{4}$ m höher gewesen. Der größte Teil der Bäume zeigt aber den Einfluß einer so hoch gehenden Wasserlinie nicht. Ich nehme also an, daß im Laufe der Zeit etwa $^{3}/_{4}$ m der Talsohle von den Wassern der Regenzeit fortgespült worden sind. Im übrigen ist die Vegetation des Likenjetales an allen mir bekannt gewordenen Stellen die gleiche: die Bäume der Abhänge und der auch hier ein wenig (ca. 30 bis 40 cm) über dem Sumpfniveau liegenden Talstreifen sind durch mächtigen Umfang ausgezeichnet. Ich sah bis dahin noch nicht derartig imposante Riesen wie im Likenjetale bei Galikoko.

Wenige Minuten südöstlich des südlichen Likenjetalrandes liegt Kamba na Maji, das heißt Kamba am Wasser. Der Kambastamm hat nämlich mehrere Weiler inne, und die vorliegende Ortschaft ist gewissermaßen der Hafenplatz. Hier wohnen die Fischer der Kamba, während die Eingeborenen im Inlande mehr dem Ackerbau ergeben sind. Zum ersten Male sah ich hier Zeichen der eigentümlichen Arbeitsteilung, durch die sich alle Bakubavölker ortschaftsweise auszeichnen. Übrigens ist Kamba na Maji gleich allen Bakubaweilern auf dem Plateau und in der Buschsavanne angelegt, und wie alle Dörfer der Baschilele und Buschongs stellt es einen großen quadratischen Hof dar, um den herum die einzelnen Häuser oder kleinen Gehöfte straßenweise angelegt sind.

Bei meiner Ankunft fielen mir sofort die Tätowierungen auf dem Leibgewölbe der Frauen auf. Diese sind nämlich nicht im Bandstile der Bakuba, sondern in der Linienart der Baluba ausgeführt. Da machte ich zum ersten Male die Erfahrung, die sich später außer bei den Pianga und Bienge bei allen Bakubastämmen wiederholt hat. Die meisten Frauen sind von den Baluba aufgekaufte Sklavinnen, die durch einige Modulationen der Zähne und Hinzufügung einiger Tätowierungsornamente des Bakubastiles naturalisiert worden sind. Die Bakubas haben in früheren Zeiten der absoluten Abgeschlossenheit teilweise über einen uralten starken Bestand von Elefantenzähnen verfügt, teilweise solche in großer Menge an den Handelsplätzen des Sankurru von den nördlichen Urwaldstämmen gekauft und dann auf den Marktplätzen des Südens gegen Weiber an die Baluba- und Bena-Lulua-Stämme vertauscht und haben so eine reiche Einfuhr von Frauen erzielt, ohne den „produzierenden Stämmen“ selbst Eintritt in das Bakubaland zu gewähren.

Unter einem kleinen Schutzdach in der Mitte des Dorfes nahmen wir Platz, und harrten der Dinge, die da kommen würden. Und das Ding kommt: o, was

ist das für ein häßliches Ding. Der Häuptling der Kamba hat eine Unmenge europäischer Stoffe um seine Hüften geschlungen, ein blutroter, breitkrempiger Mädchenhut ziert sein nach der Bakubasitte mit schönen Locken versehenes Semitenhaupt, eine bunte Frauenjacke schmückt seinen hageren Leib, o je, welche Karikatur! Heute weiß ich es: im Dorfe oder wenn er auf der Wanderschaft ist, trägt er sonst das landesübliche schöne und wertvolle Kleid aus Eingeborenenstoffen. Ich habe den Herrn später in dieser Tracht kennen und schätzen gelernt, er sah dann aus wie ein solider, ehrbarer und anständiger „Wilder". Wenn aber der Europäer in dieses Dorf kommt oder wenn er ihn in seiner Station besucht, so kleidet er sich à la Europäer, dann ist er eine schauderhafte Karikatur, der gegenüber kleinstädtische, die Mode ihrer Herrin nachahmende Dienstmädchen wahrhaftige Muster guten Geschmackes sind.


Vegetationsbilder vom oberen Kassai: Am Plateaurande von Bena Makima.

Der Herr Harlekin hat aber ein gutes Herz unter seiner Frauenjacke und er regt seine Dorfgenossen zum Mitteilen ihrer Tätowierungsweisheit, ihrer sozialen Kenntnisse, ihrer Kämme, Haushacken und Trinkbecher an. Als wir nachher gehen, äußert sich diese praktische Weltanschauung in einer umfangreichen Hühnerstiftung, die dem nahrungsarmen Bena Makima sehr zustatten kommt.

Das rührt mein Herz denn doch ein wenig, und ich lasse den Herrn fragen, weshalb er sich so häßlich kleidet und ob er dies wirklich für schön erachte. Die Antwort lautet etwa: „Vor dem Kriege trug kein Bakuba europäische Kleider (Baumwollstoffe). Die Europäer sind stark. Starke Leute muß man zu Freunden haben. Wenn die Europäer kommen, ziehe ich das europäische Kleid an, und dann bin ich ein Bruder der Europäer."

Ich seufze und wünsche meinem Bruder ein herzliches „Lebewohl", fluche aber in meinem ethnologischen Innern gewaltig über allen Kulturumschwung und eile den vorangegangenen Genossen nach. — — — — — — — — — — — —

Das zweite Ziel meiner Ausflüge von Bena Makima ist das Dorf der Baschi Nkoto. „Die Nkotoleute bieten einem nichts Interessantes und besitzen nichts mehr von ihren alten Sachen." So hatte mir Herr Deyen gesagt. Trotzdem versuche ich den Ausflug und ich werde gleich erzählen, wie lohnend er für die Wissenschaft und das Museum war. Am 14. Juli führte ein Stahlboot und ein kleines Holzboot der Eingeborenen uns und unsere Leute hinüber zu dem alten verlassenen Bena Luidi, das im Buschwerk des flachen Ufers vergraben südwestlich auf dem andern Ufer des Kassai gelegen war. Eineinhalb Stunde währte das Übersetzen, dann marschierten wir sogleich in das Inland. Wenig später waren wir im ersten Nkotodorf. Unser Eindruck war: halb verlassenes Haus, verfallenes, armes Baschileledorf. Davon, daß hier vor einigen Jahren ein Europäer Station und Handel ins Land gebracht hat, war nichts mehr zu verspüren. Alles sah ursprünglich und ungestört darein, in Tracht, Schmuck, Gerät, Lebensführung war nicht eine Spur europäischen Einflusses zu beobachten. Es ist mir immer aufgefallen: was der Europäer in dieses Land einführt, verschwindet, sowie er selbst wieder fortgegangen ist oder die Handelsstraße unterbrochen wird. Solange er im Lande ist und seinen europäischen Kram einführt, scheint alles Ursprüngliche zu verschwinden, er braucht aber nur wieder fortzugehen, und wenige Monate später trägt das Wesen der Eingeborenen keinen einzigen Zug des stattgehabten Einflusses ersichtlich zur Schau. Der Neger kehrt sofort zu seinem alten Kulturgut zurück. Der kulturelle Stoffwechsel geht in den westafrikanischen Tropen mit unglaublicher Geschwindigkeit vor sich, und ein Grund hierfür ist zum Teil der, daß der Europäer hauptsächlich wertlosen Tand, schlechte Stoffe, schnell vergängliches Salz und dergleichen einführt. So kam es denn, daß ich im Dorfe Nkoto nur wenige Messingnägel als Reste des Kulturlebens vorfand, welches die Kulturstätte Bena Luidis noch vor kurzer Zeit belebt hat. Daß ich in demselben Dorfe wiederum uralten, eingeborenen Kulturbesitz fand, werde ich sogleich zu berichten haben.

Das halb verfallene Dorf war fast leer, der Häuptling in dem Inlanddorfe, und somit ein längeres Verweilen nutzlos. Der nachfolgende vierstündige Inlandmarsch war s e h r anstrengend. Die „Hauptrichtung" der Straße, die wie

fast alle afrikanischen Wege ihr Ziel rücksichtslos verfolgte und mit Mühe alle zeitersparenden Umwegen vermied, durchkreuzte den Bogen eines höchst ungemütlichen Sumpftales zweimal und führte erst sehr spät, nämlich nach 2½ Stunden, zum eigentlichen Plateau hinauf, das sogleich den Buschsteppencharakter des Bakuba- und Baschilelelandes annahm. Leider konnte ich nicht erfahren, ob dieses Bett in der Regenzeit von einem merklichen Gewässer belebt wird. Ich glaube es aber nicht. Es ist wohl ein altes flaches Tal mit schwacher Wasserabfuhr in der Sommerperiode. Vielleicht ist in alten Zeiten ein Arm des Kassai hindurchgeflossen. Die zweite Kreuzung führte zwischen riesigen Palmen und garstigen kleinen Waldbildungen dahin. Wie Knochen verwester Mammutsleiber lagen die abgestorbenen uralten Riesenblattstengel am Boden und erleichterten mit ihrem balkenartigen Mittelleib die Passage für den im Schlamm nach Halt suchenden Fuß. Leider war dieser Palmenwald viel zu düster, um eine photographische Aufnahme wagen zu können, und vergebens sah ich mich nach einem „möglichen" Platze für den Maler um.

Am schwierigsten war der Übergang für ein sargartiges Gebilde, welches wir mit uns schleppten und das mir heut noch in der Erinnerung ein Lächeln abnötigt. Die Baschi Nkoto waren mir nämlich als höchst ungemütliche „Wilde" geschildert worden, die früher einmal einer kleinen Staatskohorte arg mitgespielt und deren Führer, den Kapitän Le Coq, zur Umkehr gezwungen hatten. Man versicherte mir, daß die Nkotos beim Anblick eines Gewehres von einer wahrhaftigen Berserkerwut befallen werden. Der Père van Kerkhofen hatte mich deshalb gebeten, die Gewehre unserer Leute in Kisten und nicht offen zur Schau getragen mitzunehmen. Ich war darauf eingegangen und hatte alle in dem Sarg befördern lassen. Nun sind 12 Jägerbüchsen vom Modell 71 keine schlechte Last, zumal auf dem sumpfigen Boden, der schon den unbehinderten Mann überall dem Ausgleiten und Hinstürzen nahe bringt. Die Träger taten mir also recht leid. Ich werde einen solchen Schabernack sicher nicht wieder mitmachen, denn die Anschauung, die dem Rate des Père zugrunde lag, beruht auf einer falschen Beurteilung der Sachlage und des Negercharakters. Es ist möglich, daß die Expedition eines Kaufmannes, der eine besondere Art des Verkehrs mit den Negern anstrebt, nämlich gewinnbringenden Handel, besser ohne ostentative Waffenführung vor sich geht. Eine wissenschaftliche Expedition unserer Art aber, deren Herannahen und Existenz schon monatelang vorher bekannt ist, deren Absichten und Tätigkeiten dem Neger an sich nicht unangenehm sind, und die, wenn sie überhaupt Erfolg haben will, bei den Eingeborenen beliebt sein muß, braucht nicht mit solchen Eventualitäten zu rechnen. Sie muß mit Nachdruck auftreten können, denn sie muß den Ruf verdienten Vertrauens genießen.

Also meine Gewehrkistenträger stampften mühsam durch den Schlammboden, alsdann ging es im Walde den Plateauanstieg empor über die Busch-

steppe hin und endlich in das Dorf Nkoto II. Leider wühlte ein schweres Fieber an diesem Abend in mir und zwang mich, in dem offenen Dorfschuppen das Ruhelager aufzusuchen. Erst am Morgen des 13. hatte ich die Möglichkeit, mich dem Studium des Dorfes und dem Ausfragen der Leute zu widmen. Von allen Seiten waren Stammesgenossen herbeigeeilt und das Dorf somit von Menschen überfüllt. Schnell war Lachen und ebenso geschwind eine gewisse Gesprächigkeit erzielt. So hörte ich, daß diese südlichen Baschilele schon von meinem Besuch in Bussongo an der Sankurrumündung und bei den Baschischombe gehört hatten — ein Beweis, daß die Leute weit im Lande umherziehen, und daß die Baschilele also untereinander reichen Verkehr üben. Im übrigen habe ich bei allen meinen Besuchen im Baschilelegebiet immer wieder bestätigt gefunden, was ich schon vordem vermutet hatte, die Baschilele sind echte Bakuba, und da es für mich persönlich hauptsächlich darauf ankam, den Bakubatypus als solchen kennen zu lernen, da ferner das zentrale Bakubaland mit seinen Übergangsformen nach allen Seiten das wichtigste Studiengebiet repräsentierte, so überließ ich die Fortführung der Arbeiten in diesem Lande den mir nachfolgenden Kollegen und wandte mich selbst wieder nach Osten. Ich fühlte mich an diesem Tage noch recht schwach und ließ mich deshalb ohne Schwierigkeit von Herrn Lemme überreden, nicht noch nach dem nächsten Nkotodorfe (Nkoto-Lemba) zu wandern, sondern



Vegetationsbilder vom oberen Kassai: Studie aus dem Urwalde.

bald wieder über Luidi heimzukehren. Ich blies zum Aufbruch. Schlaff und ermattet kam ich in Nkoto I wieder an. Wie hatte sich aber der Ort seit gestern verändert! Es wimmelte von Männern, Frauen und Kindern. Herr Lemme kroch in den Hütten herum. Triumphierend kam er mit einer Trommel, einem elfenbeinernen Blashorn, mit einer Holztrompete an. Es war ein wunderbar geschnitztes Stück, diese Trommel, und ihr Anblick verscheuchte im Augenblick alle Fieberstimmung und Fieberschwäche. Ich habe das sehr oft gespürt: geistige Anregung, der Zwang, aktiv vorzugehen, das sind die besten Mittel gegen die Erschlaffung, der Stumpfsinn aber ist der wahre Nährboden des Fiebers. Die Szenen, die nun folgten, waren über alle Maßen komisch: die guten Nkotoer, die ihre heilige Trommel in Gefahr sahen, waren aufs äußerste bestürzt. Wir boten sogleich Stoffe, fünf Stück, sechs Stück, zehn Stück. Die Frauen waren entzückt von der Aussicht; die Männer aber erklärten: wenn wir die Trommel weggeben, können wir nicht mehr tanzen! Die Frauen sahen den Stoff und redeten für den Verkauf. Zwei sehr national gesinnte Männer spielten die Rasenden, sobald das Wort „Verkauf" verlautete. Die Frauen suchten sie zu beruhigen.



Vegetationsbilder vom oberen Kassai: Riesen am Talrand bei Bena Makima.

Ich sah, die Sache war schwierig. Schon sprachen einige Leute von Bogen und Pfeilen. Auf keinen Fall durfte durch unsere Sammlungen ein Konflikt hervorgerufen werden. Ich nahm den ersten Rasenden beiseite und stiftete ihm zwei Stück Stoff und einige Tabakspfeifen. Die Wut legte sich. Ich nahm den zweiten Rasenden beiseite. Die Wut legte sich. Einer nach dem andern, sämtliche Männer des Dorfes traten mit mir in diese Ecke oder jene Ecke, in das Gebüsch oder hinter eine Hütte und nahmen ihre Gaben in Empfang.

Dann versammelte ich alle Männer in der Mitte des Dorfplatzes und erklärte feierlich, ich würde auf keinen Fall mehr als vier Stück Stoff für die Trommel geben. Da waren sie alle einverstanden. Die Trommel, die heute ein Hauptprunkstück unserer Sammlung ist, hat mich allerdings über hundert Mark gekostet. Dies sage ich als Beispiel für diejenigen, welche immer noch glauben, ethnologische Gegenstände kosteten nichts. Was die Herren Offiziere als Kriegsbeute heimbringen und großmütig den Museen schenken, das war allerdings billig „erworben" und billig transportiert. Aber diese Gelegenheitssammlungen sind ja überhaupt eigentlich Staatseigentum und mit den Kosten für den Krieg bezahlt. Ich werde im zwanzigsten Kapitel zu zeigen haben, wie systematisch der Wissenschaftler demgegenüber sammeln muß, und was das kostet. Über die Erwerbung dieser Trommel war ich, auch wenn sie recht teuer war, recht froh. Das elfenbeinerne Horn gab ich großmütig und ohne weitere Kaufanstrengungen zu machen zurück.

Nachträglich erwiesen sich die Nkoto als rechte Schlingel! Als wir abends daheim in unserem Lager saßen, hörten wir über den Strom herüber schallende Tanzmusik. Man konnte ganz deutlich mehrere Trommeln unterscheiden, während sie am Morgen behauptet hatten, sie hätten nur die eine Trommel. Wir waren jetzt im besten Verkehrston angelangt. Zwar hatte Herr Deyen gesagt, es gäbe hier nichts Interessantes mehr, aber dem war nicht so. Im Gegenteil, ich habe selten so wertvolle Nachrichten erhalten und war selten in der Lage, so interessante Varianten von Kämmen, Bechern, Haushacken und dergleichen in diesen Gegenden zu erhalten. Durch die Abwechselung erfrischt und angeregt, fühlte ich mich viel wohler und bereute schon, heute morgen den Rückmarsch beschlossen zu haben. Immerhin waren wir nun auf dem Heimwege. Die mitgenommenen Waren waren so wie so sämtlich verausgabt, und so marschierten wir denn dem Ufer und am Kassai einem Bena Makima gegenüber gelegenen Punkte zu. Das Übersetzen war mit Schwierigkeiten verbunden, Boote waren nicht zu erreichen, sondern nur die Trümmer alter Einbäume, die mit dem vorderen offenen Ende im Wasser schwammen. Infolgedessen fielen Herr Lemme, fünf Lasten und zehn Leute ins Wasser. Ein Klappschemel wurde bis zum andern Tage auf dem Sandboden gesucht und auch glücklich wiedergebracht. Es war ein Glück, daß der Kassai jetzt so flach und fast vollständig von Sandbänken angefüllt war, so daß kein großes Unglück geschehen konnte. Bei dieser Gelegenheit fiel auch ein kleiner Goertz-Anschützapparat das erstemal ins Wasser und blieb mehrere Stunden auf dem Grunde liegen, ohne daß er Schaden nahm. Ich werde später zu berichten haben, wie es dem Instrumente weiterhin erging.

Die dritte Wanderung von Bena Makima haben wir dann vom 17. bis 21. Juli dem Osten zu in das Land der Baschi Buschong unternommen. Ich besuchte die Dörfer Schala, Bakelle, Badibambo, Galikoko, Baschinkelle, Lu-

pangu. Der Marsch am 17. führte über den Kaschielle, einen kleinen Zufluß des Likenje, dann über diesen starken Bach selbst und endlich über einen kleinen Tributär desselben, den Ibemene, den ich am 19. und 20. Juli noch an zwei anderen Stellen überschritt. Die Faktorei Galikoko und das gleichnamige Buschongdorf liegen auf einem Plateau, welches im Süden durch den Ibemene und im Norden durch den Likenje abgeschnitten ist. Die Täler dieser Bäche sind auffallend breit und tief.



Vegetationsbilder vom oberen Kassai: Waldsäulen aus dem Busch bei Bena Makima.

Die Aufnahme in der Station bei dem Direktor und den Assistenten der Pflanzergesellschaft (S. A. B. B.) war eine sehr herzliche. Mit dem Père van Kerkhofen, der uns begleitet hatte, um hier einige Katechisten zu besuchen, und der uns in mitternächtlicher Stunde sein Herz bezüglich des Herrn Deyen ausschüttete, verbrachten wir einen wundervollen Abend, dem am andern Morgen die erste Unterredung mit dem Prinzen Michaelenge, einem Mitgliede der Lukengofamilie, der gerade hier einen Besuch abstattete, folgte. Ich habe mit diesem prächtigen Manne in Ibanschi später viele trauliche Stunden verbracht und verdanke ihm einen großen Teil meiner Kenntnisse über die Geschichte des Bakubavolkes. Die Ausflüge, die ich am 19., 20. und 21. unternahm, machten mich recht vertraut mit der traurigen Lage, in der sich die Bakuba zurzeit befanden.

Im Kriege hatten sie die Saatzeit verpaßt. Jetzt gab es nur kümmerliche Ernte. Nahrung war selten. Viel Krankheit herrschte. Im Busch hatten die Geflüchteten viele Familienmitglieder verloren. Kein Wunder, daß eine gewisse Nervosität herrschte. Immerhin ereigneten sich bei diesem Besuch Dinge, die ich nicht ohne Eingreifen mit ansehen konnte. Es lief nämlich vor unserer Kolonne immer ein Individuum her, welches die Eingeborenen gegen uns aufhetzte. Im Dorfe Baschinkete stellte der Führer, der uns vom Direktor der Pflanzergesellschaft mitgegeben war, diese Tatsache und den Mann selbst fest. Wir nahmen ihn gefangen und brachten ihn zur weiteren Untersuchung zum Direktor nach Galikoko. Jener gab an, daß es sich bei dem Manne um ein verrücktes Individuum handele, welches nicht zurechnungsfähig sei. Dies hinderte übrigens gewisse Leute nicht, später, als sie glaubten, daß dies nützlich sein könne, anzugeben, meine Leute hätten den Mann mißhandelt. Als später der Hauptmann Le Coq diese Gegend passierte, von dem Tatbestand Kenntnis nahm und mich freundlich von mehreren Behauptungen dieser Art unterrichtete, verlangte ich sofort Feststellung der Tatsachen und habe selbst dafür Sorge getragen, daß die nötigen Recherchen angestellt wurden. Es waren in dieser Zeit auch Diebstähle bei den Eingeborenen vorgekommen (zum Beispiel bestahlen sich die Eingeborenen von Bapibambo untereinander, um die entwendeten Sachen an mich zu verkaufen), dann hatten Leute des Herrn Oeven die Eingeborenen ebenfalls bestohlen. Das alles sollte nun auf meine Rechnung kommen und meiner Kolonne zur Last gelegt werden. Zu meiner Freude erfuhr ich das alles noch frühzeitig genug. Jedenfalls zeigte sich mir in dieser Zeit das Volk der Bakuba nicht gerade von seiner liebenswürdigsten Seite. Es ist dies aber auf die Folgen des Krieges zurückzuführen, und ich trage deshalb keinen Gram mehr im Herzen, denn ich habe gar viele wichtige Aufzeichnungen gerade in dieser Zeit machen können. Ich hatte in kommenden Monaten in anderen Gegenden genügend Gelegenheit, die Bakuba in geordneteren Verhältnissen und dementsprechend von einer günstigeren Seite kennen zu lernen.

Mit reichen Ergebnissen kehrte ich nach Bena Makima zurück.

---

13. August 1905. Der größte Teil der Träger, die mir seinerzeit vom Luebo aus zugeschickt wurden, waren in der Nacht vom 22. Juli, in der sie von Herrn Oeven mit der Peitsche bedacht worden waren, geflohen. Es blieben mir nur sehr wenig Leute übrig. Am 14. August, also einen Tag später, als das Messer des Herrn Oeven „aus Versehen" in den Fuß meines Boys gefallen war, brachte mir Nengengele, einer meiner schon in Dima angeworbenen Polizeisoldaten, den ich zur Werbung ausgesandt hatte, von Kapingantumba, einem bei Galikoko gelegenen Orte, achtzehn Träger herbei. Das kam mir wie

eine Fügung des Himmels vor. Ich sehnte mich danach, das nebelige Tal des Kassai verlassen zu können. Die Ereignisse der letzten Tage hatten mir Bena Makima verleidet. Da ich mich etwas wohler fühlte, packte ich also meine sieben Sachen schleunigst zusammen und sandte den ersten Transport in das Inland ab. Im übrigen erklärte mir der Nachfolger des Herrn Cassart, Herr Abteilungschef de Jaer, daß er mir ein Stahlboot zum Transport der notwendigen Habseligkeiten nach Luebo gern zur Verfügung stellen wolle. Überhaupt bemühte sich Herr de Jaer nach Möglichkeit, den schlechten Eindruck, den ich in den letzten Tagen von den Angestellten der Kompanie gewonnen hatte, zu verwischen. Ich beschloß nun, Herrn Lemme mit der zurückbleibenden Bagage im Stahlboote nach Luebo zu schicken. Von Luebo konnte er in einem Marsche von zwei Tagen ebenfalls nach Ibanschi rücken, und dann hatte ich unsere Kolonne wieder vereinigt, hatte zudem den größten Teil meiner Ausrüstung in Luebo liegen und konnte, wenn Herr Lemme einigermaßen Glück hatte, sogar hoffen, durch ihn noch Träger von Luebo aus zu erhalten.

Am Morgen des 17. August begleitete mich Herr Lemme noch ein Stück weit in den Wald hinein, dann kletterte ich mühsam in meine Sänfte und ließ mich nach Galikoko bringen. Der Herr Direktor in Galikoko war derartig erkrankt, war so erschüttert von dem kürzlich stattgehabten Tode seines Freundes Culot, daß ich schleunigst dem melancholischen Drucke, der heute über dem Hauptgebäude von Galikoko lag, entfloh, unter einem Baum ein frugales Mahl zu mir nahm und dann bis Kapingantumba weitermarschierte. Mit diesem Nachtlager in Kapingantumba beginnt für mich gewissermaßen der dritte Abschnitt meines Reiselebens. Vielleicht ist es der wesentlichste Punkt der Wanderzeit überhaupt. Zuerst hatte ich meine Lehrzeit am Kuilu beendet, dann meine Studienmonate im Kassaitale absolviert. Ich war immer an die Stationen gefesselt gewesen und hatte sehr wenig Bewegungsfreiheit. Jetzt endlich verfügte ich über unsere ganze Ausrüstung; jetzt kannte ich die Sprache der Eingeborenen genügend, um mich mit ihnen ohne Dolmetscher unterhalten zu können; jetzt brauchte ich mir nicht mehr Rat zu holen über die verschiedenen Wandermöglichkeiten; jetzt übersah ich so ziemlich alle Wanderverhältnisse, die in Betracht kamen. Ich kannte die Stellung des Kongostaates; ich kannte die Stellung der Kompanie; ich war genügend eingeübt in der Expeditionstechnik, um selbst meine Bestimmungen treffen zu können über die Anwerbung von Trägern, über die Routen und Wanderziele. Zudem fühlte ich mich an diesem Abend in Kapingantumba außerordentlich wohl, gewissermaßen befreit von der Last, die die Nachbarschaft unsympathischer Menschen immer mit sich bringt. Ich war von ganzem Herzen glücklich und sah mit Freuden der kommenden Zeit entgegen.

Zum ersten Male übernachtete ich hier in Kapingantumba in einem Lehmhause der Eingeborenen; zum ersten Male war ich ganz allein unter den Schwarz-

häuten. Ich lernte hier den Reiz der absoluten Einsamkeit meiner Rasse und des Fehlens jedes Zwiegespräches, das eine europäische Sprache mit sich bringt, kennen. Ich unterhielt mich ganz ausgezeichnet mit den Leuten und freute mich sogar, daß Tschikaja, der einzige unserer Boys, der etwas Französisch konnte, vorausgesandt war; es schien mir, als ob auch meine Leute sich über



Vegetationsbilder vom oberen Kassai: Palmen bei Bena Makima.

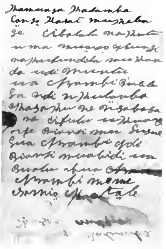
solchen Zustand der Dinge freuten. Denn ohne daß ich sie dazu aufforderte, brachten sie mir einige Baluba herbei, welche hübsche Legenden kannten, und führten mich zu einem Ort, wo ein interessantes Buanga (Zaubermittel) errichtet war. Die Eingeborenen — ich befand mich in einer Balubakolonie — erfreuten mich durch unaufgefordert herbeigebrachte Gaben an Hühnern und Eiern. Ich ließ sodann ein reiches Mahl bereiten, und zwar nach der Art

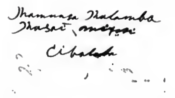
der Eingeborenen: große Biddiaklöße und Huhn in Öl. Ich nahm mein Mahl heute nicht an meinem Tische ein, sondern auf Matten, und lud die angesehensten und treuesten meiner Leute dazu ein. Dann erwarb ich noch einige Kalebassen mit Palmwein, und so saßen wir als behagliche Kameraden bis tief in die Nacht hinein unter dem schönen Sternenhimmel Kapingantumbas; auch



Vegetationsbilder vom oberen Kassai: Palmen bei Bena Makima.

die Nacht in meinem Lehmhaus verbrachte ich ganz ausgezeichnet. Ich erinnere mich nicht, während meiner ganzen Wanderzeit je so ausgezeichnet geträumt zu haben, wie in Kapingantumba.





Brief eines Schülers der amerikanischen Mission in Luebo. Vorder- und Rückseite. Ein halb der natürlichen Größe.

Dreizehntes Kapitel.

Ibanschi.

Am 18. August brach ich nach Ibanschi auf. Wir überschritten erst den Likenje, und dann ging es in eiligem Marsche über das Plateau. Zwischen Ibanschi und Kapingantumba haben wir nicht ein einziges Gewässer überschritten. Es war ein praller Sonnenschein und ein anstrengender Marsch. Wenn ich nicht getragen wurde, wanderte ich, auf zwei Leute gestützt, mühsam dahin. Weite Ausblicke nach beiden Seiten über die flachen Höhenzüge wirkten auf mich erhebend, da ich solche im tiefen, buschigen Tale des Kassai seit Monaten nicht gesehen hatte. Übrigens senkten sich alle diese Höhenzüge — wir überschritten fünf derartige Wellen — nach Nordwesten dem Tale des Langala zu. Am Nachmittag trafen wir in der Faktorei Ibanschi ein. Der lange Marsch hatte mich sehr ermüdet, und ich verbrachte einen äußerst schmerzvollen Nachmittag. Herr de Jaer war vor mir angekommen. Ich traf hier Herrn van Kauteren als Stationschef an. Der Herrscher der Bakuba, der Lukengo, war just in dieser Zeit aus dem Staatsgefängnis in Lussambo entlassen und wurde jetzt mit allen Ehren in sein Reich wieder eingesetzt. Der Hauptmann Le Coq, der gewöhnlich in Luluaburg residiert, leitete das mit seinen Soldaten, und Herr

Hubin — der Stationschef des Staates von Luebo — begleitete ihn. Diese Kolonne lagerte in der Nachbarschaft.

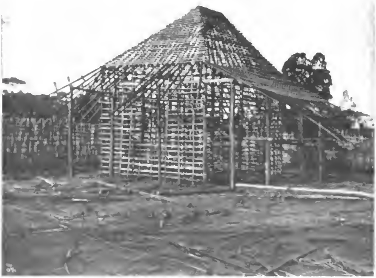
Die Faktorei liegt offenbar da, wo in früherer Zeit die Hauptstadt Ibanschi gestanden hat. Die Pracht, die noch Dr Wolf vor wenigen Jahrzehnten (etwa 20 Jahren) als erster Besucher des Bakubalandes rühmend beschreibt, ist verschwunden. Von der mächtigen Empfangshalle war nichts mehr zu sehen. Ja, ich habe nicht einmal die Stelle feststellen können, an der einst die mächtigen Pfähle emporragten. Das ganze Regierungssystem des heutigen Bakubalandes konzentriert die hohen Beamten des Staates in Muschenge im Norden. Nur noch die Mutter des Lukengo residiert in der Nachbarschaft.

Nach Norden zu, durch eine Bodensenkung von unserem Lagerplatz entfernt, lag in einer Entfernung von ungefähr zwei Kilometer die amerikanische Baptistenmission. Da ich mich am andern Tage etwas wohler fühlte, machte ich mich sofort auf den Weg, um meinen Besuch daselbst abzustatten. Welches Erstaunen nötigte mir der Eintritt in diese Missionsstation ab. Nie vorher und nie nachher habe ich in diesen Ländern derartig liebenswürdigen Luxus mit richtiger Behaglichkeit gepaart gefunden, wie in den Stationen der Baptistenmission. An den Fenstern des Hauses Gardinen, richtige Gardinen. An den Wänden eingerahmte Bilder. Im Schlafzimmer der Herrschaften schöne Bettstellen und Kommoden, im Eßzimmer eine richtige Kredenze. Dazu Teppiche und bequeme Stühle. Was aber vor allen Dingen den Eindruck des Behagens und des Wohllebens hervorrief, das war der Empfang durch die Dame des Hauses. Mrs. Edminstone, eine Mulattin, deren dunkle Hautfarbe ich bald nicht mehr sah, war eine ganze Dame. Daneben trat ihr Gatte, ebenfalls ein Mulatte, in weltmännischer Geschicklichkeit als Hausherr in seine Rechte, und unser Freund, Mr. Sieg, mit dem wir auf der „Leopoldville" nach Afrika gekommen waren, streckte mir in herzlichster Weise die Freundschaftshand entgegen. Wir aßen zu Mittag. Es war ein einfacher, natürlicher Ton und nichts Geziertes. Sauber gekleidete kleine Mädchen bedienten uns. Das Tafelgeschirr von gutem Material bot Delikatessen ersten Ranges: Austernsuppe, Hammelbraten, ein delikates Hühnerfrikassee, Tortelettes mit Pfirsichen, wie gesagt, es war eine Schlemmerei. Dabei wurde alles ohne jede ruhmselige Anpreisung und Prahlerei geboten, die bei ungebildeten Leuten so oft am Eßtische zum Ausdrucke kommt, und die ich gerade an den Tischen Afrikas so häufig angetroffen habe.

Ich habe dann diese Mission wiederholt besucht, lernte auch später den schwarzen Missionar Mr. Philipps kennen und übersah nun die ganze Farbenskala von Weiß bis Schwarz, von Sieg bis Philipps in emsiger Tätigkeit. Ich bin überzeugt, daß im Innern auch hier ein Ringen um das beste Wollen stattfindet, wie es überall sein muß, wo mehrere dem gleichen Ziele zustreben; es kommt das aber nie äußerlich zum Ausbruch. Diese Missionare machten auf

mich stets den Eindruck der innigsten Einheit. Der Grund hierfür war offenkundig die festgegliederte und energisch durchgeführte, zielbewußt durchgeführte Arbeit dieser Leute, vor deren tiefem religiösen Gefühl und Pflichterfüllung ich großen Respekt gewonnen habe. Ich habe die Leute gesehen im Gottesdienste, wenn sie in der Eingeborenensprache zu ihren Schwarzen redeten. Ich habe die Leute gesehen, wenn sie ihren Schulunterricht gaben. Ich habe sie gesehen, wenn sie ihr Mittagsmahl einnahmen, und habe sie beobachtet in der Zeit der Erholung. Und immer, wenn ich in eine dieser zwei Stationen kam, hatte ich dasselbe Gefühl, das hier eine ungeheure Kraft dem Besten zustrebe.

Die Baptisten wollen unbedingt das Menschliche als solches betonen. Sie streben danach, die Unterschiede der Rassen zu verwischen. Wenn sie auf Reisen gehen, dann schlafen diese Missionare nicht in Betten, und zweimal in der Woche essen sie Eingeborenengerichte, von feinem Porzellan zwar, aber mit Fingern! Welcher Gegensatz zu der Arbeitsform der apostolischen Mission! Ich erwähne nur den Hauptunterschied, der in der Messe und im Gottesdienste zum Ausdruck kommt: in der Messe sehen wir die Europäer vor dem Altar in Stühlen sitzen, und die Neger liegen auf den Knien rund umher. Also strenge Betonung der Rassenunterschiede. Wenn der apostolische Missionar einen Schwarzen anredet, so



Wiederaufbau eines Wohnhauses der amerikanischen Mission in Ibanschi nach der Zerstörung durch den Bakubaaufstand.

muß er niederknien. Die Messe wird natürlich in lateinischer Sprache gelesen. Im Gottesdienste kommt kein den Eingeborenen verständliches Wort vor; ja, ich vermute, viele der Herren Missionare verstehen den lateinischen Text selbst nicht so ganz, denn ich habe in der Eile Wortbildungen vorübergleiten gehört, die dem harmlosesten Tertianer wohl eine bedenkliche Miene entlockt hätten. Die Pracht der Meßgewänder, die symbolischen Handlungen des Heiligen Kelchs, das Wechseln der Meßkleider, alles das macht ja auf die Neger einen tiefen Eindruck. Sie betrachten das aber genau so, wie sie dem Ganga und dem Zaubertanz eines Maskenpriesters ihrer Religion zuschauen. Ich habe mich auch bei wohlausgebildeten Schülern dieser Missionare nach den inneren Kenntnissen und Auffassungen erkundigt und habe die absolute Identität der Religionsauffassung mit dem eigenen, ursprünglichen Glauben festgestellt. Nur sind die „Buanga" (Zaubermittel) andere. Dagegen die Baptistenmission! Unter ihren mächtigen Bäumen sitzen rings umher auf den gleichen Bänken Schwarze und Weiße. Es wird ein in der Eingeborenensprache verfaßtes Lied gesungen. Der Prediger besteigt seine kleine Kanzel und spricht in der Eingeborenensprache. Er redet so, wie man bei den Milonga redet. Er nimmt die einfachsten Kapitel aus dem Testament und erläutert sie entsprechend dem Verständnis der Eingeborenen. Man denke ja nicht, daß der Neger nicht über solche Dinge nachdenke! Er packt solchen Stoff an und verarbeitet ihn in seiner Weise. Und der Missionar verstand es hier, diese primitiven Menschen zu solchem Denken anzuregen. Nach dem Gottesdienste, nach der Predigt wieder ein Kirchenlied in der Eingeborenensprache. Dann erhob man sich und nun reichten sich alle die Hände. Man plauderte von diesem und jenem. Es ist eine fröhliche, einheitliche Stimmung, ein Überpietismus ist mir nicht aufgefallen. Weiterhin der Schulunterricht. Von Zeit zu Zeit gibt ein apostolischer Missionar ein klein wenig Unterricht. Bedeutende Wirkungen habe ich in Bena Makima nicht verspürt. Die Baptisten aber haben in Ibanschi unter ihren großen Bäumen als Schulhaus und unter der riesigen Halle in Luebo vom frühen Morgen bis zum späten Abend Hunderte von Schülern. Die Hunderte von Schülern lernen richtig Lesen und Schreiben in ihrer Eingeborenensprache. Es ist ein



Prachtstücke der Bakubakunst: Die flache Schale von Kussambo, der Henkelbecher vom untern, der niedrige Becher vom mittleren Sankurru.



Prachtstücke der Bakubakunst: Der hohe Becher im Hintergrunde von den Buschong; Schale, Vierfuß und Kopfbecher von den Bankutustämmen am Sankurru.

Unterschied, wie man ihn sich nicht größer vorstellen kann; und während zum Beispiel ein apostolischer Missionar uns auf die Frage, was er denn mit einem Schlafkranken mache, antwortete: „man lasse ihn eben sterben", während dort nur die allerprimitivste medizinische Unterstützung zuteil wird, sah ich in der amerikanischen Mission die Apotheke vom Morgen bis zum Abend offen und stets zugänglich. Ich habe die freudige Teilnahme auf den Zügen des Reverend Martin in Luebo nicht vergessen, die er zeigte, als er hörte, daß es mir gelungen sei, mit diesen Medikamenten ein böses Augenleiden (Hornhautblasenbildung), das unter meinen Leuten grassierte, zu heben.

Ich sage das hier natürlich, ohne irgendwie auf konfessionelle Fragen einzugehen. Es ist mir gänzlich gleichgültig, ob eine Mission katholisch, protestantisch oder mohammedanisch ist, wenn ich den ethischen Erfolg gepaart sehe mit kulturellem Aufschwung, mit einer Kräftigung der sozialen Verhältnisse der Eingeborenen. Von diesem Standpunkte ist für mich die Frage der Mission zu lösen. Und da muß ch denn betonen, daß im Kassaigebiet die Wirkung der amerikanischen Mission fraglos eine günstigere ist, als diejenige der apostolischen. Die Zöglinge der ersteren schreiben sich heute schon vielfach untereinander Briefe, die Bena-Lulua drängen sich in die Unterrichtsstunden, die Begeisterung für die Missionssache ist eine bedeutende. Ich fürchte nur das eine, daß nämlich die amerikanischen Missionare sich eine falsche Vorstellung von der Wirkung ihrer Tätigkeit machen. Ich betone, daß ich selbst einmal eine erfreuliche Wirkung der religiösen Kräftigung durch diese Mission erfahren habe, und werde den Fall gelegentlich der Schilderung meines Aufenthaltes an den Poggefällen darstellen. Im übrigen habe ich immer wieder den Eindruck gewonnen, daß

der primitiven Natur des Negers in diesen Ländern der innere Wert der religiösen Belehrung nicht klar wird, daß aber auf der anderen Seite mit dieser Aufklärung sich in ihm Gefühle und Überzeugungen ausbilden, die der unberechtigten Empfindung der Gleichwertigkeit der Rassen zusteuern. Das ist aber eine große Gefahr. Ich betone ausdrücklich, daß ich den Neger selbst als eine primitive Form der Menschheit ansehe, und es ist aus der Geschichte der Staaten aller Kolonisationen und des Lebens fast jedes einzelnen Individuums nachzuweisen, daß, wenn dem Neger das Gefühl seiner primitiveren Art geraubt wird, und er somit dem Dünkel der Gleichwertigkeit im Sinne der Kulturarbeit anheimfällt, daß der Neger dann nicht nur die Kulturarbeit der weißen Rasse, sondern auch sich selbst in große Gefahr bringt. Dieses Gefühl habe ich immer wieder gewonnen, und ich glaube, daß ich bei meinem Studium objektiv vorgegangen bin. Denn ich habe diese schwarzen Kinder in ihrer Art wirklich lieb; ich habe über alles ernsthaft nachgesonnen, was ihnen schaden, und was ihnen nützen kann und muß, und ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß auf solche Weise eine glückliche Entwicklung kaum zu erzielen ist. Ich weiß, daß ich damit vielen guten Menschen einen kleinen Schmerz bereite. Aber weshalb sich Täuschungen hingeben, die für die Objekte unserer Liebe und Fürsorge den schlimmsten Ausgang nehmen müssen? So betone ich, daß ich nicht aufhöre, diesen Dingen ernsthaft nachzugehen, und ich werde auf meinen nächsten Reisen, in deren Verlauf ich die entwickeltsten Formen des Negertums eingehend zu studieren Gelegenheit haben werde, diese Fragen nicht aus den Augen verlieren.



Prachtstücke der Bakubakunst: Der Röhrenbecher vom oberen Lombello, die anderen drei Gefäße von den Sankurrustämmen.

Ich will aber nicht nur Hoffnungen zerstören, sondern ich will auch versuchen, etwas zu geben und möchte mit ernsten Forderungen herantreten, die ebenfalls eingehenden Studien und sorgsamen Beobachtungen entstammen. Wenn den Negern zu helfen ist, das heißt, wenn es möglich sein soll, die Existenz und Lebensform des Negertums in eine gesunde Beziehung zu dem Kultur-

willen unserer Rassen zu bringen, so kann dies nur auf dem Boden der sozialen, richtig verteilten Arbeit geschehen. Ich möchte einen ziemlich passenden Vergleich heranziehen: viele Früchte kann man auf zwei verschiedene Methoden erzielen, man kann entweder aus dem Samen Pflanzen heranbilden, die dann, natürlich geboren aus dem Samen, alle Eigenschaften mitbringen, oder man kann auch wilde Gewächse ihrer Art nehmen und die edlen Sprossen aufpfropfen. Das, was die Mission tut, entspricht dem Aufpfropfen. Wir wissen, daß die Eigenschaft der Pfropfung im allgemeinen nicht fortpflanzungsfähig, nicht kräftig ist. Was aus Samen stammt, wirft wieder Samen, alle Samenzucht entwickelt sich kräftig nach ihrem Boden und ihrem Klima. Das ist wünschenswert. Die Religion ist höhere Kultur, soll aber nicht aufgepfropft werden, soll nicht Tafelschmuck-Luxusgewächs darstellen, sondern soll Nahrungsmittel sein, Volksnahrungsmittel. Wir brauchen kein Tafelobst, wir brauchen Speise fürs Volk. Jede Kultur wird aber nur dann zur Volksnahrung und zum vererblichen Typus, wenn sie herauswächst aus der Arbeit. So lange, wie die Erde von uns zu übersehen ist, ist keine Kulturpfropfung zum Segen gelungen. Was gedeihen will, muß in der Jugend gekämpft haben und nach seiner Eigenart werden. Nach eigener Art wird aber jede Kultur nur durch die Arbeit, und zwar durch die Arbeit, die dem betreffenden Volke ureigentümlich ist, seinen Lebensbedingungen entspricht und die Bedingungen seines geographischen Raumes erfüllt. Wir im Norden sind groß geworden im Kampfe ums tägliche Brot. Keine Rasse der Tropen kann groß werden durch diesen Kampf! Dazu sind die Tropen, wenn sie nicht Wüsten sind, zu üppig! Deshalb kann auch kein Tropenvolk, das nicht den Segen einer Wüste oder Halbwüste zu seinen Füßen liegen hat, zu unserer Kulturhöhe emporsteigen.

Das ist eine traurige Meditation, die aber auch ergänzt werden kann. Der Neger hat nämlich schöne Eigenarten, in denen er groß, in denen er bedeutend ist. Ich bilde in diesem Kapitel Gegenstände aus der Hand der Bakuba ab.



Wesentliche Stücke der Bakubakunst: Vier Becher vom Sankurru im Thorhallenmuseum in Brüssel.

Der Leser wird sich selbst sein Urteil bilden können. Da ich in der Ethnologie hierüber näher zu sprechen haben werde, erspare ich mir jede Auseinandersetzung und überlasse die Kritik meinen Freunden. Nun, dieses Kunstgewerbe stirbt aus. Es ist eine Tatsache, daß alle Güter der Naturvölker beim Herannahen der europäischen Industrieprodukte bis jetzt zugrunde gehen. Es ist das schon mehrfach erkannt worden; niemand hat aber wunderbarerweise den Mut gefunden, zu verlangen, daß etwas dagegen getan wird. Und man kann sehr leicht sehr viel dagegen tun. Ich habe selber meine Versuche gemacht und kann sagen, daß, wenn man dem Neger die Achtung vor seinem Produkte erhält, und wenn man den Neger genügend unterrichtet, man dann außerordentlich günstig auf die Fortentwicklung seiner Arbeit zu wirken vermag (vergl. S. 83). Mein Vorschlag geht also dahin, die westafrikanischen Negervölker, die sich eigentlich sämtlich durch tüchtige Leistungen in der Holz-, Eisen- und Korbindustrie auszeichnen, mit guten Lehrern zu versehen, derartige Schulen einzurichten und die Produkte dieser Schulen regelmäßig auf den Weltmarkt zu bringen. Ich habe diese Sache schon mit verschiedenen klaren Köpfen besprochen und habe jedesmal zunächst ein Achselzucken und Schütteln des Kopfes als Antwort erhalten. Ich habe dann gebeten, den Gedanken selbst weiter zu spinnen und das Resultat war stets dasselbe: ich habe bis jetzt noch keinen Kenner der Situation gesehen, der mir nicht nach einiger Zeit zugestimmt hätte.



Prachtstücke der Bakubakunst: Drei Holzgefäße der nördlichen Stämme.

Das wäre eine Arbeit auf praktischem Boden. Dieser Arbeit wird der Neger nicht abhold sein. Aus solcher Arbeit kann eine höhere Bildung sehr wohl hervorgehen. Ich glaube, daß die ethische Tiefe durch Aufpfropfung nicht zu erzielen ist, wohl aber, daß man, wenn man die Gefühle der Befriedigung und der eignen anerkannten und hervorragenden Leistung soweit gekräftigt hat, unter Beibehaltung einer gewissen Bescheidenheit, die übrigens nach meiner Erfahrung bei höherer Leistung von selbst kommt, einen wertvollen Erziehungserfolg erreichen kann.

Meinen Freunden der Baptistenmission dort unten aber in dem gefahrumrauschten Bakubalande sende ich herzliche Grüße und die Versicherung, daß ich immer in Treuen ihrer liebenswürdigen, fürsorgenden und aufopferungs-

vollen Tätigkeit gedenken werde. Ich habe Vieles bei ihnen gelernt, und ich will gern zugeben, daß die Erinnerung an sie und ihre Arbeit mich gar manches Mal zu fröhlicher Tatkraft und Hoffnung aufgeweckt hat, wenn ich glaubte, an der glücklichen Zukunft meiner schwarzen großen Kinder verzweifeln zu müssen.

Mein erster Aufenthalt in Ibanschi währte vom 19. August bis zum 9. September. In dieser Zeit kam ich mit den Bewohnern dieser Länder in noch nähere Beziehungen und in noch herzlicheren Verkehr als dies unter den ungünstigen Umständen in Bena Makima möglich gewesen war. Zunächst muß ich von den Leuten berichten, die sich alsbald und unaufgefordert gewissermaßen herandrängten. Es waren das natürlich nicht die zurückhaltenden Bakuba, sondern die neugierigen und fast aufdringlichen Bena-Lulua und zwar zumal Vertreter der Stämme im Westen, die dem Lubudi zu heimisch waren, und die ich bisher nicht kannte. Sie brachten außer Kautschuk für die Station allerhand Mythen und Fabeln für mein Notizbuch und dazu Kunde von eigenartigen Stammesorganisationen und Familiengruppierungen. Ich will hier dem Wunsche einiger Kollegen nachkommen und gleich einiges von dieser Stammeseinrichtung der Lulua- und Bakubavölker aufschreiben, dieweilen die Publikation der ethnographischen Beschreibungen doch noch einige Zeit auf ihre Vollendung wird warten müssen und diese eigenartigen Dinge wohl ein Interesse auch für weitere Kreise besitzen.



Prachtstücke der Bakubakunst: Trichter, Schale und Vierfuß vom Sankurru; der Röhrenbecher das typische Erzeugnis der Bakete südlich von Ibanschi.

Schon Pogge hörte, daß die Stämme der Bena-Lulua in verschiedene Gruppen zerfielen. Unsere alten Reisenden bezeichneten die Bena-Lulua als Baschilange, ein Wort, welches die Angolaträger eingeführt und zur Generalisierung gebracht haben, das aber nicht ungünstiger gewählt werden konnte. Die Namen der Völker in diesen Gegenden sind absolut nicht etwa konstante Größen. Ich habe unter den ganzen Völkern des Kassai nicht eines gefunden, das seinen Namen selbst hervorgebracht hätte. Die Leute werden von dem Nachbarstamme benannt und akzeptieren dann die Namen. So haben die Bena-Lulua diesen

Namen erst im Laufe der letzten zwei Jahre erhalten, und zwar werden sie deshalb so genannt, weil sie am Luluastrom wohnen. Da Bena Söhne heißt, so bedeutet der Name „Söhne des Lulua." Früher wurden sie von den Nachbarvölkern Bena-Moja genannt, welcher Name sich auf ihre eigentümliche Grußform bezieht. Dann heißen sie auch wohl Bena-Riamba, weil sie dem Riamba oder Hanfkultus ergeben waren. Baschilange sind sie eigentlich nie genannt worden, denn Baschilange bezieht sich nicht auf einen einzigen Völkerteil, sondern nur auf eine Familie

Wie gesagt, schon Pogge und Wissmann teilten die Bena-Lulua in drei Gruppen: in Baschilamboa, Baschilambelele, Baschilakassanga. Die Bena-Luntu fallen aus dieser Benennung heraus. Es machte mir ein gewisses Vergnügen, daß, als ich vor etwa zehn Jahren die Behauptung aufstellte, es müßte sich hier um eine totemistische Bildung handeln, damals die Kollegenwelt mir das als phantastische Idee auslegte und mich ersuchte, etwas weniger „auszulegen." Und was ich da später erschaute, hat sich mir als vollendete Tatsache enthüllt. Die Auslegung der alten Reisenden ist natürlich nicht erschöpfend. Zu den drei Baschilagruppen Wissmanns hörte ich bald von Baschilambo, Baschilakaphumbo, Baschilankuffu, Baschilankullu, Baschilangandu, Baschilakaschiama, Baschilalombe usw. usw. Ich erhielt 10, 20, 30 und mehr solcher Namen. Linguistische Forschung lehrte mich bald, daß das Wort Baschila vom Verbum Kuschila kommen müsse, welches bedeutet: ablehnen, verschmähen, zurückweisen. Das Mboa, Mbembele, Kaschiama, Nbou, Nkuffu usw. sind Tiere, nämlich Hund, eine Mückenart, Büffel, Schildkröte usw. Der Name sagt also schon aus, daß die Leute dieses oder jenes Tier nicht essen. Damit ist aber noch nicht alles angedeutet. Ein Mann aus der Familie der Leopardenverschmäher darf kein Mädchen aus derselben Familie heiraten, sondern muß zur Ehe eine Angehörige einer anderen Tierverschmähungsgruppe wählen. Wir haben es also mit einem richtigen Totemismus zu tun. Die Stämme sind nicht geographisch verteilt, wie dies Wissmann auf seiner Karte angegeben hat, sondern sie fließen durcheinander. Es sind eben gar nicht Stämme, sondern Famil'en. Dieser Gruppierung entspricht lediglich die vorübergehende Gruppierung bestimmter Familien. Ganz außerordentlich komisch ist die Wahl des Namens Baschilange. Nämlich gerade der Name dieser Familie fällt aus dem Gesamtbilde vollständig heraus; denn die Baschilange repräsentieren eine Familie, welche den Leoparden verschmäht. Der Leopard heißt aber in der Sprache der Bena-Lulua Kaschiama, und demnach müßten diese Leute eigentlich Baschilakaschiama heißen. Dieses „Nge" heißt nun allerdings auch „Leopard", aber nicht bei den hier heimischen Völkern, sondern bei weit entfernt wohnenden Stämmen. Wenn also irgend ein Name für diese Völker schlecht gewählt werden konnte, so war es der ethnographisch sehr wertvolle, aber den Bena-Lulua nicht zukommende Name Baschilange. Es

sei übrigens erwähnt, daß die Familien-Stammesgruppierung dieser Völker so kompliziert ist, daß es gar nicht möglich ist, in kurzen Sätzen die Ergebnisse meiner Forschung auf diesem Gebiet zu summieren.

Die Bena-Lulua sind die eifrigsten Anhänger des kulturellen Fortschrittes, der hier in der Übernahme der europäischen Kultur gipfelt. Sie drängten sich überall dahin, wo sie etwas lernen konnten, ja, die Emsigkeit, mit der sie die Lese- und Schreibebücher der amerikanischen Mission durcharbeiteten, ist etwas geradezu Erstaunliches. Hatten meine Bena-Luluajungen keine besondere Arbeit, so konnte ich überzeugt sein, daß sie in irgend einer Ecke saßen und an einer Fibel herum buchstabierten, oder auch daß sie — leider — im geheimen irgendwo Riamba rauchten. Das Rauchen des Riambas, des Hanfes, ist in diesen Ländern allerdings vom Staate verboten. Das Hanfrauchen versetzt in einen lethargieartigen Zustand, der auf die Dauer außerordentliche Nervenkraft kostet. Das Schlimme ist, daß diese Leute den Rauch herunterschlucken und daß damit der Grund zu schwerer Erkrankung der Lungen geschaffen wird. So ist es kein Wunder, daß unter den Hanfrauchern die Schwindsucht mehr Opfer fordert, als in irgend einem Kulturlande. Ich versuchte erst, den Leuten durch Vernunft die Sache klar zu machen. Dann wurde ich energischer und entzog ihnen kleine Vergünstigungen. Auch das wirkte nicht. Endlich habe ich jeden Hanfraucher ordentlich geohrfeigt, und das Mittel half. Als wir aus dem Süden zurückkamen, war die grauenvolle Sitte aus unserer Kolonne verschwunden. Ich verteilte regelmäßig Tabak und habe den Hanfrauch weder an dem Duft ihrer Kleider, noch der Pfeifen, noch der Haare wieder wahrgenommen. Die Leute, denen das Hanfrauchen entzogen wird, bekommen bald eine gesundere Gesichtsfarbe, verlieren das Hüsteln und gewinnen eine glänzendere Haut. Es war also sehr leicht, die Sache zu beobachten und sich Gewißheit zu verschaffen. Strenge ist in solchen Fällen das einzig Wahre, wenn man mit einer richtigen Erziehung den Leuten wirklich etwas Gutes zuteil werden lassen will.



Prachtstücke der Bakubakunst: Ziseliertes Büffelhorn der Lubudistämme von zwei Seiten.

Ganz anders war der Verkehr mit den hohen Herrschaften des Bakubastaates. Langsam näherten sich die hochgewachsenen Söhne des Lukengostaates

und boten ihren ethnologischen Kram zum Kaufe an. Ich hatte meine Leute in das Land ausgesandt, die Bakubaleute zum Kommen einzuladen, und sie folgten dem. Aber die Bakuba sind beim Verkauf die wahrhaftigsten schlimmsten Griechen. Sie fordern zunächst Preise, die unerhört sind, und lassen sich gar nicht in viel Handeln ein. Ein anderer bringt denselben Gegenstand, und der schachert nun, daß die ganze Geduld des Ethnologen und die ganze Leidenschaft für wertvolle Sammlungen dazu gehört, um diese Qual auszuhalten. Aber um überhaupt mehr zu erhalten, mußte ich zunächst auch höhere Preise zahlen und habe im Anfang schwer bluten müssen. Fast ausgeschlossen war es zunächst, von den zurückhaltenden Leuten ethnologische Weisheit zu schöpfen. Erst als der mir schon aus Galikoko her bekannte Prinz Michaelenge seinen Besuch machte und wir noch wärmere Freundschaft geschlossen hatten, erst als er täglicher Gast geworden war, gelang es, etwas mehr zu erfahren. Zu wärmstem Danke aber bin ich dem Mr. Philipps verbunden, dessen ungeheurer Sprachkenntnis und liebenswürdiger Vermittelung ich gar manche, wohl sonst kaum erreichbare Angaben verdanke.

Der Verkehr mit den hohen Herrschaften des Bakubareiches war recht eigenartig. Zunächst kam die Mutter des Lukengo mit einer hochwichtigen Miene und mit einer kümmerlich kleinen Ziege als Geschenk. Ich wußte, das der Lukengohof sehr auf Zeremoniell und Respektierung der sozialen Stellung hält. Dementsprechend mußte ich erwarten, daß ich von der Mutter des Herrschers mit einem durchaus vornehmen Geschenke beehrt werden würde. Als diese kleine Ziege nun im Hintergrunde erschien, übersah ich sie natürlich zunächst, drückte der alten Dame die Hand, und als sie etwas verlegen auf die Ziege zu sprechen kam, nahm ich mein Fernrohr, das bei den Eingeborenen schon als Vergrößerungsinstrument bekannt war, sah die Ziege an und erklärte ruhig, daß ich dieses Hühnchen als Geschenk für meine Boys gern in Empfang nähme. Dazu fügte ich, das ich bäte, die mir zugedachten Geschenke nicht bei Nacht zu übersenden, da dies einem großen Fürsten gegenüber nicht angebracht wäre, sondern daß eine feierliche Übergabe bei Tage wohl das Sachgemäße sei. Die Mama Lukengo, die aus meinem Munde zum ersten Male Bakubatöne hörte, bedeckte vor Erstaunen den Mund mit den Händen. Die Bakuba grinsten verlegen, der im Hintergrund weilende Minister senkte sofort den Leib zum ehrerbietigen Entschuldigungsgruße, und die ganze Kolonne zog ab. Doch innerhalb ganz kurzer Zeit meckerten mir drei mächtige alte Ziegenböcke über den Hof meines kleinen Lagers entgegen. Ich kann meinen Kollegen nicht genügend empfehlen, es überall immer ganz ebenso zu machen. Natürlich ist der Europäer zu entsprechenden Gegengeschenken gezwungen, aber er wird eine wirkliche Vertrautheit mit den oberen gebildeten Ständen eines Naturvolkes nur dann erzielen, wenn er seine Überlegenheit belegt, höheren Respekt beansprucht und demnach ein höheres Wesen für sie wird. Es ist dies ganz besonders in den

Ländern zu empfehlen, in denen zuweilen schon der europäische Kaufmann auftaucht, der natürlich infolge seiner ganz anderen Aufgaben weniger darauf achtet, einen wertvollen, herzlichen und durch Geschenkverteilungen ausgezeichneten Verkehr zu gewinnen, als Geschäfte zu machen.

Übrigens wiederholte sich am 2. September ein fast gleicher Versuch der Lukengofamilie, mich ein wenig leicht abzuspeisen. Der Bruder des Herrschers machte mir seinen offiziellen Besuch. Er kam ebenfalls mit einem nur kleinen Geschenk. Da ich es hier aber nicht mit einer alten würdigen Dame und zudem mit einem zweiten Falle derselben Art zu tun hatte, so mußte sich der brave, mich etwa um zwei Kopf überragende Bakubajüngling eine gründliche Zurechtweisung und einige höhnische Worte über seine mangelnde Bildung und Armut gefallen lassen. Das Resultat war nicht nur dasselbe, sondern nach einigen



Prachtstücke der Bakubakunst: Drei Holzschachteln.

Tagen erschien auch der zweite Minister des Lukengo und bat mich der Ungeschicklichkeit seiner Familienglieder wegen um Entschuldigung. Er lud mich zu den feierlichen Tänzen im Dorfe zu Mama Lukengo ein, die ich dann auch besuchte, und bat mich, am 9. September zu seiner Hauptstadt aufzubrechen.

Inzwischen war Lemme am 2. September eingetroffen. Er war im Stahlboote bis nach Luebo gebracht worden und hatte den Marsch bis Ibanschi in zwei Tagen gemächlich zurückgelegt. Da ich mich nach der glücklichen Überwindung der Gräte schon recht wohl fühlte, so beschlossen wir, am 9. September abzumarschieren. Als wir aber am 8. September abends unser Gepäck den von Luebo anlangenden 40 Trägern übergaben, erschien wieder der Minister des Lukengo und bat mich, die Reise um acht Tage zu verschieben, meine Geschenke aber doch vorher zu senden. Darauf drehte ich mich, ohne ein Wort zu sagen,

herum und marschierte am 9. September früh nicht nach Norden, sondern nach Süden.

Der Lukengo ist sehr entsetzt gewesen, als er von diesen Folgen seiner nicht sehr höflichen Handlungsweise erfuhr, und danach ereignete es sich, daß, wie ich von autoritativer Seite nachher am Sankurru hörte, zwei dieser Minister entlassen wurden. Also auch hier gibt es Ministerkrisen!



Prachtstücke der Bakubakunst:
Holzglocke der nördlichen Stämme.



Siedelungen der Lubaeinwanderung: Balubagehöft bei Ibanschi.

Vierzehntes Kapitel.

Zu den Wissmannfällen.

Es kam aber ganz anders, als ich dachte. Meine Absicht war, einen verhältnismäßig kurzen Abstecher über Luebo zu den Wissmannfällen zu unternehmen. Die Angaben des Weges fehlten in unseren Karten, und das, was mir an ergänzendem Material hier zuteil geworden war, genügte den geographischen Ansprüchen nicht. Von den Wissmannfällen gedachte ich dann auf einem Umwege nach Luebo zurückzukehren und hatte mich alles in allem auf eine Tour von etwa vierzehn Tagen eingerichtet. Die Karawane umfaßte im ganzen 67 Mann. Wir transportierten bei der Gelegenheit die Sammlungen aus dem Lande der Zentralbakuba nach Luebo, wo sie der Steamer in kurzer Zeit abholen konnte. Denn bald mußten die Wasser so steigen, daß der Weg den Lulua hinauf wieder schiffbar war.

Morgens um ½7 Uhr brachen wir auf, und um 4 Uhr erreichten wir die Mission in Luebo. Es war ein recht energischer Marsch von Ibanschi bis Luebo. Der Weg war auf den Strecken, wo er durch den Wald lief, so herrlich, daß keine besondere Schwierigkeit bestand. Ein einziger Bach war zu überschreiten. Dies ganze Gebiet zwischen Luebo und Ibanschi ist von Bakete be-

wohnt, und zwar passierten wir die durchweg bedeutenden Dörfer: Kabao, Sangila, Kampungu, in dem wir 2½ Stunden rasteten und mit den Trägern, die behaupteten sterben zu müssen, einen kleinen Tanz hatten, Kalamba und Kassenge. Kabao war in alten Zeiten als Marktplatz berühmt, an dem Baluba und Bena-Lulua Handel trieben. Seit Wolfs Zeiten hat der Ort mehrfach seinen Platz gewechselt.

Überraschend schön ist die Lage Luebos. Steil geht das Nordufer empor. Kommt man aus dem Inlande an seinem Rande an, so sieht man dort unten den Lulua zwischen gewaltig aufstrebenden Waldmauern in einem felsenübersäten Bette dahinrauschen. Bei Luebo ist eine für heutige Verhältnisse des wilden Innerafrika große Anhäufung von Europäern. Allerdings hat sich der portugiesische Großkaufmann unter dem Einflusse der belgischen Kompanien zurückziehen müssen, und diese verschiedenen Kompanien sind jetzt zu der einen Kassaikompanie vereinigt, so daß nur noch die Faktorei der Kassaikompanie den Handel repräsentiert. Gegenüber dieser auf dem spitzen Landzipfel zwischen dem Fluß Luebo und dem Strom Lulua gelegenen Faktorei befindet sich aber sowohl ein Posten des Kongostaates als auch die große Ansiedlung der amerikanischen Baptistenmission, in der hier als Weißer Reverend Martin, dann zwei prächtige Mulatten und einige alte dunkelhäutige Damen einem außerordentlich emsigen Missionsleben ihre Arbeit widmen. Die Station der Kassaikompanie liegt auf demselben Flecke, auf dem seinerzeit Dr Ludwig Wolf, der stellvertretende Chef der Wissmannschen Kassaiexpedition, die erste Station des Kongostaates in



Unter Dr. Wolffs Palmen: Die Companiefaktorei Luebo.

diesem Territorium, nämlich die Station Luebo, gründete. Die mächtigen Palmen, die den Hof der Faktorei zieren und mit schönem Elefantenohr geschmückt sind (eine Zeichnung ist Seite 47 wiedergegeben), sind von unserem alten Ludwig Wolf gepflanzt.

Wir wurden in Luebo äußerst freundlich aufgenommen und verbrachten einen angenehmen Sonntag, nämlich den Morgen bei einem amerikanischen Gottesdienste und den Nachmittag am Scheibenstand der Kompaniefaktorei, in der auch Herr Hubin, der Agent des Staates, zum Besuche sich eingefunden hatte. Am Montag den 11. September brachen wir um 10 Uhr, von Luebo nach Südwesten wandernd, auf. Es war sehr spät geworden, da unsere Herren Träger sich in den umliegenden Dörfern verteilt hatten und nun erst einzeln Mann für Mann herangelotst werden mußten. Unter der Zerstreutheit der Dörfer bei Luebo habe ich in späterer Zeit, als ich mehrere Wochen in Luebo verbrachte, arg zu leiden gehabt. Der Marsch vom 11. September führte uns nach Überschreitung des Maudi und des Jsada wieder hinauf in das Flußgebiet des Kassai. Auf der Wasserscheide zwischen diesen beiden Bächen erlebten wir noch ein für den Anfang solcher langen Wanderungen typisches kleines Ereignis. Um 1 Uhr kamen wir in einem Balubadorfe an. Der kleine, erst seit wenigen Jahren eingewanderte Herr Makak (der Name bedeutet — Affe) mochte uns für sein Leben gern zur Nacht bei sich behalten — natürlich aus „Gastfreundschaft", die in Afrika immer mit einem guten Geschäft für den Neger verbunden ist —, und unsere edlen Träger wären mit der gleichen Leidenschaft gerne an dem Orte geblieben, da es ein heißer Mittag war, da es hier reiche Maniokfelder gab, und da vor uns eine Art Hungergebiet lag. Es war der Nordzipfel jenes Hungergebietes, das ich mehrere Wochen später seiner ganzen Länge nach durchzog. Meine Leute hatten sich mit Makak schnell geeinigt und erklärten, das nächste Dorf wäre heute nicht mehr zu erreichen, sie würden vor Ermattung sterben, es gäbe auf der ganzen Strecke nichts zu essen, wir könnten in der Dunkelheit eventuell angegriffen werden, und derartige Redensarten mehr, die in diesem Teile Afrikas den Eingeborenen mit der Geschwindigkeit des Kindergeplappers von den Lippen strömen, und deren innerer Wert in den meisten Fällen der gleiche, nämlich ein sehr minimaler, ist. Nun hat jede Expedition im Anfang derartige kleine Versuche der Trägerschaft, ein behaglicheres Tempo durchzuführen, zu überwinden; gibt man im Anfang nach, so hat man später entweder viel größere Schwierigkeiten, oder aber das Schicksal der Expedition ist für immer zu einem trägen Dahinkriechen bestimmt. Die Leute aber, die ich jetzt hatte, wollte ich ja für lange Monate behalten, mit ihnen wollte ich die Märsche nach dem Osten und Südosten unternehmen; es hieß also, die Sache nicht leichter nehmen als sie war und seinen Kopf durchsetzen. Ich wollte ihnen auch gleich meinen Verkehrston zeigen.



Das Lulua-Ufer der Faktorei Luebo.

Ich aß also mit Herrn Lemme gemeinsam eine Pastete, erklärte dann den Leuten, daß ich jetzt aufbrechen würde, winkte die beiden, auf die ich mich unbedingt verlassen konnte, nämlich Palia Messo und Tschikaja, herbei, gab jedem ein Gewehr und ein Beutelchen mit Nahrungsmitteln, drückte Herrn Lemme seinen Sessel auf die Schulter und nahm selbst einen photographischen Apparat und meinen Stuhl auf den Rücken. Dann ergriff ich mein Skizzenbuch, Kompaß und Uhr und marschierte dieser dreiköpfigen Kolonne voraus in der Richtung zu den Wissmannfällen. Ich ordnete streng an, daß man sich nicht umsehe. Ich glaubte, die erstaunten Blicke meiner edlen Träger auf dem Rücken zu spüren. Fünf Minuten lang waren wir gegangen, da brüllte ein tosendes Geheul hinter uns her. In hellem Jubel und außerordentlich vergnügt kam die Trägerbande nachgerast, nahm uns unser freiwilliges Gepäck ab und konnte nicht genug lachen und schwatzen über diesen „kleinen Scherz". Ich hatte damit gewonnen, jene harmlose Anfangsschwierigkeit, die schon für manche Expedition den Keim der Todeskrankheit bedeutet hat, war überwunden.

Das nächste Dorf, „das heute nicht mehr zu erreichen war", passierten wir nach — 25 Minuten. Es war eine außerordentlich interessante Niederlassung einer gemischten Rasse und einer gemischten Kulturform. Es waren die ersten Bena Tschiombo, die wir kennen lernten. Übrigens verirrten wir uns nach Durch-

schreitung des Dorfes etwas und kamen erst nach Eintritt der Dunkelheit und bei sehr schwachem Himmelslicht in dem zweiten Tschiombodorfe der Bena Bilongo an, die sich als ein sehr freundliches und noch keineswegs von der Kultur angekränkeltes Völkchen vom Typus der Bena-Lulua erwiesen. Mit dem Marsche dieses Tages hatten wir die Wasserscheide zwischen Lulua und Kassai passiert.

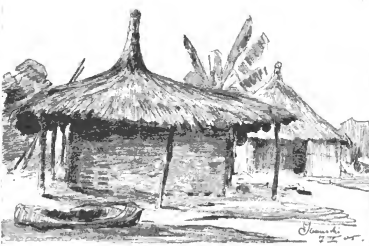
Nach einer unter einem recht mangelhaften Schutzdach erfreulicherweise regenlos verbrachten Nacht — ein Zelt hatte ich nicht bei mir — wanderten wir in das Gebiet des Weddia, der in seinem Mittelteil den Abfluß einiger entzückend gelegenen kleinen Seen aufnimmt. Der Lugu-Mischa oder Kischebbasee war augenscheinlich der Tummelplatz zahlreicher Krokodile, deren wir mehrere zu Gesicht bekamen. Um so erstaunter war ich, zu hören, daß auf diesem Wasser nicht ein Boot, sondern ein Floß den Dienst verrichtete. Es sollen nach Angabe der Bena Mwula, die das Land beherrschen, nicht fleischfressende, sondern nur „fruchtfressende" Krokodile sein, und es soll noch niemals ein Menschenkind in diesen Gewässern ein Unglück durch die Saurier erfahren haben. Am entgegengesetzten Ufer lugten einige kleine, mit Lanzen und Pfeilen bewaffnete Leute durch das Gebüsch. Erst zu spät, nämlich bei Ndumbi, wurde mir gesagt, daß dies „Zwerge", Batuajäger aus dem Hoflager des Biengefürsten, gewesen seien.

Bald nach dem Verlassen dieses interessanten kleinen Fleckens brachte uns der Weg in den Bezirk der durchaus „kleinen" Leute. Wir betraten das erste Dorf der Bena Mwula wenig später. Keiner der Eingeborenen maß hier mehr als 150 cm Höhe. Die Verwandtschaft mit den Zwergen sprach also deutlich.



Siedelungen der Lubaeinwanderung: Balubahaus bei Luebo.

Beim Anblick ihrer Heldenleiber dämmerte mir schon eine Ahnung vom Stand der Rassen- und Kulturverhältnisse auf, die sich bei dem späteren Rückmarsche durch das Hungerland der Mischangazuflüsse in ungeahnter Weise deutlich klärte. Zuerst ließen wir die Bena Mwula, etwas zudringliche aber gutmütige Kerlchen, unser durch Sardinen ausgezeichnetes Frühstück und unsere durch Kakaobereitung repräsentierte höhere Kultur bewundern, dann verlangte ich einen Einblick in ihren Reichtum auf dem Gebiete der Tuschimuni (Mythen und Legenden). Da hatte ich denn das erstemal auf der Wanderung den Genuß, das vergnügte Erstaunen der echten eingeborenen Wildlinge beobachten zu können, das sie befiel, wenn ich von ihnen Mitteilung solcher Weisheit verlangte. Im Grunde genommen waren die Schwarzhäute stets sehr erstaunt, wenn ich von ihnen das Auskramen der Fabeln verlangte und sie dafür mit ein wenig Lepo (Salz), einigen Mabue (Perlen) oder Tukanu (Messingnadeln) belohnte. Die Leute verstanden es immer, wenn ich ein Schnitzwerk oder einen Stoff oder irgendeinen Gegenstand der materiellen Kultur zu sehen oder zu kaufen wünschte. Sie fanden es von mir seltsam, aber ganz natürlich, daß ich dafür bezahlte. Doch was will der Weiße mit der Tuschimuni? Das müssen ja für den Weißen ganz wertlose Dinge sein! Denn der Weiße weiß ja alles viel besser! Ja, meine eigenen intelligenteren Boys sahen meine Tuschimunibegehrlichkeit durchaus als eine verzeihliche, aber deshalb doch immerhin ausgesprochene Verrücktheit an. Deshalb hatte ich immer erst die Kicherei, das Schamgefühl der Bescheidenheit, die Angst, nachher ausgelacht zu werden, und ein ständiges Sträuben zu überwinden, ehe etwas Vernünftiges verlautete. Es war absolut keine religiöse Scheu, sondern es war auf jeden Fall Scheu vor dem Ausgelachtwerden und das Bewußtsein, für die Perlen und das Salz und die Nadeln nur Minderwertiges bieten zu können. Die Bena Mwula nun konnten sich teilweise kaum halten vor Lachen (wörtlich zu nehmen), denn sie wälzten sich vor Lachen an den Hauswänden hin, als ich nun gar noch solche Sachen aufschrieb. Endlich raffte sich der alte Häuptling zu einem ernsten Worte auf. Er hatte schmunzelnd und verschämt drei Stücke erzählt und erhob sich dann plötzlich würdig und mit einem etwas bösen Zurückwerfen des Kopfes: „Ich bin nicht verrückt!" (gleich — Gulauke) „Du weißt das alles sehr gut!" Damit war es für heute mit der Tuschimuni zu Ende. Der alte Herr ging mißmutig von dannen. In Berlin hätte das etwa gelautet: „Halten Sie mich doch nicht zum Narren, tun sie doch nicht so, als ob Sie das nicht viel besser wüßten als ich!" Nach dieser Belehrung zogen wir weiter. Wir überschritten erst den Lubi und trafen dann in der Hauptstadt Ndumbis, des Herrschers der Bena Bienge, ein. Das erste Ziel dieser Wanderung war erreicht. Leider schlug mir während des Notierens im Randwalde des Lubi ein tückischer Zweig in die Augen und verursachte so eine arge Beeinträchtigung des Sehvermögens und meiner Behaglichkeit. Wir waren nun bei den Bienge, dem „sanften" Urstamm der Bakuba, die



Siedelungen der Lubaeinwanderung: Balubahars bei Ibanschi.

unabhängig vom Lukengo sind, angelangt, und alles, was Wolf in Ibanschi, und was ich in Galikoko, Bena Makima und in Ibanschi gehört hatte, zeigte sich richtig. Da war die über mannshoch eingezäunte Stadt mit einer Baluba-vorstadt, einigen Baketevororten und vor allem dem Lager der Batua. Diese Batua waren offenkundig richtige Zwerge und die Bienge echte Bakuba mit allem, was dazu gehört, mit reicher Frauentätowierung, einem zänkischen Handelscharakter, viel geschnitzten Bechern und Holzschachteln, Ölschälchen, mit Decken, mit Sammetstoffen, einer neuen, merkwürdigen Art Orakelgetier usw. Es begann in der Burgumzäunung, in deren Innern ich unter einer herrlichen Halle Platz genommen hatte, gar bald ein wildes Schreien. Das Gerücht meiner ethnologischen Wünsche hatte sich mittlerweile durch alle diese Länder fortge-pflanzt. Ich war nicht mehr genötigt, große Reden zu halten. Die Leute kamen von selbst, nannten mir die Namen ihrer Tätowierungsmuster, erzählten mir von der Geschichte des Landes und wollten vor allen Dingen durch den Verkauf ihrer Kunstgewerbeartikel verdienen. Es war ein wildes Hin und Her, ein Stoßen und Drängen um den Salzsack, um die Zeugballen und die Kisten mit Hau-messern, die hier als Tauschartikel ersehnt waren. Kaum konnten meine ausge-stellten Wachen die Leute in Ordnung halten, an verschiedenen Punkten entstand Streit. Und dem Herrscher selbst, dem langen hageren Ndumbi, ward angst und bange. Von Zeit zu Zeit erschien und verschwand der Fürst. Offenbar



Der Lulua oberhalb Luebo.
(Nach photogr. Aufnahmen Dubins.)

sandte er Boten fort. Endlich um 5 Uhr trat er zu mir und bat mich, aus der Stadt herauszukommen. Er führte mich in eine Vorstadt. Ich wußte nicht, was er wollte. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als mir ein Europäer, Mr. Werner, der Manager der amerikanischen Expedition, entgegentrat, der, mit dem Dampfer den Kassai bis Djoko Punda heraufgefahren war und in der Nähe sein Lager aufgeschlagen hatte. Wir schüttelten uns die Hände und schlugen nun außerhalb der Stadt unser Lager auf. Ein frugales Abendessen ward aufgetragen, und bei einem Topfe Malafu feierten wir das seltsame Zusammentreffen. Es war ziemlich spät geworden, als der edle Fürst Ndumbi wieder erschien und mir etwas zuflüsterte, was in der Übersetzung lautete: „Wenn du vorhast, mir ein Geschenk zu machen, so tue es jetzt in der Nacht, wo die Leute auseinandergegangen sind und niemand es beobachtet, was du mir gibst. Wenn du mir bei Tage die Geschenke überweist, so sehen das meine Leute und die quälen mich dann mit Bitten um die Teilung des Geschenkes. Meine Leute wollen immer teilen." Da hatten wir denn wieder den alten ehrwürdigen Kommunismus, die Sorge aller edlen Negerfürsten. Gern willfahrte ich dem hohen Wunsche, und der Fürst dokumentierte seine Dankbarkeit durch Übersendung von Hammeln, Ziegen, einigen Holzschachteln und einer wertvollen Maske.



Siedelungen der Lubainvasion: Balubahaus bei Ibanschi.

Am andern Morgen suchten wir das Batuadorf auf. Dann marschierten wir bis zu Mr. Werners Lager weiter.

Herr Lemme führte eine Zeichnung für Herrn Werner aus. Dieser zog aus meinem Auge einen kleinen Balken, den der Zweig am Tage vorher hineingeschleudert hatte, dann verzehrten wir ein ausgezeichnetes Frühstück. Mr. Werner hatte sein Lager mit außerordentlichem Geschmack ausgewählt. Weithin konnte das Auge über die prächtigen Hügelländer nach dem Kassai schauen. Wir erreichten dann den Strom südlich der Mündung des Lubi, der mit einem hübschen kleinen Wasserfall gegenüber der Station Djoko Punda dem Vater Kassai in die Arme eilt.



Siedelungen der Lubaeinwanderung: Balubagehöft bei Ibanschi.

Die Verbindung zwischen Luebo und den Wissmannfällen war somit hergestellt. Neben uns zur Rechten toste der Lubifall heraus. Unter uns, zum Teil eingeengt in die stark bewaldeten Ufer, wallte der majestätische Strom nach Norden, von Süden her trug der Wind das Rauschen der Wissmannfälle an unser Ohr. Gegenüber thronte die teilweise noch recht neue und im ganzen wenig behagliche Faktorei der Kompanie Djoko Punda, der Endpunkt der Dampfschiffahrt auf dem Kassai. Hier erwartete uns der Gérant und der Abteilungschef des südlichen Landes, Herr Konings. Wir waren auf dem hohen Ufer in einem noch nicht vollendeten Hause ausgezeichnet untergebracht und unternahmen alsdann die Vernichtung einer tüchtigen Abendmahlzeit, in deren Ver-

lauf Herr Konings durch freundliches Zureden unsere Absicht, von hier aus direkt nach Luebo zurückzukehren, zerstörte. Ich werde das weitere ein andermal auseinandersetzen.

Der andere Tag führte uns zu den Wasserfällen. Herr Lemme bestieg mit dem „Malgerät" und zugehörigen Boys sowie entsprechenden Ruderknechten ein Boot, um die Reise den Strom hinauf am östlichen Ufer entlang zurückzulegen. Auf diese Weise wollte ich ein Bild gewinnen, welches der Aufnahme entsprach, die Wissmann selbst in seinen letzten Reisewerken publiziert hat. Ich dagegen wollte meinerseits das kurze Stück der Route topographieren,



Siedelungen der Lubaeinwanderung: Balubahaus bei Ibauschi.

bis an einen Flußübergang überklettern und mich so zu Lande auf dem westlichen Ufer zu dem Falle begeben. Trotzdem ich mich unterwegs aufhielt, kam ich doch schneller an Ort und Stelle an und sah so, wie die Ruderknechte mühsam das Boot durch die ziemlich starke Strömung an das Ufer bugsierten.

Mein Aufenthalt ward durch eine Begrüßungszeremonie hervorgerufen. Es war eine Begegnung wunderlicher Art. Bald nachdem ich die Station verlassen hatte, kam mir ein kleiner verhutzelter Herr mit fremdartig dreinschauenden Zügen und einer eigenartig akzentuierten Aussprache des landesüblichen Idioms entgegen. Mit schauerlicher Eile fragte er mich, ob es wahr sei, daß

ich ein Moana na Kabassu Babu (ein Sohn oder Nachkomme Wissmanns) sei, wie dies im Lande behauptet werde. Unter Lachen bestätigte ich dieses. Und nun schüttelte mir das Männchen außerordentlich herzlich die Hand und stellte sich in eiligem Geplauder als ein alter Begleiter Pogges und Wissmanns vor. Mit außerordentlicher Geschwindigkeit berichtete er, daß Pogge einmal für die Leute der Expedition — wenn ich recht verstand — am Tschikappa ein Flußpferd und Wissmann noch am selben Tage zwei gleiche Tiere geschossen hätte, daß dann alle Welt sehr gut gegessen habe und am andern Tage weiterwandern wollte, daß er, der Erzähler, bei dieser Gelegenheit von Pogge Haue gekriegt habe und daß er das auch sehr verdient hätte, denn er sei damals ein leichtsinniger junger Bursche gewesen. Ich solle ja aber eine ganz eigenartige Mukanda (Papier, Buchschrift) haben, auf der immer alles zu sehen sei. Da werde ich das auch wissen. Es sei auch gar nicht so schlimm gemeint gewesen, und er, der Erzähler, hänge fürchterlich an Pogge und Wissmann, und wolle nur nochmals sagen, daß er Haue gerade am richtigen Tage bekommen habe, und jetzt sei er ein großer Fürst geworden. Pogge sei dann am Lualaba umgekehrt und Wissmann sei weitergezogen. Am Lubi wäre Pogge (Kassongo) angegriffen worden, und Wissmann sei immer etwas hitzig gewesen. Er, der Erzähler, habe aber von Wissmann nie Haue bekommen, und Wissmann hätte bei den Kioque den Namen „Tenente" geführt, und Wissmann sei gegen die Kioque gar nicht nett, aber Pogge eigentlich daran Schuld gewesen, denn er habe die Kioque und Bangala nicht unter den Bena Mojo dulden wollen, und er, der Redner, sei jetzt allerdings ein Kioque, aber das Bena Mojoland wollte er mir, dem Nachfolger Wissmanns, überlassen, und die Bena na Kassongo (Nachkommen Pogges) seien überhaupt die einzigen, die die Bantu Basikke (die schwarzen Menschen) richtig zu behandeln wüßten und immer an den richtigen Ort träfen, wenn sie hauten, denn die Bantu Basikke müßten gehauen werden, deshalb haue er jetzt seine Leute auch, genau wie er das von Kassongo kennen gelernt habe. Denn wie gesagt, Kassongo habe ihn einmal durchgehauen und seine (des Redners) Frau wisse das auch noch, denn sie sei dabei gewesen, und sie lebe jetzt noch, und sie wäre ebenso alt wie er, und ich würde sie nachher kennen lernen und — — —. Der Leser wird verzeihen, wenn ich den Schwall dieser Rede etwas abkürze! Das Drolligste an der Sache war, daß ich nicht herausbekommen konnte, wen ich vor mir hatte, bis es mir endlich Palia Messo, nachdem er seine Dolmetscherkünste an der Übertragung der Schlangenrede genügend erprobt hatte, vorsichtig ins Ohr flüsterte: dieser kleine schwatzende Waldgeist sei niemand anders als Muila, der berühmte Kioquehäuptling.

Es ist ein wunderliches Völkerwallen und -wogen an den Wissmannfällen. Wissmann traf im Jahre 1886 an dieser Stelle hart aneinander grenzend nach Süden zu Bapende, nach Norden zu Baschilele. Ndumbi, der Biengefürst gab

an, daß er in alten Zeiten die Wissmannfälle beherrscht hätte, und die Bena-Lulua berichteten, daß sie auch einst zu den Wissmannfällen hätten vordringen wollen. Letzteres scheint allerdings nicht gelungen zu sein. Heute waren die Verhältnisse ganz andere als zu Wissmanns Zeiten. Die Bapende waren weit nach Süden zurückgedrängt und das ganze westliche Ufer war bis Golongo hin von Baschilele besetzt. Mitten unter diesen Baschilele wohnte nun der Kioque-häuptling Muila, der Vorposten der energisch von Süden nach Norden vordringenden Kioquewanderung. Noch 1895 hatte er in der Gegend von Bindundu auf der anderen Seite des Kassai gewohnt. Es war dann aber der Bapende-Kioquekrieg ausgebrochen, und so hatte sich Muila aus dem Reich der Bapendebevölkerung in das Land der Baschilele zurückgezogen. Seine Emissäre wanderten bis hinauf, fast bis an die Sankurrumündung. Vielleicht erlebt die Welt das Schauspiel, daß die Baschilele, deren Land die Belgier nicht zu erschließen vermochten, von den Kioque bedrängt und somit dem Verkehr mit Europa auf einem eigenartigen Umwege zugänglich gemacht werden.

Unser Freund Muila oder Mwuila, der behauptete, sich vor Vergnügen nicht halten zu können und in einem fort von der Freude schwatzte, die er durch meine Annäherung erfahren, und der dabei seine Kioquezugehörigkeit im Anbieten herrlicher „Geschäftchen" in Kautschuk und Elfenbein dokumentierte, führte uns in sein hübsches und absolut echtes Kioquedorf. Zum ersten Male sah ich hier



Hüttentypen auf dem Wege zum Poggefall: Blick in das Dorf der Bena Bilongo.

diese eigenartigen Strohhütten und Strohdächer, unter denen ich bald weiter im Süden herrliche Tage zubringen sollte. Dann gab mir Muila einen Führer bis zum Falle mit. Ich möchte hier schon darauf aufmerksam machen, daß Muila ursprünglich, wie er selbst andeutete, kein Kioque war. Als Baluba-sklave hatte er in der Expedition Pogges gedient und war, als die Belgier in das Land kamen, in den Dienst des noch berühmteren Kioque Mukanjang getreten. Dieser hatte ihm als Lohn für seine ausgezeichneten Dienste nicht nur die Freiheit gegeben, sondern ihn als Dorfchef in die vorderste Reihe der Kioquewanderung nach Norden gesandt. Er hatte also den großen Wert, der den tapferen und diplomatischen kleinen Kerl auszeichnete, richtig erkannt.



Der Wissmannfall nach der Illustration in Wissmanns Werk: „Meine zweite Durchquerung."

Wolf hat seiner Karte des Kassaigebietes ein Nebenkärtchen „die Wissmannfälle" beigefügt. Es entspricht den Verhältnissen. Ich kam über den linken Kassaiarm (ein Sandbett mit schwerem Geröll) und passierte dann die Insel, die besonders nach Osten zu eine stark bewachsene Geröllsperre darstellt. Wer beschreibt aber ein Erstaunen, als ich aus dem bewaldeten Geröllgebiet der Insel dem Wissmannfall gegenübertrat! Von dem pompösen 8 m hohen Wasserfall, den Wissmann abbildete, war nichts zu sehen, keine Steinwand und kein Baum als Krönung. Ich hatte die nach Wissmanns Skizze in seinem dritten Reisewerke ausgeführte Illustration Hellgrewes gut genug im Kopfe. Das war doch nicht derselbe Wasserfall! Als ich mich nochmals von allen anderen Übereinstimmungen in Lage und Konstruktion vergewissert hatte, da tauchte in mir der böse Gedanke an eine etwas unglückliche Übertreibung

durch den Zeichner auf, die im Interesse der Verschönerung der Landschaft und des seinen Namen tragenden Wasserfalles von Wissmann geduldet worden sei. Wie leicht derartige Anschuldigungen entstehen — und dieser Gedanke barg natürlich eine Anschuldigung in sich —, mag dieser Fall lehren. Hätte ich nicht später durch die Bena-Lulua und die Leute Ndumbis nähere Aufklärung erhalten, so wäre wohl zunächst und für alle Zeit keine Richtigstellung dieser interessanten Tatsachen ermöglicht worden.

Denn das Bild bei Wissmann ist anscheinend ganz richtig, notabene für die damalige Zeit. Ich stelle hier die beiden Bilder nebeneinander und der Leser wird mit einem gewissen Erstaunen hören, daß der Wasserfall von 1886 inzwischen „eingestürzt" ist. Hätte ich nicht nachher die schnelle und energische



Der Wissmannfall, wie wir ihn sahen.

Umbildung der innerafrikanischen Wasserfälle dieser Breiten aus eigener Anschauung kennen gelernt, so würde mir der Gedanke auch fremdartig sein. Die Eingeborenen erzählen, vor 5—10 Jahren hätten auf der Mitte der Wasserfalllinie noch einige Palmen gestanden. Es stürzten dann große Blöcke den Kassai herunter, und einmal wurde ein Fischerboot ziemlich weit unterhalb des Falles von der durch solchen Sturz ins Rutschen gebrachten Sand- und Steinmasse zum Umschlagen gebracht. Damals fanden drei Männer und eine Frau den Tod. Ein Stein nach dem andern brach herab. Und heute repräsentieren die Wissmannfälle nur noch starke Stromschnellen. Ich bemerke ausdrücklich, daß die Eingeborenen selbst angaben, zu manchen Zeiten mache der Stromsturz noch einen großartigeren Eindruck, nämlich dann, wenn die Wasser des Kassai auf einem Höhepunkt der Schwellung angelangt sind.

Leider vermochte ich keine der photographischen Aufnahmen des Wissmannfalles zu retten. Der Träger, der die beiden Apparate transportierte, glitt in dem Geröll aus und rutschte mit beiden Apparaten und sämtlichen Kassetten auf dem Nachhausewege in das Wasser. Das eine der beiden Instrumente verlor bei dieser Gelegenheit die Haltbarkeit des inneren Mechanismus. Der kleine Apparat von Goerz, der hier sein zweites Bad nahm, ertrug die Strapaze aber ausgezeichnet. Über meinen photographischen Apparaten stand ein Unstern. Der größte Teil unserer Ausstattung sammelte einmal wenigstens eine intensivere Kenntnis des Stromes, des Flusses und Wasserreichtums ein. Ich glaube, keiner unserer Koffer ist dem Schicksal entgangen. Übrigens ging es dem Malkoffer des Herrn Lemme nicht besser, er hat sich zweimal im Strom befunden, und zwar einmal im Tschikappa und einmal im Lulua. Unter solchen Umständen ist es natürlich im höchsten Grade wichtig, über haltbares Material zu verfügen, und es ist mir eine große Freude, feststellen zu können, daß die Anschütz-Apparate alle Unglücksfälle mit geradezu bewundernswürdiger Ausdauer ertragen haben. Der eine meiner Goerz-Apparate lag, nur in dünne Wachsleinwand gewickelt, vier Tage lang im Wasser. Erst dann gelang es, ihn der feuchten Umarmung zu entreißen und obgleich er hinterher einen Transport von sechs Stunden über die glühendste Steppe aushalten mußte, ist er noch heut brauchbar.

Der Rückweg führte wieder über Muilas Dorf. Der plappernde kleine Fürst hatte mir eine hübsche Überraschung vorbereitet: im Busch tanzte ein maskierter Mann, ein Mukischi. Es war der erste Maskentänzer, den ich in Afrika bei der Arbeit sah. Und somit ward ihm alle Aufmerksamkeit erwiesen. Der Jüngling, der erst kürzlich die Beschneidung erduldet hatte, war übrigens Kaufmann genug, um mit ins Lager zu kommen, dem Meister zu Modell zu tanzen und sein Maskengewand zu verkaufen.

Eigentlich war damit das Ziel dieses Ausfluges erreicht. Aber, wie gesagt, Herr Konings hatte sich in den Kopf gesetzt, uns zu einer Änderung unserer Pläne zu überreden, und das gelang ihm auch heute. Er bat mich nämlich die Stadt Kalambas aufzusuchen. Hier muß ich nun weit zurückgreifen.

Als Pogge mit seinem damaligen Gehilfen, Leutnant Wissmann, im Jahre 1881 glücklich die Bangala- und Kioquesperre überwunden, den Kassai überschritten und das Land der Bena-Lulua erreicht hatte, wohnte als mächtigster Herrscher der Bena-Lulua am Lulua der alte Kalamba. Es gelang Pogge, Kalamba zu bewegen, ihn auf der Reise nach Osten zu begleiten. Als er Wißmann dann am Lualaba dem Tanganjika zu weitergesandt hatte, kehrte er in das Land Kalambas zurück und wohnte bei diesem noch lange Zeit. Später kehrte dann Wissmann nach Afrika in dies Land zurück. Wieder war es Kalamba, der die Expedition den Kassai herunterbegleitete. Kalamba hatte sich somit außerordentliche Verdienste um die Erschließung dieser Länder erworben. Dem wußten aber die

Beamten des später hier in seine Besitzrechte eintretenden Kongostaates nicht Rechnung zu tragen. Die Offiziere provozierten in nicht sehr würdiger Weise einen häßlichen Streit. Kalamba ward herausgesetzt und floh. Sein Eigentum ward von den Offizieren des Staates annektiert. Wissmann hat sich selbst mir gegenüber, nachdem er Kenntnis von diesen Vorgängen erhalten hatte, sehr abfällig geäußert und hat deswegen bis zu seinen letzten Tagen dem Kongostaate einen schweren Groll nicht versagen können. Kalamba floh auf portugiesisches Gebiet. Einige Leute versuchten in ungeschickter Weise ihn zurückzuholen. Es gelang nicht. Kalamba starb am andern Ufer des Kassai.



Hüttentypen auf dem Wege zu dem Poggefall: Haus im Dorfe Lukengo.

Und nun trat sein Adoptivsohn, Kalamba-Moana, als Herrscher in den Vordergrund. Auch Kalamba-Moana versöhnte sich zunächst nicht mit dem Kongostaate.

Als ich nun in Ibanschi erschien und mit den Bena-Lulua Freundschaft schloß, nahmen meine neuen Freunde auch Einblick in meine Bücher. Da war zum Beispiel das Werk „Im Innern Afrikas", herausgegeben von Wolf und neu ediert von Müller. In diesem Buch war ein Porträt Kalambas und das Bild eines kleinen Mädchens, namens Galula. Einige ältere Bena-Lulua erkannten Kalamba wieder, und zwar auffälligerweise an der Tätowierung seines Körpers. Die Freude war eine ungeheure, und nun wurden mir viele Geschichten und Berichte von den alten Vorgängen zuteil. Auch Galula ward erkannt, und

ich erhielt eine Beschreibung ihres Lebenswandels und ihres Lebenslaufes. Mit Windeseile verbreitete sich das Gerücht von meiner eigenartigen Mukanda, und nach 14 Tagen erschien ein Abgesandter Kalambas bei mir. Die Leute Kalambas kamen immer zur Nachtzeit, nie bei Tage. Sie kamen stets mit Belegen ihrer Herkunft in der Gestalt kleiner Schnitzwerke oder vergilbter alter Zettel, auf dem Wissmann Wolf eine Nachricht schickte, Wolf solle nämlich aus seinem Bestand dem Überbringer so und so viel (unleserlich) Perlen geben. Die Unterschrift Wissmanns war unverkennbar. Ich hatte eigentlich keine Lust, mich in diese Verhältnisse hineinzumischen, weshalb mich der Gedanke bis jetzt nicht weiter beschäftigt hatte. Doch kam hier in Djoko Punda die Rede auf diese Vorkommnisse und Herr Konings betonte, welchen außerordentlichen Wert es haben würde, wenn es mir gelänge, den Frieden wieder herzustellen. Er stellte mir Leute, so viel ich wolle, als Träger zur Verfügung und überredete mich glücklich, die Sache zu versuchen. Was mich dabei bestimmte, war die Hoffnung, daß es mir so möglich sein würde, die Bapende, Kioque und Bena Mai sowie den Poggefall selbst kennen zu lernen. Den Eindruck, den ich in Muilas Dorf gewonnen hatte, war ein sehr starker, allerhand ethnologische Probleme hatten sich mir hier aufgedrängt, und somit sagte ich die Reise zu. Eilends wurden die Traglasten organisiert, einige Träger aus dem Stationsbestande der Kassaikompanie übernommen, Briefe ausgefertigt, Kassetten gefüllt, dann ging es schleunigst zu Bett. Der nächste Morgen sollte den Marsch nach Süden bringen.



Ins Lateritland versenkte Waldbäche:
Unsere Brücke über den Kambambei. (17. September 1905.)

Fünfzehntes Kapitel.

Durch das Land der nervösen Bapende.

Am 15. September marschierten wir zu Ndumbi zurück, und zwar auf einem südlich der Station des Mr. Werner gelegenen Weg. Für meine Leute bedeutete die Abreise gewissermaßen ein Fest, denn Djoko Punda ist ein Hungerplatz. Es existieren bei dieser Station keinerlei Pflanzungen. Die Verpflegung der Stationsarbeiter findet in der Weise statt, daß der Chef Ndumbi auf seinem Markte an die Abgesandten der Kompanie die nötigen Nahrungsmittel verkauft. Hier sowohl wie später in Kabeja wurde mir zum ersten Male diese schwache Seite des Kaufmannsstandes klar. Der Kaufmann sorgt nur für den Handel, nicht für den Anbau. Die Armut der Gegend rührt von der Faulheit der Eingeborenen oder der isolierten Lage der Station her. Der Boden erschien mir ergiebig genug, um die nötigen Anlagen an Maniok, Hirse und Mais zu schaffen. Es mußte also die erste Aufgabe einer Stationsgründung sein, für die Verpflegung der Arbeiter Felder und Gärten anzulegen.

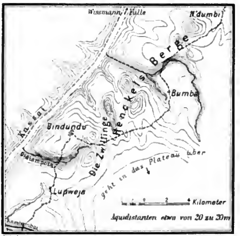
Waren unsere Leute der Verpflegung wegen froh, daß sie diesen Hungerplatz verlassen konnten, so wanderte doch anderseits das Gespenst der Furcht in der Expedition. Am Speisetisch Djoko Pundas hatten verschiedene Boys serviert, denen die häufige Nennung des Namens Kalamba in unserer Unterhaltung aufgefallen war. Des ferneren kannten unsere Leute die Richtung der Wanderung und hatten weiter von dem Eintreffen eines Kalambaboten in Ibauschi gehört. Sie wußten außerdem alle Bescheid von den herzlichen Beziehungen, die die Familien des Kabassu Babu mit der des Kalamba von alter Zeit her verbanden. Sie schlossen also mit unfehlbarer Sicherheit, daß wir vorhätten, Kalamba aufzusuchen. Vor Kalamba hatten aber nicht nur die weißen Agenten, sondern auch die Schwarzhäute alle miteinander eine heillose Angst. Ich konnte auf den Gesichtern der braven Leute, aus dem Schweigen, in dem sie sich bei dem Marsche ergingen, ersehen, was in ihren Köpfen vorging. Ndumbi war also ein gefährlicher Punkt. Von hier aus konnten die Träger noch nach Luebo entwischen, da sie ja mit mir den Weg schon zurückgelegt hatten, und der Neger, wenn nicht sehr lange Zeit vergangen ist, jeden einmal gegangenen Weg wieder zurückfindet. Ich bereitete mich somit auf einen öffentlichen Aufstand oder auf eine allgemeine Flucht vor.

Und richtig: kaum war in dem Lager vor der Stadt Ndumbi der erste Hunger gestillt, so erschien schon der erste und zweite Träger: „Wohin gehen wir?" „Auf welchem Wege kehren wir nach Luebo zurück?" usw. Also aufgepaßt! Es gibt nun in diesen Ländern eine wunderschöne Einrichtung, das „Mojo", eine Ansprache an das Volk. Im Lager von Ndumbi war das am 15. September sehr am Platze. Und als die Sonne gesunken war, blies ich mein Volk zusammen und hielt nun eine wunderbar schöne Rede: ich appellierte an die alten Träger und fragte, ob ich sie schon jemals schlecht geführt habe. Ich fragte, ob nicht alle Welt wüßte, daß es bei den Bapende, zu denen ich gehen wollte, sehr viel zu essen gäbe. Ich fragte, ob ich ihnen bei den Kioque nicht einen Ochsen kaufen sollte, damit sie einmal Ochsenfleisch essen könnten, und ob die Kioque, die sie ja bei Muila kennen gelernt hätten, nicht ein prächtiges Volk seien? Bei solcher Frage ward dann immer mit großer Einheit geantwortet, und was man bei der Bearbeitung des einzelnen nie erreichen würde, das erreichte man auf solche Weise bei der Behandlung der Masse gar leicht, nämlich eine zustimmende und jubelnde Stimmung. Da nun der Neger im Leben nichts mehr liebt als gutes Essen, so erreichte bei der Erwähnung des Ochsen der Jubel seinen Höhepunkt, und die Leute Ndumbis standen etwas verdutzt da, als unsere Bande in ihr heulendes Jubelgetöse: „rrrrrrrrrr-twah!" ausbrach. Im übrigen erklärte ich, daß ich mir die Entscheidung darüber, wo ich hingehen wollte, vorbehalten müsse, und damit war die Sache erledigt

Ich schrieb dann meine Aufnahmen und Notizen noch beim Scheine der Laterne ins reine, und als Lemme schon in Mißstimmung, dem Vorboten des anmar-

schierenden Fiebers, sein Bett aufgesucht hatte, zündete ich mir noch eine Pfeife mit gutem Eingeborenentabak an und wanderte von Lagerfeuer zu Lagerfeuer, legte mich hier auf eine Matte und setzte mich dort auf einen Holzklotz, plauderte mit diesem und jenem über das Wanderleben und bummelte dann mit der Flinte auf dem Rücken ein wenig feldein. Es war eine herrliche Nacht, eine aussichtsvolle weite Tour lag vor mir, und im Geiste sah ich schon meine Notiz- und Skizzenbücher mit wertvollem Material gefüllt. Als ich auf dem Rückwege an der gefürchteten Stadt Ndumbis hinging, sah ich hier und da ein verborgenes Türchen sich öffnen und schließen. Hier schlüpfte ein Liebhaber heraus, dort ein Liebchen hinein, und die bei Tage so sorgsam gehütete Frauenkeuschheit muß in dieser Nacht manchen Schaden erlitten haben. Denn als ich einige Wochen später mehrere Burschen wegen ausgebrochener Krankheit entlassen mußte und sie fragte, wo sie sich das zugezogen hätten, da erhielt ich die übereinstimmende Antwort: „In Ndumbi, als wir von Djoko Punda kamen." Auch hier machte ich wieder die Beobachtung, daß die Bakubadörfer im allgemeinen stark verseucht sind.

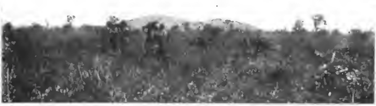
Von Ndumbi aus ging es während eines leidlich tüchtigen Tagesmarsches durch das Land der Bakete bis Bindundu. Leider litt Lemme sehr an Gallenfieber und hatte im Dorfe Bumba während der Frühstückspause eine kräftige, erleichternde Eruption. Er war so schwach, daß er während des ganzen Tages getragen werden mußte und die herrliche Natur nicht genießen konnte. Eigentlich zum ersten Male kamen wir in absolut baum- und buschloses Savannenland, welches wunderlich runde Hügelformen aufwies. Das beifolgende Kartenblättchen, dessen Herstellung die Peilungen und das Itinerar dieses Tages ermöglichten, gibt ein anschauliches Bild der eigentümlichen Gestaltung des Landes. Nach Westen hin trennte uns ein Gürtel von Hügeln vom Laufe des Kassai, während der Märsche der nächsten Tage durcheilten wir ein Land, welches noch höhere Berge aufwies. Nach Südosten und Osten zu dehnten sich die mächtigen, fast



Randhügel des Lateritgeländes am Kassai: Die Henckels-Berge.

kahlen Plateauwellen aus. Wir hatten es mit einzelnen Gruppen dieser am Kassai sich hinziehenden Hügelketten zu tun, deren Kuppen sich beinahe bis zum Lulua hinziehen, jenseits dieses Stromes aber nach Norden zu verschwinden. Die nördlich des Kambambai gelegenen Hügel nannte ich die Henckelsberge. Eine Randleiste gibt ein charakteristisches Bild davon, wie eigenartig zwei dieser Kuppen in ihrer Zwillingsnatur aus der Entfernung dreinschauen. Dieses Land ist zumeist kahl, nur in den Bachbetten strebt ein dicker Urwald dem Lichte zu.

In Bumba erwarb ich die erste Beschneidungsmaske gestrickter Art, die ich dann später bei den Bena-Lulua dieses Landes noch häufiger antraf. Es spielte sich eine wunderhübsche geheimnisvolle Szene ab. Zunächst wurden alle Frauen fortgejagt. Dann bat mich der Häuptling, einen meiner Polizeisoldaten mit einem Gewehre mitzunehmen. Wir gingen bis ans Ende des Dorfes. Einige Posten wurden ringsum aufgestellt, um das etwaige Andrängen der neugierigen



Randhügel des Lateritgeländes am Kassai: Die Zwillinge in der Gruppe der Henckelsberge von Osten aus der Entfernung gesehen.

Weiber zu verhüten. Dann kroch er mit mir in eine Hütte, nicht aber etwa durch die Tür, sondern durch ein dem Waldrande zu hergerichtetes Loch in der Wand der kleinen Behausung. Es war eine ganz jämmerliche Bude. Draußen stand mein Wachtposten mit (auf allgemeinen Wunsch) aufgepflanztem Seitengewehr. Solchen Respekt hatten die Leute vor ihren Frauen. In der Hütte saßen wir zu Dreien zusammengequetscht. Es ward ein alter verschmutzter Korb heruntergenommen. Der alte Maskenbewahrer lüftete den Deckel und einige hundert der riesigsten und ekelhaftesten Kakerlaken hüpften mir entgegen und rasten mir sofort mit der diesen Tieren eigentümlichen Geschwindigkeit über Gesicht und Hände. Aber was tut der Mensch nicht alles für die Wissenschaft. Ich verzog keine Miene, denn das hätte die Leute hier gar leicht gekränkt.

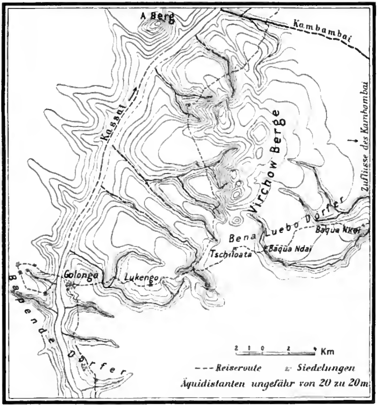
Doch war ich froh, als ich wieder im Freien war und Schamba mir das Ungeziefer absuchte. Es war dies eine Szene, der sich nun mehrmals ähnliche Ereignisse angliederten. Dann brachen wir von Bumba auf und marschierten in schneidigem Zuge bis Bindundu. In Bindundu war der Palmwein gut, Biddia

gab es in Fülle, dazu fast Übermengen von Erdnüssen; was Wunder also, daß die Leute in ausgezeichneter Stimmung waren. Wie immer an solchen Wandertagen machte ich auch heute einen abendlichen Rundgang durch das Lager und wurde bei dieser Gelegenheit durch lispelnde Stimmen in die finstere Nacht hineingezogen. Beim Lichte meiner Laterne tanzte mir im Busch wieder ein Maskentänzer seine Zeremonialsprünge vor.

Die Kambambaimündung lag nun vor uns. Wir erreichten sie am anderen Morgen um 8 Uhr. Wir mußten eine Brücke über dieses doch recht reißende Flüßchen herstellen und passierten dann das 25 m breite Gewässer. Es war die dritte Stelle, an der deutsche Expeditionen den Kambambai überschritten. Die Pogge-Wissmann-Expedition passierte sein Quellgebiet im Jahre 1881. Im Jahre 1883 überschritt Pogge einen weiter nach Süden gelegenen Teil des Quellaufes. Wunderlicherweise findet sich auf der Karte von Pogges Rückweg von der Luluamündung nach Kinschassa eine falsche Darstellung. Der Reisende muß den Fluß irgendwo in seinem Mittellauf überschritten haben. Ich habe selbst seinen Verlauf auf meiner Rückkehr genauer feststellen können, und nach meinen Aufnahmen wird es möglich sein, das Gewässer und die Bodenbildung dieses Landes klarzustellen. Sowie wir in den Dörfern der Bena-Lulua — hier nannten sie sich Bena-Luebo — anlangten, begann die Hungerei von vorn. Schon hier waren wir in ziemlicher Notlage, die aber immerhin noch glänzend war im Verhältnis zu der Situation, in die wir einige Wochen später im Osten geraten sollten. Als wir in dem jämmerlichen Dorfe Malumalu absattelten, befanden wir uns schon nicht mehr in der Lage, unseren Leuten Nahrung zu verschaffen. Es war so wenig Maniok im Lande, daß die Eingeborenen in der Tat trotz meiner enormen Gebote nichts verkaufen konnten. Der Abend dieses Tages brachte ein höchst unbehagliches Gewitter, das die Nachtruhe schwer schädigte. Die mangelhafte Produktion dieser Dörfer veranlaßte mich, mit möglichster Eile reicheren Gefilden zuzueilen. Der Weg führte am anderen Tage westlich des als Virchowberge benannten Teiles der Kassaiuferkette entlang durch ein Steppengebiet. Der an diesem Morgen überschrittene Massassobach war das erste Gewässer, das ich von solcher Art in Afrika kennen lernte. Es floß nämlich „nackt" einher, kein Strauch, kein Baum stand an seinem Wiesenufer. Dadurch gewann dieses Stückchen Land durchaus den Eindruck einer norddeutschen Wiesenlandschaft mit Hügelbildung im Hintergrund. Das Dorf Lukengo, das wir am Mittag erreichten, war durch eigenartige Palmbäume ausgezeichnet.

An diesem Nachmittag traf ich im Bapendegebiet und damit unter neuen Verhältnissen ein. Alle älteren Reisenden hatten schon schwer unter den Diebereien dieser intelligenten, fleißigen, aber unliebenswürdigen Burschen zu leiden. Ich war um so mehr auf allerhand Unannehmlichkeiten vorbereitet, als nach alledem, was ich in Lukengos Palmendorf hörte, die biederen Bapende von mir

eine kriegerische Demonstration als Strafe für allerhand begangene kleine Unarten erwarteten. Ich hörte hier zum ersten Male, daß in dem Lande der Glaube verbreitet sei, ich wäre gekommen, um das unglückliche Gefecht, welches im Februar dieses Jahres zwei Agenten der Kompanie zu bestehen hatten, zu vergelten. Im folgenden werde ich leider Näheres hiervon zu berichten haben.



Dr. M. Groll gez.

Randhügel des Lateritgeländes am Kassai: Die Virchow-Berge.

Eine weite, herrliche Maniokpflanzung wurde durchschnitten, dann war ich an dem Hügelrande etwa 50 bis 75 m über dem Kassai im Bapendeweiler angelangt. Unter uns lag die Faktorei Golongo, zwischen der Faktorei und dem sehr umfangreichen Dorfe, dem sich nach links und rechts hin weitere Weiler anschlossen, der Palast des Häuptlings Golongo. Ich betrat, vom Berge heraufsteigend, den Eingeborenenort. Er war fast leer. Weiber und Kinder waren entflohen.



Ins Lateritland versenkte Waldbäche; Palmwald vom oberen Kambambai. (18. Okt. 1905.)

Ich sprach einige Männer an. Sie zogen sich scheu zurück. Ich wollte mich unter einem kleinen Schattendach niederlassen. Man deutete mir deutlich an, daß die Bapende vor mir Furcht hätten. Ich ging also herab, direkt auf Golongos Gehöft zu. Da wurde mir aber vorgelogen, der Fürst Golongo sei auf Reisen. Wenn es politisch ist, muß man auch in Afrika „konventionelle Lügen" ebensogut glauben wie in Europa, und somit ging ich weiter.

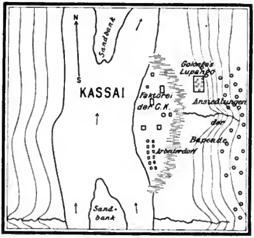
Das heißt, ich kam mit meinem guten Marschtempo nicht sehr weit. Fünf Minuten Luftlinie entfernt von mir lag die Station. Zwischen diesem Ziele und mir dehnte sich aber ein dickbewachsener Sumpf, ein Morast aus. Natürlich nahm ich an, daß dies nicht der richtige Weg sein könne und protestierte. Ich verlangte auf den richtigen Weg gebracht zu werden. Da ward mir die merkwürdige Antwort zuteil, daß dieser Morast mit einigen dünnen Baumstämmchen als Balancierbrücke der beste Weg sei. Also mußte ich denn auf schwankenden, dünnen, auf elastischer Schlammunterlage liegenden Baumstämmen, die Füße bis zu den Knöcheln im Sumpf, in die Station einziehen. Wenige Minuten später stand ich dem liebenswürdigen Vorsteher der Faktorei, Herrn Adrianson, gegenüber.

Es war eine reizende Station, in der ich mich befand, sauber und nett mit schön gearbeiteten Häusern und kunstvollen Türen; abgesehen von der Nieder-

lassung des Inspekteurs von Ikoka und Dima selbst jedenfalls die schönste Station der Kompanie. Aber was die Eingeborenen gesagt hatten, das war tatsächlich wahr. Die Station war umgeben von einem Sumpf; sie war angelegt auf einer Sandbank, und der Sumpf war regelrecht genährt von einem kleinen Bächlein. In der Regenzeit steht das Wasser in der Küche der Station. Der Abteilungschef, der solchen Platz zu einer europäischen Niederlassung ausgewählt hatte, und der nicht wenigstens für die Ableitung des Sumpfwassers Sorge getragen hatte, verdient genannt zu werden: es war der Herr Bertrand, den ich seinerzeit in Mange kennen gelernt hatte, der sich so überaus weise über die Geographie dieses Landes verbreitet hatte. Es war nach Inaugenscheinnahme der Lage dieses Ortes für mich nichts Wunderbares und Erstaunliches, als mir mitgeteilt wurde, daß trotz der ungemeinen Jugend der Station schon ein Weißer gestorben, einer todkrank abgereist und der jetzige Leiter stets leidend sei.

Wir waren nun im Bapendeland, und bald sollte ich gewahr werden, welcher Art die Gesellschaft war, in der wir die nächste Zeit verbringen sollten. Als ich am 18. September durch den Hauptort Golongos zog, hatte sich alles scheu zurückgezogen. Ich hatte ja Gewehre bei mir. Als ich am 19. September ohne Waffen wieder vor dem Lupangu (Zaun) ankam, da rückten die tapferen Bapende mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, kriegsdrohend gegen mich heran, und das kam so:

Ich hatte dem Häuptling Golongo am 18. September mitteilen lassen, er möchte mich am 19. September möglichst früh aufsuchen, da ich der Träger wegen mit ihm sprechen müsse. Er gab die Antwort: „Ich werde kommen.“ Am 19. September früh kam er nicht. So unternahm ich denn mit Lemme eine Promenade und wanderte mit dem Zeichner, der hier und da einige Skizzen aufnahm, durch die weitverbreiteten kleinen Ortschaften, die sich im Süden der „Hauptstadt“ am langsam ansteigenden Ufer hinzogen. Es ist ein wirkliches Vergnügen, zwischen diesen saube-



Höhenlinien von ungefähr 10 zu 10 m.

Golongo, die sumpfumspannte Faktorei. Beispiel, wie man eine Siedelung nicht anlegen soll.

ren Hütten, Hühnern, Ziegen, Schweineställen und Erdnußspeichern hinzugehen. Alles zeugt von Wohlhabenheit und Fleiß, von dem allerdings erstere mehr den Männern zugute kommt, während der letztere mehr den Frauen zufällt. Doch seien wir nicht ungerecht. Wir kamen auch an vielen Webstühlen vorbei und hörten gern deren regelmäßiges Geklapper. Es sind die Männer, die weben.

Also wir pilgerten behaglich des Weges und trennten uns dann. Herr Lemme ging heimwandernd seines Weges, und ich lenkte meine Schritte wieder dem Lupangu Golongos zu, um mit dem edlen Eingeborenen eine Rücksprache der Träger wegen zu erzielen. Es waren nur noch wenige Leute mit einer Tragbahre bei mir, welche mich über den Stationssumpf bringen sollte. Ich kam kaum auf den Platz, hatte kaum wahrgenommen, daß einige Weiber von innen die Umzäunung schnell verriegelt und nur noch eiligst einen Mann, offenbar einen Boten, herausgleiten ließen, als ich mir auch schon sagte, daß die Unterredung wohl kaum zustande kommen würde. Als ich mich nun wieder umwandte, sah ich, daß in der weiten Runde vom Hügel her sich eine Kette von Bogenschützen heranzog. Ich setzte mich also auf eine Trommel und wartete, was wohl geschehen würde. Die Leute kamen von allen Seiten näher und näher und hatten alle außerordentlich gleichartig und handwerksmäßig den Pfeil an die Sehne gelegt. Meine Leute baten mich, ich möchte direkt zur Station zurückkehren, da die Situation doch nachgerade gefährlich würde. Ich blieb aber ruhig am Platze sitzen. Nur nahm ich den in einem Futteral verpackten Parabellum-Karabiner neben mich. Mittlerweile näherten sich die Bapende bis auf 50 m. Ich stand auf und ging ruhig auf den nächsten zu. Ich wandte mich zu den Leuten, öffnete das Futteral und holte zum Entsetzen der Bapende das Gewehr heraus. Ich fragte, ob sie wüßten, was das wäre. Sie sagten „ja". Darauf erklärte ich ihnen, einer solchen Gesellschaft gegenüber brauchte ich allerdings mein Gewehr nicht, und gab es meinem Boy, denn es hätte mir sowieso nichts genutzt, wenn die Situation nicht schnell auf eine andere Weise geklärt wurde. Ich trat dann ganz dicht an den nächsten Bogenschützen heran und fragte ihn, was er eigentlich wolle, sie müßten doch wissen, daß ich nur mit Golongo sprechen möchte, um Träger für die nächsten Tage zu erhalten und um Essen für meine Leute zu kaufen. Der Mann sagte: „Wir wollen dich töten, weil du Golongo fangen willst." Das war auf jeden Fall eine Unverschämtheit, und somit versetzte ich dem Jüngling einfach eine Kräftige hinter die Ohren, die, gut ausbalanciert, den Mann zu einer außerordentlich schnellen Annäherung des Oberkörpers an den Erdboden brachte. Dabei jubelte ich mein fröhliches: „rrrrrrrrrr-twa." Die Wirkung war eine frappante. Die eine Hälfte der Leute lief schnell weg, die anderen brachen in ein schallendes Gelächter aus. Den Zurückbleibenden setzte ich nun auseinander, daß, wenn ich Krieg machen wollte, ich mit meiner Bismania und mit allen Gewehren kommen würde. Hätte ich den Krieg in das Land der

Schwarzen tragen wollen, dann hätte ich überhaupt viel mehr Soldaten und viel mehr Gewehre mitgebracht. Sie, die Bapende, wüßten aber ganz genau, daß ich überhaupt kein Moena Bula Matari (Sohn des Staates oder Staatsbeamter) und auch kein Moena na Ndundu (Sohn des Kautschukkaufmanns), sondern daß ich ein Moena Kabassu Babu sei. Nun wüßten die Bapende aus alten Zeiten ja wohl ganz genau, daß die Bena Kabassu die Freunde der Schwarzen seien, und daß sie nur in das Land gekommen wären, um zu sehen, was sie könnten, um von ihnen zu lernen, wie man den Schwarzen Gutes tun kann. Es wäre



Ins Lateritland versenkte Waldbäche: Typisches Bild eines Baches zwischen Kassimba und Kabeja.

aber sehr falsch, wenn sie sich einbildeten, daß ich ihnen Gutes zufüge, wenn ich mir etwas gefallen ließe. Und um sie, die weiter nichts als kleine dumme Kinder wären, von Dummheiten abzuhalten, hätte ich meine Gewehre bei mir. Zunächst wären die allerdings nicht nötig, und ich würde jeden Bapende, wie man es eben mit kleinen Kindern macht, wenn sie ungezogen seien, überlegen und verhauen, denn wenn ein Mupende alt würde und hätte kleine Kinder, so gebe er ihnen auch ordentliche Haue, weil die Kinder sonst zu viel Dummheiten machten. Deshalb frage ich sie jetzt, ob sie mit diesem Verkehrston einverstanden seien. Selbstverständlich waren alle damit einverstanden und lachten fröhlich.

Und derjenige, der den Bogen geführt hatte, wurde von den anderen im Triumphe verspottet und durch das Dorf gejagt.

Darauf gingen wir in einen sachlicheren Verkehrston über, und ich explizierte ihnen zunächst einmal die Bedeutung eines achtschüssigen Karabiners. Dann schickte ich ostentativ den Boy mit den Karabinern ins Dorf, legte mich auf eine herbeigebrachte Matte und plauderte noch etwas mit den angeseheneren Leuten. Wir scherzten und waren außerordentlich vergnügt. Überhaupt sind die Bapende ein sehr fröhliches Völkchen, das nur, wie gesagt, diebisch, leicht erregbar, etwas zu interessiert für die Palmweinvernichtung und schlecht erzogen ist. Nachdem ich mich nun noch eine Weile unterhalten hatte, kehrte ich in die Station zurück.

Ich erzähle diese kleinen Details, von deren Art ich in der nächsten Zeit noch genügende kennen lernen sollte, weil sie manche Eigenschaften des Negertypus erkennen lassen. Derartige Erregungen treten, zumal unter den Bogenvölkern, die die Waffen immer sehr schnell ergreifen, gar leicht ein, und dann wird leider allzuhäufig entweder zur Flucht oder zum Schuß gegriffen, während doch die Mitte eigentlich immer einen Ausgleich zuläßt. Es gibt einen Punkt im Negercharakter, wenigstens bei diesen, meinen west- und innerafrikanischen großen Kindern, der stets eine gesunde Einwirkung zutäßt, das ist der Humor. Ich werde in dem Werke über die Legendenkunst dieser Völker zeigen, daß dieser Humor bei einigen Stämmen, z. B. bei den Bena-Lulua, bis zu einer weltweisen Tiefe entwickelt ist. Solange man auf diese Seite des Negercharakters einzuwirken versteht, wird man mit dem Übergewicht des gebildeten Europäers meistenteils alle schwierigen Situationen in glücklicher Weise lösen können. Allerdings gehört hierzu mehreres. Zum ersten, man muß sich den Leuten sprachlich verständlich machen können. Zum zweiten, man darf nicht der tropischen Nervosität anheimfallen und irgend welches Schwächegefühl zeigen. Und zum dritten muß man über das verfügen, was allein in diesen Ländern, sobald sie nicht schon vollständig der europäischen Oberhoheit unterworfen sind, dem Forscher zum Erfolg verhilft, nämlich über die Überzeugung, daß das, was man sagt und tut, den erwünschten Erfolg hat.

In diesem Falle nahm das kleine Palaver den besten Verlauf. Die Bapende trugen mich selbst in die Station. Nach zwei Stunden erschien der Fürst hiesiger Bapende, Herr Golongo, um den Frieden mit Schwein, Ziege und Maniok zu besiegeln. Er versprach mir für den 21. September früh 25 Träger. Allerdings ging es an diesem Tage noch aufgeregt genug zu. Einige Stunden, nachdem Golongo uns verlassen, trafen Boten von den Bena-Lulua ein, welche sich bei mir erkundigten, ob wir die berühmte Februarschlacht am oberen Luebo rächen wollten. Natürlich wären die Bapende dabei beteiligt gewesen. Sie seien die eigentlichen Intriganten in der Angelegenheit gewesen, und es sei überhaupt wünschenswert, daß ich die ganze Bewohnerschaft von Golongo bis Tschikassa mit Krieg überzöge. Denn dies Land sei



Allerhand Soldatenart: Winkel im Lager meiner Polizeitruppe bei Luebo.

das Land der Bena-Lulua und nicht das Land der Bapende. Im übrigen hätten die Bena-Lulua sich „ein wenig zurückgezogen“. Es war göttlich, wie alle Welt mit der berühmten Februarschlacht am Luebo Fangball spielte, wie jeder sich bemühte, dem andern die Schuld zuzuschieben, die Europäer dem Kalamba Moana, die Boten Kalambas den Bena-Lulua am Luebo, die Bena-Lulua von Lukengo den Bapende, die Bapende dem Häuptling Kabeja usw. usw. In Wahrheit fühlten sich doch wohl die Bena-Lulua, im richtigen Verwandtschaftsgefühl zu den Stämmen am oberen Luebo, auch hier am meisten schuldig. Denn einige Stunden später erschien wieder eine Botschaft, nämlich ein schwarzer Kautschukmeister aus dem Inlande, und berichtete, daß dort alle Bena-Lulua schlankweg ausgerissen wären, was nur eine andere Lesart für das „sich ein wenig zurückgezogen“ war. Diese allgemeine Aufregung bemächtigte sich auch meiner edlen Trägerkolonne. Einige ihrer Führer erschienen mit der halb scherzhaften Angabe: wir kämen nun in ein Gebiet, wo Kriege und Gefechte geführt werden, da wäre es besser, wenn ich von vornherein einige Rationen mehr verteilte. Selbstverständlich waren diese Angaben geflunkert, und es handelte sich für die Leute darum, mehr Proviant zu erzielen, um besser durchbrennen zu können. Unter sich besprachen sie, daß es nicht so sehr schwer sei, einen guten Heimweg zu finden. Also war ein neues Mojo vonnöten.

Wie gesagt, die Sache war eine allgemein zugängliche. Jeder suchte seinen Groschen aus der Tatsache der Männerschlacht am Luebo zu münzen, ein wenig

zu randalieren, ein wenig der Arbeit zu entlaufen, ein wenig den Gegner zu verklatschen und summa summarum tüchtige Unruhe zu erzeugen, was alle Innerafrikaner über jedes andere Vergnügen schätzen. Für mich war das natürlich im höchsten Grade unangenehm. Meine Absichten waren von einer kriegerischen Gerüchtwolke umschleiert. Das hörte nicht auf, sie umschwebte uns auch fernerhin und verflüchtete sich erst, als wir in großer Freundschaft mit Kaba Kaba, dem Kioquemächtigen zwischen Tschikappa und Luwoa, verkehrten. Man sieht daraus, wie gefährlich es ist, wenn derartige Situationen, wie die durch die Februarschlacht geschaffene, nicht sogleich geklärt werden. Den Verlauf dieses Gefechts werde ich ja im nächsten Kapitel schildern und dann Gelegenheit haben, daraus die Lehre zu ziehen, die dem Ausbau der Eingeborenenpolitik und Eingeborenenbehandlung zugute kommt.

Fürs erste konnte ich mir so am Ende des 19. September sagen, daß allerdings der Friede und die Weiterreise durch das Bapendegebiet aufs höchste gefährdet waren. Die typischen Verhandlungen und die ersten Erfolge hatten aus den schrecklichsten Wilden die reizendsten Nachbarn gemacht. Am 20. konnte ich mich kaum der energischen Angriffe der bapendischen Freundschaftsergüsse erwehren. Sehr erwünscht waren mir die andrängenden stürmischen Vertraulichkeiten für das Wachstum meiner ethnologischen Kenntnisse und auch unserer Sammlung. Denn nun konnte ich auf einiges Zureden hin Legenden und Histörchenmitteilungen, dazu die ersten Masken, allerhand sehr schöne Holzbildnisse usw. erwerben. So nahm dann der Einkauf und das Eingehen auf sprachliche und sittliche Eigenschaften diesen



Allerhand Soldatenart: Der erste Zug meiner eigenen Polizeitruppe.

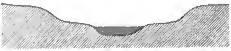
Tag recht in Anspruch, und es blieben nur wenige Minuten für eine Rücksprache mit unserer freundlichen Wirtin übrig. Immerhin genügte die Zeit doch zu einer Verhandlung, betreffend die eventuelle Änderung der sanitären Verhältnisse, und ich war froh, durch einige Ratschläge und Verabfolgung von Medikamenten Mittel gegen den peinigenden Rheumatismus bieten zu können. Als wir nach einigen Wochen hierher zurückkehrten, hatte sich der Gesundheitszustand des Agenten bedeutend gebessert. Die Sanierung der geographischen Lage der Station wäre natürlich nur dadurch zu erreichen gewesen, daß ein Kanal durch das Schlammbett des die Station umgebenden Sumpfes gezogen würde. Aber auch an eine solche Unternehmung mußte mit Vorsicht herangegangen werden, denn es ist eine bekannte Tatsache, daß bei der Anlegung von Gräben durch Sümpfe fürs erste die gesundheitlichen Verhältnisse verschlechtert und die Fiebergefahr noch gemehrt werden. Es wäre also jedenfalls notwendig gewesen, daß während der Zeit der Ausführung der Europäer seine Wohnung auf den Berg verlegte. Auf meinen Bericht hin beschloß dann der Inspektor, die Station überhaupt zu verlassen.

War es bei uns im Hauptlager auch ganz friedlich, so erlebten doch unsere Leute, die waffenlos zum Einkauf von Nahrungsmitteln in das Bapendedorf gegangen waren, einige stürmische Szenen unter den Eingeborenen, welche ihre diebische Natur nicht verleugnen konnten.

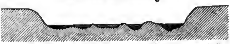
Der Weg von Golongo bis Kabeja nahm drei Marschtage in Anspruch. Wir brachen in guter Morgenstunde am 21. September auf und trafen am 23. am Ziele ein. Der allgemeine Charakter der Landschaft änderte sich gegen früher sehr. Wir spazierten bis Kassimba beständig so dicht am Strome entlang, daß wir seine Wasser immer im Auge behielten. Und wir behielten das Wasser wirklich im Auge, was in den nördlichen Ländern einfach ausgeschlossen gewesen sein würde. Sogar als wir in dem Walde zwischen Tschippunda und Maschi hingingen, blieben wir am Ufer und bekamen alle paar Minuten den gerade hier außerordentlich breiten Strom zu Gesicht. Aber das war auch der einzige Wald. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Ufer und die Uferabhänge so gut wie waldlos, ja teilweise sogar busch- und strauchlos waren. Wir näherten uns eben dem nächsten Plateau im Süden und der Eindruck, den diese offene Landschaft auf mich machte, war ein erfrischender. Persönlich aber empfand ich es ja immer am meisten, da ich, stets das Augenmerk auf Kompaß und Uhr richtend, mit jeder Wurzel am Boden, mit jedem Strauch und vielen Zweigen in Konflikt kam. Dann konnte ich hier auch lange Strecken peilen. Die Richtung verschob sich für mich nun nur noch alle Minuten.

Die Landschaft in diesem Teil des oberen Kassai ist von der des unteren Kassai in der Tat vollkommen verschieden. Ich gebe hier zwei theoretische Profile,

erst ein solches vom unteren Strom aus der Gegend von Mange und dann ein solches vom oberen Strom aus der Gegend von Golongo bis Kassimba. Man sieht, daß das Bett des Stromes jetzt bedeutend schmaler geworden ist. Der Strom ist gut kanalisiert. Zwischen dem eigentlichen Bette und dem hohen Ufer dehnt sich aber noch eine flache Wiese am Wasser entlang, das alte Bett aus der Zeit, da das Niveau des Stromes noch höher und sein Lauf nicht fest kanalisiert war. Die Tatsache, daß dieser Stromlauf also hier schon eine doppelte Bettform erkennen läßt, und daß trotz der schnellen Versetzung der Tropenverhältnisse diese Bettform noch nicht gründlich bis zur Unkenntlichkeit zerstört ist, läßt mich annehmen, daß die Tieferlegung des Niveaus, die natürlich mit der Frage des Einsturzes der Wasserfälle sehr eng verbunden ist, noch vor nicht allzulanger Zeit stattgefunden hat („langer" natürlich im geographischen Sinne.) Die Vegetation ist, wie schon oben bemerkt, eine andere. Die verschiedenen Bäche münden fast ohne Waldrand über eine durch Sauergräser ausgezeichnete Wiese in den Hauptstrom. Erst da, wo die Bäche das höhere Hinterlandufer des Stromes durchziehen, erst da setzt auch der Bach-Galleriewald ein. Übrigens habe ich auch in diesen Gegenden des Kassai die Beobachtung gemacht, daß der Wald nicht auf dem flachen Vorlande, sondern meist auf der steilen Böschung seine Mauer aufzieht. Doch ist zu betonen, daß die Wälder hier überhaupt selten sind. Die offene Landschaft, die guten Wege und die ausgezeichneten Ernährungsverhältnisse brachten natürlich eine bessere Stimmung und fröhlichere Laune auch in die Trägerschaft. Dieser Marsch wäre ganz wunderschön gewesen, hätte es nicht überall ein ganz klein wenig Skandal mit den nichtsnutzigen Einwohnern gegeben. Man hat früher gesagt, die zänkische Natur des Bapende resultiere lediglich aus ihrer Vorliebe für den Palmwein. Das kann aber nicht so sein. Die Weinpalmanpflanzungen auf dieser Seite des Stromes sind noch zu jungen Datums, um schon gut rentieren zu können. Und außerdem gab es — wie charakteristisch für das hiesige Ufer des Kassai — seit Golongo außer der dann und wann auftauchenden Borassuspalme hier überhaupt nur wenige alte Vertreter dieser schönen Pflanzenfamilie. Also der Palmwein war an diesen Zänkereien nicht schuld. Um uns her tanzte wieder das Kalambagespenst und der Geist der berühmten Februarschlacht am Luebo. Einmal hatte ich mit diesen Teufelchen bei Tschippunda und einmal bei Kassimba zu tun.



Schematische Darstellung des Kassaibettes oberhalb der Kambambaimündung



Schematische Darstellung des Kassaibettes unterhalb der Sankurrumündung

Wesentliche Unterschiede in dem Wesen des Kassaibettes.

Nachdem wir am 21. September durch eine Reihe mehr oder weniger ausgebreiteter Dörfer, durch weite Maniok- und umgebrochene Hirsefelder (bei unserer Rückkehr stand die „Eleusie" schon über mannshoch) gewandert waren, nachdem ich tagsüber viele Versuche der Träger, ein frühes Nachtlager zu erzwingen, glücklich überstanden hatte, trafen wir in dem Dorfe Tschippunda ein und lagerten vor einer niederen, jungen Euphorbienumzäunung, die die Hütte des Herrschers umgab und die ich hier seit dem Kuilu zum ersten Male wieder sah. Es währte ziemlich lange, bis Herr Tschippunda, „das lange Laster", ein Mann von höchst unangenehmem Aussehen mit häßlichem magerem Intrigantenantlitz, die Gnade hatte zu erscheinen. Der liebe Mann hatte einem hier vorüberkommenden Kaufmann, wie mir mitgeteilt war, große Schwierigkeiten gemacht. Ich war also vorbereitet. Nun nahte der Edle mit der etwas frechen Frage, ob denn Bula Matari für die Februarschlacht am Luebo dem verantwortlichen Häuptling nicht Strafe erteilen wolle? Der Patron setzte hinzu: „Du bist ein Sohn Kabassu Babus. Daß du nichts Schlechtes gegen die Schwarzen tun wirst, das weiß ich. Zu essen haben wir leider nichts, was wir deinen Leuten bieten können." Wer einigermaßen die Gedankenbewegungen des Negerhirns kennt, wer sich dabei richtig die Mienen des Fürsten vergegenwärtigt, der weiß, daß die Zusammenstellung dieser Sachen auf Deutsch nichts anderes heißt als: „Lieber Mann, du bist ein gutmütiges Luder, und Bula Matari tut in dieser Gegend sowieso nichts. Also lasse dich friedlich nieder, zu essen gibt es nichts, und außerdem wollen wir dir ein wenig auf der Nase herumtanzen!" Auf solche Anzapfung gehört den braunen, sich ungemein diplomatisch dünkenden Herren gegenüber immer die gleiche Antwort: sachliche Zurückweisung. Ich sagte dem vor mir stehenden Exemplar also, er solle sich nicht um Dinge kümmern, die ihn nichts angingen. Wenn Bula Matari lange auf sich warten ließe, so sei dies um so schlimmer für die, die sein Kommen anginge. Was mich anbelange, so möchte er nicht eher von meiner Gutmütigkeit reden, als bis er sie kennen gelernt habe, und dies würde am schnellsten erzielt, wenn er möglichst umgehend Nahrung für die Leute heranschaffe. Sollte er seine überall sichtbaren reichen Vorräte nicht schleunigst auftun, so könne ich ihm natürlich auch keine Bezahlung zuteil werden und ihm auch kein Geschenk überreichen lassen. Er könne überzeugt sein, daß auch ein Kabassu Babu alle Güte und Süßigkeit verlöre, wenn man nicht für seine Kinder sorge. Dann forderte ich den Herrn auf, mein Lager zu verlassen, um die entsprechenden Schritte zu tun.

Unliebenswürdiges Pack! Der unhöfliche, lange Lümmel zog sich in seinen mit viel zierlichem Schnitzwerk versehenen, aber zerfallenen Hofraum zurück, kümmerte sich gar nicht um uns und überließ die Frage der Ernährung der Kolonne offenbar dem Himmel, der auch für die Lilien auf dem Felde sorgt. Unsere Leute gingen ins Dorf hin, um Erdnüsse zu kaufen. Die Einwohner antworteten aber überall: „Wir haben soeben alle Erdnüsse in die Erde getan (zur Saat)."

Es hingen jedoch an allen Bäumen die großen Erdnußbündel, also wie der Herr, so's Gescherr. Abends kam es zum Ausbruch. Herr Lemme war heut sehr früh zu Bett gegangen, und ich saß noch bei meinen schriftlichen Arbeiten, da hörte ich in einiger Entfernung Streitworte. Ich nahm meinen Karabiner auf den Rücken und eilte einige hundert Schritt, um nach der Sache zu sehen. Es waren aber nur Bapende unter sich. Beruhigt kehrte ich um, und zwar auf einem kleinen Umwege, als ich just unbeobachtet Zeuge folgender Szene wurde: Um mehrere große Lagerfeuer lagen einige Dutzend meiner Leute. Ein Mupende stand an einer Hüttentür. Einer unserer Leute fragte: „Warum verkauft ihr uns nicht von euren Erdnüssen?" Er fragte es durchaus harmlos und ohne jede Gereiztheit. Dabei deutete er auf ein Speicherbündel, das an einem Gabelpfahl vor der Hütte hing. Ich stand schräg hinter dem Mupende. Der hörte die Frage kaum, als er auch schon in der Hütte verschwand und mit dem Pfeil auf dem Bogen blitzartig wieder zum Vorschein kam, worauf ich, ehe noch weiteres erfolgen konnte,



Allerhand Soldatenart: Die Wächtertruppe der Direktion in Dima.

den Mann packte, ihn mit einem gewissen Ruck, den ich mir noch aus meiner Quartanerzeit gerettet habe, über das Knie und ihm den Bogen aus der Hand zog. Natürlich gab es einen allgemeinen Jubel, als der Bogen infolge schwingender Bewegung und häufiger Berührung der unteren Rückenfortsetzung meines Bapendefreundes allmählich zersplitterte, wozu besagter Freund eine etwas heiser quietschende Begleitung sang. Meine Leute brüllten natürlich allseitig. Dann fragte ich den Mann, wem die Erdnüsse dort oben im Baum gehörten. Der jetzt recht klein Gewordene erklärte, daß sie sein Eigentum seien. Ich ließ sogleich das Bündel herunterholen und nahm den Mann und das Bündel mit mir zum Häuptling. Dieser ward aus seiner Nachtruhe aufgestört. Ich fragte ihn, wie ich den Mann weiter behandeln und was weiter geschehen sollte. Da konnte er nicht anders urteilen als nach den Gesetzen dieses Landes. Das ist in diesem Fall: derjenige, der ohne Grund den Bogen zum Schuß ergreift, muß zahlen. Da der Jüngling seine Abfertigung schon erhalten hatte, erließ ich die Strafe von zwei Ziegen und verteilte nur die Erdnüsse unter

die Leute. Auch sonst ereigneten sich in der Nacht noch kleine Zwischenfälle, die aber kein so harmonisches Ende nahmen. Jedenfalls zeigten sich die Bapende genau so, wie dies schon Pogge, Wissmann und Müller geschildert haben. Vorsichtshalber verdoppelte ich meine Posten und wandte mich wieder meiner Arbeit zu. Hatte ich doch bei den 12 Bapende, die der Herr Golongo mir mitgegeben hatte, und die von dessen richtigem Sohn geführt wurden, noch weitere interessante Mythen entdeckt, die eine wesentliche Bereicherung meines Legendenschatzes darzustellen versprachen

Die eigentliche Abrechnung mit dem Herrn dieses unhöflichen Dorfes erfolgte am andern Morgen. Alles war zum Abmarsch bereit, meine Polizisten standen in Reihe und Glied da. Nunmehr erschien der Häuptling und erklärte, er habe mir gestern zwei kleine Ziegen geschickt, und außerdem hätte ich einem seiner Söhne den Bogen zerbrochen. Ich hätte ihm dagegen nur zwei Stück Stoff zukommen lassen. Das wäre nicht genug. Auf Deutsch: der Bapende akzeptierte die Prügel und brachte nur den Bogen in Anrechnung. Wundervolle Entwicklung des Ehrgefühls! Nun war meine Zahlung aber nach Landespreis eine sehr reichliche, und es war außerdem erwiesen, daß die Bapende trotz ihres Reichtums unfreundlich gewesen waren. Der alte Herr zog sich infolgedessen einen gründlichen Anranzer zu und nahm Kenntnis von meiner Erklärung, daß es ganz gegen die Sitte des Landes sei, wenn meine Leute ohne Nahrung hier fortziehen sollten. Darauf sagte er unverschämterweise auch noch: Es wäre ja nichts da; wenn ich etwas fände, sollte ich es mitnehmen. Übrigens könne er mir keinen Führer geben, denn es wüßte niemand den Weg zum nächsten Dorfe. Das genügte. Ich war im Innern schon tief empört über den Ton in diesem Lande. Alle Welt mokierte sich über den Europäer. Der Staat sandte nie eine reguläre Macht aus. Ich kam auch wieder in Konflikt mit der Frage, ob ich die Untergrabung meiner Autorität mit ansehen dürfe, und wie immer in solchen Fällen mußte ich mich im Interesse der Sache entschließen, einzugreifen.

In großer Ruhe erklärte ich Herrn Tschippunda, sein letztes Anerbieten nähme ich an, und da sein Neffe gerade neben ihm stehe, so würde es mir eine Freude bereiten, ihn mitzunehmen, um ihm das nächste Dorf zu zeigen. Ein Wink, und der junge Tschippunda befand sich zwischen vier Polizisten, noch ein Wink, zwei große Ziegen, ein Schwein, drei Bündel Erdnüsse waren einigen Bapendes aufgepackt und angehängt und dann ließ ich meiner Kolonne den Weg frei, der nicht schwer zu finden war, da er immer am Kassai hinging. Ich selbst blieb bei dem verblüfften Herrn Tschippunda stehen bis alle abgerückt waren, dann erklärte ich ihm, daß sein Sohn im nächsten Dorfe die Bezahlung für seine Nahrungslieferung erhalten sollte. Also marschierte ich hinter der Kolonne her.

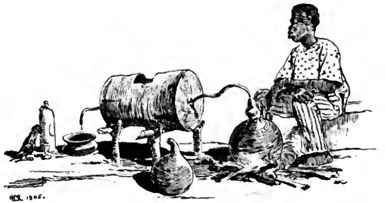
Durch den Wald hin gelangten wir auf freien, viel begangenen Wegen nach Maschi. In Maschi war just Besuch, der Sohn Tschippundas. Ich begrüßte ihn

herzlich und bezahlte zum Erstaunen der Tschippundaleute die etwas unfreiwillig gegebene Verproviantierung.

Wie anders die Bevölkerung von Maschi! Das vorige Dorf repräsentierte die unliebenswürdigsten Bapende, dies die liebenswürdigsten, die wir kennen lernten. Das Volk ist bei dem Bapende stets das Spiegelbild des Herrschers Der hiesige Häuptling war ein gutmütiger Mann, der am Tage vorher schon die Nachricht von unserem Kommen gehört hatte und aus eigenem Antrieb eine Brücke über den reißen schnellen Lubillebach (Lubille-Schnell) hatte schlagen lassen. Unsere Leute bereiteten Essen und rösteten das Fleisch der in Tschippunda aufgepackten Tiere. Dann gings weiter durch ein Dorf nach dem andern. Unterwegs tanzte uns auch einmal ein Maskentänzer entgegen, der mit seinem stumpfen Messer gewalttätig umherdrohte und ein mächtiger Bettler vor dem Herrn war. Solch öffentliches und komisches Maskentanzen gewalttätiger Art bezeugt die Herkunft dieser Völker und dieser Sittenkreise aus dem Angola- und Sambesigebiet. Eine Stunde vor der Sonnenhöhe trafen wir in dem Dorfe Kassimba unter einem mächtigen alten Baume ein.



Allerhand Soldatenart: Die Truppe des Kongostaates; der Posten bei Luebo.



Übungen in der humoristischen Betrachtung des Negers: Ein intelligenter Schnapsbrenner.

Sechzehntes Kapitel.

Unter den Konquistadoren des Kassai.

Ich war sehr gespannt, den alten Herrn Kassimba kennen zu lernen, und stellte mir darunter einen etwas gewalttätigen Mann vor. Als vor verhältnismäßig ganz kurzer Zeit die erste Kaufmannsexpedition unter der Leitung des nun schon mehrfach erwähnten Herrn Bertraud hier eintraf, hatte Herr Kassimba einen so schauerlichen Eindruck auf sie gemacht, daß sein Verbot, weiter nach Süden zu gehen, pünktlichst eingehalten wurde. Infolgedessen hatte sie einen beträchtlichen Umweg machen müssen, um bis zu Kabeja vorzudringen. Es war somit bisher nicht gelungen, die Verbindung zwischen Kassimba und Tschikassa, der alten Fährstelle der deutschen Expeditionen herzustellen. Soviel war mir von den Verhältnissen dieses Landes bekannt, und deswegen eben hatte ich mir ein ganz gewaltig imposantes Bild von Herrn Kassimba in der Phantasie gemacht. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als endlich ein fetter und vom Zipperlein geplagter, alter Herr mit der jovialsten Miene der Welt unter meinen Lagerbaum angehumpelt kam. Lemme war von der Reise sehr ermüdet, und ich hatte in Anbetracht der allgemeinen Mißstimmung der Bapende und meiner Vorstellung von einem gewalttätigen Herrscher nur mit Zögern die Genehmigung erteilt, daß sein Lagerbett aufgeschlagen würde. Nun mußte ich mir das Lachen verkneifen. Der alte Herr bebte nämlich beinahe vor Angst und hatte nichts Eiligeres zu tun als mir mitzuteilen, seine Söhne seien sicherlich nicht so böse wie diejenigen Golongos und Tschimpundas. Gleichzeitig hielt

er mir einen Vortrag darüber, daß ich ja nicht etwa glauben sollte, daß er mit Absicht den Herrn Tschitokko (das heißt in der Eingeborenensprache „elegant“ und war gleichzeitig der Name des Herrn Bertrand bei den Eingeborenen) schlecht behandelt habe. Ich ließ zunächst dies Gesprächsthema fallen und ging zur Lagerherstellung über.

Wir wurden hier herrlich bewirtet. Es gab reichliche Nahrung für die Leute, und für uns sehr schöne Ziegen. Ich bat dann den Herrn Kassimba, er möchte mir als Getränk eine Kalebasse mit Malafu besorgen. Herr Kassimba, der unter unserem Lagerbaum Platz genommen hatte, sah mich erstaunt an. Er schien mich gar nicht zu verstehen. Endlich fragte er mich etwas verwirrt, ja, ob ich denn den einfachen Palmenwein der Eingeborenen tränke? Wenn Tschitokko zu ihm gekommen wäre, dann hätte er immer viel europäischen Malafu bei sich gehabt, roten und weißen, und der weiße wäre sehr stark gewesen, so daß man immer bald betrunken gewesen wäre. Es handelte sich also um Rotwein und um Branntwein. Ich hörte sodann abermals von dem großen Durste des Kassaigeographen der Kompanie, und allmählich wurde mir die ganze Geschichte der kaufmännischen Eroberung dieses Landstriches immer klarer. Zunächst glaubte ich allerdings von alldem, was die Eingeborenen in dieser vertrauten Abendstunde von den Vorgängen, die seit der ersten Ankunft der Kaufleute sich abgespielt hätten, mir erzählten, noch nichts. Man kann ja doch dem Neger in diesen Dingen nur dann glauben, wenn eine sehr eingehende und sachkundige Untersuchung mit vielen Querfragen ein greifbares Beweismaterial geschaffen hat. Man kann aus dem Neger alles herausholen. Da mir nichts ferner lag als Skandalgeschichten mit anhören zu müssen, so lehnte ich derartigen Stoff zunächst ab, und erst dann, wenn das Betragen der Eingeborenen meiner Expedition die Frage aufdrängte, inwieweit meinerseits eine Richtigstellung der allgemeinen Vorstellung vom Europäer, gewissermaßen eine Rehabilitierung, notwendig sei, erst dann suchte ich mir die Vorgänge der Vergangenheit klarzumachen, um die Verhältnisse in die Hand nehmen zu können. Hier unter dem großen Baume im Dorfe Kassimbas drängte sich mir aber schon die Überzeugung auf, daß die Verhältnisse in diesem Teile des Landes derart verrottete seien, daß ich selber mit größter Vorsicht vorgehen müsse. Daß es so war, belehrte mich dann die Geschichte meines Aufenthaltes in Kabeja und in dem südlichen Distrikt.

Gegen Abend traf der Maskierte, der uns heute morgen umtanzt und der sich als Sohn Kassimbas entpuppt hatte, im Lager ein, und nun entwickelte sich eine erfrischende Heiterkeit. Es war eine herrliche Stimmung, die bei Eintreten der Dunkelheit leider eine bedenkliche Trübung erfuhr, einmal durch einen plötzlich hereinbrechenden Gewitterregen und dann durch den unerwarteten Pfeilschuß eines Mupende. Also gab es wieder Unruhe. Wieder bekam ich zu hören von der heillosen Februarschlacht am Luebo. Es war gar nicht zu glauben,

wie wir fast systematisch damit geplagt wurden. Diesmal hieß es, der Schütze habe eine Frau in der Schlacht verloren. Das war der reine Blödsinn. Der Mann war ostentativ ein wenig übergeschnappt, und Kassimba, der wegen dieser Sache einen mächtigen Schreck bekam, beschwor mich hoch und heilig, die Angelegenheit als die Privatsache eines Übergeschnappten und nicht als eine Sache des Dorfes zu behandeln. Ich antwortete ihm, daß ich diesmal die Sache noch hingehen lassen wolle, daß ich aber ein andermal den Eingeborenenhäuptlingen den Rat geben müsse, ihre Blödsinnigen besser zu beaufsichtigen, und daß ich mich nur an die Häuptlinge als Verantwortliche halten könne. Hierauf übergab ich den Mann den Polizeisoldaten und zog mich zur ruhigen Arbeit zurück. Der Mann wurde zunächst als Gefangener mit nach Kabeja genommen; dann kümmerte ich mich nicht weiter um ihn in der richtigen Annahme, daß die Soldaten ihn wohl entwischen lassen würden, da er weder für sie noch für mich eine angenehme Bürde bedeutete. Heute abend war er jedenfalls nicht auf Rosen gebettet, denn der, auf den er geschossen hatte, war seine Wache. Ich aber entlockte den Bapende noch bis spät in die Nacht hinein und bis zu überhandnehmender Ermüdung allerhand Fabeln und Mythen.

Der Morgen des 23. September war frisch und angenehm. Sogleich nach Sonnenaufgang marschierten wir tapfer dem Inlande und auf das erste Tal zu. Wir verließen nun das durch die Bapende nicht sehr gastlich eingerichtete Ufer des Stromes und wanderten dem schon von Pogge und Wissmann aufgesuchten Hügellande zu. Die Ortschaft Kabeja, die von meinen Vorgängern schon berührt war, lag heute auf dem Südufer des Lungoddi. Die Formation des Landes schloß sich im Charakter wieder der bekannten Plateaulandschaft der flachen Hügelwelt mit tief eingeschnittenen Bachbetten an. Der Abstieg zum Tschilombe bedeutete eine schwere Arbeit für die Träger, und ich ließ deshalb die Soldaten mit anpacken. Erfreulicherweise kamen wir nur für kurze Strecken in den Wald, und zwar im Lungoddigebiete selbst. Nach dem achten Bachübergang stiegen wir die steilen Ufer empor, der Wald machte einer Lichtung Platz, wir standen der Station Kabeja gegenüber.

Also wir waren in Kabeja, dem südöstlichsten Posten der Kassaikompanie im Kassailande angelangt. Ich mußte mich aber mehrmals fragen, ob das, was da vor mir lag, wirklich eine Kompaniestation sein könne. Auf einer mächtigen, absolut kahlen Waldlichtung lagen einige kleine Strohhäuser nebeneinander. Auf dem Platze war kein Blatt, keine Blüte, keine Pflanze zu sehen, nichts, gar nichts sprach von einem Kulturvolk, das sich hier angesiedelt habe. Es waren nichts weiter als Hütten, wie sie etwa die Kioque bauen, ein aus Stroh gebildetes Satteldach, fast ohne Veranda und nur mit einem kleinen Dachschutz über der Tür ausgestattet. Die Häuser waren nicht einmal so groß wie die Hütten der Pianga,

und auch nicht annähernd so zierlich und stilvoll gebaut wie diese. Die Hütten hatten nicht einmal Türen. Es war der ödeste Anblick, den meine Augen in Afrika hatten. Das war der erste Eindruck, den wir gewannen, und der durchaus den Erfahrungen, die wir hier machen sollten, entsprach.

Wir wurden zunächst von dem sehr überraschten jungen Herrn Bohun, dem Adjoint der Faktorei, aufgenommen. Wir erfuhren, daß Herr Labryn, der Vorstand der Faktorei, „erholungshalber" im Inlande weile. Als er einen Tag später eintraf, wußte er sogleich mit der Gewandtheit des früheren Offiziers die Honneurs zu machen. Während des zweiten Aufenthaltes der Ex-



Der alte Herr Kassimba.

pedition in Kabeja haben wir persönlich nur Liebenswürdiges von dem Herrn erfahren, und bei Herrn Labryn kam nur bei nichtssagenden Gelegenheiten die Roheit eines egoistischen und falsch erzogenen Charakters zum Durchbruch. Immerhin verlangt es die Gewissenhaftigkeit des Geschichtsschreibers, daß ich hier jene fürchterlichen Zustände schildere, die wir in diesem Lande trafen, und die in dem Totschlag eines verhältnismäßig harmlosen Negers gipfelten. Lange habe ich überlegt, ob ich auf diese Ereignisse eingehen sollte. Hätte ich nach meiner Rückkehr die Erfahrung gemacht, daß bei dem Staat und der Kompanie wirklich das Bestreben vorhanden ist, in rückhaltloser Zugabe mangelhafter Zustände entsprechende Ratschläge entgegenzunehmen, wenn ich nicht

im Gegensatze hierzu zu der Überzeugung gekommen wäre, daß hier alle oberen Instanzen bemüht sind zu vertuschen und die Gerechtigkeit nur dann walten zu lassen, wenn es die direkten Vorteile verlangen, — dann würde ich über alles das mit Stillschweigen hinweggegangen sein. Ich habe aber ganz andere Erfahrungen gemacht. Das ganze System beruht eben auf einem trüben Utilitarismus. Während die Kompanie mit äußerster Strenge gegen diejenigen ihrer Beamten vorgeht, die ihre Warenlager bestehlen oder die eine falsche Buchführung haben oder die sonst irgendwie die Handelsvorteile schädigen, — während die Kompanie in solchen Fällen rücksichtslos vorgeht, begnügt sie sich mit einfacher Verabschiedung derjenigen Leute, die sich derartige Gewalttätigkeiten zuschulden kommen lassen. Ich schicke hier voraus, daß ich alle Mißstände, die ich kennen lernte, der Kompanie mitteilte, daß die Kompanie sich aber nie entschloß, in der gewünschten Weise vorzugehen oder die Mißstände zuzugeben, auch dann nicht, wenn ich das Beweismaterial vorlegte. Ich gehe somit auf die Schilderung der hiesigen Verhältnisse ein.

Das ganze Grundgebiet der Kassaikompanie ist für die Verwaltungszwecke in ungefähr vierzehn verschiedene Abteilungen, sogenannte Sekteure, gegliedert. Jeder derartige Sekteur hat einen Chef, der die einzelnen Faktoreien bereist. Die Produktion der einzelnen Gebiete an Kautschuk ist eine sehr verschiedenartige. Die besten Agenten bekommen die produktionsreichsten Gebiete, die schlechtesten die ärmeren. Es geschieht das, weil die Angestellten ja nur ein geringes Salär erhalten und ihre eigentlichen Einnahmen in prozentualem Gewinnanteil an der Kautschukproduktion der ihnen zur Ausnutzung angewiesenen Komplexe bestehen. Somit muß ein guter Agent diejenigen Gebiete erhalten, in denen viel Kautschuk gewonnen wird, während ein schlechter Agent oder ein solcher, welcher eine Strafe verdient, in ein Gebiet versetzt wird, welches wenig Kautschuk liefert. Ich sende das voraus, weil es für das Verständnis der Verhältnisse in diesem Gebiet notwendig ist, daß der Leser mit den allgemeinen Einrichtungen vertraut ist.

Djoko Punda, Golongo und Kabeja stellen das Arbeitsgebiet des Secteur Huit (acht) dar. Es ist die Abteilung der geringsten Produktion an Kautschuk und dementsprechend nach dem soeben gegebenen Modus der am schlechtesten besetzte, d. h. die Agenten, die in diesem Gebiet arbeiten, sind die wenigst geschätzten. Zur Zeit war Herr Konings der Chef de Secteur. Der Inspekteur sagte von ihm, er sei zur Strafe schon einmal von Dima nach dem Norden versetzt und nur in diesem Gebiet noch erhalten worden, weil er früher in den Pflanzungen Lacourt gearbeitet habe. In der Tat war Herr Konings so wenig geeignet für eine solche Stellung wie nur irgend denkbar. Er hatte aber ein Talent (und das soll ja nicht nur in Brüssel Vorteile bringen): er konnte außerordentlich geschickt Geschichtchen erzählen und war ein beliebter Causeur. Vor Konings war der schon mehrfach erwähnte Herr Bertrand der Leiter dieser



Übungen in der humoristischen Betrachtung des Negers: Der Boy reicht Dir einen Löffel.

Abteilung. Von ihm wurde mir in Dima gesagt, daß er von der Kompanie gehalten würde, weil er in Brüssel einen Bruder habe, der ein sehr tüchtiger Arzt sei. Ich berichtete schon oben, wie geschickt dieser Herr Bertrand die Station Golongo angelegt hat. Ich erwähnte, was die Eingeborenen von ihm erzählten, und wie er sich durch die Drohungen des gemütlichen Herrn Kassimba veranlaßt sah, seine Absichten zu ändern. Nachdem Herr Bertrand bei dem ersten Betreten dieses Landes solche Beweise von Energie gegeben hatte, marschierte er zu dem Chef Kabeja, den wir später kennen lernen. Kabeja wies denjenigen Platz für die Station an, auf dem sie wirklich erbaut wurde. Ebensowenig wie er bei der Gründung von Golongo Bedenken trug, dachte er daran, das Terrain ringsum von Kabeja zu untersuchen, ob nicht ein günstigerer Platz ausfindig zu machen sei. Nun ist der Platz, auf dem die Station damals stand, derartig von weißen Ameisen beheimatet, daß sich kein anderes Ding auf dem Erdboden befinden darf als Eisen. Die Kolben der Stationsgewehre waren in Kabeja weggefressen, ganze Stoffballen wurden durchbohrt: mir durchbohrte eine Ameisenkolonne in zwei Nächten ein oben an der Wand hängendes Lederfutteral, und nächtlich erklang die Hütte von dem regelmäßig schwingenden Brausen, das die rythmischen Arbeiten der Tiere begleitet. Nie sah ich annähernde Termitüberhäufung. Stets habe ich gefunden, daß sie lokal und nie weit ausgedehnt waren. Man konnte bei der Auswahl der Stationslage einen solchen Platz durchaus vermeiden. Aber der Witz war der, daß, wie mir die Leute nachher erzählten, der Häuptling Kabeja das Elend dieser Stelle sehr wohl kannte, und daß er den Platz Bertrand eben deswegen anwies. Denn Kabeja hat einen schauderhaften Charakter. Es ist ein infamer, intriganter Patron. So kam es denn, daß Herr Bertrand sich von den Bapende das Fieberloch Golongo und von den Baschilange das Termitenloch Kabeja anweisen ließ. Dabei will ich ganz außer acht lassen, daß die Gründung der Station hier im Inlande ziemlich sinnlos war. Der Kassai ist nämlich von der Kabambaimündung an bis etwa zum Einfluß in den Tschikappa durchaus schiffbar. Es ist dem Herrn Bertrand auch ein Stahlboot zur Verfügung gestellt worden. Unverständlicherweise hat er es aber abgelehnt. Statt dessen bürdete er seinem Sekteur die große Schwierigkeit der Trägerbeschaffung bei den unliebenswürdigen Bapende auf. Es war auch dumm von ihm, denn der Transport



Übungen in der humoristischen Betrachtung des Negers: Der Boy reicht Dir einen Becher.

mit dem Stahlboot ist viel billiger, und der Herr Bertrand hätte entschieden höhere Einnahmen erzielt. Mit dem Stahlboote konnte er nicht nur auf dem Kassai fahren, sondern er konnte auch ziemlich weit hinauf in den Lauf des Luvoa und des Tschikapa Schiffahrt treiben. Demnach wäre es selbstverständlich gewesen, diese Station an das Ende der Schiffahrt, also in das südlichste Bapendedorf zu verlegen.

Nach der Gründung der Station Kabeja herrschten daselbst fürchterliche Zustände. Es waren Herr Bertrand als Chef de Secteur, Herr Labryn als Gérand und ein Herr Franzmann als Adjoint ansässig. Die Szenen, die sich hier abspielten und welche die Herren mir selbst geschildert haben, waren ungeheuerliche. Man schätzte stärkere Getränke über alles. Oft trat nach längerem Gelage eine derartige Betrunkenheit ein, daß einer der Herren den andern immer durch einen schwarzen Posten beaufsichtigen ließ. Eine ganz ungeheure Komik nahm die Geschichte an nach der berühmten Februarschlacht an dem Luebo, nach welcher zwischen Bertrand und Labryn äußerste Feindschaft ausbrach. Die beiden Herren aßen nun zwar noch zusammen, aber der eine hatte ständig einen Revolver neben seinen Teller gelegt und der andere einen Karabiner an den Stuhl gelehnt. Offenbar kannte jeder dieser Helden den andern zur Genüge, um im Bewußtsein der innerlichen Harmlosigkeit in törichter Weise mit den Waffen zu spielen. Daß solches Zusammenleben nicht nur Angelegenheit der inneren Stationsverhältnisse bleiben konnte und vielmehr bald auf die ganze Umgebung zurückwirken mußte, ergibt sich von selbst. Die Herren hatten bald Streit mit Kassimba. Sie wurden im Westen beim Vordringen nach Tschikassa mit Pfeilschüssen zurückgeworfen, wurden nach Labryns Bericht zweimal bei Mai Munene, also im Süden, beschossen und wurden im Osten die Opfer der berühmten Februarschlacht am Luebo, die ich nun schon so oft erwähnt habe, daß es wohl nötig wird, sie näher zu schildern. Meine Schilderung beruht nicht nur auf den Angaben der Schwarzen, sondern auch denen der wenigen Europäer, welche diese Länderstrecken bewohnen, und die der Leser ja im Laufe der Zeit alle kennen gelern hat.

Der Beginn dieses Gefechtes ist mir etwas mystisch. Bertrand hatte einmal in großrednerischer Weise dem Direktor Dreypondt gegenüber geäußert: „Ich komme ohne Gewehre von Kabeja nach Luluaburg, mir wird Kalamba nichts tun.“ Zwar warnte der Direktor den Herrn Bertrand, doch der hielt seine Absicht aufrecht — wenigstens vor der Welt —, in Wahrheit nahm er, als er den großen Zug anhub, ordentlich Gewehre mit. Mitte Februar 1905 (also im Anfang des Jahres, in dem ich diese Länder bereiste) zogen die Herren Bertrand und Labryn von Kabeja nach Osten ab. Die Ausrüstung der Expedition war eine außerordentlich bezeichnende. Sie hatten nämlich 10 000 Zigaretten bei sich, ferner zehn moderne grüne Anzüge, einen Grammophonapparat, große Photographiealben, das Archiv von Kabeja usw. Sie hatten sich so ausgerüstet,

um — wie Labryn mir gegenüber sich ausdrückte — in Luluaburg „anständig auftreten zu können". Welch herrliche Bahnbrecher der Kultur!

Was sich am Abend des 22. Februar 1905 in einem am linken Ufer des oberen Luebo gelegenen, an diesem Tage erreichten Orte ereignete, weiß ich nicht. Die Eingeborenen erzählen von Trunkenheit und Streit. Aber erst mit dem Morgen des 23. Februar beginnt mein authentischer Bericht. Die Herren nahmen in früher Morgenstunde das Frühstück. Der Häuptling des Dorfes sagte zu Bertrand: „Mir hat geträumt, daß Euch die Leute heute angreifen werden." Bertrand achtete nicht darauf. Die Expedition brach auf, und zwar — welch wunderbare Unkenntnis afrikanischer Verhältnisse! — die Herren voran, die Träger hinterher. Der erste Satz beim Wandern in unbekannten oder unsicheren Gegenden ist aber stets: bei der Ankunft Herren voran, Träger hinten, beim Abmarsch Träger voran, Herren hinterher. Die Weißen müssen stets mit ihrem Prestige die Kolonne decken.

Also die Herren gingen voran. Der ganze Train zog sich den Hügel hinab in langer Reihe. Da platzte vom Dorfe aus der erste, der zweite Schuß. Es folgte eine ganze Salve. Und nun, Weltgeschichte, sperre deine Ohren auf. Der eine der beiden Bahnbrecher ruft: „Werft die Ware und alles zu Boden, nicht schießen! Wenn Ihr nicht schießt, tun sie uns nichts!" Der andere Held, der verflossene Offizier, reißt die die Finger reich schmückenden Ringe herunter, unter denen sich wertvolle Familienerbstücke befanden, wirft sie den bösen schwarzen Negern zu und ruft: „Nehmt alles, nur laßt mich am Leben!" — Ja, das war der frühere Offizier. — Das Göttliche bei der Komödie ist, daß die Armee der beiden Weißen außer dem Übergewicht von zwei Europäern fünfunddreißig ganz gute Gewehre hatte, während der schwarze angreifende teuflische Feind nur über zwanzig verfügte, von denen noch zehn lediglich Steinschloßflinten waren. Es fiel eine Frau. Verwundet war ein Boy. Dieser kam allerdings glücklich wieder, aber nie hat sich ein Beamter der Kompanie um den armen Kerl, der noch monatelang sein Stück Blei im Bein hatte, gekümmert.

Die beiden Europäer flohen Hals über Kopf, ohne sich umzusehen, nach Kabeja zurück. Das ist der Verlauf der berühmten Februarschlacht am oberen Luebo.

Selbstverständlich setzten dieses Verhalten und der Verlauf dieser Geschichte dem schlechten Einfluß und dem Mißkredit der Europäer die Krone auf. Schlimm war es, daß hierbei weder der Staat eine Untersuchung anstellte, noch daß die Kompanie etwas zur Rehabilitierung ihres Ansehens unternahm. Ich hatte sehr darunter zu leiden, denn entweder versuchten die Eingeborenen, uns so frech und so schäbig zu behandeln, wie sie sich den Agenten der Kompanie gegenüber benahmen, die sich nach ihrer Ansicht alles gefallen ließen, oder die Neger betrachteten unsere Kolonne als eine Strafexpedition, die das Unglück der Februarschlacht zu vergelten habe. Jedenfalls erlitten wir dadurch vielerlei Unbilden.

Und doch war das noch nicht das allerschlimmste, was ich unter den jungen Herren der Kassaikompanie in diesen Gegenden erlebte. Die Agenten erachteten sich für vollkommen sicher und erzählten mir alle, daß ihr Distrikt viel zu entlegen sei, als daß etwa ein Inspekteur oder gar der Direktor einmal auftauchen könne. So schlugen sie denn das System der Portugiesen, das in der Kompanie angeblich verpönt ist, das ich aber vielfach angetroffen habe, ein, um die Kautschukproduktion zu erhöhen: es handelt sich um das System der Kapitaaussendung. Kapita werden diejenigen Leute genannt, die einzeln oder zu zweien in das Inland wandern und sich bei den eigentlichen Eingeborenen einquartieren. Etwa jeden ersten im Monat kommen sie auf der Station des Gérants zusammen, liefern den Kautschuk ab und nehmen Ware dafür in Empfang. Das System ist nicht schlecht, aber es hat eine schwache Seite: der wunde Punkt liegt in der Institution des „Vorschusses“. Wenn der Gérant nämlich den Kapita das erste Mal aussendet, so gibt er ihm ein gewisses Quantum von Waren und sagt: „Jetzt geh unter die Eingeborenen und tausche Kautschuk hierfür ein. Du mußt das und das Quantum bringen.“ Nun ist der Kapita ja im allgemeinem von intelligentem Schlage, aber er ist doch ein sehr jugendlicher Neger und nicht genügend vorgebildet, um sich darüber klar zu sein, daß er die Verantwortung für diese Ware übernommen hat. Leichtsinnig, wie der Sohn der roten Erde ist, wird er zunächst einmal von diesem Besitztum „flott leben“. Kommt dann der Zeitpunkt, wo er seinen Kautschuk abliefern muß, so hat er entweder gar keinen eingehandelt oder er hat zu wenig. Denn zunächst hat er für dies „Besitztum“ nicht Kautschuk, sondern gemeiniglich Frauen gekauft. Ist er ein intelligenter und kräftiger Kerl, der infolge seiner Intelligenz über die etwas weniger veranlagten Eingeborenen meistens eine gewisse Suprematie gar bald ausübt, so erzwingt er von den Eingeborenen den Kautschuk. Dann kommt es vor, daß er sich zu Gewalttätigkeiten und auch Grausamkeiten hinreißen läßt. Gelingt ihm dies nun nicht, so erscheint er meistenteils nicht so bald wieder in der Station seines Gérants. Und was nun



Übungen in der humoristischen Betrachtung des Negers: Der Boy reinigt einen Teller.



Übungen in der humoristischen Betrachtung des Negers: Der Boy seiht Dir den Kaffee durch seinen Lendenschurz.

passiert, das habe ich in Kabeja zur Genüge kennen gelernt. Der Agent befindet sich dann in einer schlechten Situation, denn er ist für die Ware, die er in nicht erlaubter Weise dem Kapita anvertraut hat, verantwortlich. Er wendet alle möglichen Mittel an, um wieder auf seine Rechnung zu kommen und das Konto des Waren- und Kautschukbestandes auszugleichen.



Übungen in der humoristischen Betrachtung des Negers: Der Boy bringt Dir aufs bequemste Deinen Stock, Deinen Rock und Deinen Helm herbei.

Ich muß hier noch einfügen, wie überhaupt die Verantwortlichkeit der Agenten ihre Regelung findet. Am Ende des Monats hat der Gérant seine Monats-„comptabilité" nach Dima zu senden. In Dima werden die sämtlichen Abrechnungen gesammelt und nach Brüssel geschickt. In Brüssel weiß man also jeden Monat über den Bestand an Waren und Kautschuk ungefähr Bescheid. Dem entspricht die Stellung des Chefs der Comptabilité in Dima, der neben dem Direktor die wichtigste Persönlichkeit ist. Diese Leitung der Geschäfte ist außerordentlich streng, und es ist mir auch verständlich, daß dies der Fall sein muß, da hiervon ein Teil des Reüssierens abhängt. Immerhin habe ich bemerkt, daß bei einem großen Teile der Abrechnungen ziemlich beträchtliche Fehler vorkamen, die sich stets bei der Inspizierung und Inventuraufnahme herausstellten. Der Grund für diese Erscheinung ist nicht schwer zu erkennen. Einmal nämlich ist es ziemlich sicher, daß in den Magazinen von den Negern verhältnismäßig häufig gestohlen wird; zum zweiten steht den Beamten wohl das Recht zu, auf ihre Kosten kleine Beträge aus den Warenlagern zu entnehmen, im allgemeinen rechnen aber die jungen Leute ihre Ausgaben nicht an. Und sie haben eigentlich immer Ausgaben, denn erstens hält sich jeder Weiße natürlich einen Boy, meistens auch noch einen Koch, dann einen Boy für den Koch und dann auch noch eine schwarze Signora, die für das Glück in der kleinen Hütte sorgen soll. Das alles will monatlich bestofft und rationiert werden. Da geht dann manches Kilo Salz und mancher Braß Stoff hin. Der Gérant trägt das nicht gern in die Bücher ein und hofft, durch etwas billigeren Kautschukeinkauf

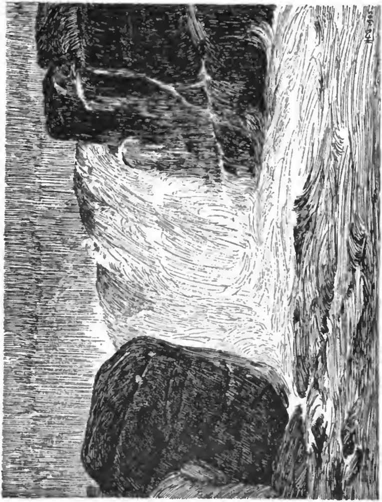


Übungen in der humoristischen Betrachtung des Negers: Der Boy operiert Dir wohlwollend den Sandfloh aus dem großen Zeh.

die Lücke wieder ausfüllen zu können. Meistenteils täuscht diese Annahme. Denn wenn die Herren sich auch noch so viele Mühe geben, das Maß für die Eingeborenen möglichst knapp zu halten (ein beliebtes Mittel beim Auszahlen von Perlen und Salz im Löffel ist zum Beispiel, daß man in den Löffel noch eine Tille drückt), so entstehen doch noch andere kleine Defizits, die auch gedeckt sein wollen. Der Gérant bekommt zum Beispiel den Sack Salz zu 39 kg überliefert, die er mit 39 Frcs. zu buchen hat. Meistenteils hat der Sack Salz schon etwas mehr abgenommen im feucht-dumpfigen Lagerraum des Dampfers. Wird der Sack noch über Land transportiert, dann kommt er womöglich in Regen und das Gewicht nimmt abermals ab, und wenn er längere Zeit im Warenspeicher ruht, so saugt das Salz doch wieder die Feuchtigkeit der Luft an, sickert ab und verdampft beim Trocknen. So nimmt das Salz im Laufe einer Regenzeit immer an Gewicht ab. Mit diesem Defizit muß der Gérant auch rechnen. Fernerhin kann er nach gutem afrikanischen Gebrauche kaum umhin, den Häuptlingen und angesehenen Leuten des Landes von Zeit zu Zeit Geschenke zu machen. Und doch steht ihm das Recht hierzu eigentlich nicht zu. Das Recht hat nur der Chef de Secteur, und wenn der Gérant solche Ausgaben macht, geht es auf seine Kappe. Weiterhin: dem Gérant steht eine gewisse Summe zur Verfügung, die er in Waren seinem Lager entnehmen kann, um sich frische Lebensmittel zu kaufen. Dieser Betrag reicht im allgemeinen hin, aber die meistenteils einer kleinen Schlemmerei wohlgeneigten Herren überschreiten diesen Betrag außerordentlich häufig. Wer dem süßen Getränk zuneigt, kauft wohl öfter Palmwein als nötig ist oder hält sich einen Palmweinzapfer, wieder eine ungebuchte Ausgabe.

Auf solche und gar manche andere Weise stellen sich die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten von kleinen Ausgaben ein, die alle im einzelnen nicht viel bedeuten und deswegen nicht eingetragen werden, die sich aber doch recht summieren und im Laufe der Zeit die Quellen größerer Mankos werden. Leute praktischer Geschäftskenntnisse, die einen soliden Lebenswandel gewöhnt sind und durch Genüsse der Bildung, die man sich in Afrika ebensogut verschaffen kann wie in Europa, wenn sie auch natürlich anderer Art sind, ein Gegengewicht gegen die mit der drohenden Langeweile immer herandrängende Gefahr der materiellen Genußsucht zu halten wissen, vermögen derartige Irrtümer natürlich einzudämmen. Der übliche Typus der unteren Beamten der Kongokompanie ist aber für derartige Lebensführung nicht sehr geeignet.

Der Herr Labryn hat während seiner verhältnismäßig doch recht kurzen Zeit auf diese Weise ein Defizit von 7000 Frcs. erzielt, anscheinend ohne viel an die Zukunft zu denken. In der letzten Zeit war ihm nun doch wohl etwas ängstlich zumute geworden, und er hatte demnach absonderliche Mittel angewendet, um aus den schlechten Kapitas, den „faulen Kunden“, den Kautschuk oder das Geld, in welcher Form es auch immer sei, herauszupressen. Die Kunde



Der Poggefall. Mulumi.
(Nach Federzeichnung.)

von dem nicht ganz klaren Verfahren war auch nach Dima gelangt. Im Juni 1905 schrieb die Direktion an ihren Chef, den Herrn Konings, einen streng vertraulichen Brief, in dem sie ihm, wie ich mit Bestimmtheit angeben kann, mitteilte, daß in seiner (des Herrn Konings) Abteilung angeblich Sklavenhandel getrieben werde und daß, zumal in Kabeja, „blamable Zustände" herrschten. Dieser Beamte der Kompanie berichtete als Antwort hierauf, daß in seinem Distrikt alles aufs beste bestellt sei, und lobte dann im ganz speziellen zumal die Verhältnisse von Kabeja. Hier erhebe ich schon einen schweren Vorwurf gegen die Kompanie. Die Leitung kannte die Abgelegenheit des Gebietes und wußte ganz genau, was für saubere Brüder hier zum Teil angestellt waren. Sie begnügte sich aber mit der Auskunft des Herrn Konings, dessen Unfähigkeit ebenfalls bekannt war.


Übungen in der humoristischen Betrachtung des Negers: Der Boy fischt Dir eine Schwabe schnell und sicher aus der Suppe.

Nicht ganz so günstig erschienen mir schon nach wenigen Tagen die Zustände in der Kulturstätte Kabeja. Schon nach den ersten Tagen des Aufenthaltes hörte ich, daß im Speicher fünf Gefangene, an Hals und Leib gebunden, gefesselt säßen. Sie wurden abends als hübsche Kette für fünf Minuten in den Busch geführt. Wir hörten, die Leute hätten Vorschüsse unterschlagen und sollten nun nach Luebo gesandt werden, zum Staate. Am zweiten Tage erschien, wie berichtet, Herr Labryn. Hinter seiner Tipoya schritten fünf Weiber her. Er erklärte: „Meine Frauen mit ihren Dienerinnen." Ich meinte beim Abendessen, fünf Frauen zu unterhalten sei doch nicht ganz billig. Er entgegnete aber: „Ich kann nicht zweimal hintereinander mit einer Frau schlafen." In Wahrheit verhielt sich die Sache ein klein wenig anders. Herr Labryn nahm seinen Schuldnern die Frauen fort und behielt sie entweder oder verkaufte sie. Hier einige Beispiele:


Übungen in der humoristischen Betrachtung des Negers: Wie Du den Neger, der Dir schlechte Eier einkaufte, nicht strafen sollst.

Der Kaloschi Kapepulla war als Aufkäufer engagiert und befand sich unter den Gefangenen im Magazin. Er hatte als Vorschuß 30 Stück Stoff erhalten und nur 500 Bällchen Kautschuk gebracht. Der Mann besaß an Wertstücken zwei Frauen und ein Gewehr. Diese nahm ihm Labryn ab. Die Frau Kaniba verkaufte Labryn an den Boy Kassadi für 10 Stück Stoff. Die Frau Tschabbu oder Tschau verkaufte er

an den Arbeiter Kassongo für 10 Stück Stoff. Die Flinten verkaufte er an den Boy Malaba für 2 Stück Stoff.

Der Muluba Kalonda war gleicherweise als Aufkäufer engagiert und hatte eine Schuldenlast von 40 Stück Stoff, einen kleinen Sack Perlen ($2\frac{1}{2}$ kg) und 10 Hackeneisen, demgegenüber nur 400 Bällchen Kautschuk eingeliefert waren. Nun befand er sich gleicherweise im Magazin als Gefangener. Bis zu unserer Ankunft hatte ihm Labryn eine Frau und zwei Kinder entrissen. Als wir zu Tschissamma kamen, brachte er noch ein Rind Kalondas an, dessentwegen er uns in seiner Torheit — die ja mit noch brutalerem Egoismus meistenteils Hand in Hand geht — eine lange verrückte Geschichte aufband. Die Frau dieses Mannes, Frau Mbombo, war noch nicht verkauft und wanderte im Harems-



Übungen in der humoristischen Betrachtung des Negers: Ein Zug „schöner Frauen", die es durch die Gnade ihrer weißen Gebieter bis zu einer Harmonika brachten. Das gelassene Anhören der so entstehenden musikalischen Produktionen bedeutet für jeden Musikfreund eine sehr schwere Übung.

zuge des Herrn Labryn einher. Herr Labryn verfügte im ganzen über zehn Beischläferinnen.

Abgesehen von der Gefangenschaft und der gewalttätigen Pfändung erlitten diese Leute aber noch schwere Schicksale. Zunächst wurden sie in sehr schlechter Weise ernährt. Dann erhielten sie alle paar Tage regelmäßig Prügel, um aus ihnen Mitteilungen und etwaige Wertbesitztümer herauszupressen. Kalonda entlief später Labryn und floh zu uns nach Luebo, wo ich ihn engagierte und dann dem durchreisenden Inspekteur als Schutzbefohlenen übergab. Als dieser Kalonda zu mir kam, hatte er noch breite, blutende Wunden auf dem Rücken, die von dem Erziehungsstabe des Herrn Labryn herrührten.

Das Tollste und Traurigste sollten wir aber selbst miterleben. Am 4. Oktober wurde während unseres zweiten Aufenthalts in Kabeja ein sechstes unglückliches Negerlein, der Kaloschi Uatobelle eingefangen. Er war auch ein



Übungen in der humoristischen Betrachtung des Negers: Der Boy wünscht, daß Du ihn als Erwachsenen behandelst.

Kapita, der seinen Vorschuß nicht richtig gedeckt hatte. Er sollte ein ausgezeichneter Bursche gewesen sein, war Christ und in der Mission in Luebo erzogen. Am Abend kam er an und am andern Morgen wurde er gepreßt am Boden gehalten. Auf der einen Seite stand ein Kapita, auf der anderen Seite ein Europäer. Jeder schwang eine Strafrute. Es ging wie in einer Mühle, klipp-klapp, klipp-klapp. Und wenn ein Stock zerbrochen war, dann ward schnell ein anderer gereicht, so daß im vollendeten Rhythmus keine Unterbrechung eintrat. Als dann die Sache schon lange im Gange war, hörte ich noch 53 Klipp-Klapps, also 106 Schläge. Es waren deren aber in Summa sicher mehr als 150. Als das zu Ende war, konnte der zerprügelte arme Kerl nicht gehen. Er wurde weg getragen und blutete aus fünf schweren Wunden. Wir sahen solches mit unseren eigenen Augen. Es ist sonst nach der einfachsten harmlosesten Züchtigung Sitte, daß man den Leuten erlaubt, sich zu baden. Diese Genehmigung wurde hier nicht erteilt. Uatobelle erhielt dieselbe magere Kost wie die anderen Gefangenen und starb an dieser Behandlung am 5. Oktober.

Die Nachricht erreichte uns, als ich just den Übergang über den Tschikapa erzielt hatte. Ich hatte Herrn Labryn mitgenommen; als ein Neger ihm den Bericht Bohuns übergab, war er doch niedergeschmettert, aber — wie bezeichnend! — das erste Gefühl war das der Furcht. Er las den Brief und sagte wörtlich: „Einer der Gefangenen ist gestorben (vorsichtshalber sagte er nicht welcher), man kann mir doch nichts anhaben?" Nach einiger Zeit setzte er hinzu: „Der Mann hat nie Schläge erhalten!" — als ob nicht schon nach fünf Minuten der Wind auf allen Mauselöchern des oberen Kassais die rechte Melodie pfiffe. Mir war der Mann ekelhaft, aber hier hatte ich nichts hineinzureden.



Übungen in der humoristischen Betrachtung des Negers: Der Boy will in seiner Kulturbestrebung ernst genommen werden.

Wiederum bezeichnend für den Herrn Chef de Secteur war meine Unterhaltung mit diesem am 15. Oktober, als ich ihn über den Verlauf dieser Dinge und über den Zustand in dieser Station Kabeja in Kenntnis setzte. Er sagte, einerseits um die Sache richtig zu illustrieren, und andererseits, um sie gewissermaßen zu entschuldigen: „Das wundert mich. Ich habe Herrn Labryn nie schlagen sehen, und

er hat mir selbst gesagt, daß er nie mehr schlagen werde, seitdem er einmal Unglück gehabt habe. Er hat nämlich am Ubangi einmal einem Manne mit der Hand einen Schlag versetzt (?), und der traf so unglücklich, daß der Mann gleich starb." Darauf bemerkte ich: „Ei, so ist das also nicht einmal der erste Totschlag, den der Herr Labryn auf dem Gewissen hat." Darauf entgegnete Herr Konings, Abteilungschef der Kassaikompanie zu Golongo, am Abend des 15. Oktober 1905 wörtlich: „Oh, das kann jedem Menschen einmal passieren! Mir ist es auch einmal so gegangen. Ich stand mit dem Richter von Lussambo einmal auf der Veranda meines Hauses und warf mit einem leichten Stück Holz nach einem Eingeborenen, um ihn aufzumuntern. Der Mann war gleich tot. Der Richter hat dabeigestanden und festgestellt, daß ich daran ganz unschuldig war." Das war übrigens nur eine gelegentliche Entgleisung. Herr Konings war selbst erschrocken genug und anscheinend gewillt, diese „gewissen Zustände", für die er in erster Linie verantwortlich war, abzustellen. Natürlich hatte er aber hierzu nicht die Fähigkeit.

Auf den Bericht hin, den ich dem Inspekteur, zum Lulua zurückkehrend, machte, ist dieser dann sehr entsetzt gewesen und auch gleich nach dem Süden abgereist. Als ich ihn nach unserer großen Rundreise im Südosten in Lussambo wieder traf, bestätigte er mir, daß alles sich so verhalten hat, wie ich berichtet hatte. Ich habe ihm den zu mir entflohenen Kalonda anvertraut, und er hat in ihm einen außerordentlich brauchbaren Menschen wiedererkannt. Er hat im Süden aufgeräumt und auch Herrn Konings, der sich außer seiner Unfähigkeit auch noch die Mitnahme von 15 Stück Stoff zuschulden kommen ließ, nach Europa geschickt. Der Gerechtigkeit wurden diese Leute nicht übergeben. Man entließ sie einfach und war mit dem Verlauf dann zufrieden. Als ich den Generaldirektor in Brüssel auf die Angelegenheit hin interpellierte, hatte er die Harmlosigkeit, mir zu sagen, man könne ja gar nicht wissen, ob diese Geschichten wahr wären. Dabei hatte er in seinen Akten, wie ich wiederum feststellen kann, alles schwarz auf weiß gebucht. Das aber empörte mich und setzte dieser Angelegenheit die Krone auf. Eine Kompanie, die über derartige Kompetenzen und Machtfaktoren verfügt wie die Kassaikompanie, die in Wahrheit in diesem Gebiete den Staat vertritt, muß in solchen Dingen auf jeden Fall klare Offenheit durchführen; nur dann ist es möglich, in gesunder Weise zu wirtschaften. Da aber die Kompanie, aus Furcht ihre Agenten zu erschrecken, wenn derartige Dinge zur öffentlichen Kenntnis kämen, die Sache zu vertuschen suchte, da ich dies Vertuschungssystem aus demselben Grunde immer wieder gesehen habe, sehe ich mich gezwungen, die Sache zur öffentlichen Kenntnis zu bringen. Es wäre das nicht nötig gewesen und ich hätte es nicht getan, wenn ich in Brüssel nach meiner Rückkehr das Gefühl hätte gewinnen können, daß die Kompagnie gewillt sei, ihr System zu ändern.


Übungen in der humoristischen Betrachtung des Negers: Der Boy will für „schön“ gelten.

Ich will dies Kapitel nicht abschließen, ohne — absehend von dem hier geschilderten, selbstverständlich krankhaften System — einige Worte über die Eingeborenenmißhandlung im allgemeinen beizufügen. Eingeborenenmißhandlungen werden in allen Kolonien vorkommen, in denen eine höhere Herrscherrasse über ein für das Sklaventum geborenes Volk herrscht. Solange die Behörden sich bemühen, die Verhältnisse ernsthaft nach gerechtem Maßstabe zu regeln, wird hierüber nichts weiter zu sagen sein. Aber sowenig wie dieses Staatengebilde etwas für die Förderung der Arbeiterkultur tut, ebensowenig sorgt es für eine gute Erziehung ihrer europäischen Angestellten, und eine solche ist dringend notwendig.

Ich stelle fest, daß nach meinen Beobachtungen eine härtere Behandlung des Eingeborenen nicht mit demselben Maßstabe gemessen werden kann und darf wie ähnliche Vorkommnisse in Europa. Die große Menge derjenigen, die in den Kolonien arbeiten, steht nicht auf demselben Bildungsniveau wie in Europa, und da der Staat sie zudem nicht so eingehend überwachen kann wie seine europäischen Bürger, kann er sie auch nicht in so weitgehendem Maße für ihre Verfehlungen verantwortlich machen. Dazu kommt, daß die Laschheit des Negers auf der einen Seite und die durch Fieber und klimatische Einflüsse auf der andern Seite hervorgerufene nervöse Umbildung der Psyche des Europäers eine härtere Behandlung des Eingeborenen leider allzuhäufig herbeiführen. Es liegt alles das sehr nahe.


Übungen in der humoristischen Betrachtung des Negers: Der würdige „Herr Clerk“ von der Goldgüste.

Aber es gibt ein Mittel, den Europäer selbst vor Ausflüssen cholerischer Anwandlungen zu schützen — das ist der Humor

Nicht umsonst illustriere ich dies tragische Kapitel mit fröhlichen Bildchen aus dem Leben der Boys. Es sind das Skizzen, die der Zeichner der Expedition gelegentlich heiterer Erfahrungen im Tagesleben entwarf.

Man kann nämlich nicht genug an Selbstbeherrschung und vor allem Selbsterziehung in Afrika tun. Wer damit anfängt, gallig zu werden

und sich in galliger Laune auszubilden, der ist auf dem schiefen Wege. Ich habe deswegen von vornherein mich bemüht, immer das Komische der Situation zu sehen, immer den Humor, die humoristische Seite zu betonen. Im einfachen Tagesdienste hat man Gelegenheit, sich über seine Diener und die Träger vom frühen Morgen bis an den späten Abend grausam zu ärgern. Ähnliche Aktionen, gleiche Situationen in Europa, dann würde man lachen. Ich habe den Vergleich immer herangezogen und habe es dahin gebracht, daß wir auch wirklich immer unsere Freude hatten. Man setzt sich morgens zu Tisch und verlangt einen Löffel. Der Neger wird ihn nie auf einem Teller reichen oder am Griff anfassen, nein, er packt ihn auf jeden Fall an der Kellenseite. Läßt du dir einen Becher geben, so erfaßt er ihn nicht außen, sondern reicht ihn immer so, daß die schwarze schmutzige Flosse den Rand berührt, da, wo du nachher die Lippe ansetzen willst. Die Reinigung eines Tellers, der nicht ganz sauber überreicht und deswegen zurückgewiesen wird, ist sehr schnell erledigt, indem entweder das Haar als Bürste oder der Lendenschurz auf der Rückseite als Abtrockentuch benutzt wird. Es schmeckte uns einmal im Anfang der Kaffee sehr schlecht, und wir wunderten uns über die eigenartige Umwandlung des feinen Aromas; da sah denn Herr Lemme, wie der edle Boy den Kaffee bereitete: er hatte zum Durchgießen keinen reinen Sack mehr, da nahm er einfach sein Lendentuch, ergriff die Stelle, die am schmutzigsten war und seihte den Kaffee durch. Wenn du abends deinen Sandfloh im Bein hast und du überantwortest darum deinen Fuß deinem schwarzen Jüngling, so wird er mit einem Stück Holz solange darin herumbohren, bis du wütend wirst, ausgenommen du hast dich an das Lachen gewöhnt. Sendest du den Boy zurück, daß er dir deine Jacke und deinen Hut bringe, so wird er die Jacke natürlich anziehen und den Helm aufsetzen, denn das trägt sich viel leichter und macht einen schönen Eindruck. Fragst du ermahnend den Jüngling, warum er nicht die Schwaben aus der Suppe fischte, ehe er sie auftrug, so fährt er übereifrig, ehe du es verhinderst, mit dem Finger in die Suppe. Jeder Boy kann ganz genau schlechte und gute Eier unterscheiden, die Neger bringen aber lieber schlechte als gute zum Verkauf. Mache es nicht, wie ich es oft sah, daß du jedes schlechte Ei ärgerlich in seine Haare schlägst, — mach es nicht so. Das hilft nichts. Hau den nachlässigen Jungen einmal kräftig durch. Das erspart dir ewige Wiederkehr des Ärgers. Auf ihn macht aber nur das Eindruck. Und so geht es vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Du sagst jede Sache täglich zehnmal und sie wird zwanzigmal falsch gemacht. Gewöhne dich daran, über ihre bizarren Trachten, ihr phantastisches Wesen, ihre Eitelkeit zu lachen und du wirst gewonnenes Spiel haben. So geht es mit dem Boy, so geht es mit dem Träger, mit dem Arbeiter, mit dem Kapita.

Das ist eine Schulung, die man nur langsam durchmacht, und das, was wir Gebildeten schnell erreichen, das werden die weniger Vorbereiteten schwer erlernen.

Wir müssen deshalb gewisse Rücksichten herrschen lassen und immer daran denken, daß wir nicht nur unsere Negervölker, sondern auch die weißen „Kulturträger" zur Kolonisationsarbeit erziehen müssen.

Das aber ist der schwere Vorwurf, den ich der Kompanie mache. Wir kamen in ein Gebiet, das just erst „eröffnet" war und das noch wenig „reüssierte". Die Agenten arbeiten hier unter schwierigen Verhältnissen. Aber gerade deswegen mußte die Kompanie das beste Agentenmaterial senden. Die Kompanie mußte ihre intelligentesten und wohlerzogensten Leute hier arbeiten lassen und nicht Leute, die anderwärts nicht zu brauchen sind, die da „aus Versehen" schon das Leben verschiedener Schwarzer auf ihr Gewissen geladen haben.



Unter der Fuchtel der Herren, die den Humor nicht kennen: Der arme Uatobelle wimmert seinem Ende entgegen.



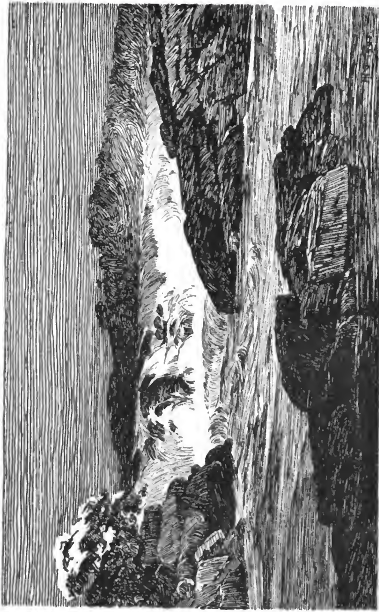
Bilder vom Poggefall: 1. Blick durch das „Tote Tal II“ auf die Mukaschi. Auf dem im Texte folgenden Rundgange würde das Bild zwischen 11 und 12 einzufügen sein.

Siebzehntes Kapitel.

Am Poggefall.

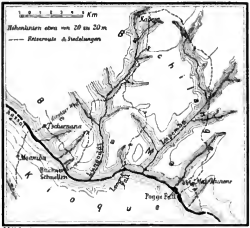
Am 23. September trafen wir in Kabeja, dem südlichsten Posten, den die Kassaikompanie bis jetzt am Hauptstrome erreicht hat, ein. Am 27. verließen wir den Platz wieder, um zu Munene zu marschieren. Das Leben in der genannten Station verging angenehm und in angeregter Weise. Ich hatte meine Bapende bei mir, mit denen ich tagsüber oft zusammenkam und ethnologische Zwiesprache hielt. Ringsherum wohnten die Baschilange, eine Familie der Bena-Lulua, deren Eigenart natürlich ebenfalls interessierte. Fernerhin hatte ich in den Tagebüchern vieles nachzutragen, wozu ich bei dem ziemlich eiligen Marsche von Ibanschi bis hierher nicht so recht gekommen war. Der Zeichner hatte die ethnologischen Bleistiftskizzen in Tusche auszuführen und zog auch wohl zum Lungoddi herab, um eine Leinwand zu verwerten. Des ferneren packte ich Sammlungen zur Rücksendung nach Norden, und endlich — last not least — nahm ich „politische Besuche“ entgegen.

Die Politik brachte mir auch an dieser Stätte wieder am meisten Arbeit. Alle Bewohnerschaft war ängstlich, hatte diese und jene Befürchtungen, wollte dies und das, und war unfreundlich oder kriechend, scheu oder frech — kurz und gut, ich sah mich wieder peinlichen Verhältnissen und schwierigen Aufgaben gegenübergestellt, die mir alle zunächst unverständlich waren und in die ich mich



Der Poggefall. Mukaschi.
(Nach Federzeichnung.)

erst hineinarbeiten mußte. Zu Pogges und Wissmanns Zeiten spielten hier diese Völker gar keine große Rolle. Sie waren im Verhältnis zu den anderen Schwierigkeiten eine „bagatelle négligeable“; jetzt aber, da jene Ereignisse eingetreten waren, die nach dem Konflikte des Staates mit Kalamba dessen Flucht in diese Gegend mit sich gebracht hatten — jetzt spielten die kleinsten Stämmchen sich als Anhänger Kalambas mächtig auf; dazu kam die Verwirrung, die sich aller Köpfe nach der berühmten Februarschlacht am Luebo bemächtigt hatte; endlich hatten aber auch die Negervölker selbst von Süden und Westen her sich in Bewegung gesetzt und eine weitere Komplikation herbeigeführt. Schon Max Buchner, Paul Pogge und Hermann Wissmann prophezeiten ein weiteres Vorgehen der Kioque. Im Anfang der achtziger Jahre hatte dieses Volk schon das ganze Jamboreich im Süden durchsetzt, hatte sich bei den Bena-Lulua angesiedelt und bereitete systematisch den Umsturz vor. Pogge und Wissmann, die diese Gefahr vollständig erkannten, warfen die Kioque aus dem Bena-Luluagebiet heraus. Der Führer jener Kioque, der am Hofe Kalambas ausschlaggebenden Einfluß gewonnen hatte, war Mukanjang, von dem ich nachher mehr zu erzählen haben werde. Die deutschen Forscher reinigten also das Bena-Lulualand. Das Muata-Jamboreich fand keine gleiche Stütze, und somit verfiel das Gebiet der Zerstörung. Der Muata Jambo selbst ward Ende der achtziger Jahre ermordet, und nun drang die Kioquewelle unaufhaltsam am Tschikappa, Luwoa usw. nach Norden. Hätten die deutschen Forscher die Bena-Lulua nicht geschützt, so würde heute der Kongostaat mit außerordentlich komplizierten Verhältnissen zu rechnen haben. So hatte er nur die Gefahr zu überwinden, die das Vordringen dieser Volksströmung in die Sankurruländer mit sich brachte. Das hatte allerdings auch in der Nähe von Kanda-Kanda unglückliche Gefechte zur Folge. Es versteht sich von selbst, daß, als Kalamba mit den Weißen von Luluaburg in Streit kam, er sich zu den Kioque auf die andere Seite des Kassai wieder zurückzog; und



Kartenskizze mit Übersicht meiner Märsche zwischen Kabeja, dem Poggefall und der Stelle, an der wir den Kassai überschritten.



Der Poggefall.

sein Nachfolger, Katamba Moana, hielt natürlich an dieser Politik fest. Wollte ich zu Kalamba, so mußte ich mit den Kioque Freundschaft schließen. Das war wiederum schwierig, weil ja die deutschen Forscher, meine Vorgänger, sich den Kioque gegenüber feindlich gezeigt hatten. Fernerhin wurde meine Situation und mein weiteres Vordringen dadurch erschwert, daß die Kioque mit den Bapende sowohl wie mit den Bena Mai lange Jahre hindurch schwere Kriege geführt hatten. Vor vierzehn Jahren schon hatten sie die Bena Mai, die zu Wissmanns Zeiten auf dem westlichen Ufer des Kassai ansässig waren, auf das östliche Ufer zurückgeworfen. Dann hatten sie die Bapende ebenfalls über den Strom gedrängt. Wenn ich nun von Kabeja kam, so drang ich von dem feindlichen Lager aus vor. Das erschwerte die Ausführung meiner Absichten. Bis jetzt hatte ich gehofft, bei den Baschilange eine Unterstützung zu finden. Leider fand ich sie in einem derart jämmerlichen Zustande, so durchsetzt von Intrigenlust, Faulheit und kleinlichem Egoismus, daß an das Durchbringen einer größeren Idee bei ihnen nicht zu denken war. Kabeja selbst hatte sich nun schon in die Verhältnisse am Kassai gemischt und hierbei persönlich einen Pfeilschuß erhalten. Aber im Grunde genommen blieben diese Baschilange ebenso unbedacht am Wege stehen, wie zur Zeit der großen Organisationen des Landes, zuzeiten Pogges und Wissmanns. Sie beharrten

auch heute im Grunde genommen dem großen Zeitsturme gegenüber in kleinlicher Inaktivität und Trägheit.

Aber zunächst mußte ich doch ein Abkommen mit den Baschilange zu treffen suchen, um im Rücken einen Stützpunkt zu haben. Daß ich in diesem Lande mich weniger auf die Europäer als auf die Eingeborenen verlassen konnte, war mir lange klar geworden. Kabeja erschien einige Stunden nach meiner Ankunft mit einer kümmerlichen kleinen Ziege, um mir zu sagen, er sei ein großer Chef und erwarte von mir, dem Sohne seines alten Freundes Kabassu Babu, ein großes Geschenk. Kabeja war ein kleiner alter Herr mit intrigant-schmierigem Gesichtsausdruck, dessen Augen ständig unruhig nach Vorteil suchend umherirrten, ohne den Blick seines Gegenübers ertragen zu können. Ich erklärte dem Manne, wenn er ein großer Chef sei, so solle er zunächst einmal ordentlich Nahrung für meine Leute heranschaffen. Mit dieser kümmerlichen Ziege solle er sich auf die Strümpfe machen. Er sei überhaupt gar nicht der Bekannte Kabassu Babus, sondern dies sei sein Vater gewesen. Im übrigen sei es richtig, daß ich ein Nachkomme Kabassu Babus und ein mächtiger Chef wäre, der sich unverschämte Forderungen von großen Geschenken nicht gefallen ließe.

Der Edle zog ab und kam nach einer Stunde mit fünf großen Ziegen wieder, die nun von mir gnädig angenommen wurden. Aber für unsere Jünglinge kam nichts. Kabeja, der sich selbst nicht mehr herwagte, ließ sagen, die Baschilange wären selbst zu arm, um auch noch Geschenke austauschen zu können, und er ließe mich bitten, daß ich in sein Dorf käme und mich selbst davon überzeugte. Ich erkundigte mich nun, wie die Leute der Station verpflegt wurden. Da kam denn heraus, daß hier ein noch kümmerlicherer Zustand herrschte als in Djoko Punda. Hier in der Station Kabeja wurden die Arbeiter schon am Sonnabend früh mit Waren mit Nahrungskauf versehen, sie blieben dann Sonnabend und Sonntag fort und benutzten diese Zeit, um in der Entfernung von einem



Bilder vom Poggefall: 2. Aufgenommen nahe dem Strom; Schnellenlinie, Trenninsel, Mukaschi sind im Hintergrunde sichtbar.

Tagesmarsche ihre Lebensmittel einzukaufen. Demnach ist die Folge davon, daß die Kompanie nicht Märkte oder eigene Felder anzulegen versteht, auch eine pekuniär sehr nachteilige. Einmal müssen dem Arbeiter sehr hohe Rationen ausgezahlt werden, und zum zweiten verliert die Faktorei jede Woche von sechs Arbeitstagen einen. Dabei sehe ich ganz davon ab, daß es ein durchaus schlechtes Arbeitsprinzip ist, wenn man die Leute fünf Tage arbeiten und zwei Tage im Lande herumlaufen läßt. Montags kommen die Leute nicht erfrischt, sondern abgehetzt und mit schwerem Kopfe zur Arbeit. Systematische Bodenproduktion fehlt hier ganz. Demgegenüber steht systematische Ausnutzung der Kautschukbestände. Zwischen den beiden scheint es in diesem Lande keine Brücke zu



Bilder vom Poggefall: 3. Aufgenommen nahe dem Strom; der Blick ist mehr nach Süden gerichtet und ruht auf der oberen Schnellenlinie; rechts schneidet das Bild mit der Trenninsel ab.

geben. Das war für mich eine schlechte Sache. Hundert Münder mehr in einem Hungerlande will etwas heißen. Ich konnte somit nichts anderes tun, als sogleich nach meiner Ankunft eine Aufkaufsexpedition nach Mai Munene vorauszusenden, die am andern Tage auch wieder kam und den Sohn des Fürsten Mai Munene mitbrachte.

Es war wieder dieselbe schon bekannte Sache: der junge Mai prüfte unsere Flinten, betrachtete die Abbildung von Kalamba und ließ sich mit schwarz-weiß-roter Farbe eine Fahne aufmalen, was ihm alles auf seinen Wunsch ein alter imposanter Muschilangesklave explizierte. Dann glaubte er, daß wir Nachkommen Kabassu Babus seien, lud uns im Namen seines Vaters freundlich ein, in sein Dorf zu kommen und soviel Nahrungsmittel einzukaufen, als ich benötigte. Zunächst sandte mir der alte Herr einige tüchtige Ziegen als ersten Gruß. Zu

meinem Erstaunen erschienen nun auch einige Kioque, die sich neugierig alles ansahen, die Flinten prüften — wobei sie sich weidlich zublinzelten — und dann erklärten, am andern Ufer des Kassai sei es fürchterlich, und wir sollten da ja nicht hinkommen, denn es gäbe dort nichts zu essen, und die Kioque, ihre eigenen Landsleute, seien ganz und gar unliebenswürdig. Das war deutlich genug.

Am Abend des 23. kam noch eine Deputation: meine eigenen Leute, die mir in sehr schöner Rede auseinandersetzten, daß sie mich bitten müßten, jetzt umzukehren. Sie wüßten sehr wohl, daß ich noch bis zum Dilolo (im Kassai-



Bilder vom Poggefall: 4. Blick von Osten her über den kleinen See; im Hintergrunde ist die bewaldete Spitze des Palm-Kaps zu sehen.

quellgebiet) marschieren wolle, aber es wäre nicht gut, wenn ich getötet würde, und sie selbst hätten ihre Geschwister und Kinder, und meine Buanga seien ja sehr stark, aber die Kioque seien ganz ungeheuerliche Menschen, hätten fürchterlich viele Gewehre und auch starke Zaubermittel. Summa summarum: „Kehre um oder, so leid es uns des lieben Lohnes wegen tut, wir reißen jedenfalls aus, wenn du weitergehst." Das war die klare Moral der schönen Rede. Ich war mir sehr wohl bewußt, daß mein Trägermaterial nicht gut war, und daß der größte Teil nur auf die Auszahlung des Lohnes wartete, um dann durchzubrennen. Der eine Teil dieser Träger war mir vom Staate geliefert. Sie waren durch Requisition im Lande aufgeboten. Ich habe immer die Erfahrung gemacht, daß in diesem Lande, in dem der Staat immer alles nur zur Hälfte tut, solches

Material das Schlechteste ist, während diejenigen Träger, die die Häuptlinge liefern, als zuverlässig erachtet werden können. Denn die Häuptlinge verlangen die Auszahlung des Lohnes und die Leistung der Arbeit; der Staat aber weiß im allgemeinen infolge seiner Schwäche den Forderungen der Diensteinhaltung nicht nachzukommen. Für heute halfen freundliche Worte und einige Scherze.

Am andern Tage ging es in stattlicher Karawane zu dem eine halbe Stunde weit wohnenden Kabeja. Ich hatte meine Polizeisoldaten in ihr Feiertagskleid gehüllt. Sie marschierten in prunkvoller Weise auf. Der Neger läßt sich ja so gern durch solche Äußerlichkeiten imponieren. Es wurden sehr schöne Reden gehalten, die meinerseits mehr Ermahnungen, von Kabejas Seite aber überreiche Versprechungen enthielten. Was sollte ich alles haben, Träger, Maniok, Legenden, Masken, alles, alles wurde mir zu Verfügung gestellt, und ein Blick in die Speicher des Dorfes zeigte mir dabei, daß diese faule Gesellschaft selbst kaum genug zu essen hatte und jedenfalls Maniok nicht abgeben konnte. Während ich im Dorfe Kabejas war, überredete der infame Patron, wie ich nachher hörte, einige Leute, die ich in Djoko Punda von der Kompaniefaktorei erhalten hatte, fortzulaufen. Und die Kerle brannten auch wirklich durch.

Leider erfuhr ich dies erst am Abend des 26., als der wachthabende Kapita den Tagesrapport brachte: „Fünf Mann und der gefangene Mupende durchgebrannt! Ein Mann von Kabeja hatte einen guten Weg gezeigt. Einige andere Leute wollen heute Abend fliehen.“ In diesem Falle half also nur eine energische Gegenmaßregel. Ich ging in das Arbeiterdorf, in dem meine Leute lagen, und traf just einen Kioque bei der „Arbeit“. Er erzählte, wie die Häuptlinge Moamba, Kabakaba und Mukanjank verabredet hätten, uns zu töten. Der Jüngling, der mich nicht wahrnahm, als ich kam, verließ seine Rednerbühne auffallend schnell. Es war eben just wie zu Wissmanns Zeiten. Dann ward das ganze Personal aufgerufen und das Polizeisoldatentum aufgebaut. Um einen weiten runden Platz, in dessen Mitte eine große offene Halle stand, wurden Feuer angezündet. Ringsherum wurden die Polizisten und einige alte zuverlässige Leute als Wachen verteilt. Jetzt verstanden die überrumpelten Träger die Sachlage. Es entwickelten sich allerliebste Szenen. Zunächst erklärte natürlich jeder, er würde nie im Leben fortlaufen, aber der und der habe das gesagt und sei überhaupt als „solcher“ bekannt. Darauf gab ich natürlich ebenso ernsthaft die Versicherung, gerade er solle nur in der Umzäunung schlafen, weil ich doch keine Ausnahme machen dürfe, und ich wisse doch sehr wohl, daß ich gerade auf ihn mich verlassen könne usw. usw. Da lag denn meine ganze, etwa hundertköpfige Gesellschaft eingefangen und sorgfältig bewacht im Feuerkreise, und es senkte sich ein schwerer dicker Nebel auf die Erde herab, den dann ein ganz besonders Pfiffiger natürlich benutzte, um durchzubrennen.

Am Morgen des 27. September warf ich bei Sonnenaufgang noch einen Maijüngling aus dem Hause, der mich warnen wollte, lieber nicht nach Mai

Munene zu gehen. Dann marschierte ich ab. Eine spezielle Skizze der nun folgenden Märsche ist diesem Kapitel beigefügt (Seite 297). Wir marschierten zunächst nach Osten und traten sofort in das Bachsystem des Lupemba ein. Im Lungoddigebiet war noch viel Wald gewesen. Die Gefilde des Lupemba zeigten aber schon die gleiche Bodenform und gleiche Vegetation, wie ich sie nachher linksseits des Kassai bei Tschikassa und dann sehr viel später bei Luluaburg gefunden habe. Wir überschritten also eine Grenze, die etwa so charakterisiert werden kann: nach Norden zu Vegetation und Bodenform des Plateauabfalles; nach Süden reich gewölbte Hügel ohne Baumwuchs und Wald nur da, wo ihm das tief einschneidende Bett des Talbaches die Lebensmöglichkeit gewährt. Wir überschritten somit den Nordabsturz des südafrikanischen Plateaus und befanden uns im Anstieg. Die langen Hügelzüge am Horizont ließen das Tal des Kassai erraten, von Süden her drang das grollende Geräusch des Wasserfalles zu uns; wir passierten noch das Kumbu- oder Mobabächlein und waren gegen 12 Uhr in dem weit ausgedehnten Dorfe — man kann sagen in dem Städtchen Mai Munene angelangt.

Im Jahre 1884, als die zweite deutsche Kassaiexpedition unter Wissmanns Leitung in dieser Gegend weilte, wohnte Mai Munene mit seinem Volke noch auf dem linken, östlichen Kassaiufer. Dann war der Kioquekrieg ausgebrochen, und in — wie die Leute behaupteten — großartiger Schlacht hatte das Kriegs-



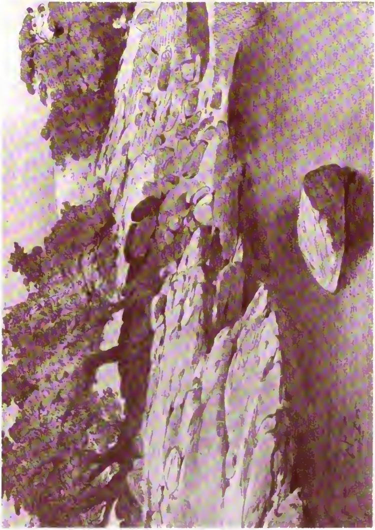
Bilder vom Poggefall: 5. Felspartie am kleinen See.



Bilder vom Poggefall: 6. Blick von einem etwa 20 m westlich des Palm-Kaps gelegenen Punkt auf die Kante des Mulumi; über der Kante ist eine Schnellenlinie und auf der rechten Seite im Hintergrunde die Trenninsel zu sehen.

glück hin- und hergewogt, aber endlich waren die Bena Mai, das heißt die Söhne des Wassers, zurückgeworfen. Der alte, hochgewachsene, vornehm dreinschauende Fürst, der uns unter einigen hohen Bäumen würdig und freundlich begrüßte, hatte das alles miterlebt. In seiner kurzen Ansprache drückte er sein Bedauern darüber aus, daß weder Kassongo (Pogge) noch Kabassu Babu ihn seinerzeit besucht hätten; immerhin sei er doch sehr erfreut, in mir endlich einen Sproß unseres Stammes zu sehen, und er danke mir, daß ich seiner Einladung gefolgt sei. Er warne mich gleich heute als ein mir wohlgesinnter Mann, etwa den Gedanken zu nähren, den Kassai zu überschreiten. Auf der andern Seite wohnten sehr schlechte Menschen, und er (Mai Munene) verfüge auch nicht über große Boote, die mich hinüberbringen könnten.

Es war eine Freude, dem alten Herrn zuzuhören, und wenn er auch hinsichtlich des Stromüberganges sogleich einige saftige Lügen einflocht, so vergab ich ihm das doch zunächst sehr gerne. Und dem vornehm gesprochenen Worte folgte alsbald vornehme Tat. Eine lange Reihe von Frauen erschien und brachte fünfzig große Biddiaklöße mit Raupen, Ratten und sonstigem Getier in Öl, und zudem zwei Schafe, vier Ziegen, zehn Hühner und zwanzig Eier für uns. Das war in der Tat die Gabe eines echten afrikanischen Fürsten, und meine Leute hatten lange nicht so ausgezeichnet geschmaust. Der Fürst wollte noch weitergehen und große Mengen von Malafu austeilen lassen. Da tat ich aber



Der Pozzefall. Blick vom kleinen See nach Norden.
(Nach Bleistiftzeichnung.)

Einspruch. Denn der viele Palmwein erzeugt immer Unordnung, da die leicht angeschwipsten Fremdlinge den Frauen der Eingeborenen meist etwas näher zu kommen suchen, als es die diesbezüglichen Gatten wünschen. Das mußte vermieden werden.

In der gleichen ausgezeichneten Weise ging es fort. Der alte Herr zog sich zurück und übergab die Ausführung aller weiteren Repräsentationspflichten einem seiner vielen erwachsenen Söhne (auch schon 30 bis 40 Jahre zählend). Wir wurden durch das wohl zwei Kilometer lang sich hinziehende Dorf geführt und gefragt, wo wir unsere Zelte aufschlagen wollten, ob wir unsere Leute direkt bei uns zu haben wünschten, in welchem Falle alle umliegenden Hütten geräumt werden würden, ob wir einen Zaun wünschten usw. Wir suchten uns einige herrliche alte Bäume mit umliegenden Gehöften aus und schlugen das Lager auf.

Wie ganz anders war das Treiben der Bena Mai als das der Bapende! Überall waltet der alte Lubageist, echtes Herrschertum, über dem kleinen Städtchen. In Ruhe zog alles Volk von dannen, als ein Sohn des Fürsten sagte: „Nun wollen sie essen." Es war das liebenswürdigste Dorfleben, das ich hier, bei den Pianga und später bei den Bassonge kennen lernte. Heiter und eigentlich nie ungezogen jubelte eine immense Kinderschar auf den Plätzen



Bilder vom Poggefall: 7. Blick von Osten her in das „Tote Tal I."

umher; sie wurden von den Eltern streng zurechtgewiesen, wenn sich einmal eine zu große Ausgelassenheit oder Zudringlichkeit ihrer bemächtigte. Die erwachsenen Männer saßen behaglich vor den Türen und flochten ihre Körbe, denn diese Leute sind große Korbflechter vor dem Herrn. Die Frauen gingen in die Plantagen, und viele Baschilange und mancher Kioque zogen handelnd ein und aus. Eine Woche lang haben wir das mit angesehen; acht Tage lang haben wir unter den liebenswürdigen Bena Mai gearbeitet, und diese Zeit gehört mit zu meinen erfreulichsten Afrikaerinnerungen.



Bilder vom Poggefall: 8. Riesenkessel oder Waschtöpfe am Südrande des „Toten Tal I."

Es war eine der angenehmsten Arbeitszeiten. Bald stiegen wir hinab zu den Fällen, bald wanderte ich mit der Flinte auf dem Rücken an die Fälle, um ein gelegentliches Perlhuhn für den Suppentopf zu ergattern, bald plauderte ich mit den Eingeborenen, und sehr oft saß ich an meinem Arbeitstisch unter den hohen Bäumen, brachte meine Beschreibung des Volkes zu Papier, sammelte Legenden ein und vertiefte mich in die geschichtliche Vergangenheit des Landes.

Am Tage der Ankunft nahmen wir ein hastiges Mahl zu uns und stiegen dann die leichten Hügelhänge zu dem zwanzig Minuten entfernten Poggefall, der nun acht Tage lang in meine Träume hineinrauschen sollte, hinab. Wohl eine Stunde lang stand ich stumm auf den Felsplatten über dem mächtigen östlichen Wassersturze, ehe ich weiterzugehen vermochte. Denn wenn das Leben oben

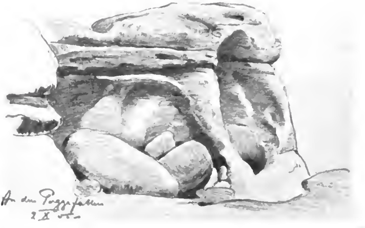
im Städtchen das Liebenswürdigste war, so ist das Erschauen dieses Falles und das Sehen des Richthofenfalles das Großartigste gewesen, was ich erlebte. Ich will es nun versuchen, dem Leser eine Vorstellung dieses hochwichtigen geographischen Punktes zu erwecken.

Der Kassai fließt in diesem Lande in einem großen Bogen nach Nordwesten, ändert also stark seinen von Süden herankommenden Lauf. Oberhalb des Poggebogens, und zwar in einer Entfernung von einer Stunde, nimmt er den Lutschiko auf und ist nun ein schöner, mit waldigen Inseln geschmückter Strom, der ein



Bilder vom Poggefall: 9. Einzeldarstellung eines Riesenkessels, eingegraben in der Felswand zwischen See und Mulumi.

Rudel von — die Bena Mai wissen es ganz genau — fünf Nilpferden oberhalb des Sturzes birgt. Auf den Poggefall fließt der Strom mit majestätischer Ruhe zu. Kurz ehe er in die Verjüngung des Bettes eintritt, überwindet er eine von Westen nach Osten sich hinziehende, etwa 1 bis 2 m hohe Barre. Auf dem Kärtchen (Seite 298) bezeichne ich dies als „obere Schnellen". Es scheint, als ob der Strom sich hier einen Riß in den Felsenboden arbeitet. Er gleitet weiter und wird nun durch die so zu nennende „Trenninsel" geteilt. Im Osten stürzt er mit gewaltigem Brausen die steile Wand des Mulumi (gleich: Mann) herab, im Westen gleitet er über die Mukaschi (gleich: Frau) tönend und jubelnd in einen Kessel, in dem die Fluten zu mächtigen Wellen herumwirbeln, herab und schießt dann



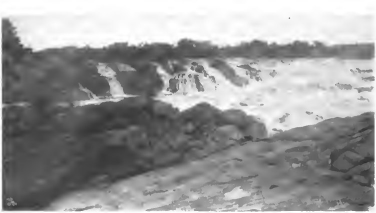
Bilder vom Poggefall: 10. Einzeldarstellung zerstörter Felsmassen an der Mauer zwischen See und Mulumi; die Wände von Riesenkesseln sind abgebrochen und die Reste abgeschliffen.

gewaltig durch das enge „Tor" in ein durch Felsplatten charakteristisch ausgestaltetes Übergangsbecken, in den Poggepool, hinein, in welchem er wieder zu gemächlicher Ruhe kommt. Am Poggepool dürfte er wohl mindestens die zehnfache Breite von der Einengung erfahren, zu der er am „Tor" gezwungen wird. Ich habe nun leider diese Fälle nur von dem Ostufer untersuchen und aufnehmen können. Außerdem möchte ich bemerken, daß das Blatt mit den Peilungen, die ich hier aufnahm, vom Winde in den Lemmefall getrieben und mir so entrissen wurde. Immerhin dürfte das vorliegende Material schon einiges Wichtige zur Beurteilung der Geschichte dieses interessanten Punktes bringen. Ich gehe nun zur detaillierten Schilderung des Ostufers über.

Mukaschi und Mulumi, Weib und Mann, heißen die beiden Seiten des Wasserfalles bei den Eingeborenen deswegen, weil die erstere in ihrer Wassermasse harmloser, die zweite Fallstelle gewaltiger ist. Über den Mulumi stürzt das Wasser direkt herab, über die Mukaschi gleitet es (wenigstens bei der jetzt vorhandenen geringen Wassermenge) mehr spielend hinab. Die Felswand ist an der Stelle nördlich der „Trenninsel" jetzt überhaupt nicht von Wasser bespült. Wenn der Kassai hoch geschwollen ist, mag das ganze Bild sehr viel anders ausschauen. Ich habe möglichst viele photographische Aufnahmen dieser Gegend zu machen versucht, und an deren Hand wird es leicht sein, das Bild zu

klären. Kommen wir von den Hügeln Mai Munenes herab, so bietet sich uns der Anblick, der in Fig. 2 wiedergegeben ist. Am Horizonte dehnen sich die weiten Hügelrücken des Kioquelandes aus. Den Mulumi sehen wir nicht, wohl aber die Mukaschi, die als weiße Masse etwas rechts von der Mitte des Bildes fleckartig erscheint, und außerdem die „Schnellen", die als dunkle Horizontallinie auf der linken Seite des Bildes mitten im Wasser sichtbar werden. Dieser dunkle, obere „Schnellenstreifen" zielt direkt auf die „Trenninsel" zu, die in der Mitte des Stromes liegt. Zwischen diesem Strome und der Mukaschi ist ein buschiger Waldstreifen erkennbar, der sich nach der „Trenninsel" zu vorschiebt. Dieser mündet ins Palmkap aus. Die Abbildung 3 zeigt uns den Blick über den Kassai oberhalb des Palmkaps. Vor uns haben wir das felsige Gefälle des Stromes und im Wasser die obere „Schnellenlinie". Wir gehen weiter hinab auf den kleinen „See" zu. Vom Ufer aus erstrecken sich nämlich drei lange Felsrücken in den Strom hinab. An der Spitze des ersten liegt das Palmkap. Der erste Felsrücken wird vom zweiten getrennt durch das „tote Tal I." Ein kleines Rinnsal geht vom Strome oberhalb des Mulumi in dies tote Tal hinein, verschwindet aber unter den Felsen und erreicht, dem Auge unsichtbar, den Strom unterhalb des Mulumi wieder. Neben diesem schmalen Arme liegt ein kleiner See.

Der zweite Felsrücken wird von dem dritten, an dessen Spitze der eine Pfosten des Tores gelegen ist, abermals durch ein totes Tal getrennt (totes Tal II). Das tote Tal II scheint nicht mehr vom Wasser berührt zu werden. Wohl aber tritt bei Hochwasser der Strom mit großer Kraft über das Rinnsal und den



Bilder vom Poggefall: 11. Aussicht vom „Toten Tal II" auf die Mukaschi; der Blick ist mehr nach Westen gerichtet als auf dem folgenden Bilde; ganz links die Kante der Trenninsel.

See hinweg in das tote Tal ein. Dann muß dies ziemlich viel Wasser enthalten und das Palmkap wird zur Insel.

Vom Hügel herabsteigend erreichen wir zunächst den See. Fig. 4 zeigt ihn uns. Im Hintergrunde ragt das Palmkap empor. Wie groß dieser kleine See ist, dafür mag der Leser einen Anhaltepunkt erhalten: ein mächtiger Felsen liegt links im Hintergrunde im Wasser, auf ihm sitzt ein Mensch; wie klein erscheint der Mensch im Verhältnis zu diesen gigantischen Massen! Fig. 5 zeigt eine Felspartie an diesem toten See. Die Tafel Nr. XVI bietet eine Zeichnung, auf der wir rückschauend auf den Felsrücken zwischen Tal I und II sehen. Wir gehen über den Weg hinweg und steigen zum ersten Felsrücken, einem westlich des Palmkaps gelegenen Punkt, hinauf. Nunmehr schauen wir (Fig. 6) auf die Trenninsel, im Hintergrund eine kurze Schnellenlinie oberhalb des Falles und dann auf die Kante des gewaltigen Mulumi. Wir gehen zurück und sehen in die westlich des Sees gelegenen Tiefen des toten Tales I. Fig. 7 bietet einen solchen Blick in die Felstiefe. Gewaltige Steinblöcke füllen den Boden. An der Kante erschauen wir hier Riesenkessel, die wir schon an der Felskante südöstlich des Sees gesehen haben. Fig. 8 zeigt eine Spezialaufnahme der hinter dem Palmkap in die Felsmasse eingebohrten Töpfe. Und Fig. 9 sowohl wie Fig. 10 sind Wiedergaben von Zeichnungen, die solche enorme Wirkung des Wassersturzes und durch ihn herumgewirbelte Steinstücke zeigen. Die eine Seite dieser Wassertöpfe ist mit einer glänzenden, bräunlichschwarzen Masse ausgeputzt. Wir gehen in das tote Tal II hinüber und nähern uns somit dem „Tor". Natürlich sieht man zunächst die Mukaschi aus der Ferne (Fig. 1). Wir nähern uns dem Kessel und sehen weiter in die östlichen Teile der Mukaschi hinein (Fig. 11). Und endlich treten wir dicht an den Ausgang und sehen mehr nach links. Dieser Blick ist in Fig. 12 wiedergegeben. Der größte Teil der Mukaschi liegt rechts außerhalb des Bildes. Auf der rechten Hälfte ist nur der östliche Teil der Mukaschi, außerdem aber auf der linken Seite die Trenninsel und die mächtige Felswand unter ihr zu sehen. Wenden wir den Blick noch mehr nach links herum und schauen nunmehr direkt nach Süden, so sehen wir über dem Felsrücken am Palmkap vorbei am Horizonte die hohen Linien des Mulumi (Fig. 15). Auf diesem Bilde haben wir vor uns über dem trennenden hohen Rücken links die Palminsel, in der Mitte den Mulumi und rechts den nicht überfluteten Teil der Felswand südlich der Trenninsel. Wir begeben uns endlich auf die Spitze des hohen Rückens und sehen nun direkt in den Mulumi hinein. (Fig. 16. Links wieder das Palmkap und rechts die nicht überflutete Felswand.) Endlich wandern wir über die Hügel weiter nach Norden und erreichen das Ufer etwa bei den unteren Schnellen. Blicken wir nun zurück zum Wasserfalle, so sehen wir in der Ferne das Tor. Wir gehen dann über die großen Felsplatten hinweg, die der Strom in alten Zeiten hier abpoliert hat (Fig. 18).

Dieser Zustand ist nicht immer der gleiche gewesen, bemerkenswert ist aber die Tatsache, daß die heutige Formation noch nicht gar so sehr alt ist. Die Eingeborenen haben von ihren Eltern gehört, daß in alten Zeiten der Mulumi nicht existiert hat, bzw. daß er an einer andern Stelle über die Felsmasse herabgestürzt ist. Der Spalt, in dem heute zwischen dem Palmkap und der Trenninsel der Mulumi in die Tiefe braust, ist verhältnismäßig jung. Er ist auch noch nicht sehr ausgearbeitet und die Felskante noch recht scharf. Bläst der Wind von Süden her, dann steigt das obere Stromniveau etwa 40 cm und die ganze Wasser-

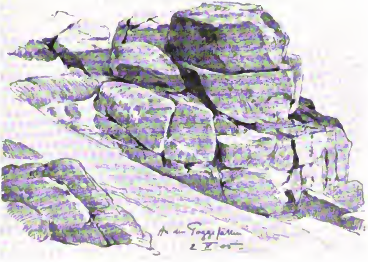


Bilder vom Poggefall: 12. Aussicht vom „Toten Tal II" auf den westlichen Teil der Mukaschi; der Blick ist mehr nach Süden gerichtet als auf dem vorhergehenden Bilde; man sieht über die Felsmauer, die zwischen den beiden toten Tälern verläuft auf die Felswand zwischen Mukaschi und Mulumi und auf die Trenninsel.

menge wird mit einer so enormen Gewalt gegen den Fall hingetrieben, daß die Wasserwogen des Mulumi auf das Palmkap hinspritzen, so daß man dann nicht dort stehen kann. Ist dagegen der Wind umgekehrt gerichtet, dann kann man ganz bequem auf der Felskante gegenüber dem Mulumi zum Palmkap hingehen, ohne überhaupt nur naßgespritzt zu werden. Dieser Zustand der Dinge muß nach den Erfahrungen, die ich an den Wasserfällen Innerafrikas gemacht habe, jung sein. In der Tat liegen unten in der Tiefe des Mulumi mächtige Felsblöcke, welche noch nicht poliert sind, die also jung ausgesprengt sind und noch nicht lange hier liegen können. Wo vordem der Mulumi herabgebraust ist, läßt sich sehr einfach nachweisen. Er muß früher in das tote Tal I gestürzt

sein, denn hier haben wir überall die Riesenkessel, welche von den in der brausenden Gewalt der herabstürzenden Wassermengen herumgewirbelten Felsstücken gebildet sind.

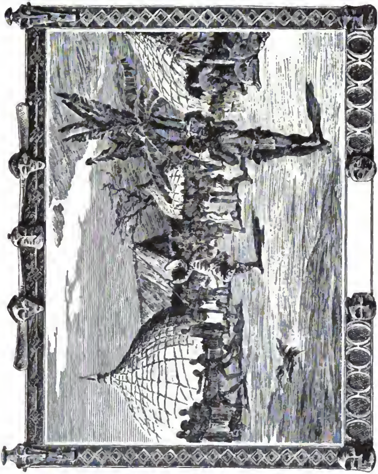
Ja wir können sogar annehmen, daß auch dieser nicht der älteste Fall ist. Wenden wir auf unserer kleinen Kartenskizze die Blicke noch etwas weiter nach Norden, so sehen wir, daß jenseits des „Tores" sich ebenfalls lange Felsrücken ins Bett hinein erstrecken, die den Felszungen zwischen Tor und Trenninseln sehr gleichen. Und da sehen wir, daß an einem der Vorsprünge nördlich des Tores auch wieder Riesenkessel eingetragen sind. Dies ist die älteste Fallstelle,



Bilder vom Poggefall: 15. Felsmassen am Toten Tal.

die ich nachweisen konnte. Ich glaube mich aber zu der Annahme berechtigt, daß auch nördlich der „glatten Felsplatten", also kurz vor dem Eintritt in den Poggepool, noch weitere alte Fallstellen festzustellen sind.

Interessant ist es auch zu beobachten, wie die alten Fallstellen verwischt werden. Neben dem „See" führt ein kleines Rinnsal nicht nur das feuchte Element, sondern Unmassen lehmiger Erde in das tote Tal. Der Sand schlägt sich hier nieder, und zwar anscheinend nur Sand. Das ist der große Unterschied gegenüber der Bildung des Bodens unter dem Falle. Hier wird nämlich nicht Sand festgelegt, sondern hier bilden sich regelrechte Konglomerate. Alle die Teile im toten Tale, welche offenbar unter dem direkten Drucke des alten



Maskentanz in Mai Munenes Dorf.

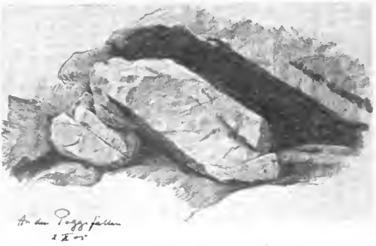
(Nach Federzeichnung.)

Die Ornamente des Rahmens sind nach den Zierlinien auf Kopfbänken und Haarnadeln, sowie den Amulettköpfchen am Halsgehänge der Bena Mai zusammengestellt.

Mulumi leiden, sind regelrecht — man möchte sagen — betoniert. Es ist ein gelblichbräunliches Konglomerat, in dem auch große Felsstücke enthalten sind. Daß das Eisen hier eine große Rolle spielt, sieht man auf den ersten Blick. Nur da, wo noch in jüngerer Zeit (geologisch genommen) die Wassermasse auf den Boden gepreßt hat, nur da sieht man derartige Konglomeratbetonierungen. Da, wo das Wasser lange Zeit nicht hingekommen ist, zerfällt dieses Konglomerat leicht. Ich hoffe, daß bald ein Geologe Gelegenheit hat, diesen interessanten Ort aufzusuchen und sehe mich selbst darauf beschränkt, diese allgemeinen Angaben zu machen. Auch wäre der längere Aufenthalt eines Botanikers an diesem Falle sehr erwünscht. In dem leichten Nebel, der ständig vom Mulumi auf das Palmkap und auf die Trenninsel getrieben wird, hat sich hier nicht nur eine herrliche Vegetation entwickelt, sondern es wäre auch sehr wünschenswert, die Einwirkung des Pflanzenreiches, und zwar des niederen Pflanzenreiches, auf die hiesigen Bodenverhältnisse kennen zu lernen.

Auf das andere Ufer zu gelangen, war wie gesagt nicht möglich. Während ich peilend, schreibend, skizzierend, Geschichte forschend umherzog, spielten sich allerhande kleine und große Intrigen teils vor meinen Augen, teils hinter meinem Rücken ab. Ich will hier einfach nach dem Tagebuche registrieren.

27. September. Nachdem wir das Lager aufgeschlagen und den ersten Besuch bei dem Poggefall abgestattet haben, treffe ich mehrfach die sonst so harmlosen Mai dabei, wie sie unseren Leuten die Rücken vollügen von der entsetzlichen



Bilder vom Poggefall: 14. Felsmassen am Toten Tal.



Bilder vom Poggefall: 15. Blick vom Toten Tal II aus auf den Mulumi über die Geröllmasse zwischen den Toten Tälern hinweg; im Hintergrunde von rechts nach links das Palm-Kap, der Mulumi und die nicht überflutete Felsmauer zwischen Mulumi und Mukaschi.

Kalambagefahr, der Unmöglichkeit, den Strom zu kreuzen und von den grauenvollen Batioke (wie hier die Kioque genannt werden). Mai selbst zeigt mir die Narben der Wunden, die seine Söhne im Kioquekrieg empfangen haben, und gibt an, daß am gegenüberliegenden Ufer Mukanjang wohnt, der einmal von Kabassu Babu eine arge Züchtigung erfahren habe und der von Kassongo einmal aus Mukenje (Kalambas Hauptstadt) ausgewiesen worden sei. Letztere Tatsachen sind richtig. Nun sei Mukanjang der wärmste Freund Kalamba Moanas und ein Blutsbruder Tissumus. Alles in allem wären die Kioque zudem noch die ärgsten Feinde der Bena Mai, und Bena Mai und Kioque haßten sich bis zum Tode usw. Ich sagte zu Herrn Mai, daß das alles sehr schön sei, daß ich aber doch auf irgendeine Weise zu den Kioque kommen würde.

Abends ist es schon recht dunkel an den Wasserfällen. Ich schreibe nur noch sehr mühsam einige Notizen auf, da nähert sich ein alter Neger. Er fragt, ob ich Tschiballaballa (der neue Name, den ich hier empfangen habe), Moana na Kabassu Babu sei. Ich bestätige das, und dann will er in der Dunkelheit noch das Buch mit dem Porträt des alten Kalamba und dem der kleinen Galula sehen. Endlich zeigt er mir den Zettel, den ich schon in Ibanschi gesehen hatte, auf dem Wissmann Wolf den Auftrag zur Abgabe eines Geschenkes gab. Es

ist also wieder ein Bote Kalamba Moanas. Ich will Tschikaja zum besseren Verständnis herbeiholen. Der Mann bittet mich aber, es ja nicht zu tun, er sei hier nicht sicher. Es ist eine etwas romantische Sache, die er mir vorträgt: Kalamba habe einen Bruder, Tissumu, der erwarte mich. Kalamba selbst sei zu den Quellen des Luebo marschiert in der Annahme, daß ich dort vorüberkommen würde. Denn Kassongo sei dort vorübergekommen, und Kabassu Babu sei dort auch vorübergekommen, und da ich ja auch jetzt nach Malange (der Eingeborenenname für Luluaburg) gehen würde, so müsse ich wohl auch da vorüber. Im übrigen würde Kalamba auch hier in die Gegend kommen, ich solle nur zehn Tage warten. Ich sollte ja nicht durch Mukanjangs Gebiet gehen, weil der uns überfallen wolle. Mitten in der Unterredung begriffen, werden wir gestört. Ein betrunkener Bapendejüngling naht schwankenden Schrittes, um mir lallend zu versichern, daß er und die anderen Bapende uns nun und nimmer verlassen würden. Wenn ich es wünschte, würden sie bis nach Europa mitgehen.

28. September. Es wird viel geschrieben, und Lemme malt. Ich mache eine Promenade den Strom herauf, um nach Booten Umschau zu halten, kann aber nur Finkennäpfchen zu sehen bekommen, auf denen nicht einmal Tschikaja und Palia Messo den Strom zu befahren wagen. Mittags untersage ich Herrn Mai das Lügen etwas ernsthafter. Meine Bapende sind schon wieder bezecht und schwören unwandelbare Treue.



Bilder vom Poggefall: 16. Blick von einem etwa 20 m westlich des Palm-Kaps gelegenen Punkt auf den Mulumi; links das Palm-Kap, rechts die nicht überflutete Felsmasse zwischen Mulumi und Mukaschi.

29. September. Der Rapport des Morgens: Die Bapende sind in „unwandelbarer Treue" sämtlich durchgebrannt! Meine andern Leute haben fürchterliche Angst. Ich zitiere demnach alle Bena Mai und halte in großer Volksversammlung ein Mojo. Ich knüpfe dabei an ihr eigenes Kulturgerät an, das zum großen Teil von den Kioque gekauft ist. Außerdem ist die Anwesenheit von Kioque im Städtchen notorisch zu beweisen. Hier einige Sätze meiner klassisch schönen Rede: „Kibantu Mojo (das Volk brüllt einstimmig „Mojo" als Antwort). Kibantu Mojo (das Volk brüllt wieder „Mojo"). Kibantu Mojo (das Volk brüllt wiederum „Mojo"). Die Bena Mai sind die tapferen, guten Krieger, welche allezeit darum gebeten haben, mit den Bena Kassongo (Nachkommenschaft Pogges) Freundschaft zu schließen. Die Bena Mai wollten Freundschaft schließen. (Das Volk brüllte als lebhafte Bestätigung: „Häääähhh!") Die Bena Mai sind auch ausgezeichnete Leute, aber die Bena Mai lügen (allgemeines Lachgebrüll). Die Bena Mai sagen, sie wären die Feinde der Kioque, die Bena Mai lügen. Die Trommel des Häuptlings der Bena Mai ist von den Kioque gekauft. Der Schmuck, den die Frauen der Bena Mai tragen, ist von den Kioque gekauft. Jede Eisenhacke, die die Bena Mai auf den Feldern verwenden, ist von den Kioque gekauft. Die Hütten, die die Bena Mai bauen, haben sie gebaut wie die Kioque. Denn die Bena Mai wohnen zur Hälfte des Tages in den Dörfern der Kioque, und hier haben wir einen Kioque im Dorfe der Bena Mai." Bei diesen Worten hatte ich einen Jüngling, der mir schon längst als Kioque aufgefallen war, aus der Menge herausgesucht, sprang auf ihn zu und zeigte ihn dem Volk. Der Erfolg ist selbstverständlich wie immer: es wird versprochen, daß alles geschehen soll. Morgen soll ich schrecklich viel Boote kriegen. Mai will aus allen seinen Dörfern alle Boote kommen lassen. Mai meint selbst nachdenklich, wir wären allerdings so gut, daß kein Mensch uns etwas tun würde — ausgenommen Mukanjang. Alle Leute scheinen zunächst zufrieden.

Abends schreckt mich merkwürdige Musik auf. Amerikanisch-protestantischer Kirchengesang! Ich gehe den Tönen nach. Da sitzen in einer Ecke meine wildesten Jungen, von denen nicht ein einziger Christ ist. Sie beten aber und singen, wie sie es beim Gottesdienste in Ibanschi und am Luebo erlebt haben. Erst betet Gabulukn; er ist aber nicht im geringsten so fatzkenhaft, so clownartig wie sonst. Dann betet Boy Mukke, die Blüte der Intelligenz, nämlich der törichteste unter unseren Boys. Dann betet Nengengele, der wilde Jäger, der auf seine Buanga schwört. Sie beten in der Aussprache sehr ernsthaft und ihr Gesang klingt fromm. Es ist ihnen offenbar weit mehr als ein einfaches Nachahmen. Ich höre näher zu. Da betet Nengengele: „Und wenn unser Herr doch morgen nach Mukanjang geht, so gib nicht zu, daß er getötet wird." Ich schlich mich leise wieder fort. Ich hatte unter den Leuten eben etwas erlebt, was ich ihnen nicht zugetraut hatte. Diese Bena-Lulua hatten eine Saite in mir berührt, die noch lange nachklang.

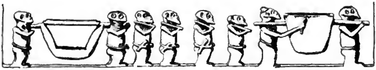
Alles schweigt im Lager und im Dorf. Nur von hier und da vernehme ich noch Murmeln. Plötzlich dringt durch das Dunkel der Nacht und die Ruhe eine tiefernste Stimme. Mit dem Klang dieser Stimme senkt sich eine merkwürdige Stimmung, ein bedrückendes, absolutes Schweigen über die Landschaft hin. Dieser Mann sagt im Namen Mai Munenes allen seinen Leuten auf diesen und auf allen Seiten des Stromes ein Mojo. In dem Mojo heißt es, daß, wenn morgen der Krieg ausbräche, so müsse alles auf der anderen Seite bleiben und



Bilder vom Poggefall: 17. Blicke vom Ostufer des Pogge-Pools aus über das Ostufer des Kassai auf das „Tor“ hin.

dort den Krieg führen. Man solle nur drüben (Dischia), nicht aber auf dieser Seite Krieg führen, und auch der Weiße solle mit seinen Flinten nur drüben schießen und nicht hier. Towoala (es ist gesprochen).

30. September. Der Rapport des Morgens lautet: Von den Trägern der D. I. A. F. E. sind sechzig Leute unter Führung der von der Kompanie geliehenen Leute entflohen. Ich rufe Mai Munene und teile ihm mit: „Gut, ich werde den Kassai an einer andern Stelle überschreiten.“ Mai Munene sagt: „Gut, so werden dich die Kioque töten!“ Das war etwa das Ende des gottlob unblutig verlaufenen Dramas bei Mai Munene.



Aus dem Kioquelande:
Charakteristisch geschnitzte Holzleiste in ein Drittel der natürlichen Größe.

Achtzehntes Kapitel.

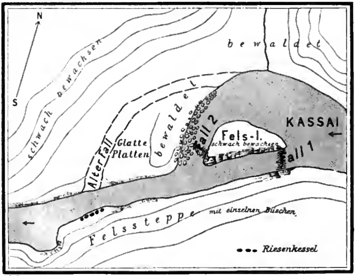
Ins Kioquegebiet.

Ein Bote eilte nach Kabeja zurück. Er sollte wenigstens das notwendige Trägerpersonal für den vorläufigen Rückweg zu der Faktorei zurückbringen. So war ich noch zu einem dreitägigen Aufenthalte im Städtchen Mai Munenes veranlaßt. Wir arbeiteten und musizierten über dem Poggefall am Kassai: wir führten Lemmes Gitarre immer mit, und die Bena Mai waren echte Musikfreunde, denen auch auf anderen Gebieten der Kunstverstand nicht abging. Sie rezensierten und kritisierten eifrig die einzelnen Ölstudien des Zeichners. Einmal waren zwei Leute nicht ganz einig über die Stelle, die der Meister aufgenommen hatte, und die Sache war ihnen ernst genug, um herunterzugehen an den Fall. Sie entschieden die Sache an Ort und Stelle. Eine Stunde wegen solcher Angelegenheit spazieren zu gehen, das ist für den Neger eine Riesensache, ein Zeichen von fast unerhörter Selbständigkeit und Gewecktheit. Dann wollten sie aber auch selbst etwas bieten, und so tanzte eines schönen Abends ein Maskierter durch die Straßen, graulich und schrecklich mit den Waffen drohend und dann wieder graziös mit dem Steiß wackelnd; o, es war sehr schrecklich und doch wieder zu komisch. Vor ihm liefen die Frauen kreischend von dannen, während sie hinter seinem Rücken über ihn ulkten und übermütig und lustig tanzten. Die Bena Mai meinten, das müsse Lemme auch malen, und als nun unter der Bleistiftspitze langsam das Bild des Dorfes herauswuchs und dann nachher ebenso die Maske des Tänzers, da war der Jubel vollendet. Mir aber war Gelegenheit geboten, den guten Mai Munene gehörig zu necken, denn die Maske des Mannes war eine Kioquemaske, und die Bena Mai hatten gar keinen Verkehr, aber auch gar keinen mit den Kioque — nein, sicherlich gar keinen!

Ich war in bester Laune und alle Welt war zufrieden. Ich freute mich in meinem Innern über die gute Lehre, die ich hier empfangen hatte. Denn daß hier unsere Leute ausgerissen waren, das war teilweise die Folge eines Fehlers, den ich begangen hatte, und daß wir hier nicht über den Kassai

kamen, das war die Folge der Verhältnisse. Merke dir eine Lehre, lieber Kamerad: Willst du in Afrika eine Schwierigkeit überwinden und Grenzüberschreitung oder Flußübergang gegen den Willen der Eingeborenen durchsetzen, so mache das stets schnell zur Tat und ehe der Neger zur Besinnung kommt. Denn der passive Widerstand wird auf die Dauer verstärkt. Dies gilt für den Fall, daß man unter den Widerstrebenden selbst weilt. Mit der Geduld in Afrika, die mit so sehr viel Recht gepredigt wird, ist es fraglos eine herrliche Sache: sie verliert aber ihre Wirkung unbedingt, sobald der Gegner im passiven Widerstand erstarkt, oder auch, wenn das Abwarten von ihm als Schwäche ausgelegt werden kann. Wir hätten gleich nach unserer Ankunft über den Kassai gehen müssen, dann wäre es fraglos gelungen. Das war damals nicht möglich gewesen, weil ich den Wasserfall und die Bena Mai auf dieser Seite des Stromes studieren mußte. So weit die Schuld der Verhältnisse. Da wir aber nicht gleich den Übergang an dieser Stelle bewerkstelligen konnten, so hätte ich den Gedanken, hier den Kassai zu überschreiten, schnell aufgeben und ihn nicht festhalten müssen, dann wären unsere Leute nicht durchgebrannt. So, wie ich es machte, war es jedenfalls falsch.

Am 2. Oktober trafen die neuen Träger aus Kabeja ein. Am 3. früh nahmen wir von unseren Freunden herzlichen Abschied. Heiteren Mutes zogen wir am



M. Groll gez.

50 0 50 100 150 m

Der Lemme-Fall.

Ufer des Kassai nun nach Westen hin. Wir überschritten erst den großen Mobbabach nahe seiner Mündung in den Poggepool und dann später den Lupemba. Hier schon hörte ich das Rauschen der Wassermasse, das einen weiteren Fall andeutete. Es war ein herrlicher, frischer Tag, und ein angenehmer Weg über ein welliges Gelände mit Baumsavanne. Unsere Leute wiegten sich in der Überzeugung, daß es heim- und direkt nach Luebo zurückginge. Die Stimmung in der Kolonne war sehr gut, und als das Rauschen vom Strome her immer stärker wurde, begannen unsere Leute die Führer der Bena Mai fröhlich anzuulken, weil die Bena Mai behauptet hatten, einen weiteren Wasserfall gäbe es hier nicht. Wir überschritten noch ein Bächlein, zogen durch ein breites, heute trockenes Felsbett hin und betraten eine weite Felsplatte, die ohne weiteres erkennen ließ, daß hier einmal die gewaltige Wasserflut des Kassai herübergebraust war, und wenige Minuten später befand ich mich gegenüber einem wundervollen Wasserfalle, dem ich mit den Rechten des Entdeckers einen Namen verlieh: ich nannte ihn nach meinem Begleiter, dem ersten Zeichner, der die Schönheit dieses Teiles Innerafrikas mit Stift und Farbe festlegen konnte: „Lemmefall".

Der Strom hat an dieser Stelle seinen nach Westen gerichteten Bogen beendet, sammelt seine Wasser in einer poolartigen Verbreiterung, stürzt den Fall herunter und tost dann in einem schmalen Felsenkanal in südwestlicher Richtung dahin. Die beiden photographischen Abbildungen, welche dem Text hier beigefügt sind, sind von der Landspitze aufgenommen, die unterhalb der Fälle zwischen poolartiger Erweiterung und Kanalbildung liegt. Auch für diese Fälle konnte ich ein Moment geologischer Vergangenheit feststellen. Die beiden heute bestehenden Fälle werden durch eine Felsinsel getrennt. Fall II muß verhältnismäßig alt, Fall I dagegen jüngeren Datums sein, denn der Strom war früher in anderer Weise geteilt. Der Fall II stürzte da herunter, wo ich in das Kartenblättchen „alter Fall" habe eintragen lassen. Hierfür sprechen nicht nur die Riesenkessel, welche am gegenüberliegenden Ufer wahrzunehmen sind, sondern man kann sogar das alte Bett des Stromes in dem dem Inlande zu gelegenen Teile deutlich erkennen. Der Blick den Kanal hinunter ist außerordentlich imposant: tosend und mit dem Geröll spielend, zischend und schäumend braust der Fluß ungeduldig zwischen seinen Dämmen einher. Auf beiden Seiten steigen die glatt abgewaschenen Granitwände an diesen Stellen bis 20 m in die Höhe. Hier und da haben sich Zyklopenmauern von Geröllmassen aufgeschichtet. Nach Süden zu ist der Kassai hier durch festgeschlossene Hügel gebändigt und eingefaßt. Den Fall I halte ich für jünger und mächtiger als den Fall II, doch war die Entfernung von unserem Standorte aus zu weit, um die Frage entscheiden zu können. Es gab in der ganzen Gegend kein Boot, so daß ich die Untersuchung des gegenüberliegenden Ufers unterlassen mußte. Der uns wohl einst folgende Geologe muß versuchen, auf die Felsinsel zu gelangen, sei es per Floß, sei es durch Schwimmen.



Die Lemmefälle.
(Nach Federzeichnung.)

Nachdem wir uns sattsam an dem herrlichen Schauspiel erfreut hatten, ließ ich Tische und Stühle aufschlagen. Unsere letzte Pastete ward aufgebrochen, und bei dem Genuß des letzten Glases Wein vollzog ich den Taufakt. Ich ließ Lemme bei seiner Arbeit zurück und brach dann mit dem größten Teile der Kolonne nach Norden zu auf. Zuerst zog ich über die langgestreckten Savannenhügel des Lupembagebietes und bog dann in die waldreichen Gebiete des Lungoddi ein, der uns mit drei tief eingeschnittenen Bachtälern beglückte. Um 2 Uhr stand ich wieder auf dem öden Platze vor Kabeja, und zwei Stunden später erschien auch der Zeichner.



Der Lemmefall: Blick von Westen nach Osten, vorn links „Fall 2", hinten rechts „Fall 1."

In großer Eile vollzog ich nun das Umpacken. Was ich noch tun konnte, wurde versucht. Ich ließ den Häuptling Kabeja kommen und unternahm eine letzte Unterredung, um zu erkunden, ob es möglich sei, von ihm Leute zu erhalten. Die Verhandlung zerschlug sich. Denn nun wurde klar, wer meinen Leuten den Weg nach dem Norden gezeigt hat. Es kam heraus, daß Kabeja meinen Flüchtlingen einen Führer gegeben hatte. Die zweite Möglichkeit bot mir die Kompanie. Herr Labryn stellte mir einen Teil seiner Leute zur Verfügung, verband damit aber die Bitte, sich mir anschließen zu dürfen. Ich konnte das unter den obwaltenden Umständen nicht abschlagen, um so weniger, als er uns eine angenehme Gastfreundschaft erwiesen hatte. Sein Wunsch ging offenbar

dahin, auf dem andern Kassaiufer Verbindungen für seinen Kautschukhandel anzuknüpfen und das Manko in seinem Magazin durch neue Quellenzuflüsse von dort zu ergänzen. Hätte ich die Schwierigkeiten vorausgesehen, die mir durch sein Mitgehen erwuchsen, so würde ich seine Begleitung selbstredend abgelehnt und eventuell nur mit einem ganz kleinen Kontingent von Leuten den Marsch unternommen haben.

Am 5. Oktober brachen wir nicht allzuzeitig auf. Zunächst marschierten wir wieder nach Süden auf dem Wege zurück, auf dem wir vom Lemmefalle hergekommen waren. Nach dem dritten Bachübergang verließen wir ihn aber, überschritten den Lungoddi und marschierten dem Kassai zu. Eine sehr wenig liebenswürdige Sonne brannte über dem baumlosen Hügelland und uns auf die Köpfe. Bei Uankonko, einem Maidorfe, das ein Sohn Mai Munenes regierte, machten wir Halt. Nach einem frugalen, herrlich mundenden Frühstück von gerösteten Maniokwurzeln und Palmfrüchten stiegen wir den Kassai hinab, den wir übersät mit Felsplatten fanden. Weithin ausgebreitet dehnt sich hier die von oben herabgespülte Schuttmasse, die in den Fallgegenden im Osten und Süden losgelöst ist. Diese Stelle, die auch in der regenlosen Zeit überall Schnellen zeigt, soll zur Zeit hohen Wassers von Wirbeln und Sprudeln angefüllt sein. Ich nannte diese interessante Stelle, welche das südlichste Hindernis lohnender Schiffahrtsentwicklung darstellt: Buchner-Schnellen. Von den Buchner-Schnellen bis zum Wissmannfalle bietet der Strom dann ein für flachgehende kleine Dampfer und Stahlboote sehr geeignetes Bett.



Der Lemmefall: Blick nach Südwesten, den Kanal herab.



Der Kassai bei den Buchnerschnellen: Blick über den Strom.

Dann zogen wir den Kassai abwärts über eine reiche, stark gewölbte Savannenlandschaft, kurze Täler waren stark eingeschnitten. Dem heutigen Mittagsbrande folgte unvermittelt ein Gewitterregenguß. Triefend und über und über mit Lehm bespritzt, die reinen Lateritmänner, kamen wir in Tschernanas Dorfe an. Tschernana ist ein Bruder Mai Munenes. In einer engen Hütte saßen wir, einige Bissen genießend, beisammen und trockneten uns an einem rauchigen Feuer. Sobald der Hauptguß vorüber war, brach ich wieder auf und führte die Kolonne noch vor Dunkelheit schnell zu dem hier schwach geböschten Flußufer hinab ins Boot. Ehe der Fährmann recht zu sich gekommen war, war alles abgemacht. Ich fuhr als erster mit einigen Polizisten hinüber und marschierte in schnellem Marsche das Ufer hinauf. Mit anbrechender Dunkelheit stand ich im ersten Kioquedorf dem Häuptlinge Moamba oder Muamba gegenüber.

Die Tatsachen der heutigen politischen Geographie einerseits und der inneren Pflanzen- und Tierwelt sowie der älteren Geographie und Politik anderseits decken sich hier nicht miteinander. Das, was man nach allem Bestehenden, nach dem Einfluß der Bewohner und ihren wechselseitigen Beziehungen als „Angola" bezeichnet, das hatten wir in Moamba erreicht, wenn die Karte uns auch lehrt, daß wir uns offiziell noch im Kongostaate befanden. Aber alles, was wir sahen, war Angola. Und die ganze Zeit, die ich bei den Kioque auf dem linken Ufer des Kassai verbrachte, habe ich den Eindruck nicht verloren, daß ich mich in Angola befände. Zunächst das Land. Die Savanne ist hier meist mit hochgewachsenen Bäumen bestanden, die ihrer Verwandtschaft nach wohl den apfelbaumartigen Gebilden, die dann und wann die weiten Hügelflächen des

rechten Kassaiufers schmücken, zugehören, die aber weit stärker und kräftiger ausgebildet sind als ihre östlichen krüppelhaften Vettern. Es ist eine schöne Parklandschaft; man gewinnt überall den Eindruck, sich in einer großen Obstpflanzung zu befinden. Unter den Bäumen mehren sich die Farrenkräuter, so daß wir richtige Farrenwiesen durchwandern. Zuweilen schlagen sie über unseren Köpfen zusammen. Die kräftigen Stämme der Parkbäume sind nicht grau wie die krüppeligen im Westen, sondern fast schwarz.

Die Leute tragen andere Kleider, ja das Trachtenbild ist vollständig geändert. Da ist das Busentuch der Frauen, das wir nur dann und wann einmal bei den



Der Kassai bei den Buchnerschnellen: Blick stromab.

Bapende oder in Mai Munenes Dorfe als Ausnahme antrafen, ständig vorhanden. Auch bei jungen Mädchen ist schon die dazu gehörige Schürze über den Busen gebunden. Um die Hüften liegen teure Perlschnüre. Die Stoffe sind fast durchweg europäischer Herkunft und nicht wie die von den Kompanien des Kongostaates importierten einfarbig oder gestreift, sondern außerordentlich bunt und karriert. Es ist eben der Handel der portugiesischen Westküste, der hier mit seinen Wellen brandet. Die Männer tragen Rock und Hose, vor allen Dingen aber Zipfelmützen, und die Häuptlinge mächtige Pelerinenmäntel. Der Bogen ist verschwunden, in jeder Männerhand ruht ein Gewehr. Die Eingeborenen trinken nicht mehr mit der Hand oder aus schön geschnitzten Bechern, sondern aus Gläsern europäischen Ursprungs. Vielfach steht auf dem Feuer ein Emaille-

gefäß zum Kochen. Die Häuser sind aus Stroh, meist mit einer Drehtür versehen und besitzen schloßartige Sicherungsvorrichtungen. Der Häuptling sitzt auf einem hübsch geschnitzten Stuhle, dessen Ursprung aus europäischer Quelle fließt, den aber die Eingeborenen nach europäischem Vorbilde sehr eigenartig nachgeschnitzt haben. Allenthalben werden Regen- und Sonnenschirme allerlei Art getragen, dazu taucht das verschiedenartigste Luxusgerät auf, das wir niemals auf dem andern Kassaiuser, auch nicht bei den Weißen gesehen haben. In einem Dorfe ward uns der Palmwein in einer Waschwasserkaraffe aus schönstem Porzellan gereicht. In Tschisammas Dorfe wollte ich etwas nageln, sofort brachte mir ein Kioque einen Hammer herbei. In einem Dorfe wurden mir — Nachttöpfe, von einem Manne in Kabakaba sogar ein nicht ganz heiler Irrigator, einmal ein lateinisches Brevier usw., und sehr häufig ein kleines Messingkruzifix angeboten.

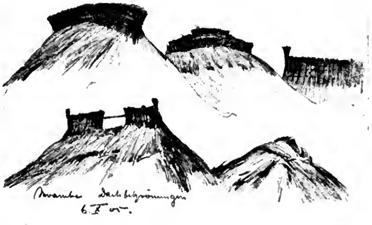
Und so wie das Land und das Besitztum der Menschen ist, so sind auch sie selbst ganz anders. Es sind gelbbraune Gesellen mit geschäftigem Wesen, viele mongolenartig dreinschauend, dazu aufdringlich wie die Rheinweinreisenden. „Weißer, dies Kruzifix muß dir gut stehen!" klang einmal der Zuspruch. Nur daß der Unglücksmensch das Wort Mukischi — Zaubergerät — statt Kruzifix anwendete. Ein andermal klärte mich ein ganz Weitgereister darüber auf, daß ein richtiger Europäer karrierte Hosen tragen müsse, natürlich solche, wie sie der gute Kenner selbst am Leibe trug, und die er mir gern überlassen wollte, um meine europäische Ehre retten zu können.

Schon hieraus ist zu ersehen, daß die Kioque nichts weniger als kriegerisch gegen uns auftraten. Sie waren die liebenswürdigsten Menschen der Welt, und ich konnte somit unsere Angsthasen gründlich auslachen. Langsam fanden diese sich in die Situation und erkannten bereitwillig die hier herrschende, kulturreichere Gesinnung an, welche zunächst die, für echte Neger sehr wichtige Magenfrage, ausgezeichnet löste. Denn reicher kann ein Negerdorf nicht sein, eiliger können Frauen nicht Essen bereiten, und herrlicher können Erdnüsse nicht geraten. Natürlich alles will bezahlt sein.

Ja, alles will bezahlt sein, auch die Geschenke. So raffinierte Ausnutzung der Geschenksitte kannte ich noch nicht. Freund Moamba, der gar ehrbar und immer jovial lächelnd in meiner Nähe weilte, sah kaum, daß mir irgendein Gegenstand gefiel, so „schenkte" er ihn mir auch schon. Ein Stuhl ist hübsch, ich erwähne das. „Nimm ihn, er ist dein!" Ein Schwein ist besonders groß, ich mache meine Begleiter darauf aufmerksam. Gleich ist Moamba zur Stelle: „Nimm es, es ist dein!" So geht es in einem fort. Nachher arbeite ich. Ein Mann kommt auf meinen Arbeitstisch zu: „Moamba hat dir mein Schwein geschenkt." Ich sage: „Ach so, das war nicht Moambas Schwein, und du willst es zurückhaben?" Der andere antwortet entrüstet: „Das ist geschenkt", und dann mild lächelnd: „du kannst ihm ja auch etwas schenken." Ein anderer Mann

kommt: „Moamba hat dir meinen Stuhl geschenkt." Ich sage: „Ach so, jetzt willst du ihn bezahlt haben?" Der andere entrüstet: „Bezahlt? Geschenke bezahlt man nicht, schenke mir etwas."

Am anderen Tage ein, zwei, drei, vier usw., im ganzen zwölf Häuptlinge! Alle kommen mit so großen dicken Schweinen, wie ich sie vordem in Afrika nie sah, und ein jeder ist schon von vornherein in den Gedanken, daß ich die Gabe nicht annehmen könne, beleidigt. Und so will sich die schlaue Bande eiligst meiner Stoffe bemächtigen. Selbstverständlich alles mit der größten Liebenswürdigkeit. Natürlich hält das mein kleiner Warenvorrat nicht auf



Aus dem Kioquelande: Typische Dachfirste.

die Dauer aus, aber immerhin mußte ich doch eine ganz große Portion von Schweinen akzeptieren, und war recht froh, als Herr Labryn sich bereit erklärte, den Posten für die Kompanie zu übernehmen. Zuletzt habe ich mich sehr diplomatisch aus der Affäre gezogen. Ich hatte unglücklicher- bzw. glücklicherweise noch Messingdraht bei mir, der in diesem Lande gar keinen Wert hat, weil er momentan im Überfluß vorhanden ist. Ich schenkte für die Schweine nicht Stoffe, sondern Messingdraht, und schleunigst hörten die weiteren Zufuhren auf. Alles in allem war meine neue Freundschaft recht teuer.

Im übrigen war das Leben bei Moamba am 6. Oktober 1905 hochinteressant. Auch hier gelang es, allerhand alte Fabeln aufzustöbern, mit deren Niederschrift

ich sogleich begann. In Tschifamma und Kabakaba konnte ich die kleine Sammlung noch bedeutend erweitern. Allerdings hatte ich hier verschiedene Sprachschwierigkeiten zu überwinden. Zu meinen zwei Hilfsdolmetschern kam noch ein dritter; und nun mußte jeder Satz von einer Sprache in die andere übersetzt und dann noch einmal nachkontrolliert werden, ehe ich eine sinngetreue Übersetzung erreicht hatte.

Dann kamen die Frauen des Dorfes — ein neuer Geschäftstrick — und tanzten, tanzten den Zeichner der Expedition direkt in Begeisterung, daß er sogleich zu Papier und Feder griff, um einige der allerdings allerliebsten Szenen



Aus dem Kioquelande: Itanka, eine Kioquefrau von „reiner Rasse."

festzuhalten. Der Refrain eines letzten alten Abschiedsliedes lautete am 6. Oktober abends: „Tschiballaballa ist ein Sohn Kabassu Babus, und er hat viel Stoffe und Perlen und Salz, Matabischi, Matabischi!" Das letzte Wort Matabischi bedeutet Geschenk.

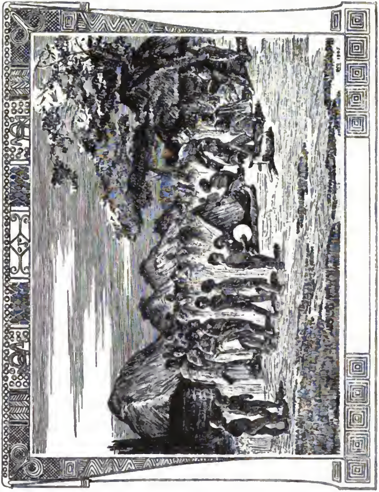
Es kamen fröhliche maskierte Bakischi vom Nachbardorfe herüber, denn es war nebenan just Beschneidungszeit. Sie tanzten — ein neuer Geschäftstrick. Die Maskentänze der Bakischi waren früher gar feierliche Zeremonien, hier aber klang ihre Stimme lieblich und im höchsten Fistelton vibrierend: „Matabischi, Matabischi!" Es führt bei den Kioque alles zu Geschäft, Geschenk, Einnahme.



Aus dem Kioquelande: Die Frauen führen ihren Betteltanz auf; im Vordergrunde spannt ein Mann über dem Feuer eine Tanztrommel.

Gleich am ersten Abend ist Moamba in diskreter Weise zu mir getreten und hat mich gefragt, ob meinen Leuten nicht das Essen sehr viel besser schmecken würde, wenn die Frauen es in abendlicher Plauderstunde tête-a-tête überreichten. Ich suchte lächelnd die Lösung dieses Problems abzulehnen, indem ich bemerkte, das ginge mich nichts an, das sollten die Leute machen, wie sie wollten. Mir wäre es nur recht, wenn sich die Kioque mit meinen Leuten recht anfreundeten. O Himmel, daß ich den letzten Satz aussprach! Als ich abmarschierte, trat Moamba zu mir und sagte freundlich lächelnd: „Die Kioque haben sich mit deinen Leuten sehr gut angefreundet, besonders die Frauen, willst du ihnen nicht ein Geschenk machen?" Ich sage nochmals, hier wird alles zum guten Geschäft. So verfluchte ich im Innern meinen Satz von der guten Freundschaft.

Ich lernte die Kioque zunächst nur von der allerbesten Seite kennen, und eine eingehende Besichtigung meiner Gewehre steigerte noch ihre freundschaftlichen Gefühle. Die Gewehre waren hier im Kioquelande offenbar eine Freundschaftsgarantie, wie die großen Armeen in Europa, denn alle Kioque sahen die Gewehre an und richteten das Maß ihrer Liebe zu mir ostentativ nach der Zahl der Waffen, der Güte der Schlösser und dem Umfang der Patronenkiste. Das alles war für die Wertschätzung maßgebend, der gegenüber meine eigene Person wohl weniger in Betracht kam. Aber am Ende des 6. Oktober kam zu guter Letzt doch noch eine kleine Explosion zustande, wenn auch nur eine ganz kleine. Sie war so typisch wie möglich. Tschikaja hatte Zwiebeln gekauft, ein Wasserglas voll für einen Kopf Salz. Das ist nach hiesigen Begriffen ein ausgezeichnetes Geschäft. Der Zwiebeln aushökernde Jüngling kam nun in voller Wut zu mir: „Ich will zwei Köpfe Salz haben." „Aha, das Experiment ist da." Viele Kioque standen um mich herum und sahen gespannt zu, was das werden würde. Ich fühlte sofort, daß es



Tanz in einem Kioquedorf.

(Nach Federzeichnung.)

Die Ornamente des Rahmens sind den gehämmerten Mustern der Kioquemessingschmucke entnommen.

eine Kraftprobe war. Der Mann brüllte immer lauter. Er wiederholte seinen Satz immer wieder und dann kam das große Wort: „Was willst du mit deinen Gewehren gegen uns, deine Leute haben ja kein Pulver." Sogleich fühlte ich, um was es sich handelte. Offenbar war unter den Leuten Mißtrauen entstanden hinsichtlich der Füllung der Patronenkisten. Ich lächelte also nur und zog eine Neunmillimeter-Patrone aus der Weste heraus, (ich habe in Afrika stets Patronen in der Weste), gab dem Manne die Patrone hin und sagte dazu: ich schenke sie ihm für seine Zwiebeln, wenn er jedoch den Krieg wünsche, würde ich ihm eine zweite schenken, aber aus dem Gewehr. Dann rief ich zwei Polizisten und ließ ihn ruhig fortführen. Der anscheinend von Raserei betroffene oder solche nur markierende Mann hatte gleich den Mut, die Patrone auf- und mitzunehmen. Alle Kioque gingen mit fort. Im Hintergrunde wurde die Patrone untersucht. Nachher ließen sie sich auch von den Polizisten Patronen zeigen, dann ist nie wieder eine Schwierigkeit vorgekommen.

Der 7. Oktober sah uns in ein anderes Kioquedorf einziehen. Wir wanderten etwa vier Stunden am linken Ufer des Tschikappa entlang durch Buschsavanne und über mehrere Seitenbäche hinweg nach der nächsten großen Ansiedelung, dem Dorfe Tschifammas. Grade dieser Marsch lehrte mich erkennen, wie emsig die Kioque nach Norden vorwärts drängen. Wir trafen nämlich nicht weniger als vier große, mindestens 75 Köpfe umfassenden Horden, Männer, Weiber, Kinder und Sklaven, die Schweine, Ziegen, Ochsen und einige Kühe mitführten. Sie waren in provisorische Strohhütten gelagert und harrten bestimmter Order, durch die sie von den großen Chefs nach irgend einer Richtung gerufen wurden. Sie arbeiteten während der Reisen für Lohn in den durchwanderten Ortschaften und wandten sich dann demjenigen Orte zu, der ihnen die beste Aussicht für die Zukunft zu bieten schien.

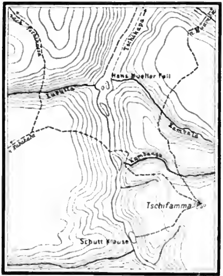
Tschifamma selbst entpuppte sich als bedeutender Schwindelmeier. Sein Dorf war neuerdings der vielen herrschenden Krankheiten wegen verlegt worden; es war unordentlich, die Jugend rüpelhaft und bettelhaft, die älteren Generationen zudringlich. Das ist mir auch hier wieder im Kioquegebiet aufgefallen: die Dorfgemeinschaften sind in der Art ihrer Bewohner sehr verschieden. Die Tschifammaleute waren frech, die Kabakabas würdig und ehrbar, die Moambas jung, keck, durchaus freundlich. Diese Unterschiedlichkeit ist wohl sicher eine Folge des Vordringens der Kioque auf der Grundlage persönlicher Leistungsfähigkeit des Führers, wie ich in dem folgenden, ethnographischen Bande ausführen werde. Die Persönlichkeit des Chefs ist maßgebend, das ist die Sache. Und der Häuptling Tschifamma war *sehr* unliebenswürdig.

Das erste, was er uns erklärte, war, wir dürften nicht weiter ziehen. Nach Südosten zu wohne Mukanjang, nach Osten Kabakaba, beide hätten erklärt, mich töten zu wollen. Im übrigen dürften wir bei ihm bleiben, so lange wir wollten, wobei stillschweigend dazugesetzt werden muß: so lange wir noch

Besitztümer hätten. Herr Labryn meinte, nun müßten wir umkehren, aber daran konnte ich hier, wo kein schweres Hindernis vorlag, nicht denken. Die eben abgegebene Erklärung Tschisammas ließ allzudeutlich Angola-Diplomatie durchscheinen; jeder Chef will den Reisenden möglichst ausquetschen, ehe er die leere Schale dem Nachbarn überläßt. Natürlich hatte ich keine Lust, Zitrone zu spielen, und sandte einige, mit der Landessprache vertraute Leute der Kompanie nach Kabakaba und ließ unsere Ankunft ankündigen. Übermorgen würden wir kommen.

Den andern Morgen benutzte ich zu einem Spaziergange zum Tschikappa hinab. Ich sagte von meinen Absichten nichts und pilgerte durch das Dorf hin. Am Rande nahm ich einen Mann am Arm, der sich anfangs weigerte, mir den Weg zu zeigen, aber ich redete ihm so freundlich zu, daß er wohl nicht anders konnte. Als er zurückkam, wurde er von Tschisamma gründlich abgekanzelt: keiner dürfe mir den Weg über den Tschikappa zeigen. Ich hörte das und fauchte dann meinerseits Tschisamma an, woraus ein lieblicher Nachmittag entstand.

Ein dicker Tau bedeckte alle Gräser, so daß ich zum Ausringen durchnäßt am Flusse ankam. Die Stelle, an der ich zum ersten Male den Tschikappa sah, ist eine sehr eigenartige. Ein mächtiger, kahler, glatt gewaschener Felsen ragte früher als Sperrblock in der Mitte des stark eingeengten, torartigen, felsigen Flußbettes empor. Heute ist der Weg rechts vom Sperrblock trocken und nur auf der linken Seite ist ein schmaler Weg für den Fluß geboten. Da nun ringsum alle Felsen auf 20 bis 40 m Höhe völlig glatt abgewaschen sind, da mich nichts zu der Annahme berechtigt, daß der Fluß an Wasser eingebüßt hat, da oberhalb dieses Tores, der „Schüttklause", mächtige Geröllblöcke lagern, da ich auf der einen Seite des Felsentores, auf dem linken Ufer, wieder mächtige Bohrlöcher (Riesenkessel) feststellen konnte, so nehme ich an, daß früher hier



km

Höhenlinien ungefähr von 10 zu 10 m --- Reiseroute

Der Tschikapa oder Tschikappa
mit Schütt-Klause und Hans Mueller-Fall.



Die Schütt-Klause: Blick von Süden nach Norden.

eine Stauung bestanden hat, daß somit das Wasser höher ging und dadurch diese Bildung entstanden ist. Da weiter südlich von uns ein sehr bedeutender Wasserfall im Tschikappa nicht mehr festgestellt werden konnte, so haben wir wieder die Tatsache vor uns, daß das gesamte Niveau der Wasserhöhe sich gesenkt haben muß. Ähnliche Annahmen drängten sich mir später beim Studium des Lulua-, Luilu- und Lubilaschbettes auf. Die Senkung der Flußbetten ist im ganzen südlichen Kassaibecken eine ähnliche.

Mittags hatten wir einen Frauentanz mit Matabischi-Refrain, danach spielte sich die bereits erwähnte Zwiesprache wegen meines „unerlaubten“ Besuchs am Tschikappa ab. Dann tauchte ein betrunkener Kioque-Nobile auf, der sich meinen Leuten gegenüber einiges herausnehmen wollte und von Tschisamma selbst durchgeprügelt und mit einer Wache versehen wurde. Abends kamen die Leute von Kabakaba zurück und brachten den Bescheid: „Weshalb seid ihr nicht schon heute angekommen, wir erwarten euch mit Ungeduld!“ Herr Labrun machte den Vorschlag, wir möchten mit Kabakaba wegen der Überfahrt verhandeln. Ich lehne das ab und schicke drei Polizisten zum Strome hinab, die sich heimlich des Bootes bemächtigen und darin ihre Nachtruhe verbringen. Von Zeit zu Zeit lasse ich in der Nacht einen Mann hinuntergehen, der sich nach dem Befinden des Bootes und meiner Polizisten umsieht. Am Abend studiere ich noch die Sterne und versuche ihre Namen bei den Kioque festzustellen. Tschisamma beschließt den Tag mit der Erklärung, er werde uns nicht weglassen, sondern einige Tage dabehalten.

Am andern Morgen brach ein strömender Regen vom Himmel hernieder. Ich überließ meinen beiden Herrn die Nachhut und rückte, ohne mich viel um Tschisamma zu kümmern, zu der Stelle hinab, an der meine Polizisten das Boot bewachten. Die Kioque machten schöne Augen, als ich mich so gar nicht um ihre Erlaubnis kümmerte, legten aber als echte Neger der vollendeten Tatsache gegenüber keinen Widerspruch ein. Der Weg führte etwas nördlich der

Schüttklause über den heuer 40 bis 50 m breiten Fluß. Meine Wachtposten standen in bester Ordnung bei Boot und Ruder. Die Kioque verlangten nun Zahlung für die Überfahrt voraus. Ich schlug das ab und erklärte, daß nachher bezahlt werden würde. Als ich mit meiner Abteilung am anderen Ufer anlangte, war noch nichts von dem Troß meiner Herren zu sehen. Ich nahm an, daß sie jeden Augenblick kommen müßten und marschierte nun, da meine Arbeit erledigt war, unter Rücklassung eines Postens am rechten Ufer des Tschikappa nach Norden. Es drangen schon bekannte Brummtöne, die hier immer einen Wasserfall verraten, an mein Ohr. Von „Marschieren" konnte man bei diesem Vorstoße allerdings kaum reden. Ich mußte mich durch das Gebüsch durchhauen und winden. Es war eine rechte Kletterpartie, ein böses Gekrauche, zumal nach einiger Zeit der Sumpfboden mächtig aufgetürmten Felsblöcken Platz machte, zwischen denen breite Risse und Klüfte gähnten. Unten zwischen den Blöcken Wasserstrudel, oben Urwald und Lianen. Endlich gelang es, bis zu dem Wasserfalle vorzudringen, der leider auch verwachsen ist, so daß kein Platz aufzufinden war, von dem aus man hätte in der Eile gute photographische Aufnahmen machen können. Ich gab ihm zum Andenken an den Begleiter Wissmanns den Namen „Hans Mueller-Fall". Bekanntlich ist der etwa in gleicher Entfernung von seiner Mündung in dem Luwoa befindliche Wasserfall nach dem verstorbenen Bruder Hans Muellers benannt, so daß nun beide Fälle dieser nebeneinander herrinnenden Flüsse den Namen je eines der Brüder tragen. Das Bild, das dieser Wasserfall bietet, ist ein typisch-afrikanisches. Die ungeheuer üppige Vegetation, die hier Felsen sprengt und Bachläufe ausfüllt, wuchert um das Felsenwerk in mächtigem Bogen empor. Ein Wirrwarr von Felsblöcken und Wasseradern durchzieht das westliche Ufer, während im Osten der Fluß um zwei Felsinseln herum nach Norden vom höheren Niveau auf das tiefere hinabprasselt. Kein Weg führt bis heute zu diesen Wasserfällen. Sie liegen im Urwalde man kann sagen vergraben, denn auch die Jäger und Fischer dringen hierher nicht vor. Die Kioque haben eine abergläubische Scheu vor dieser Stelle und wagen es nicht, zu ihr vorzudringen. Die Leute in Kabakabas Dorf, die von meinem Besuche des Platzes vernahmen, behaupteten steif und fest, ich würde innerhalb zweier Tage sterben.

Von dem Wasserfalle zur Übergangsstelle zurückkehrend, fand ich eine große Unordnung vor. Herr Labryn hatte die Aufgabe übernommen, die Nachhut zu beaufsichtigen. Er hätte infolgedessen bis zuletzt auf dem anderen Ufer bleiben müssen. Leider hatte er sich aber zu früh übersetzen lassen und nun weigerten sich die Kioque, das Boot mit den letzten Lasten zu uns zurückkehren zu lassen. Die Sache regelte sich schnell, aber es stürzten infolge der schlechten Aufsicht wieder verschiedene Lasten ins Wasser, vor allen Dingen der Malkasten Lemmes, der gottlob wieder ans Tageslicht kam. Dagegen schwammen einige Lasten mit ethnologischen Sammlungen auf Nimmerwiedersehen den

Tschikappa hinab. Herr Labryn erhielt an dieser Stelle die Nachricht vom Tode des so schmählich behandelten Kapita und hatte von diesem Moment an den Kopf verloren.

Sobald alles erledigt war, marschierte ich an der Spitze der Kolonne nach Südwesten vorwärts. Ich hatte Grund, froh zu sein, denn das letzte größere Hindernis war überschritten, und ich durfte hoffen, in einigen Tagen entweder bei Kalamba oder bei Muata Kumbana zu sein. Einen von diesen beiden interessanten Punkten hoffte ich auf jeden Fall erreichen zu können, und dann wollte ich am Luwoa entlang nach Golongo zurückkehren. In Kabakaba lernten wir in dem Häuptling einen würdigen alten Herrn kennen, der in echt patriarchalischer Weise über die auf den Höhen ringsum verteilten Dörfer herrschte. Als Lager wurde uns eine mächtige runde Halle angewiesen, unter der ich unsere Betten und meinen Arbeitstisch aufschlagen ließ. Von da aus hatte ich einen Blick über die Abhänge und über die Täler, und das alles war so lieblich und so ähnlich den deutschen Landschaften, daß ich fast vergessen konnte, in welchem Erdteile ich mich befand, und mich unwillkürlich in Thüringens Bauernhäuser hinüberträumte.



Aus dem Kioquelande:
Ein typischer älterer Mann.



Auf dem Rückmarsche aus dem Kioqueland: Der erste Blick auf das Kassaital, dessen nördliche Randhügel im Hintergrunde sichtbar sind, und zwar von der Kante des letzten zu überschreitenden Bachtales aus.

Neunzehntes Kapitel.

Durch Hungerland zurück.

Aber wir waren in Afrika und unter den Negern und Kautschukhändlern, und das lernte ich gar schnell bedenken, denn beim Mittagsessen eröffnete mir Herr Labryn, daß ihm der Mann, „der niemals geschlagen worden war", in Kabeja weggestorben sei, und daß er unterwegs jetzt von seinem Chef, dem Herrn Konings, den Befehl erhalten habe, mir alle Träger zu entziehen und durch Baschilange, also Eingeborene des Häuptlings Kabeja, zu ersetzen. Bei dieser Mitteilung glaubte ich aus den Wolken zu fallen. Herr Konings mußte selbst wissen, daß es unmöglich war, von dem Häuptling Kabeja Leute zu erhalten. Ich fragte mich, was diese Geschichte bedeuten solle, denn es war augenscheinlich, daß sich die Kompanie in ihr eigenes Fleisch schnitt, wenn die jetzt angefangene Reise nicht weiter geführt würde. Für mich war es nicht so wichtig, sie fortzusetzen, als für die Kompanie, daß jene Gebiete eröffnet

würden. Ich fragte Herrn Labryn, was er vorhabe. Er sagte mir, daß er uns zunächst nicht zu Kalamba, wohl aber zu Muata Kumbana begleiten wolle. Über den Wert dieser Zusage war ich mir klar und bemerkte gleich zu Herrn Lemme: „Der streikt sicherlich noch ganz!" Am andern Morgen meinte Herr Labryn, er könne mich kaum bis zu dem Muata Kumbana begleiten, wohl aber zum Luwoa, am dritten Morgen, er könne nicht mit mir gehen, weil sein Abteilungschef ihm das übelnehmen könne. Als er am vierten Morgen wieder davon anfangen wollte, erklärte ich kurz, er möge nach Kabeja zurückkehren, ich würde den Weg allein mit Herrn Lemme den Tschikappa hinab machen, er solle mir wenigstens bis Golongo die Träger lassen. Zwar wäre es jetzt möglich gewesen, mit den Kioque, unter denen ich glücklich angekommen war, ein Abkommen zu schließen, demzufolge sie mich zu ihrem Freunde Kalamba oder Muata Kumbana zu begleiten hätten, aber diese Unternehmung wäre natürlich sehr teuer gewesen, und ich sah keine Veranlassung, jetzt noch einen Schritt in dieses Gebiet, mit hauptsächlicher Berücksichtigung des Vorteiles der Kompanie, zu unternehmen.



Bilder aus der Umgebung von Luebo:
Austritt aus dem Mischangawalde.

In der Mitte des Dorfes Kabakaba ragte die Spitze der mächtigen Versammlungshalle, der Kiota, unter der wir unser Lager aufschlugen, zum Himmel. Hier arbeiteten wir während dreier herrlicher Tage. Es war eine offene Halle, und als in zwei aufeinander

folgenden Nächten mächtige Tornados über das Land rauschten, wurden wir in unseren Betten erst tüchtig mit Staub und dann mit Wasser überschüttet. Es war aber ein so herrliches Leben hier, daß uns das wenig ausmachte.

Vor unsern Augen spielte sich das Stück „Leben am Hofe eines großen Kioquefürsten" mit ständig buntestem Szenenwechsel ab. Von allen Ecken kamen kleine Häuptlinge in langen Zügen hin. Sie setzten ihre Stühlchen zu Boden, bildeten mit ihren Anhängern schöne Gruppen und vollführten die drolligsten Begrüßungsgesten. Alle zehn Minuten erschien am Nachmittag ein anderer Zug. Der alte schlaue Kabakaba wußte unsere Gegenwart in der Weise auszunutzen, daß er alle diese kleinen Dorfmeier kommen und Tribut bezahlen ließ. Das mußte einerseits auf uns einen guten Eindruck machen und anderseits seinen Leuten imponieren, daß die weitgereisten, hohen Gäste unter dieser Kiota weilten; endlich füllte das Verfahren seinen Beutel. Daß alle diese kleinen Herren ihre Hauptaufgabe darin sahen, uns forschend zu betrachten und mit den Portugiesen zu vergleichen, dazu uns vorzügliche Geschäftchen anzubieten, das versteht sich von selbst. Bei diesem Vergleich blieben sie nicht immer stumm und gaben auf Wunsch erbetene Auskunft. Danach war die von zehn Portugiesen bewohnte große Station Kahungulu nur fünf Tagemärsche entfernt, während der Weg zum Muata Kumbana bei gutem Ausschreiten nur vier Tage in Anspruch nahm. Um alle Eventualitäten zu erwägen, fragte ich, ob ich wohl Träger erhalten könnte. Die Antwort lautete: „In Kahungulu: ja, bei Muata Kumbana: nein!" Sie selbst wollten mich, wenn ich noch einige Tage bliebe, bis zu einem der Fürsten begleiten. Ich hatte Gelegenheit, unter den Kioque einige vielgereiste Leute zu sehen und über ihre Wanderungen, die sie in einem großen, nach Norden offenen Bogen über den Lulua geführt hatten, zu sprechen. Ich erhielt hier die Bestätigung der Tatsachen, daß in jenen Ländern die Eingeborenen noch in Pfahlhäusern wohnten, daß dort drüben und zumal bei den Kaniota leicht ethnologische und historische Forschungsresultate zu erzielen seien, und so beschloß ich, jetzt nach Luebo zurückzukehren und später mich diesen südlichen Ländern nochmals, und zwar auf dem anderen Luluaufer, zuzuwenden. Dort konnte ich dann sicher die hier schon gewonnenen Aufklärungen über die Völkerverschiebungen im Süden vervollständigen.

Noch einmal wurde ich irre, denn noch einmal tauchte der alte Bote Kalamba Moanas des Nachts bei mir auf. Er teilte mir in verstohlener Weise mit, Kalamba sei von seinem Bruder herbeigerufen und auch auf dem Wege nach Süden. Mukanjang zu besänftigen, wäre nun eine große Schwierigkeit. Ich möchte also noch warten. Die Unterredung brachte mich in die Versuchung, meine Pläne nochmals zu ändern; glücklicherweise verplapperte sich aber der alte Herr und sagte: „Es könne noch 10 bis 15 Tage dauern, bis Kalamba komme." Wenn das der Neger zugab, dann waren es sicher noch 20 Tage, und das war zu lange Zeit für mich. So blieb ich denn bei meinen Absichten



Elefantenweg im Palmensumpf des oberen Kambambai.
(Nach Studie.)

und ließ Kalamba sagen, er solle, wenn er an den Kassai zurückkehre, auf eine Nachricht von mir warten. Ich würde ihm mitteilen, wann ich zum oberen Lulua marschierte, und dort könnten wir uns dann treffen. Somit hatte die Verhandlung mit dem Nachkommen des alten Kabassubabufreundes ihren Abschluß erlangt. Zwar trat ich später in Luluaburg mit Kalamba Moana noch einmal in Beziehung, aber auch dann scheiterte das Projekt des Zusammenkommens. Hätte Herr Konings mich damals nicht durch seine Torheit — als welche sich sein Vorgehen später entpuppte — daran gehindert, meinen Weg



Bilder aus der Umgebung von Luebo
Der Luebo mit dem W. C. der Faktorei; Blick stromauf.

zu Kalamba fortzusetzen, so wäre der Kompanie manche Erfahrung erspart geblieben. Ich mußte selbstverständlich als Grund, weshalb ich jetzt mein Versprechen, zu ihm zu marschieren, nicht einhielt, angeben, daß die Kompanie mir die Träger entzogen hätte. Die Leute Kalambas erfuhren dies ja sowieso von den Leuten Labruns, welche genau informiert waren.

Die Folge war die, daß Kalamba mit großer Energie die Faktorei dieser Gegend angriff und vollständig niederbrannte. Später unternahm dann der Staat einen Kriegszug „zur Aufklärung" dieses Gebietes. So hat die Kompanie, statt einen Vorteil aus dieser Gegend zu ziehen, einen schönen Verlust einstecken müssen. Zwar war Mai Munene in diesem Feldzuge auf seiten

der Kompanie, aber der Verlauf der Feindseligkeiten, über die ich übrigens nichts weiter gehört habe, weil ich nach Europa zurückkehrte, kann die Torheit des Herrn Konings nicht wieder gut gemacht haben.

Von Kabakaba nach Golongo oder überhaupt dem Norden zu führten vier Wege, nämlich erstens der, auf dem wir gekommen waren, zu Tschisamma, ein zweiter am Tschikappa entlang, ein dritter längs des Luwoa und ein vierter zum Muata Kumbana. Für mich konnten leider nur die beiden ersten in Betracht kommen, da mir die Träger nur für kurze Zeit überlassen wurden. Noch ein-



Bilder aus der Umgebung von Luebo:
Der Luebo; in der Mitte des Hintergrundes ist der kleine Luebofall zu erkennen.

mal nach Kabeja zurückzukehren, der Gedanke widerte mich an. Anderseits mußte ich mir überlegen, ob der Weg am Tschikappa entlang möglich sei, denn wir hörten, daß er „kuffua" sei, das heißt, „er war gestorben", also nicht mehr begangen. Seit zehn Jahren gehen höchstens Jäger diese Straße, denn sie führt direkt durch das Grenzland, das im Kioque- und Bapendekriege verwüstet wurde. Bis zum Kassai hin steht kein Dorf. Demnach hatte ich einen Marsch von etwa 50 km oder zehn Stunden nach meiner Berechnung zu überwinden, die sich nachher als richtig erwies. Das Schlimmste dabei war, daß wir aus dem feindlichen Kioquegebiete kamen und am Kassai von den am

gegenüberliegenden Ufer wohnenden Bapende übergesetzt werden mußten, eine Sache, deren glücklicher Ausgang nicht so ganz sicher war. Denn die Bapende griffen jeden aus dieser Gegend Kommenden an, hatten erst vor kurzer Zeit in Tschikassa einige Kioque weggeschnappt und hatten auch die von Osten vordringenden Kautschukhändler in die Flucht geschlagen.

Trotzdem wählte ich den letzteren Weg; die Schwierigkeit der Verödung konnte ich durch den Ankauf großer Vorräte von Erdnüssen in Kabakaba überwinden. Ferner sagte ich mir: „Wenn Tschikassa Schwierigkeiten macht, versuchen wir es etwas weiter nördlich gegenüber Kassimba.“ Gesagt, getan! Beim Sonnenaufgang erfolgte der Aufbruch. Wir marschierten den alten Weg zurück bis zum linken Tschikappaufer und schwenkten dann nach Norden ab.

Erst ging es über herrliche Savannenhügel, über Quertäler, durch ein abgebranntes Kioquedorf, weiter zwischen dichtem Baumwuchs, durch zwei niedergebrannte Bapendedörfer, die nur noch an einigen schwarz verkohlten Hauspfeilern und einigen heiligen Kopfpfählen erkennbar waren. Weiterhin stiegen wir in ein Tal hinab, und damit war auch glücklich Weg und Steg zu Ende. Die Polizeimannschaft mußte mit ihren Faschinenmessern einen Gang in den dichten Urwald durch Lianen-, Stechpalmen-, Busch- und Gräserdickichte hauen. Es war kein leichtes Ding, aber das Glück begünstigte uns; als wir aus dem Dickicht traten, lag vor uns, den Abhang hinauf ausgebreitet, ein mächtiges Maniokfeld, ein sich selbst überlassenes Gefilde aus der alten goldenen Zeit des Friedens.

Es war Mittag, reiche Mengen von Maniok, kein Weg, also rasteten wir und warteten zwei Stunden lang darauf, daß die ausgesandten Pfadfinder mit guter Botschaft zurückkehren möchten. Wir hatten stramm ausgegriffen, konnten uns also wohl die Ruhe gönnen. Dann kamen zwar die Pfadfinder, aber die gute Botschaft blieb noch aus. Also dirigierte ich den Marsch zunächst nach dem Kompaß. Gerade dieser Tag war glühend heiß; die Grasmasse hinderte das Vorwärtskommen und strengte die Beine recht an. Es war kein sonderliches Vergnügen. Besonders stark klagten die Leute, als wir ein weites Tal mit Busch ohne Pfad durchschreiten mußten. Wie wir jedoch auf die Höhe kamen, da ward bald ein Weg entdeckt. Es war kein Kioqueweg mehr, sondern einer der Bapende, die von Zeit zu Zeit noch über den Strom kommen, um ihre alten Palmweinbäume zu zapfen. So führte dieser Weg natürlich der Fähre zu. Jetzt begann ein angenehmes Wandern, erst am Rande eines Bachbettes leicht auf- und dann dessen Hügel wieder leicht herniedersteigend. Dies andere Tal wässert schon direkt in den Kongo ab. Wir waren nicht mehr im Randlande des Tschikappa, nicht mehr im Innern, wir befanden uns auf dem Abstiege zum Hauptstrome. Unser heutiges Ziel, der Rand des Strombettes, konnte nicht mehr fern liegen. Noch einmal hielt uns die Entdeckung eines Ananasfeldes eine Viertelstunde auf, noch einmal mußte ich

ein ermutigendes Mojo geben, wir querten dann das neben uns liegende Tal, stiegen ziemlich schroff wieder empor auf einen kahlen Rücken, dann sah ich mit dem Fernrohr schon die Hügelkonturen von Kassimba und noch ein wenig später alle die lieben Nester von Anno dazumal; Tschipokko, Kassansche, Tschikassa, nur daß sie heuer alle auf dem linken und nicht mehr auf dem rechten Ufer liegen.

Bald darauf ließ ich das Lager aufschlagen, ein richtiges Feldlager in der wilden Savanne. Es war fast Sonnenuntergang, und unsere Leute verstanden sowieso nicht gleich den Angolaträgern ein provisorisches Laubhüttenlager aufzuschlagen. So schliefen wir denn zum erstenmal nicht in einem Dorfe, sondern mit unseren Leuten allein in der großen weiten Einsamkeit. Alle Bevölkerung war von uns durch den Strom getrennt. Es war eine herrliche kühle Nacht, aber für die Leute ein wenig zu kalt. Brennholz war nicht in der Nähe und nur aus großer Entfernung mühsam herbeizutragen. Mit dem Abend senkte sich ein Nebel herunter, der alles stark annäßte. So froren denn unsere Burschen, aber sie schliefen trotzdem gut, denn wir hatten ja heute ein gut Stück Wegs überwunden.

Am 13. Oktober stiegen wir das letzte Stück des Abhanges zum Kassai hinab und erreichten diesen dann innerhalb zehn Minuten. Das Ufer des Kassai ist auch hier nicht bewaldet, nur einige Büsche hängen am Ufer über der Flut.



Bilder aus der Umgebung von Luebo: Mündung des Lueboflußes, Blick stromauf.



Bilder aus der Umgebung von Luebo:
Felsen auf dem rechten Luluaufer unterhalb der Luebomündung.

Aus dem Buschwerk heraus begannen wir zu den Bapendedörfern hinüber zu rufen. Der Kassai, den wir übrigens breiter schätzten, als Wissmann, trug die Stimmen gut. Aber auf den ersten Anruf erfolgte keine Antwort. Es war mir selbstverständlich, daß ein großer Teil der Bewohnerschaft der sich wie eine Perlenkette auf den Hügeln am Kassai hinziehenden Dörfer uns mit großer Aufmerksamkeit beobachtete. Die Rufe wurden fortgesetzt, und dann kam — und das war ebenso selbstverständlich — die Mitteilung, wir sollten gefälligst weiter stromab gehen und uns von Kassimba übersetzen lassen. Man schrie hin und her. Ich selbst verstand nichts von den Gröhltönen, wie die Eingeborenen sie verwenden, um sich über den Strom hin verständlich zu machen. Endlich wurde mir der Rapport erstattet, die Bapende würden mich, weil ich ein Sohn Kabassu Babus sei, zunächst allein, nur in Begleitung von zwei meiner Leute, hinübernehmen. Natürlich nahm ich den Vorschlag an.

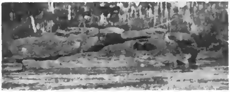
Das Boot taucht unter den Büschen drüben auf. Ich lege den Parabellumkarabiner zurecht und steige als erster hinein. Palia Messo und ein Kapita begleiten mich. Im Fluge saust das Boot hinüber. Am anderen Ufer harren einige alte Leute, die mich eingehend ausfragen. Ich erzähle einiges von Anno dazumal. Sie bestätigen meine Schilderung alter Verhältnisse indem sie sagen: „Kuschimma nasch!" das heißt: „Du lügst nicht." Es bedeutet dies ins Deutsche übertragen: „Was du da sagst, stimmt; so war es." Dann setze ich ihnen noch auseinander, wo früher ihre Dörfer gelegen hätten, dort, der Fähre nach, Tschipokko, da Tschikassa, da Bumba, da Kassansche. Die alten Herren sehen mich starr an, daß ich das alles weiß, ohne jemals früher im Lande gewesen zu sein. Um das dem Alter nicht geziemende Erstaunen nicht zu zeigen, halten sie die Hand vor den Mund. Die Probe ist bestanden, es ist klar, ich bin ein Sohn Kassongos und Kabassu Babus, sonst könnte ich das nicht wissen, denn seit der

Zeit Kabassu Babus hat kein rechter Weißer mehr das Kassaiufer überschritten. Zwei Boote kehren zurück. Eilig gleiten sie jetzt hin und her. Es sind geübte Fährleute, und in einer Stunde ist das Übersetzen vollendet. Wir steigen zu den Dörfern hinauf, wo bei Malafu und Erdnüssen noch über die alten Zeiten und den Wechsel der Verhältnisse geplaudert wird.

So war ich denn im Freundschaftskreise, und die Bapende Tschikassas und Tschipokkos, Endekkes und Jakussus und wie die Nester alle heißen mögen, wollten uns gar nicht wieder fort lassen. Die Häuptlinge meinten, wir müßten bei ihnen schlafen. Neulich hätten wir bei ihrem Rivalen Kassimba übernachtet, und der Häuptling Tschikassa sei ebenso mächtig wie Kassimba usw. usw., so daß aus allem erhellt, daß der Teil der Bapende, der zu Pogge und Wissmanns Zeiten schlimmster Art gewesen, und der die Agenten der Kompanie tatsächlich angegriffen und immer zurückgewiesen hatte, der einzige war, bei dem wir ohne die geringsten Schwierigkeiten vorüberkamen. Leichtes Hügelland, alles bedeckt mit Anpflanzungen, zog sich vor uns hin. Es war ein angenehmer Marsch, der uns nach 2½ Stunden zu Kassimba brachte, dessen joviales Lächeln uns noch eine Nacht fesseln wollte. Das Lächeln aber galt sicher nicht uns, sondern unseren Geschenken. Ich lehnte alles ab und zog alsbald weiter nach Maschi. Ich hatte gehofft, von Kassimba Boote zu erhalten, die uns eventuell noch heute bis nach Golongo hätten tragen können. Die Verhandlungen zerschlugen sich aber und ich rückte nach Maschi. Ehe wir dieses liebenswürdige Dorf erreichten, nahm ich noch ein erfrischendes Bad im Lubile. Wie erstaunte ich, als die Felder, die bei unserem vorigen Besuch noch nicht die ersten Sprossen zeigten, jetzt mit Negerhirse besät waren, deren hohe Halme über unseren Köpfen zusammenschlugen. Der nächste Tag führte uns durch den Wald an der Verbreiterung des Kassai vor Tschimpuku vorbei, durch das Dorf mit dem langen geizigen Häuptling, und — begleitet von strömendem Regen — um 4 Uhr durch den Golongo umgebenden Sumpf in die Faktorei hinein.

Unsere Ausrüstung war nun recht ärmlich geworden. Alles, was ich hatte weggeben können, war für Sammlungen verbraucht. Unsere Kleidung war sehr stark mitgenommen, denn man darf nicht vergessen, daß wir seiner Zeit von Ibanschi abzogen mit der Absicht, einen Ausflug von noch nicht zwei Wochen zu unternehmen, und daß wir nun schon über vier Wochen unterwegs waren. So eilte ich mich nach Möglichkeit. Am 14. Oktober trafen wir in Golongo ein. Am 17. verließen wir den Platz. Die Zwischenzeit ward ausgefüllt mit einem Ausfluge auf das andere Kassaiufer zu den Dörfern der Bapende, wo eine Nachlese mit ethnologischen Ausfragen stattfand, mit dem Ordnen, Sammeln und Reinigen der Sammlung und mit einer energischen Auseinandersetzung mit Herrn Konings. Wir waren in der Station ziemlich zahlreich. Neu angekommen war ein Italiener, der das, was er an Körpergröße und äußerer Liebenswürdigkeit nicht besaß, durch lautes Schreien und unmäßiges Ruhmreden zu ersetzen

suchte. Der Herr schien mir der würdige Ersatz für den demnächst wohl nach Europa zurückkehrenden Herrn Labrun zu sein. Er paßte vollständig in die eigenartige Gesellschaft, die diesen Sekteur im allgemeinen auszeichnete, und von der Herr Adriansen, der am 15. von einem Ausfluge zurückkehrte, angenehm abstach. An diesem Tage traf auch Herr Konings, Abteilungschef des Sekteur „Huit", ein. Demnach suchten wir uns am 14. mit dem Italiener zu verständigen, verstanden uns am 15. mit Herrn Adriansen, und setzten uns am 16. mit Herrn Konings auseinander. Ich fragte ihn, wie er dazu käme, das sämtliche Trägerpersonal mir plötzlich und grundlos zu entziehen, wo er doch wohl den Auftrag der Kompanie, mich in weitgehendster Weise zu unterstützen, noch nicht vergessen haben dürfte. Ich fragte ihn ferner, ob er mir nicht selbst mitgeteilt habe, von dem Baschilangechef Kabeja seien ordentliche Leute nicht zu erhalten. Herr Konings war sehr klein und gab alles zu. Ich teilte ihm mit, welche Zustände in seiner südlichen Station herrschten, und daß er selbst dafür verantwortlich sei. Am Abend entwickelte sich dann jene Unterredung, die ich im 16. Kapitel erwähnt habe, in deren Verlauf Herr Konings die eigenartigsten Ansichten über das zufällige Totschlagen der Neger entwickelte. Darauf ward weiteres neues Trägerpersonal, als Ersatz für das, welches ich jetzt nach Kabeja zurücksenden mußte, requiriert. So konnte ich nach Erledigung aller dieser wichtigen Dinge daran denken, wieder aufzubrechen. Vorher aber erfolgte, wie gesagt, noch ein Ausflug zu den Bapende auf das andere Ufer des Kassai. Ich hatte gehört, daß in einem Dorfe Tschitangu eine ganz besonders schöne Schnitzerei auf dem Häuptlingshause stände. Die sollte noch gezeichnet werden.

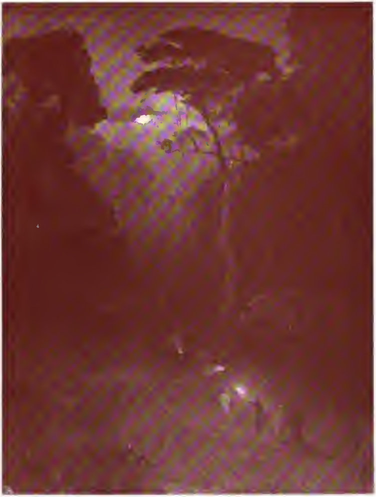


Bilder aus der Umgebung von Luebo: Felsen in der Mitte des Lulua unterhalb der Luebomündung.

Die Sache erwies sich als richtig. In herrlicher Farbenpracht ragte die Skulptur zwischen den Büschen über den Zaun hinweg zum Himmel empor, und alles wäre sehr schön gewesen, wenn die Häuptlingsfamilie von Tschitangu mir sowie dem Zeichner nicht den Eintritt in den Zaun verboten hätte. „Kein Weißer darf in den Lupangu!" erklärte alles Bapendevolk mit dem Brustton würdigster Vaterlandsverteidiger. Ich setzte mich also auf einen Holzblock am Eingang des Dorfes und zog das Haupt des Dorfes an meine Seite zu einem kleinen Fragespiel: „Kennst du Mai Munene?" „Ja, ich kenne ihn." „Es ist ein sehr großer Häuptling; er hat mir erklärt, daß, wenn ich über den Kassai und zu den Kioque ginge, ich sterben würde. — Kennst du Tschifamma?" „Ja, ich kenne Tschifamma." „Tschifamma ist ein sehr großer Häuptling; er hat mir

erklärt, wenn ich über den Tschikappa bei seinem Dorf ginge, würde ich sterben. — Kennst du Tschitangu?" Tschitangu grinst: „Ich bin Tschitangu." „Tschitangu ist ein nicht sehr großer Häuptling; er will mir verbieten, in sein Lupangu zu gehen; sieh, ich bin über den Kassai gegangen und nicht gestorben. Ich bin über den Tschikappa gegangen und nicht gestorben. Jetzt gehe ich in Tschitangus Lupangu und werde auch nicht sterben." Die Gesichter sind verdutzt. Ich gehe einfach durch die Zauntür, alles hat die Sache nun verstanden und brüllt vor Lachen. Es ist ja im Grunde genommen so einfach, mit diesen großen Naturkindern fertig zu werden. Ein passender Redescherz, das Volk lacht, und die Hälfte ist immer gewonnen.

Auf zwei Wegen konnte ich nach Luebo zurückgelangen. Das einfachste wäre natürlich gewesen, nach Ndumbi zu gehen und von Ndumb den alten Weg einzuschlagen. Das sagte mir aber nicht sehr zu. Im geographischen sowie im ethnographischen Interesse erschien es mir äußerst wünschenswert, die östlichen Länder zwischen dem Kassai und dem Lueboflusse aufzusuchen, das heißt also, bis zum Häuptlinge Lukengo bei Golongo zurückzukehren und dann einen mehr nordöstlichen Weg einzuschlagen. Auf solche Weise hoffte ich das zentrale Plateau, das zwischen dem Luebo und Kassai liegen mußte, und dessen Eigenart mich wegen der Randhügel am Kassailauf interessierte, in dieser hohen Linie zu überschreiten. Ferner mußten in diesen Ländern Völker heimisch sein, welche als Halbzwerge oder gar Zwerge anzusprechen sind. Im Jahre 1883 hatte Paul Pogge, ehe er von Mukenje zur Küste zurückkehrte, einen Abstecher durch diese Länder zum Zusammenfluß des Lulua und Kassai unternommen. Er hatte das Land mit sehr wenig Leuten durcheilt und im Grunde genommen, nach seinen Berichten, nicht sehr viel Auffälliges gefunden. Es war das aber eine sehr schlecht vorbereitete Reise, der Forscher war ermattet und krank, hatte sehr schwache Hilfsmittel und hat einen eingehenden Bericht nicht mehr verfaßt. Somit konnten die Angaben, die ich in Bindundu erhalten hatte, daß in jenem Lande Batschoa (Zwerge) des Fürsten Ndumbi wohnten, doch richtig sein. Was Pogge im übrigen gesagt hat, daß das Land nämlich außerordentlich arm sei, wurde mir leider bestätigt. Die bei mir jetzt wieder ein- und ausgehenden Einwohner des Hinterlandes gaben an, daß dort drüben weder Hirse noch Maniok, noch Mais, noch Erdnüsse gebaut würden. Das machte mich bedenklich, aber ich hatte die Möglichkeit, von Golongo starke Vorräte zu kaufen und verfügte noch über einen Reservesack mit Reis. Ferner war die Kolonne sehr schön einmarschiert, und ich konnte somit hoffen, den Weg, der sechs bis sieben Tagemärsche in Anspruch nehmen mußte, ziemlich schnell durcheilen zu können. Endlich traute ich auch den Angaben der Eingeborenen nicht recht, da ich schon gewohnt war, daß von allem, was sie schlechtes sagten, immer der größere Teil übertrieben war.

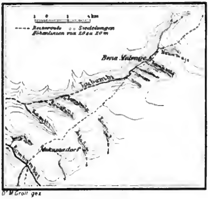


Nachtmarsch nach Luebo.

(Nach Stünder.)

So kaufte ich denn einen bedeutenden Vorrat von Erdnüssen auf, verteilte große Rationen unter die Leute und brach am frühen Morgen auf. Es war heut just ein Monat vergangen, seitdem wir den Weg von Lukengo nach Golongo auf dem Hermarsch kennen gelernt hatten. In Lukengo wandte ich mich ostwärts zwischen Hügeln hin, die ich schon am 16. und 17. September gepeilt hatte.

Der Weg, den wir am 17. und 18. Oktober zurücklegten, führte fast durchweg durch kahles Hügelland. Erst stiegen wir in das obere Kambambaital hinab und überschritten am 17. Oktober ein halbes Dutzend Kambambaizuflüsse. Die Dörfer hinter Lukengo entsprachen schon dem Typus, den wir nun ununterbrochen antreffen sollten. Jämmerlich kleine Häuser, auffallend kleine Menschen, Anbau fast fehlend. Leider hatte ich nicht die Zeit, unseren Troß genügend zu beobachten — zehn Stunden hintereinander seine Aufmerksamkeit in angestrengter Weise der Itinerar-Aufnahme zuwenden zu müssen, genügt in diesen Ländern als eine Mannesleistung —, und so kam es, daß die Träger schon an diesem Tage alle Erdnüsse — ich kann mich nicht anders ausdrücken — auffraßen. Es waren sehr bedeutende Mengen. Das Dorf Kassala, in dem wir übernachteten, war die Wohnstätte der vom Kassai aus am weitesten nach Osten vorgedrungenen schwarzen Kautschuksammler.



Gelände am Lubambi; typische Querzungenlandschaft.

Erst am 19. mittags trafen wir wieder einen seiner Berufsgenossen an, und zwar war dies ein von Luebo vorgedrungener „Kautschukneger". Das Zwischengebiet war wüst und unbesucht. Sogar die Neger scheuen sich in diese Regionen vorzudringen.

Hatten wir am 17. die unangenehmen, tief eingeschnittenen Zuflüßchen des Kambambai überschritten, so ging es am 18. zunächst über den 15—20 m breit dahinfließenden Kambambai selbst, dessen sumpfiges Bett mit herrlichsten Palmen geschmückt war, dann auf einer „Querzunge" zwischen vielen kleinen Quellen, endlich im Bette des Lubambi aufwärts. Diese „Querzungen" muß ich erklären: die Abwässerungssysteme dieser Länder entsprechen dem Gerippe eines einfachen Blattes. Wir haben zunächst die Hauptrippe, die in den Blattstengel übergeht. Das ist im vorliegenden Falle der Kambambai. Wir haben dann eine Reihe starker Nebenrippen, in diesem Falle den Lubambi.

Alle diese Gewässer sind sehr tief in den lehmigen, lateritartigen Boden eingeschnitten. So kommt es, daß von dem Plateau aus immer zwischen zwei Nebenrippen eine „Querzunge“, vom Hauptplateau zwischen zwei Nebenbächen nach dem Hauptflusse zu, vorragt. Aber auch diese „Querzungen“ des Hauptplateaus, welche die Wasserscheide zwischen zwei Flußsystemen darstellen, sind nicht intakt, sondern in sie sind von beiden Seiten, nach den Nebenbächen zu, kleine Quellbäche tief eingeschnitten. Gelingt es, auf die Höhenlinie einer solchen „Querzunge“ zu kommen, so hat man einen angenehmen Marsch. Ich konnte das gerade hier am Lubambi sehen, und ich werde dafür noch ein sehr gutes Beispiel bieten können, das wir am 27. Dezember am Lulua kennen lernten. Die Betten der Nebenbäche sind durchaus verschieden, und es scheint sich das danach zu richten, ob der betreffende Nebenbach in der Hauptrichtung des ganzen Einwässerungssystems fließt, oder ob er in der entgegengesetzten Richtung dem Hauptwasser zueilt. Ich glaube im allgemeinen sagen zu können, daß die in der Hauptrichtung der Plateausenkung fließenden Gewässer großen Tiefgang, schmalere Betten, breiten sandigen Boden, die hingegen gegen den Sinn der Hauptsenkung dahin rinnenden Gewässer sumpfige Betten ohne charakteristisches Ufer, vielen Schlamm und keinen Sandboden aufzuweisen haben.

Interessant war das Bett des oberen Lubambi, welches wir an diesem Tage, zum zentralen Plateau emporsteigend, eine Zeitlang durchwanderten. Das Tal war ziemlich breit, das Bett in dem eigentlichen Talboden ohne hohe Uferböschung direkt eingeschnitten, der Talboden selbst nur von Gras bestanden. Lediglich an dem niederen Ufer des Baches stand Busch und Wald. Außerdem zog sich der Wald an den Talwänden in die Höhe. Auf dem Rücken der zu beiden Seiten hinlaufenden Querzungen war die übliche einfache Buschsavanne. Während der Bach wenig Sand aufwies, war der Talboden mit einem feinen Sandschleier bedeckt, durch den überall der schwarze Boden durchschaute. Ich habe solche Gestaltung sehr oft gefunden und immer beobachtet, daß, wenn ein unbedeutendes Bächlein durch solchen breiten Talboden zieht, es immer auf einer Seite bleibt, nie etwa in Windungen von einer Seite zur andern und zurück gleitet. Dazu kann ich noch eine Beobachtung machen, die den Sandschleier des Talbodens betrifft. Von Zeit zu Zeit verdichtet sich diese feine Decke zu höheren Wellen, zu ganz leichten Sanddünen, denen gewöhnlich eine lange Strecke schwarzer Erde folgt, von welcher der Sand zur Düne zusammengefegt wurde, und zwar vom Winde, nicht vom Wasser. Ich habe das bei verschiedenen Windstößen beobachtet und kann es mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten.

Der Aufstieg zu dem Dorfe der Bena Malenge, der gegen Mittag erfolgte, führte aus diesem lieblichen Tale durch den Böschungswald empor. Es war ein jämmerliches Dorf, eine jämmerliche Bewohnerschaft. Zwei Ziegen liefen



Bilder aus der Umgebung von Luebo: Die Insel, auf der die Schlafkranken untergebracht sind; am Boden sitzen einige dieser unglücklichen Geschöpfe.

umher, das war der ganze Reichtum dieser Leute. Es tat mir wirklich leid, aber ich mußte diese requirieren, denn wenn unsere Herren Träger sich gestern überfraßen, so barmten sie heute schon jämmerlich über das Hungergefühl, und ich wußte, daß wir noch härteres vor uns hatten. Außerdem erfuhr ich jetzt, daß mein Reissack in den Kambambai gestürzt, dann aufgerissen war und seines Inhalts sich entledigt hatte. Also mußten die Leute wohl oder übel hergeben, und wenn ich sie natürlich auch doppelt bezahlte, so nahm ich doch wahr, daß ihnen das Scheiden der Tiere schmerzlich war. Im übrigen hatten die Leute absolut nichts. Es waren Jäger, die nie Gartenland umbrechen. Sie bringen ihre Beute drei Tage weit zu Ndumbi und tauschen dafür etwas Maniok ein. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht aus Kampotto, einer wilden Waldbatate. Nicht ein einziges Huhn war in dem Dorfe zu sehen. Ich gab den Leuten außer der Bezahlung für die Ziegen ein gutes Geschenk und forderte sie auf, sich bei Ndumbi neue Ziegen zu kaufen.

Eine Stunde nach Mittag verließen wir diesen Ort, um die mit Savannen bedeckte Wasserscheide zu den Zuflüssen des Mischanga, eines Hauptbaches des Luebo, zu überschreiten. Weithin erstreckten sich hier die langen Rücken, und ich konnte aus ziemlicher Entfernung erkennen, daß sich nach Norden zu die Quellsenkungen des Lubi oder des Mandi befinden mußten, welche Hauptbäche

wir auf dem Marsche von Luebo zu den Wissmannfällen in ihrem unteren Laufe überschritten hatten. Wir stiegen zu den Mischangabächen hinab, und da lag nun das Dorf Bena Kassalla ziemlich ausgedehnt, aber bewohnt von Jägern und daher wieder gänzlich bar aller Nahrungsmittel. Somit war es kein rechtes Dorado für uns. Wir hatten aber noch Huhn und Schokolade. Die letztere ward verzehrt und das Federvieh unter die Leute verteilt. Schlafen wir, dann vergißt man am schnellsten, daß der Magen leer ist. Und wir schlafen wie die Ratten unter dem wundervollen blauen Himmel.

Und dann bricht der 19. Oktober an, und noch ehe die erste Morgenröte die Welt verschönert, marschiert die D. J. A. F. E., behaftet mit einem ausgesprochenen Appetit, dem lachenden Tage entgegen. Es ist ein schwieriger Tag. Auf der Kolonne lastet der drückende Hunger, der nie lieblich ist, und dann gilt es ein Tal nach dem anderen auf- und abzusteigen. Wir haben bis zum nächsten Morgen nicht weniger als zwölf Täler und Sümpfe zu überschreiten. Das Gejammer der Leute ist sehr deprimierend. Von Zeit zu Zeit kommen wir durch ein Dorf. Aber es ist nicht zu erwarten, daß wir etwas zu essen bekommen, denn überall ist es dasselbe: die Eingeborenen haben selber nichts. Wir sind nun schon mehrere Tage stramm marschiert, und wenn ich auch die Lasten schon sehr klein geballt habe und an Gewicht fortgenommen, was irgend möglich ist, so tritt doch zutage, daß der große Teil der Leute an der Grenze der Kräfte angelangt ist. Bis gegen Abend geht es noch leidlich, dann merke ich, daß im Hintergrund verschiedene Leute schlapp werden. Zu essen gibt es nichts. Also was tun? Ich entschloß mich zu einer Teilung. In vier Abteilungen sollten die Leute vier verschiedenen Dörfern zustreben, um wenigstens das Notwendigste auftreiben zu können. Und fünfundzwanzig Mäuler sind bekanntlich leichter zu füllen als hundert. Außerdem rückt der Neger dann, wenn er zu viele sieht, gar nichts heraus. Leider benutzte der Teil des Trosses, der mit uns gehen sollte, den ersten Wald, um sich auf einem Jagdpfade zu verirren. Wir hatten jetzt nur noch ganz wenig Leute bei uns. Im Mussojabache brach ich ein und versank bis über die Hüften im Moorwasser, welches über mir zusammenspritzte. Da ich kühl wurde, hieß es nun, sich bis zum Schwitzen warm



Kostümbild: Wie ich nach dem Waldmarsche von 22 Stunden aussah.

marschieren. Im Dorfe Tschiniamas, das wir gegen 5 Uhr erreichen mußten, wollte ich mich umziehen und das Nachtlager aufschlagen. Aber unsere lieben Leute kamen nicht, und nun stellte sich heraus, daß wir einsam und verlassen ohne alle Reiserequisiten dastanden. Das geht im vorliegenden Falle nicht; kein Chinin, kein Bett, gar nichts zum Knabbern und Beißen, das Lagern in einem übermüdeten Zustande, — das geht nicht. Da heißt die Parole: wieder auf, und entweder wir treffen die Leute im anderen Dorfe, oder wir müssen heute noch bis Luebo marschieren!

Wir finden die Leute nicht. In schwarzer Nacht tappeln wir auf dem schmalen Waldwege, den kein Mondstrahl beleuchtet. Sehr selten leiste ich mir ein Streichholz für die Kompaßbeleuchtung. Nur kleine Leuchtkäfer sind in dem großen schwarzen Walde zu sehen. Dann kommen wir in ein Dorf, in dem wir Öl leihen können und haben nun eine Fackel. Es wird weiter marschiert. Später geht der Mond auf, und nun ist es ein wundervoll romantischer Marsch. Die Übermüdung ist längst überwunden. Die Nerven erschlaffen in diesem Augenblick noch nicht. Vielmehr quillt der Sinn für die tiefe Poesie, für die Wanderung in diesen Ländern und bei dieser Mondscheinpromenade auf. Wir steigen noch dreimal über tiefe Bachbecken, dann öffnet sich der Wald, Anlagen werden sichtbar. Um $^{3}/_{4}$12 Uhr sind wir im ersten Dorfe der Bena Luebo angelangt. Die Faktorei ist nur noch zwei Stunden entfernt. Wir klopfen die schwarzen Bewohner des Dorfes heraus. Schlaftrunken sind sie doch freundlich genug, einige Maniokwurzeln und einige Maiskolben an dem schnell angeblasenen Feuer zu rösten. Wir lagern im Mondscheine auf dem Dorfplatze. Dann brechen wir wieder auf und marschieren weiter durch die wunderbar schöne Nachtwelt, bis wir gegen 4 Uhr in Luebo eintreffen.

Wir sind über 22 Stunden marschiert und haben an diesem Tage doch nicht mehr als 50 km Luftlinie durchwandert. Aber es war Hügel- und Sumpfland. Meine Leute kommen erst zwei und drei Tage später. Keine Last ist verloren, kein Stück aus den teilweise nur schwach verschlossenen Bündeln entwendet. Der Marsch stellt die größte Strapaze dar, die ich in Afrika erlebt habe.[1])

[1]) Wenn bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten übermäßiger Anstrengung keiner von uns und unseren Leuten unangenehme Folgen davontrug, so führe ich das zum Teil auf richtige Behandlung zurück. Daß wir uns trotz der häufigen gründlichen Durchnässung in Sumpf und Regen nie eines der in Afrika so sehr häufigen Schnupfenfieber, das so sehr oft mit Malaria verwechselt wird, zuzogen, verdanken wir fraglos teilweise den ausgezeichneten Eigenschaften der Lahmannschen Wäsche. Diese bleibt, da sie porös ist und nie verfilzt, stets durchlässig und erschwert der Haut nicht kräftige Transpiration, die hier Lebensbedingung ist. Fernerhin verabfolgte ich nicht nur uns, sondern dann und wann auch den Leuten nach anstrengenden Märschen, bei Durchweichung oder allen Zuständen, die für Fieber disponieren, einen kräftigen „Bittern“ und Chinin. Der „Schnaps“, der mir in dieser Hinsicht oftmals ausgezeichnete Dienste geleistet hat, war der einfache Bittere von Dr. Mampe.



Im Baketedorfe Kalambei auf dem Rückwege nach Luebo.

Zwanzigstes Kapitel.

Nochmals zu Bakubavölkern.

Nachdem wir dergestalt unentwegt und mit gutem Erfolge umhergewandert waren, beschloß ich, eine längere Ruhepause für uns und die Leute einzuschalten. Als Lagerpunkt hatte ich nach ernster Überlegung Luebo auserkoren. Ausschlaggebend hierfür war seine Lage am Ende der Schiffahrtsstraße. Große Sammlungen waren jetzt zu verpacken und nach Europa zu schicken. Das nicht notwendige Expeditionsgut sollte den Sankurru hinauf bis nach Lussambo, wohin wir auf dem Landwege marschieren wollten, vorauswandern. Hier an der Wasserstraße konnte ich die großen Bretter, die mir Kollege Thilenius aus Hamburg gesandt hatte, zu Kisten zusammenschlagen und diese dann vollpacken. Im Inlande wäre das, des langen Transportes wegen, nicht möglich gewesen. So sind wir denn vom 19. Oktober bis zum 11. November, also während dreier Wochen, wieder in emsiger Lagerarbeit. Herr Lemme hat sich schon in Mitschakila als ein Genie in der Kistenfabrikation entpuppt. So sieht uns denn der Leser etikettieren, kistenmachen, packen.

Das zweite, was mich veranlaßt hatte, Luebo Ibanschi vorzuziehen, war dessen Lage zwischen den beiden Völkern der Bakete (und zwar nördliche Bakete-

familien) und den Bena Luebo, die zum Luluastamme zu rechnen sind. Allerhand Fragen waren näher und näher gerückt. Die Tuschimuni bedurften der Ergänzung und vor allen Dingen mußte ich Ausschau halten nach den Quellen jener wundersamen Moral, die hocherhaben über jeglichem modernen Import ihre Burgzinnen aus nebeliger Ferne durchschimmern ließen. Weiterhin fehlten noch allerlei Belegstücke für das Museum, und so zog denn manche kleine Kolonne meiner Boten unter der bewährten Leitung alter Leute in die Lande, um die Eingeborenen zusammenzurufen und zu veranlassen, ihren heiligen Kram, ihr Wissen in religiösen Dingen und ihre sonstigen Güter herbeizubringen. Nengengele und Palia Messo waren die Leiter dieser kleinen Unternehmungen, in deren Gefolge alle paar Tage schwarze Bürger herbeieilten; aber auch andere Leute dienten mir als Schlepper, um die Männer und Wissenden heranzuzitieren.

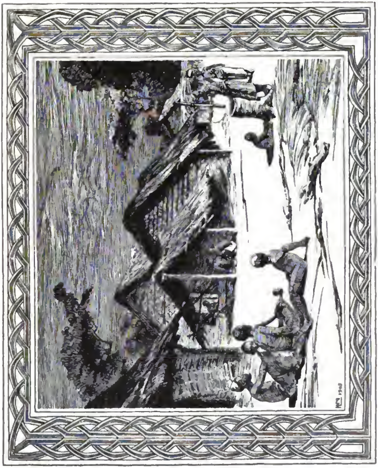


Herr Hubin, Chef des Staatspostens Luebo, dem ich mehrere der vorstehenden photographischen Aufnahmen verdanke, mit guter Fischbeute.

In meinen häuslichen Arbeiten war mancherlei ins reine zu bringen. Zwar war die Beschreibung der Bena Mai und Kioque an Ort und Stelle vollendet worden, aber die Bapende harrten noch des Abschlusses ihrer Ethnographie, und in der Mythologie der Bena Lulua befand sich mehr Material im Manuskript als in der Reinschrift. Der Zeichner führte inzwischen seine mit Bleistift entworfenen Skizzen mit Tusche aus, widmete sich am Luebo afrikanischem Baumschlag und bearbeitete seine auf der langen Reise teilweise etwas mitgenommenen Ölstudien. Für manche Stunden nahm uns auch der gesellschaftliche Verkehr in Anspruch. Da waren die Herren der amerikanischen Mission, deren weitangelegter Schulunterricht in gebührender Weise meine ehrliche Bewunderung erweckte. Dann war da der Vertreter des Staates, Herr Hubin, Bürgermeister von Luebo, der mir verschiedene Photographien abgab und auch einiges entwickelte, was besonders eilte. Ferner wohnte hier als unser Nachbar Herr Landbeck, der Faktoreileiter der Kassaikompanie, und endlich hatten wir die Freude, auch Herrn Lescrauwaet, den Inspekteur der Kompanie, bei uns vorsprechen zu sehen, und ich konnte ihm meine wohlgemeinten Ratschläge hinsichtlich der Entwicklung des „Sekteur Huit" geben: Verlegung von Golongo und Kabeja, Sendung eines Stahlbootes auf den oberen Kassai, sofortige Entlassung des größten Teils der Agenten und die Versetzung des neu angekommenen

Agenten, der mir wenig geeignet erschien, die schwierigen diplomatischen Verhältnisse der Region zu regeln. Dann erschien auch ein Steamer vor unserer Haustür, der den größten Teil der Sammlung und des Gepäcks nach Lussambo mitnahm. Nun konnte ich daran denken, mich für weitere Reisearbeiten und Wanderungen zu rüsten.

Nach meinem früheren Reiseplane wäre mit der Fertigstellung des Manuskriptes und Absendung der Sammlungen die Summe meiner Aufgaben hier im zentralen Kassaibecken gelöst gewesen, denn das, was ich auf einer Reise nach Muschenge im Norden Ibanschis hätte erreichen können, war bei Ndumbi zu meiner großen Freude schon erledigt worden. Das in Ibanschi liegende Gepäck hätte direkt nach Bena Makima und per Dampfer zum Sankurru gehen können. So war dann meine Rückkehr in diesem Sinne nicht mehr nötig. Die vergleichende Arbeit in Luebo brachte aber allerhand neue Gesichtspunkte zutage, die mich veranlaßten, noch eine Rundtour im zentralen Gebiete zu unternehmen. Ich komme hier auf das zurück, was ich schon im ersten Kapitel sagte: Es ist nämlich für unsere heutige Zeit und für unsere entsprechenden wissenschaftlichen Arbeiten nicht mehr das Wandern, die Wanderarbeit, sondern das Rasten und die Lagerarbeit ausschlaggebend. Ich habe mit großer Strenge mir selbst gegenüber den Grundsatz festgehalten: tagsüber ins Skizzenbuch, abends ins reine. Es ist das nicht ganz leicht, und es gehört eine ziemlich bedeutende Selbstüberwindung dazu, diesem Grundsatze stets zu folgen. Im Laufe eines späteren Bandes werde ich vielleicht Gelegenheit haben, dem Leser einmal zu schildern, wie umfangreich die Tätigkeit eines Expeditionsführers unter diesen Verhältnissen zumal dann ist, wenn er durch seine Erfahrungen zu der Überzeugung gelangt, daß er unumgänglich notgedrungen alle expeditionstechnischen Angelegenheiten selbst regeln muß. Hat man einen durchaus praktischen Begleiter, der nicht infolge der Tropentemperatur erschlafft, dann mag es anders sein. Aber nicht nur auf der Wanderung ist diese Tätigkeit des täglichen „Insreineschreibens" notwendig, sondern es gehört von Zeit zu Zeit eine Pause im Aufnehmen und Registrieren als Ergänzung dazu. Es gilt gewissermaßen nochmals ein „Insoberreineschreiben", es gilt alles nochmals zu vergleichen. Erst dann kann man erwarten, daß man die Lücken in seiner Kenntnis auffindet. Das ist der Nutzen des Arbeitens während langer Lagerpausen. Ich habe es auf diese Weise zustande gebracht, daß ich meine sämtlichen Manuskripte fast druckreif mit nach Hause brachte. Es sind etwa 2700 Quartseiten, also ein schönes Stück Schreibearbeit. Ich kann aber nun auch sagen, daß ich hinsichtlich der Punkte, deren Beobachtung ich mir vorgenommen habe, wirklich verhältnismäßig lückenloses Material besitze. Ich kann diese Methode den Kollegen nicht warm genug empfehlen und ich hoffe, daß die reichen Ergebnisse, welche ich erzielen konnte und die im Laufe der nächsten Jahre ja das Licht der Öffentlichkeit erblicken werden, den Beleg dafür erbringen,



Piangadorf.

(Nach Federzeichnung.)

Die Ornamente des Rahmens sind einem Bakubamuster nachgezeichnet.

daß ich verhältnismäßig wenig Zeit in Afrika vergeudet habe, und daß diese Arbeitsweise praktisch ist.

Jedenfalls lehrte mich derartige Konzentration und vergleichende Arbeit in Luebo erkennen, daß eine möglichst umfassende Umgrenzung der Bakuba und der Bena Lulua dringend wünschenswert sei. Die West- und Südwestländer der Bakuba hatte ich im Laufe der vergangenen Pilgerfahrt kennen gelernt. Den Osten und Norden konnte ich während der Rückreise auf dem Sankurru von Lussambo zum Kassai umschreiben. Es fehlte also noch der Übergang von Südosten zu den Bena-Lulualändern. Auch sagte ich mir, daß gerade hier die Bena Lulua ebenfalls sehr interessante Typen zeigen müßten. Das war der Grund, weshalb ich mich entschloß, noch einmal nach Norden zurückzugehen. Als wir am zehnten November über den Luebo setzten, kam mir das fast vor wie ein „Vonvornbeginnen". Mit aller Gewalt zog es mich nach dem Südosten zu den Pfahlbau Bakete, Kanioka, Baluba, Bassonge, aber es war das Pflichtgefühl, welches mich veranlaßte, noch einmal nach Ibanschi die Schritte zu lenken und das Buch der Völkerkunde dieser Länder Seite für Seite zu lesen, nichts, nichts zu überspringen und mich nicht vorschnell dem letzten Abschnitt zuzuwenden. Das etwas drückende Gefühl einer gewissen Reiseunlust und Depression verstärkte sich, als ich am gleichen Abend einen höchst unnötigen Streit im Lager von Kapungu zwischen einem fremden, feindlich gesinnten Mukete und einem unserer harmlosesten Jungen zu schlichten hatte. Am andern Tage erreichte ich Ibanschi, wo uns Herr van Cauteren und die amerikanischen Missionare einen herzlichen Empfang bereiteten, und wo die Bena Buschong der edlen Mama Lukengo sich für Sonntag zu ethnographischem Zwiegespräch bereit erklärten. Auch versprach mir die alte Fürstin die Zusendung von 30 Trägern für den beabsichtigten Ostmarsch. Aber während sie die Zusammenkunft einhielten, vergaßen sie faulheitsgemäß das Erscheinen der Träger, und ich mußte sie dann am Montag mit Energie zu Arbeit und Pflichtgefühl anregen. Alle diese Miß-


Prachtstücke der Bakubakunst: Plüschstoff der Bienge.


Prachtstücke der Bakubakunst: Plüschstoff der Buschong.

stimmungen vergingen aber, als ich glücklich im ersten Piangadorfe Ibunschi eintraf.

Es zeigte sich nun, daß das Rückkehren in diese Länder und das Aufsuchen dieses Stammes durchaus lohnend sei. Die nächsten Tage, die wir unter den Pianga verbrachten, zählen zu den wertvollsten der Reise. Konnte ich doch nun das Leben in einem so recht unberührten Bakubagebiet sehen und beobachten, und es erwies sich, daß die Pianga diejenigen waren, welche noch das meiste Gut aus der alten Zeit des blühenden Kunstgewerbes besaßen. Hier verstand ich dies Kunstgewerbe auch vollkommen. Bei Ndumbi hatte ich ja schon einen tieferen Eindruck gewonnen, aber das Hasten der Leute um die „Burg" des Biengefürsten war doch allzuunruhig, um ein wirkliches und behagliches Plauderstündchen und Zwiegespräch aufkommen zu lassen.

Welche Ruhe herrschte dagegen hier in den Piangadörfern. Die langen, breiten Straßen mit den großen Häuserkästen erschienen schon als der Ausdruck der Solidität. Damals, als Wolf in das Buschonggebiet kam, war alles noch nervös vom Bürgerkriege, der vor kurzem in Ibanschi geherrscht hatte. Alles war außerdem aufgeregt, weil er doch der erste Weiße im ganzen Bakubalande war, der wie der Blitz aus heiterem Himmel hier hineinfuhr. Unsere Pianga hatten schon sehr, sehr viel von den Weißen gehört, sie waren zudem auf unser Kommen durch die Boten Lukengos vorbereitet, und nicht ein einziger Mensch machte auch nur e i n e unnötige Bewegung, wenn wir in einem Dorfe einzogen. In Gruppen saßen die Leute vor den Häusern oder in den merkwürdig großen Doppelfenstertüren. Sie saßen da wie die Bronzestatuen, als ginge sie das Herannahen des wunderlichen Fremdlings gar nichts an. Nur gemächlich wandten sie wohl einmal nach uns den Kopf. Erst nach einiger Zeit erhob sich unter ihnen doch das Dorfhaupt, kam mir entgegen und grüßte: er schlug mit seinen Händen gegen die Hände des Ankommenden und dann gegen die eigene Brust.

Dies Dorfoberhaupt zeigt uns eine Hütte; er weist unseren Leuten einen Teil des Dorfes an und betont dabei, daß von meinen Leuten keiner die Grenzen zum anderen Dorfe überschreiten dürfe, wenn es nicht in meiner Begleitung sei. Erst wenn wir unseren Tisch und Stuhl aufgeschlagen haben, und wenn wir bei einer Tasse Tee für eine halbe Stunde den Gliedern Ruhe gewähren, erst dann erheben sich die biederen Pfeifenraucher und kommen langsam, ganz langsam näher, betrachten uns und setzen sich wohl auch neben uns, natürlich immer mit dem Pfeifchen im Munde. Nie drängt sich die Volksmenge stürmisch und tumultuarisch heran, wie ich dies bei den Buschong und Bienge-Bakete und, wenn auch in ganz anderer harmloser Weise, bei den Bena Lulua beobachtet habe. Wenn die Pianga nachher ihren Kram zum Kaufe herbeibringen, so entwickelt sich nie das habgierige Überstürzen und Hasten. Nie hat ein Pianga das Wort: „Nimm meins zuerst!" ausgesprochen, das ich sonst so häufig vernahm. Es ist, als wolle diese ernsthafte Ruhe noch belegen, daß diese Pianga

einst die Herrscher, das Fürstenvolk der Bakuba waren, ehe sie ihr Amt den Buschong abtraten.



Prachtstücke der Bakubakunst: Plüschstoff der Pianga.

Bei Ndumbi genügte das Vorzeigen eines Buschmessers und eines Stück Stoffs, um Kauflust zu erwecken. Die Pianga zeigten aber zunächst überhaupt keine Lust, auch nur das kleinste Stückchen meinen Sammlungen beizufügen. Sie sagten sehr einfach: „Wir haben nichts." Und zeigte ich nun auf eine ihrer schön geschnitzten Tabakspfeifen, wie sie jedermann in der Hand hatte, so führte der Besitzer sie schleunigst hinter seinen Rücken, lachte und behauptete, es sei nicht die seine. Allerdings ist es auch ein schlechter Anfang, wenn man bei den Bakuba mit dem Gebot auf eine „Golo na Makanj", auf eine Tabakspfeife beginnt. Es ist sein liebstes Gerät. Alles Frauengut wird gern verkauft, aber das einzige Männergut, die Tabakspfeife, wird aufs Sorgsamste gehütet. Erst wenn der Strom der Begeisterung für den Handel stärker ins Fließen geraten ist, erst dann darf man hoffen, dieses wertvolle Stück zu erwerben. — Der Handel um ethnographischen Kram



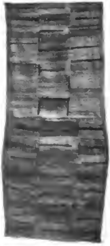
Prachtstücke der Bakubakunst: Plüschstoff der Pianga.

ist für den Ethnologen das beste Mittel, mit den Eingeborenen gut Freund zu werden. Ich erachte den Handel in diesem Sinne direkt für unser wichtigstes Verkehrsorgan. Deswegen will ich hier einiges darüber beifügen. Ich habe diesen Punkt eingehend studiert, erst theoretisch und dann lange genug praktisch. Deswegen kann ich sehr schöne Ratschläge erteilen. Der Handel mit ethnographischem Kram ist gewissermaßen die große Landstraße, die in eine Interessengemeinschaft und zu einem Einverständnis mit dem Neger hinüberführt. Man vergesse nie, der Neger ist durchaus Materialist und Positivist schlimmster Sorte. Er fragt sich zuerst und vor allem anderen: „Was will der Fremde?" Daß der Fremde nur kommt, um das Land zu sehen, das glaubt er auf keinen Fall, denn das kann er nicht verstehen. Sagt man das zu dem Neger, so steht er dumm da, absolut


Prachtstücke der Bakubakunst: Plüschstoff der Bangende.

dumm, und der einzige Ausweg, der ihn aus dieser Verwirrung herausführt, ist die einfache Erklärung: „Du lügst." Er wird das ja meistenteils dem Europäer nicht sagen, aber er ist davon überzeugt. Denn der Neger sieht, daß der Europäer aus seinem Lande unendlichen Reichtum und wundervolle Sachen des praktischsten Gerätes, die zuverlässigsten Waffen, eine Überfülle von Kleidern usw. mit sich bringt. Und der Neger, der nie selbst etwas tut resp. durchführt, was nicht in irgend einer Weise einen Nutzen für ihn bringt (wenn auch nur einen eingebildeten) und der nur dann sich einmal der künstlerischen Regung, den Kunsttrieben, der Unterhaltungslust hingibt, wenn die Langeweile getötet werden soll oder wenn das Zusammensetzen ein behagliches Schwatzen produziert, dieser Neger wird es nie glauben, daß sich jemand der Mühe einer solchen Reise unterzieht, bloß um etwas kennen zu lernen. Also eine solche Erklärung veranlaßt den Neger nur einfach zum Mißtrauen. Nun gibt es aber ein Mittel, dieses Mißtrauen sehr schnell zu überwinden: man muß nur im Neger die Überzeugung erwecken, daß man etwas für sich Wertvolles aus dem Lande herausziehen will. Tuschimuni, Legendenkram und Histörchenüberlieferungen können nach seiner Ansicht unmöglich etwas Wertvolles sein, denn der Neger ist nicht gewöhnt, derartige Dinge bezahlt zu sehen. Es sind nicht reale Gegenstände. Daß der Europäer Kautschuk kauft, versteht der Neger, es ist etwas Handgreifliches. Also lieber Ethnologe, wollen Sie sich dem Neger verständlich machen, wollen Sie sein Mißtrauen überwinden, so müssen Sie seine Überzeugung, daß Sie einen Nutzen aus ihm erzielen wollen, bestätigen. Es ist das sehr einfach, Sie sagen ihm, daß Sie wohl einen Nutzen dabei haben: nämlich den ethnographischen Kram, der in Europa wertvoll sei.

Das Einhandeln von ethnographischen Gegenständen bringt zudem für den Neger angenehme Empfindungen mit sich. Den Kautschukhändler schätzt der Neger an sich nicht, denn Kautschuk muß erst gewonnen werden, die Gewinnung bringt Arbeit,


Prachtstücke der Bakubakunst: Plüschstoff vom Sankurru.

viel Arbeit mit sich, und Arbeit ist für ihn stets etwas Verabscheuenswürdiges. Den Elfenbeinhandel billigt der Neger dagegen, denn das Elfenbein braucht man nicht erst zu bearbeiten, das ist vorhanden. Just ebenso ist es mit dem ethnographischen Kram. Der ethnographische Kram ist ja vorhanden, er braucht nicht mehr angefertigt zu werden. Demnach werden Sie, lieber Ethnologe, dem Neger sofort sympathisch, sowie Sie ihm die Möglichkeit, Wertvolles ohne Arbeit zu verdienen, gewähren.

Also mit dem ethnographischen Handel ist des Negers Verständnis im allgemeinen immer gewonnen. Wenn nun der Weiße kommt und der Neger sieht, daß er den „Tschintu" (Sache der Eingebornen) kaufen will, so ist er zwar etwas erstaunt, daß der Europäer, der sich viel Schöneres und Besseres machen kann, solche Dinge erstrebt, aber er billigt die Sache. Und nun ist es die zweite Frage, ob er sich auch damit befassen will. Als praktischer Händler liebt er, erst ein wenig zuzusehen und nachzuprüfen, was ein anderer wohl bekommt, ehe er selbst sich auf die Geschäftchen einläßt. Der Anfang ist also deshalb schwierig, weil eben immer einer darauf wartet, daß ein anderer die Probe macht. Ist der Anfang gemacht und gelingt es, die ersten Käufer zu befriedigen, so steigert sich gewöhnlich das Angebot sehr schnell und es ergreift eine gewisse Verkaufswut die Masse. Die ersten sind zögernd, alle Nachfolgenden können aber nicht eilig genug befriedigt werden. Es ist dann wie ein Furor, der über die Menge kommt. Das will ich nun etwas des näheren ausführen:

Es ist oft über die zu zahlenden Preise gesprochen worden und unter den Kollegenkreisen ist man merkwürdigerweise auch heute noch vielfach der Ansicht, daß der Europäer die Preise mache; es ist also noch niemals das rechte Wort gesprochen. Im ethnographischen Eingeborenenhandel ist das nicht der Fall. Wenn in diesen Ländern die Kompanie oder der Staat die Preise für den Kautschukhandel, den Elfenbeinverkehr und das Arbeiterengagement vorschreiben, so ist dies nur möglich, weil sie im Konzessionsgebiete konkurrenzlos sind und über eine Suprematie verfügen, die einem entschiedenen Absolutismus gleichkommt. Es ist eine, wenn auch im gewissen Sinne berechtigte Vergewaltigung, deswegen eine Vergewaltigung, weil der Eingeborene eigentlich für alles seine Preise hat. Ganz unwahr ist es, wenn man glaubt und behauptet, daß man mit einer Spieldose oder mit einem Regenschirm wunder was erreichen kann. Das wird als Geschenk hingenommen, aber nicht für den Handelszweck. Ich betone, daß jeder Gegenstand, von der einfachsten Kalebasse bis zum wertvollsten Speer, vom Palmbaum bis zum Stein, von der Hütte bis zum Strohbündel, seinen festen Preis hat. Es handelt sich also um die wichtige und schwierige Frage, wie man den Preis erfährt. Man kommt vielleicht mit einem Wertmesser, den der Eingeborene bisher nicht kennt, mit Kupferringen oder mit Perlen usw.; sowie aber diese Gegenstände auf den Markt gebracht sind, haben sie sofort für den Eingeborenen einen Börsenwert. Es dauert das keine fünf Minuten. Über den

Wert bestimmt entweder der Volksgeschmack oder das Bedürfnis. Also wird die neue Ware in das System der bisherigen Werte einfach eingereiht. Meine lieben Kollegen sehen also, daß der den ethnologischen Problemen nachgehende Gelehrte in diesen Ländern auch praktisch sein und sich dem Handelsproblem zuwenden muß. Es ist kein Vergnügen, aber es muß sein. Es handelt sich dabei gar nicht darum, ob man teuer oder billig kauft, es handelt sich einfach darum, ob man es versteht, die Eingeborenen sich zugänglich zu machen, ob man den Gegenstand erhält. Dieser einfachen Frage wegen, die eine Grundfrage ist, muß sich der Ethnologe mit diesen Dingen befassen.



Hausbau der Bena Lulua: Dorfstraße bei den Baqua Kabollo.

Um bald eine Klarheit über diese Marktverhältnisse zu erzielen, ist es das praktischste, sich möglichst wenig selbst um die Angelegenheiten zu kümmern. Man muß Vertrauensleute unter seinen Boys haben. Die schwarzen Jungen sind intelligent genug, um schon nach wenigen Wochen zu lernen, um was es sich für den Europäer handelt. Man gehe nicht etwa selbst auf den Markt um zu kaufen, sondern man lasse die Jungen handeln. Man werfe dann und wann ein prüfendes Auge darüber, und man wird sehr bald im klaren sein, 1. welchen Wert die Gegenstände, die man wünscht, bei den Eingeborenen haben, 2. welchen Wert die Eingeborenen den Gegenständen, die man ihnen bringt, zuerkennen.

Allerdings muß das Auge des Ethnologen immer darüber wachen. Er muß gewissermaßen unbeobachtet teilnehmen an den Aufkaufgeschäften. Diese

schwarzen Aufkäufer sind stets allzubereit, einen uralten und zerbrochenen Gegenstand zurückzuweisen, weil er eben nicht mehr zu benutzen ist. Denn man vergesse nie, daß der Neger nicht begreifen kann, wenn wir Europäer den „Unverstand" (wie er es nennt) haben, solche Dinge einfach in den Museen aufzubewahren. Der Neger nimmt an, wir benutzten die Schminkbüchse, um unsere Schminke hinein zu tun, den Bogen, um daheim damit Krieg zu führen, die Ahnenbilder zu religiösen Zwecken usw. Demnach wird der Neger auch nie recht begreifen können, weshalb ein uralter zerbrochener Gegenstand mir wertvoller ist, als ein neu hergestellter, dem überhaupt jede Spur der Benutzung fehlt.

Das Schwierige ist, wie gesagt, immer der Anfang, der Beginn eines ethnologischen Handels in einem neu erschlossenen Gebiet. Auch hierfür habe ich im Piangagebiet ein neues Rezept ersonnen. Wenn es irgend möglich ist, beginne ich damit, daß ich einen möglichst freundschaftlichen Verkehr mit den Frauen anbahne, und das gelingt bei allen weiblichen Wesen dieser Erde bekanntlich am schnellsten auf dem Wege über die Sprossen, die sich auf der Dorfstraße herumtreiben. Man schenkt einem sechsjährigen kleinen Mädchen, das hinter der Mutter hertrippelt, einige Perlen. Man schäkert mit dem Baby, das auf der Hüfte der Mutter reitet, man gibt einem kleinen Buben eine Trompete oder eine Schachtel Soldaten, das sind immer die besten Anknüpfungsmittel, in Europa wie in Afrika. Die Mütter sind dann meist gerührt. Man nähert sich den Häusern und guckt natürlich zunächst nur von außen hinein. Dann lasse man sich das eine oder das andere herausreichen, gebe es aber möglichst schnell wieder zurück. Denn aller Augen harren gespannt, ob der Weiße auch ganz ehrlich ist oder ob er den Gegenstand einfach behält. Denn jeder Eingeborenenfürst, der über großen Einfluß verfügt, nimmt seinen Leuten einfach fort, was ihm gefällt. Das fürchtet man von Europäern natürlich zunächst auch. Wenn man den ersten gesehenen Gegenstand entsprechend lobt und zurückgibt und dies dann mehrfach wiederholt, überkommt die ganze Gesellschaft eine gewisse Ruhe, das Gefühl des Vertrauens. Die Leute wissen nun schon, daß der Weiße nicht raubt. Nun frage man bei einer weiteren Sache nach dem Preise. Dieser weitere Gegenstand, mit dem man den Handel eröffnen will, darf für die Eingeborenen nun kein Wertstück sein, um alles nicht, sonst ist die Sache von vornherein verfehlt. Man muß dazu eine möglichst wertlose, und zwar stets einer Frau gehörige Sache auswählen.

Die Männer sträuben sich zunächst und meinen, für ihren einfachsten Kram Schätze erzielen zu können. Man lasse zunächst allen Männerbesitz aus dem Spiele und wähle Körbe und Töpfe oder irgendwelche Dinge, die keinen individuellen Wert besitzen, sondern zu Dutzenden auf dem Markte zu kaufen sind. Mit dem gewählten Gegenstande und der Besitzerin derselben geht man zunächst zu dem Platze, auf dem der Weiterkauf betrieben werden soll, einem

Platze, der möglichst schattig in der Nähe des Arbeitstisches des Weißen gelegen ist.

Man bezahle nun für das erste Stück nicht viel mehr, als das Ding bei den Eingeborenen wert ist; das muß man vorher durch seine schwarzen Jungen ausklügeln lassen. Aber man mache ein hübsches Geschenk und betone, daß dies Geschenk nur im Anfang gegeben wird. Sofort wird sich eine allgemeine Zufriedenheit auf die Gesichter aller Zuschauenden herabsenken. Der Augenblick ist zu benutzen, man äußert seinen Wunsch und überlasse dann den weiteren Gang der Dinge den Boys. Die Frauen geben ihre Sachen gewöhnlich den Männern, damit diese sie aushökern, und endlich kommen auch die Männer mit ihren eigenen Besitztümern heran. Natürlich gilt es, für den Ankauf der sehr schwer zu erwerbenden Ahnen- und Heiligenbilder oder gar Masken nunmehr den richtigen Moment der Verkaufslust abzupassen. Die Begeisterung steigert sich zuweilen sehr schnell und wird dann derart intensiv, daß jeder alles, was



Lukanda, das Oberhaupt der Baqua Kabollo raucht.

er besitzt, zu verkaufen geneigt ist. Dann flaut die Stimmung aber auch ebenso geschwind wieder ab und es greift eine „kühlere" Marktlage Platz, die nicht so leicht wieder aufgefrischt werden kann.

Lieber Kollege, der Sie dieses lesen und der Sie das vielleicht recht trocken und langweilig finden, glauben Sie mir, daß, wenn Sie ihr vergleichendes Material mit nach Hause bringen, daß, wenn Sie eine eingehende Sammlung der vorkommenden Formen des Völkerbesitzes erzielen wollen, daß Sie dann nicht

umhin können, sich dieser nicht gerade sehr angenehmen und bequemen Handelsarbeit zu unterziehen. Übrigens ist Theorie viel leichter als Praxis, und man wird unter den verschiedenen Stämmen je nach ihrer Eigenart verschieden verfahren müssen. Da ich aber der erste Jünger unserer Wissenschaft war, der mit ethnologischen Aufgaben Innerafrika aufgesucht hat, so glaube ich, daß es meine Pflicht ist, mich hierüber auszusprechen, und zwar mit Betonung der Umstände, die ich vorgefunden habe. Die Sache ist leicht ermüdend und oft sehr langweilig. Zudem ist sie anstrengend, da sie eine ständige Kontrolle der angesammelten Menschenmenge und dessen, was zum Kauf angeboten wird, beansprucht. Führt man die Arbeit aber durch, so erzielt man auch schöne Resultate. Also üben Sie sich getrost erst in Therorie und dann in Praxis.

Auf solche Weise gelang es mir mit Hilfe des Sammelns und meiner schwarzen Sammlungsaufkäufer in das beste Verhältnis mit den Pianga zu kommen. Zwei Fliegen wurden so mit einem Schlage geklappt. Ich erhielt meine Museumssammlungen und erwarb die Freundschaft der Leute. Das Leben in den Dörfern der Pianga war ein wirklich behagliches, das Wandern ein recht beschwerliches. Es zieht sich hier der Wald des Luebla hin. Meine Reiseroute hatte ich so gewählt, daß ich nördlich des Weges, den Wolf seinerzeit gegangen war, nach Osten bis an die Wasserscheide der Lombellobäche marschierte. Hier gelang noch ein Einblick in das Leben der Selenga. Dann wandte ich mich nach Süden und marschierte durch die Bena-Luluadörfer der Kabollo, Nputu, Dehla usw., also über Punkte, die Wolf auch berührt hatte. Auf einer südlich des Wolfschen Weges verlaufenden Linie kehrte ich ebenfalls durch „Lulua-", dann aber durch Baketegebiet nach Luebo zurück. Auf diesem Rückmarsche hatte ich aber wieder den Luebla zu überschreiten. Die Tributäre des Luebla fließen tief eingeschnitten zwischen den Waldhügeln. Er selber rinnt in einem mächtigen Sumpfbette von etwa einer halben Stunde Breite durch den Wald dahin. Jetzt waren die Wasser hoch und somit die Passage erschwert. Eine halbe Stunde bis an das Zwerchfell im kalten Wasser herumzulaufen, gehört nicht gerade zu den Annehmlichkeiten, vielleicht ist aber gerade die Wildheit dieser Gegend der Grund, weshalb sich in den vergrabenen Dörfern der Pianga das Kulturgut so sehr viel besser erhalten konnte, als in denjenigen der Buschong, Kajong usw.

Man kann sich kaum einen stärkeren Gegensatz denken. Die ernsten hochmütigen Pianga mit ihren breiten, ruhigen Straßen, mit den großen Häusern einerseits; die zappeligen kleinen Bena Lulua, die ewig lachend in dem bunten Durcheinander der kümmerlich kleinen, regellos über eine weite Fläche zerstreuten Hüttchen umherlaufen andererseits! Am 16. November um ½9 Uhr durchzogen wir das letzte Piangadorf. Um 9 Uhr kamen wir über den Kissalu, das



Hausbau der Bena Lulua: Hütten im Dorfe der Baqua Tschaba.

heißt den Marktplatz, auf dem sich von Zeit zu Zeit die Lulua und die Pianga zum Austausch ihrer Produkte treffen. Derartige neutrale Märkte befinden sich rund um das Bakubagebiet herum. Um 10 Uhr jubelten uns die ersten Baqua Kabollo entgegen, lachend, plappernd und so glücklich, einen Weißen und den Moana Kabassu Babu unter sich zu haben, daß man meinen möchte, ihre Seligkeit hinge davon ab, möglichst nahe dabei sein zu können und möglichst emsig den Trägern und Soldaten beim Transporte von Flinten und Gepäck helfen zu können.

Der alte Häuptling war einer jener Stammeshäupter gewesen, die Wissmann im Jahre 1886 zusammenrief, um sie unter die politische Oberhoheit Kalambas zu stellen. Der alte Herr war nun schon recht klapprig und setzte mir mit tiefem Bedauern und unter häufigem Seufzen auseinander, daß es früher, als er jung war, doch viel schöner gewesen sei. Früher wären die Leute so fleißig für ihre Häuptlinge tätig gewesen. Heute täten sie alle gar nichts mehr, die Söhne, die Schwiegersöhne, die Sklaven und die freien Leute, alle täten nichts, alle wollten sie nur immer wie der Weiße in der Tipoya fahren.

O biederes uraltes Lied der Alten: „Als ich noch jung war!" Wie hätte ich auch ahnen können, daß man mir das in Afrika so häufig vorsingen würde, da ich doch dachte, daß es eine nordische Melodie sei, ein nordisches Liedchen der Großeltern, der Kaffeetanten, Kannegießer und summa summarum aller wür-

digen älteren Leute, die selbst von ihrer Jugend noch die beste Erinnerung aus den Zeiten ihrer beseeligenden Torheiten, die Erinnerung an ein edles Dasein, an glückliche Verhältnisse und schnelleren Blutkreislauf bewahrt haben. Ach, ich habe das in Afrika noch gar so oft gehört! Nachher kam ich zu den Baqua Nputu, die mir dasselbe Lied vorsangen, und wie viele alte Leute aus Angola, wie viele alte Leute Kalambas haben es mir dann in Luluaburg vorgesummt! „Als ich noch jung war", das ist hier die Melodie, die sich auf diese Zeit wie auch auf das Zeitalter Kassongos und Kabassu Babus bezieht. Es geht durch das ganze Volk der Lulua das ausgeprägte Gefühl, daß es in jenen alten Zeiten hochgeschätzt und wert gehalten sei, daß es jetzt aber auf ein jämmerliches Niveau der etwas stumpfsinnigen Kautschukarbeiterei heruntergedrückt sei. Es geht kein frischer Zug mehr durch dies Land. Heut kann sich kein Mensch mehr durch Mannestat und wahre Tüchtigkeit anders auszeichnen, als indem er in den Wald geht und Kautschuk schröpft. Die Zeit ist langweilig geworden, die Leute drängen zum Gelde, zum Reichtum, der hier in schlechten Baumwollenstoffen und Salzsäcken verkörpert ist. Man hat es nicht verstanden, die Schwungkraft dieses Volkes aufrecht zu erhalten, und so kommt es, daß sie mit einer gewissen Berechtigung die alte Melodie so sehr häufig vor sich hersummen.



Hausbau der Bena Lulua:
Hütte und Dachfirst im Tschabadorfe; die Hütte verrät Kioque-, der Dachfirst Bakubaeinfluß.

Bei den Kabollo gab es reiche Arbeit für den Zeichner: Tätowierungen. Diese Reise brachte auf dem Gebiet ganz ungeheure Resultate, und die interessante Liniengruppierung, mit denen die alten Lulua ihre Köpfe zieren, konnten zu Dutzenden in die Skizzenbücher eingetragen werden.

Unsere Leute hatten dieses neue Interessengebiet meiner forschenden Ethnologenseele gar bald herausgespürt und nun lief alles um die Wette, tätowierte alte Damen einzufangen: Boys, Polizisten und Träger. Durch freundliches Zureden machte ich Herrn Lemme die Sache höchst angenehm, gab zudem wieder ein möglichst gutes Beispiel, indem ich mit gleicher Emsigkeit der Mythenforschung nachging. Es ist wirklich erfreulich, was alles auf diese Weise eingeheimst wurde.

Der Rückmarsch durch das Gebiet der Bakete förderte wieder andere Arbeitsbestrebungen. Es gelang, eine alte, selbständige Stilvariante herauszuschälen. Aber sonst war hier kein angenehmes Leben. Die Bakete zeichneten sich durch schnöde Habsucht, unliebenswürdigen Egoismus und durch erstaunliche Ungastlichkeit aus. Es ist sehr eigenartig zu beobachten, wie verschiedenartig diese Stämme trotz ihrer engen Nachbarschaft sind. Der 21. November verschlechterte die Reisestimmung noch insofern, als er schweren Regen heranführte. Wir haben auf der Piangareise täglich Himmelswasser zu verzeichnen gehabt, und zwar meist am Morgen. An diesem Tage war es aber kein einfacher Afrikaregenguß mehr, sondern es wurde ein guter deutscher Dauerregen daraus; aber gewandert mußte sein, denn die Zeit drängte. Somit langten wir denn glücklich aufgeweicht am Lulua gegenüber der Station am Mittag dieses Tages an. Die letzte Reise im Zentralbecken war abgeschlossen. Ich konnte mich nunmehr mit ruhigem Bewußtsein dem Wandern nach Osten, dem Studium der Völker auf dem südafrikanischen Hochplateau zuwenden.



Der Blick von Luluaburg nach Norden über den Fluß hin.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wissmanns Luluaburg.

Die Arbeiten am mittleren Kassai sind abgeschlossen. Mit gutem Gewissen kann ich nunmehr diese Gegend verlassen und mich neuen Aufgaben zuwenden. Dadurch, daß ich die zunächst etwas unbeabsichtigte Reise in das Kioquegebiet durchführte, war ich auf neue Bahn gedrängt worden. Die Aufklärung, die ich in Mange hinsichtlich der Bassongo-Mino und der Mongo im großen Kongobogen erhalten hatte, ließ es mir weniger wünschenswert erscheinen, den Schwerpunkt meiner Tätigkeit und Forschung nach dem Norden zu verschieben, wie ich dies ursprünglich vor hatte. Anderseits hatte ich immer mehr von ethnologischen und religiösen Überlieferungen aus dem Süden vernommen. Die eigenartige Moral, die mit dem Riambakultus in alten Zeiten verbunden war, beanspruchte im weitesten Umfang mein Interesse. Ich mußte mir ferner sagen, daß das Ausgangszentrum, aus dem die alte Bakubakultur hervorgegangen sein müsse, so weit entfernt liegt, daß es nicht möglich sein könne, eine Aufklärung während dieser Reise zu erlangen. Endlich war es mir deutlich geworden, daß die heutigen Bassonge nichts anderes sein könnten als Balubaverwandte, und daß die Lubaverwandtschaft durch eine Reise nach dem Süden aufgeklärt werden könne. Im Süden wohnten auch die Pfahlbau-Bakete. Alles in allem also blieben viel mehr Anhaltspunkte für erfolgreiche Forschung in südlicher als in nördlicher Richtung.

Es ist vielleicht hier am Platze, nochmals auf die Eigenart der heutigen Forschung gegenüber den alten Pionierreisen einzugehen. Es handelte sich früher darum, vor allen Dingen eine allgemeine Übersicht über die Tatsachen

des gänzlich Unbekannten zu gewinnen. In alten Zeiten war deswegen die Energie der Wanderleitung und des Durchbruchs das Anzuerkennende. Heute liegen die Verhältnisse ganz anders. Unsere neue Aufgabe ist es, so wie Nachtigal den Einzelheiten der Sonderforschung nachzugehen. Deshalb bezeichne ich auch Nachtigal als den Gründer der modernen Afrikaforschung. Wer von uns jetzt hinausgeht, um in diesem Lande reiche Kenntnisse einzuheimsen, der muß sich darüber klar sein, daß er sich wohl ein Programm machen kann, daß er aber dies Programm nicht als eine eiserne Schiene betrachten darf, auf der er dahinrollt. Im modernen Afrikaforscherleben ist nicht die Energie des Durchbrechens, sondern die Durchführung der Beobachtung und Abrundung der Erkenntnisse maßgebend. Von Europa aus kann man nicht übersehen, wie man solche Reisen, wie ich sie in Afrika unternahm, durchführen wird. Man kann nur sehen, wie sie zu beginnen sind. Die Erkenntnisse, die unterwegs gezeitigt werden, müssen darüber bestimmen, nach welcher Richtung der Schritt weiter zu lenken ist. Es gilt dies natürlich hauptsächlich für die Forschung des Ethnologen, in beschränktem Maße aber auch für den Geographen im weiteren Sinne, wenn es für diesen vielleicht auch leichter ist, bei den Entwürfen zu bleiben, die in Europa vorbereitet worden sind. Das Sichanpassen an die aufzuklärenden Verhältnisse ist demnach eine erstrebenswerte Beweglichkeit des Führers.

Ich hatte schon, ehe ich zur Piangareise aufbrach, an den kommandierenden Kapitän Bussanmo die Bitte übersandt, mir 200 Träger von Luluaburg aus



Wie die Belgier gewöhnlich reisen: In der Tipoja.



Unsere Gastfreunde in der Luluaburg: In der Mitte Kapitän Bussanno, links sein Adjutant, Leutnant Suino und rechts der Leiter der Farm.

zuzusenden, und hoffte, bei meiner Rückkehr sie schon in Luebo vorzufinden. Das war aber nicht der Fall, und somit requirierte Herr Hubin, der Vertreter des Staates in Luebo, 40 Leute. Ich selber hatte jetzt 70 Mann im Dienst, und mit diesem Kontingent brach ich am 26. November auf. Die wichtigsten Lasten führte ich bei mir. Alles weitere blieb zunächst liegen und sollte von den Leuten aus Luluaburg geholt werden. Wir waren aber noch nicht weit gewandert, da kamen uns 100 von Kapitän Bussanno entsandte Leute entgegen, so daß an diesem Tage noch die ganze Kolonne mit allem Gepäck in Bewegung gebracht werden konnte.

Etwas nach 7 Uhr brach ich auf. Herr Landbeck begleitete uns noch einige Schritte in den Wald bis auf das Plateau hinauf, und dann ging es im gewohnten energischen Marschtempo dem Osten zu. Der Weg von Luebo nach Lussambo, den die Kautschukkolonnen der Kompanie und die Staatsbeamten jetzt gehen, ist ein wenig nördlich der Straße gelegen, die seinerzeit Ludwig Wolff eröffnet hat. Nur wenige Luluastämme wohnen heute noch an diesem Wege. Der Staat hat an zwei Punkten, nämlich bei Kalamma und bei Fariala, Batetelasöldlinge angesiedelt. Andere Ortschaften, wie Kakamba und viele Weiler in der Gegend von Kapulumba, sind von südlichen Balnba gegründet worden, die, dem Hauptstrome des Verkehrs und Kautschukhandels folgend, vom Südosten aus in das Land gekommen sind. Bei Luluaburg endlich ist der ganze Stamm Zappu Zapps (also Bassonge) angesiedelt worden. Demnach entrollt sich hier vor den Augen des Wanderers ein vielfältiges Völkerleben.

Den ersten Abend verbrachten wir in dem Dorfe Tschisari bei Bena Lulua. Mancherlei hübsche Tätowierung wurde hier gezeichnet, und die Bassongeträger, welche Bussanno mir geschickt hatte, entpuppten sich als geschickte Geschichtenerzähler.

Am 27. November hielt ich eine große Parade ab. Ich verfügte nun über 230 Leute und stellte fest, daß in der letzten Nacht schon einige in Luebo vom Staate gestellte Männer entflohen waren, Sklaven der Zappu Zapps, die

fürchteten, daß, wenn sie nach Lulnaburg gingen, ihnen dort Unannehmlichkeiten bereitet werden könnten. Außerdem habe ich an diesem Tage das erste Palaver mit den Zappu-Zappträgern gehabt. Mit außerordentlicher Pünktlichkeit trat ein schöner Zug ihres Volkscharakters, Geschicklichkeit im Stehlen, hervor. Dann prügelte ein Zappu-Zappmann eine Frau meiner alten Leute durch, weil sie ihm nicht Biddia bereiten wollte. Es ist eine radaulustige und turbulente Gesellschaft. Wie ganz anders benehmen sich die stolzen Batetela, deren Niederlassungen ich passierte, und in deren Dorfe heute gelagert wird. Abends kommen die Batetela Farialas zu mir und erklären, daß zwei Enten gestohlen sind. Ich lasse alle meine Leute zusammenkommen und untersuche die Schultersäcke. Es wird festgestellt, daß im ganzen eine Ente gekauft ist. Bei der Prüfung der vorhandenen Speisereste zeigen sich aber nicht weniger als elf Entenbeine. Angenommen, daß von der gekauften Ente zwei Beine noch vorhanden wären, ist doch damit unerlaubte Entenerwerbung erwiesen. Die Sache wird noch schlimmer, da sich herausstellt, daß die zwei Beine der gemausten Ente schon gegessen worden sind. Ich habe also lauter gestohlene Entenbeine vor mir. Die Geschicklichkeit der Bassonge im Stehlen ist geradezu überraschend. Später habe ich sogar Gelegenheit gehabt, aus der Verborgenheit heraus solche Diebereien selbst mit ansehen zu können. Die Bassonge machen es so: Zwei oder drei Leute hocken sich in der Nähe einer kleinen Hühner- oder Entengruppe nieder. Einer geht harmlos promenierend rund umher. Seine Unschuldsmiene läßt keinerlei Zweifel über seine Aufgabe zu, denn der Mussonge sieht eigentlich nur harmlos aus, wenn er etwas Schlechtes vorhat. Die am Boden Hockenden werfen von ihrer Biddiamahlzeit kleine Brocken den Tieren zu. Die Tiere kommen harmlos näher, ist eines nahe genug, so genügt ein sehr geschickter Griff an die Kehle, ein kurzes Herumschlenkern in der Luft — das Tier ist ohne jedes Geräusch getötet und wandert nun in den Sack. Die Diebesgenossen verschwinden harmlos im Busch, um das Rupfen vorzunehmen. Wirklich anerkennenswert dabei ist, daß die Bassonge sich nicht gern mit schlechtem, magerem oder gar altem Geflügel abgeben, denn sie sagen mit Recht, daß alte Enten gar nicht gut schmecken. Sie suchen junge, schöne Tiere heraus. Die Raffiniertheit geht so weit, daß man es fast nicht glauben sollte. Als wir bei Kanda-Kanda lagerten, da haben meine guten Zappu-Zappträger mit ihren Biddias die etwas mageren Enten der Soldaten des Staates fettgefüttert und sie dann erst zu sich genommen. Geradezu erstaunlich muß es klingen, wenn ich im Gegensatze hierzu berichte, daß in der Stadt von Lupungu, welche aus mehreren Riesendörfern zusammengesetzt ist, fast niemals ein Diebstahl vorkommt — Notabene den eigenen Volksgenossen gegenüber —, jeder Durchreisende wird desto schlimmer geschröpft. Der Grund der Wohlerzogenheit ist der, daß die Leute zu der Überzeugung gekommen sind, eine starke Zauberkraft töte jeden, der in Lupungus Staat einen Diebstahl bei den Volksgenossen



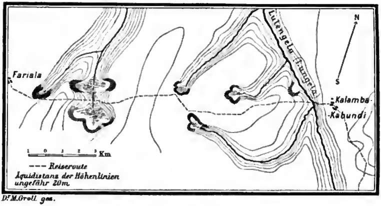
Lateriteinsturz.
(Nach Gründe.)

wage. Der praktische Reisende freut sich derartiger Winke. In Luluaburg erhielt ich Kunde von diesem religiösen Respekt der Bassonge, und habe dann, da ich sah, daß auch meine Lasten diesen Leuten nicht heilig genug waren, deren Heiligkeit dadurch zu erwecken gewußt, daß ich dieselben mit in Salmiakgeist gelöstem rotem Ton bespritzte. Es ist sodann von den diebstreuen Bassonge nie mehr etwas aus einer Last gestohlen worden.

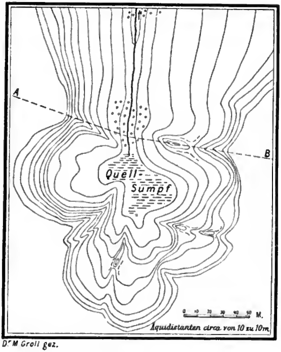
Der Morgen des 28. November war vollständig verregnet. Da ich hier Gelegenheit hatte, mich mit den mir noch ziemlich unbekannten Batetela anzufreunden, schob ich den Abmarsch bis zum Mittag auf und lenkte dann die Schritte der Kolonne nicht auf der üblichen, breiten Landstraße nach Südosten weiter, sondern marschierte direkt dem Osten zu. Der Grund hierfür war die Hoffnung, ein besseres Verständnis für bestimmte geographische Eigenarten der Region, in der ich mich befand, gewinnen zu können. Am letzten Marschtage waren wir mehrfach an eigentümlich tief eingeschnittenen Bodensenkungen vorübergekommen, wie sie seinerzeit Mueller im Luwoagebiet gefunden. Mein Vorgänger Wolf hatte seiner Sankurrukarte mehrfach „Einsenkungen" und „Kessel" eingetragen von 50 bis 100 Meter Tiefe. Von den Bakuba hörte ich, daß derartige Bildungen auch am Nordrande ihres Gebietes, südlich des Sankurru in der Lubuddi-Region vorkämen. Es handelt sich hier also um eine Erscheinung, die nicht vereinzelt ist, sondern bestimmte Zusammenhänge mit dem Bodentypus in



Das Grab des Leutnant Hans Mueller, der 1884 bei dem Bau der Luluaburg starb, in dem Zustande, in dem Wissmann es den Offizieren des Kongostaates übergab. Nach Wissmanns Publikationen. Vergleiche damit die Tafel XXIV, die zeigt, wie es aussah, als wir es wieder entdeckten.



Ein durch typische Lateriteinstürze durchbrochenes Land.

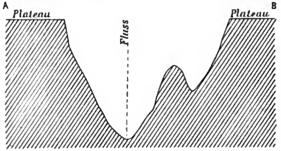


Skizze eines Lateriteinsturzes bei Fariala.

diesen Länderstrecken erraten läßt. Mir war gesagt worden, daß, wenn ich mich etwas nach Nordosten wende, ich noch weitere und auffallendere Erscheinungen antreffen würde. Das erwies sich als richtig. Obenstehend gebe ich eine Skizze des Landes, welches wir an diesem Tage überschritten.

Zunächst möchte ich darauf hinweisen, daß die Darstellung, die Wolf auf seiner Karte hat eintragen lassen, den Tatsachen nicht ganz entspricht. Jeder derartige Kessel ist

nämlich der Beginn, resp. die Wurzel eines Tales. Es fließt stets ein Gewässer aus ihm heraus. Das hat Wolff übersehen. Die Kessel haben in dieser Gegend eine Tiefe von etwa 80 bis 120 Meter. Die Wände sind absolut kahl. Es tritt überall der bräunlichrote Laterit zutage. In der Tiefe des Kessels befindet sich eigentlich stets ein Sumpf, ein Quellsumpf oder eine Sumpfwiese. Aus der Sumpfwiese tritt das Bächlein ziemlich stark, bei etwa 40 cm Tiefe etwa einen halben Meter breit, hervor. Der Sumpfwiese schließt sich längs des Baches immer Wald an. Vorherstehend habe ich die möglichst genaue Aufnahme eines derartigen Quellkessels wiedergegeben und hierunter den Querschnitt beigefügt. Man sieht, wie schroff die Wände hier einstürzen. Diese Quellkessel sind offenbar in Bewegung begriffen und ich konnte Einzelheiten der Bewegung hier, und später im Lubesu-Quellgebiet, beobachten. Das Erdreich bricht hier und da schalen- oder muschelförmig heraus.



Querschnitt des nebenstehend skizzierten Lateriteinsturzes.

Dann lagert sich unten der abgestürzte Boden an. An den Rändern dieses Einbruches bleiben zunächst Zinnen stehen, der obere Talrand bekommt dadurch das Aussehen eines Kleeblattes. Man wandert von Zinne zu Zinne am Rande der muschelförmigen Buchtung entlang. Anders ist das Bild auf dem Boden solcher Kessel. Hier sind zwischen den Zinnen die Schuttablagerungen erhalten. Aus der Sumpfwiese schwemmt nun das Wasser den Schutt langsam das Tal herab. Deshalb sind diese Abflüsse keine klaren, sondern lehmgesättigte Gewässer. Die seitliche Mauer des Tales wird nun gefestigt durch den Pflanzenwuchs. Wo das Wasser fließt, da entwickelt sich an seinem Rande Buschwerk und Wald. Buschwerk und Wald kriechen an der Böschung empor. Wir haben es hier mit einer Erscheinung zu tun, die uns durch die Schilderung Richthofens aus China genügend bekannt geworden ist. Das, was hier vielleicht nicht uninteressant ist, beruht darin, daß die Abtragung des Geländes in ständigem Fortschreiten begriffen ist. Ich werde, wenn ich später Ähnliches von den Ländern östlich des Lubilasch-Sankurru zu schildern habe, auf diese Dinge noch einmal eingehen.



Schematische Darstellung eines für den südlichen Rand des Kongobeckens charakteristischen Lateriteinsturzes.

Gegen Abend überschritten wir den Lulengela, stiegen die starke Talböschung, welche sämtliche Gewässer zwischen Luebo und Luluaburg in unangenehmer Weise auszeichnet, empor, und ich befand mich in dem Dorfe Baqua Kabundu, einem Weiler eines Häuptlings mit Namen Kalamba.

Wir waren in einer sehr umfangreichen Ansiedelung angelangt. Nicht nur der Ort, auch die Menschen interessierten hier. In dem Dorfe war ein schwarzer Lehrer der amerikanischen Mission ansässig, der eine große Halle aufgeführt hatte, unter der jeden Tag ein Morgengottesdienst und Schulunterricht abgehalten wurde. Ein außerordentliches Bildungsbedürfnis war, wie bei allen Luluavölkern, auffällig. Immerhin waren die Leute doch noch nicht so christlich, daß sie nicht über einige wertvolle Legenden und alte Mythen verfügten, und mit dem Christentum war auch nicht die alte Tätowierung weggzuwischen gewesen, welche dem Zeichner wieder Gelegenheit zur Tätigkeit bot. Bei solchem Stande der Dinge entschloß ich mich, einen Tag länger zu bleiben und die günstige Gelegenheit, ein abseits gelegenes, sich selbst überlassenes und ohne direkten, ständigen, äußeren Einfluß entwickeltes Christendorf zu beobachten, auszunutzen. Allerhand aus alter Zeit ward berichtet und niedergeschrieben. Der Häuptling selbst, der leider gleich am ersten Tage das Geschenk erhielt, war wohlbeschlagen und außerordentlich bettelhaft. Er quälte mich den ganzen Tag, und hieraus ist wieder zu ersehen, daß man nie vor seinem Abmarsch das Gastgeschenk geben soll. Am 30. November gegen Mittag trafen wir in der Station Kapulumba ein, wo uns 1. die „Liebe“ eines alten deutschen Forschers, 2. ein liebenswürdiger Agent (Herr Großmann), 3. die Diebereien der Zappu Zapps, 4. ein hübsches Fieber und 5. Tätowierungen und Mythen der Eingeborenen bis zum 2. Dezember in der nötigen Bewegung erhielten.

An diesem Tage, dem 2. Dezember, überschritten wir den Mujau und marschierten dann über die Hügel hin, erst zu dem Dorfe Zappu Zapps und dann in die gute, alte Luluaburg.

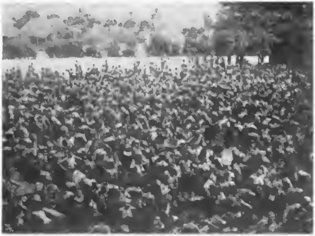
Eine lange Palmenallee führt zu der alten Kulturstätte, der ältesten, die nach dem Maßstabe unseres europäischen Eingreifens das Kassaigebiet heute hat, empor. Gar oft erlebt man in Afrika das Gefühl der Enttäuschung. Vieles stellt sich der Reisende in seiner Phantasie anders vor, als es in Wahrheit dreinschaut. Und so tut er immmer am besten, sich auf etwas von vornherein vorzubereiten, was mindestens einer Enttäuschung gleichkommt. Am 2. Dezember

habe ich keine Enttäuschung erlebt. Ich habe das palmengeschmückte, grün eingehüllte Residenzlein oben auf der Hügelkuppe, so, wie ich es mir vorgestellt, liegen sehen. Und es ist wunderlich: war es die Nachwirkung der Briefe Hermann Wissmanns, war es die Folge des jahraus jahrein gehabten Vorahnens dieses Kennenlernens, die das mit sich brachte? Jedenfalls fühlte ich mich hier vom ersten Tage an heimisch. Sehr mag hierfür noch gesorgt haben, daß zum ersten Male, seit wir das Kassaibecken betreten hatten, hier eine „europäische Ansiedlung" erreicht war, in der der Kautschukhandel keine Rolle spielte. Auch in den belgischen Missionen spielt er eine sehr bedeutende Rolle. Es wurde dort fast noch mehr vom Kautschuk gesprochen als in den Faktoreien, und in den amerikanischen Missionen waren wir nur stundenweise zu Besuch. Hier nun lebten wir 16 Tage lang, fern von dem Kautschuktrubel der weißen und schwarzen Welt. Hier lebten wir zwischen Leuten, die sich alle Mühe gaben, uns das Leben angenehm und erfreulich zu gestalten. Auch in dieser Hinsicht war es gar nicht, als wenn wir in einer Station des doch immerhin fast belgischen Kongostaates angelangt wären. Der Chef dieser Gegend war der Kapitän Bussanno, ein feiner, italienischer Offizier, sein Adjutant der kleine Leutnant Suino, ebenfalls ein Italiener, und der Chef der Rinderzucht von Luluaburg ein Mann, dessen holländischer Typus außerordentlich markant war. Hier lebte man sein Leben für sich. Hier gab es nicht nur verschiedenartig selbstgemachte schöne Makkaroni, hier gab es nicht nur jeden Tag frische Milch und frische Butter, frisches Obst und heitere Mienen — o, wie haben wir geschwelgt in diesen Luxusartikeln —, hier gab es kein Mißtrauen, das von vornherein in dem fremden Ankömmling etwas anderes wittert, als er darstellen will und wirklich ist.



Ethnologischer Besuch in Luluaburg: Ein Moëna Lulua tanzt uns den Maskenreigen vor.

So fühlte ich denn hier in Luluaburg zum ersten Male, wie eine gewisse Spannung von mir wich. Seitdem ich den Kuilu verlassen habe, habe ich eigentlich überall mit „Soupçons" zu rechnen gehabt. „Soupçons" bei den Eingeborenen, „Soupçons" bei den Weißen! Kein Mensch wollte glauben, daß wir einfache, harmlose Leute einer wissenschaftlichen Expedition sind. Jeder sah mich als etwas Besonderes an, als etwas Unangenehmes. Der eine für einen heimlichen Spion des Staates, der zweite für einen englischen Unterhändler, der dritte für einen geheimen Aufsichtsrat von deutscher Seite. O, wie mancher biedere Kautschukmann hat mich bei Seite genommen und mir zugeflüstert: „Na, na, sagen sie es mir mal ganz ruhig, was sie eigentlich im Lande wollen.



Bilder der Lubaeinwanderung: Großer Markt bei Luluaburg.

Sehen sie mal, sie müssen nicht glauben, daß ich das etwa nicht längst ahne!" Oder es klang mir auch wohl im kleinen Kreise der begrenzten europäischen Tafeln das taktlose Wort zu: „So harmlos, wie sie aussehen, sind sie nicht. Natürlich führt sie noch irgend etwas anderes hierher." Hier unter den Italienern und „Luluabürgern", die nie so recht mit dem Kongostaat verwachsen sind, und die außerordentliches Verständnis für meine Arbeitsbestrebungen hatten, hier wurde mir zum ersten Male klar, welch peinliche Situationen sich eigentlich immer eingestellt hatten, wenn ich mit den Weißen zusammengekommen war.

Es gab noch andere Gründe, die mir den Aufenthalt in Luluaburg so sehr lieb machten. An den alten Hausstellen konnte ich feststellen, wo Wissmanns Haus, wo sein Pulvermagazin gewesen, seine Posten gelagert, seine Speiseräume gestanden hatten. Inzwischen war alles abgebrannt und neu auf-

gebaut, aber die Bäume auf dem Hofe sind noch dieselben, die einst Wissmann eingepflanzt hat. Eine ernste Aufgabe stand mir hier noch bevor. Unten am Lulua mußte ein treuer Kamerad der alten Expedition, der Leutnant Franz Mueller, begraben liegen. Als ich zum oberen Kassai gekommen und mit den Missionaren zusammengekommen war, hatte ich mich sogleich nach dem Zustande des Muellerschen Grabes erkundigt. Ich ahnte nicht, daß es überhaupt vergessen und verschollen war, und stellte meine Fragen eigentlich nur zu dem Zwecke, den Herrn Gelegenheit zu geben, das Grab ein wenig herrichten zu lassen, und so Veranlassung zur Ausübung stets willkommener Kourtoisie zu geben. Denn nach 20 Jahren waren wir hier die erste Deutsche Expedition; damals war dieser Offizier gestorben bei der Gründung der Luluaburg, er war das Opfer dieser Gründung, denn das Fieber, dem er erlag, zog er sich



Bilder der Lubaeinwanderung: Marktszene.

bei der Überwachung des Lehmstichs zu. So war es naheliegend, daß die Mission, welche den Friedhof bei Luluaburg in Ordnung hält und die in gewissem Sinne uns auch verpflichtet war, ein wenig für ein erfreuliches Äußeres des Grabes Sorge trüge.

Es war aber ganz anders. Allerdings hatte die belgische Mission einen Friedhof bei Luluaburg angelegt, aber das Grab eines Leutnants Mueller war nicht daselbst. Es war „vergessen"; es ist das um so merkwürdiger, als der Leiter dieser Mission, Herr Cambier, schon seit langen Jahren in diesen Ländern seine Tätigkeit ausübt und auch schon ausgeübt hat, als das Grab den Offizieren von Luluaburg noch bekannt und von ihnen gepflegt wurde. Da das Grab nun aber seitwärts des Kirchhofes, nämlich unten am Lulua gelegen ist, wurde es einfach „vergessen". Auf unsere Anregung hin wurde es gesucht; alle alten Leute Wissmanns und Pogges kannten natürlich die Stelle, und so wurde es auch gefunden. Ein Maisfeld war darüber angelegt worden.

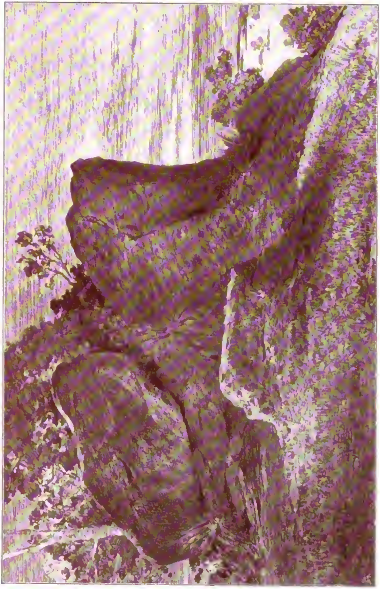
Wie anders hätte zum Beispiel die französische Nation in solchem Falle gehandelt! Ein Kamerad Leutnant Muellers, Dr Wolf, starb einige Jahre später auf französischem Kolonialboden Innerafrikas, im Hinterlande von Dahome. Als die Franzosen den Ort erreichten, begingen sie eine ehrende Feier. Sie halten, soviel ich weiß, diesen Platz hoch in Ehren. Dabei hatte Dr Wolf



Bilder der Lubaeinwanderung: Marktszene.

für die Franzosen nichts getan, Leutnant Mueller hatte aber jene Festung mitgebaut, die heute noch als der Mittelpunkt des Kassaibeckens die Länder, dem Süden zu, beherrscht. Ich füge diesem Kapitel die Zeichnung bei, die in Wissmanns Publikation vom Grabe Muellers gegeben ist, und als Tafel reproduziere ich die Zeichnung, die der Zeichner in meinem Auftrage angefertigt und dem Bruder des Verstorbenen überreicht hat. Für den Fall, daß diese Stätte abermals „vergessen" werden sollte, bemerke ich, wie man am einfachsten den Platz wiederfindet. Das Grab ist in der Luftlinie ohne Berücksichtigung der magnetischen Abweichung auf 225 Grad von Luluaburg aus am linken Ufer des Flusses zu suchen. Die Sandsteinfelsen, die über ihm thronen, werden immer die Möglichkeit geben, es wieder zu finden, und außerdem lebt die Erinnerung an diesen ersten weißen Verstorbenen unter der Eingeborenenbevölkerung lebhaft fort.

Die alten Freunde meiner Vorgänger Pogge und Wissmann, nämlich Kalamba und seine Familie, sind nun längst von dannen gezogen, einige einer höheren, besseren Welt zu, andere auf dieser Erde, aber in eine Gegend, in der ihnen der Kongostaat und der Kautschukhandel nicht allzunahe sind. Wenn man Wissmann gegenüber auf das Kapitel Kalamba zu sprechen kam, so ergrimmte dieser gerechte Mann aufs bitterste. Er machte der Kongoregierung den schweren Vorwurf, daß sie die „armen Baschilange" „infam" behandelt habe. Ich sehe davon ab, die Vorgänge dieser traurigen Vergangenheit hier



Das Grab des Leutnant Franz Mueller.
(Nach Bleistiftzeichnung.)

zu wiederholen. Leider erfuhr ich auch von den Europäern nichts, was nicht geeignet gewesen wäre, die Ansichten Wissmanns zu bestätigen. Das Land im Süden, wo einst Sangula Meta ihre Reden gehalten hat, wo Kalamba den feierlichen Handgruß entbot und der Hausminister die Orakelpfeife schmauchen ließ, die Gegend, wo der alternde Pogge seinen Gemüsegarten in größter Ärmlichkeit gebaut hatte, kam mir jetzt recht verwaist und vereinsamt vor, und an die alten Zeiten erinnerten mich unter den Menschen eigentlich nur die Angolesen, die seinerzeit mit den deutschen Expeditionen ins Land gekommen und sich hier niedergelassen hatten. Ich hatte beschlossen, diese alten Leute, in denen allen die Erinnerung an die großen Zeiten der Vergangenheit noch lebendig ist, zu beschenken, und so ließ ich sie denn eines Tages zusammen kommen und versammelte sie mit der Erlaubnis des Kommandanten Bussanno auf dem Hofe der Luluaburg. Da kam der alte Germano, dann Humba, Simao, Antonio, und wie sie alle heißen mögen. Einige, wie zum Beispiel Humba, waren greisenhaft alt geworden. Andere, wie Simao, hatten sich wunderbar erhalten. Sie alle begrüßte ich nun mit einem freundlichen Mojo und jeder erhielt zur Erinnerung an die alten Zeiten eine hübsche wertvolle Gabe. Ich wollte ihnen so zeigen, daß die Söhne Kabassu Babus, daß die Deutschen noch der Taten gedenken, die mit ihrer Hilfe ausgeführt worden sind. Ich entbot ihnen ein Mojo, das mir selber etwas mehr zu Herzen ging, als es sich für einen Afrikaforscher schickt. Mit den letzten Briefen von da-



Bilder der Lubaeinwanderung: Marktszene.

heim hatte ich die Nachricht erhalten, daß Hermann Wissmann, der väterliche Freund meiner Expedition und mein Vorgänger, verstorben sei. Um die deutsche Kassaiexpeditionen ist es eine eigene Sache. Als seinerzeit Wissmann die zweite Kassaiexpedition über die Küstenstufe Afrikas in das Inland führte, da begegnete ihm sein aus dem Innern zurückkehrender Lehrer und Vorgänger Pogge. Und der starb wenige Tage nachher. Als ich die dritte Kassaiexpedition den Strom hinaufführte, da starb der Leiter der vorigen, Hermann Wissmann.

Ich sagte das den Leuten, und es wurde manches Auge feucht. Es ist gar nicht zu glauben, wie fest eingegraben in das Herz dieser Völker die Erinnerung an diese beiden großen Leute, Pogge und Wissmann, lebt. Es ist nicht nur die Erinnerung an die Zeit „Als wir noch jung waren", die solche feste Anhänglichkeit erklärt, sondern es ist auch die Tatsache nicht genug zu betonen, daß es seitdem in diesem Teile Afrikas nicht Leute gegeben hat, die als treue Freunde der Eingeborenen und gleichzeitig als ihre ernsten Mahnherren und Lehrer so ungemeinen Einfluß gehabt haben, wie Pogge und Wissmann.

Ich wunderte mich nicht darüber, daß nun allerhand Wünsche laut wurden. Soweit es in meiner Macht stand, gab ich ihnen nach. Aber der eindringlichsten Bitte, es möge doch wieder ein Kabassu Babu ins Land kommen, der konnte ich nicht willfahren. Ich vertröstete auf spätere Zeiten und erinnerte daran, daß die Leute ja hier selbst glauben, die guten und großen Altvorderen würden wiederkehren und größeren Segen ins Land bringen. Ich erinnerte daran, daß auch in der christlichen Religion ein derartiger Satz sei, und daß die ganze Menschheit dadurch zur Kraft und zur Tüchtigkeit angehalten werde, daß sie die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht verliert. Wer sich unter meinen Lesern etwa einbildet, daß der Eingeborene dieser Länder den Sinn solcher Worte nicht versteht, der irrt sich sehr. In diesem Land lebte ich in einer Zentrale der Intelligenz, unter Bauernvölkern, welche in ihren Mußestunden größeren und freieren Gedankengängen nachhängen, als der Europäer im allgemeinen annimmt. In dem Werke der Ethnographie dieser Völker habe ich gar manchen Beleg dafür zu bringen.

Die alten Leute gingen bei mir aus und ein. Es war ein ständiger Wechsel von Besuchern auf meiner Veranda. Gar bald hatten die Angolaleute wahrgenommen, daß es sich unter dem ethnologischen Zepter der D. J. A. F. E. ganz gut leben lasse, und so meldeten sich dann nach und nach eine ganze Menge neuer Hilfskräfte zur Mitarbeiterschaft im Süden an. Vor allen Dingen trat der alte Simao mit vier Angolesen wieder in meinen Dienst. Simao hat die Expedition dann zu Ende bis zum Sankurru mitgemacht und sich als ein



Bilder der Lubaeinwanderung: Marktszene.

außerordentlich treuer Mitarbeiter erwiesen, dem ich ganz schwierige Aufgaben anvertrauen konnte.

Wunderliche Erfahrungen machte ich mit der belgischen Mission. Ich hatte keine Veranlassung, in der auf dem Boden des alten Mukenge gegründeten Missionsstation meinen Besuch zu machen. Die Mission hatte sich in ungehöriger und taktloser Weise in Bena Makima in unsere Angelegenheiten gemischt und so die Freundschaftsdienste, welche ich ihr erweisen konnte, in eigenartiger Form erwidert. Mich den Herren hier wieder nähern, wollte ich um so weniger, als ich unterwegs, im Laufe der Zeit, nachgerade soviel Spuren einer nicht ganz würdigen Missionshaltung wahrgenommen hatte, daß mir eine abermalige Zusammenkunft nicht angenehm war. Besonders verletzte mich und andere, daß Herr Cambier, nachdem wir zusammen in Bena Makima gewesen waren, nach Luluaburg abmarschiert war, und auf dem Marsche acht Frauen, welche in das Missionsgebiet gehörten, eingefangen und an langer Kette mit nach Haus genommen hatte. Die Mission in Luluaburg genießt nämlich Vorrechte, die mit ihrer kulturellen Stellung nicht ganz in Einklang zu bringen sind. Der Staat hat in seinem Kriege gegen die Araber größere Mengen von Sklaven befreit und deren einen Teil der Mission von Luluaburg zugewiesen. Die Leute dürfen nun ihre neue Heimstätte nicht verlassen und sind so des Rechtes der Freizügigkeit beraubt. Die erwähnten Frauen hatten sich keine andere Schuld zugezogen, als daß es ihnen nicht mehr gefiel. Sie waren fortgegangen, und nun fing sie Herr Cambier wieder ein und führte sie an der Strippe nach Hause zurück. Das haben mir die Herren von Luebo bestätigt. Ein solches Verfahren kann ich unmöglich als der Stellung einer Mission entsprechend billigen. Es grenzt das an eine bessere Haussklaverei. Einen ähnlichen Fall sollte ich jetzt selbst erleben. In Luebo waren zwei Leute, Mukengeschi und Kabongo, Sklaven des Häuptlings Kajembua Mompolo, in meinen Dienst getreten. Sie wollten mich auf der ganzen Reise bis zum Sankurru begleiten. Die beiden Leute verschwanden hier in Luluaburg. Auf meine Nachforschung hin erfuhr ich nun, daß ihr Häuptling sie im Auftrage der Mission zurückbehalte. Dieser Kajembe ist nämlich ein Angestellter der Mission. Ich ließ darauf die Leute fragen, ob sie ferner in meinem Dienste bleiben wollten. Als sie dies bejahten, ließ ich auch den Häuptling Kajembe kommen, und am 19. Dezember kaufte ich die beiden Leute von ihm frei. Ich erkundigte mich zu diesem Zwecke nach dem Preise, der bei solchem Freikauf üblich sei. Herr Bussanno gab mir die gewünschte Auskunft. Die beiden Leute nahmen noch ihren Lohn entgegen und wurden von Kajembe — von dannen gebracht! Darauf beschwerte ich mich natürlich bei dem hiesigen Oberhaupte der Regierung, Herrn Bussanno, und dieser beschritt den Weg der Klage gegen Kajembe. Da mischte sich der Herr Cambier ein, und es zeigte sich, daß nicht Kajembe, sondern die Mission mir die Leute

vorenthielt, die mir gegenüber erklärt hatten, mich gerne weiter zu begleiten, und die ich frei gekauft hatte. Herr Cambier zog sich aus der Affäre, indem er erklärte, meine Leute wären nicht entsprechend den Vorschriften des Staates engagiert. Da ich nun über die Form der Anwerbung eine Übereinkunft mit

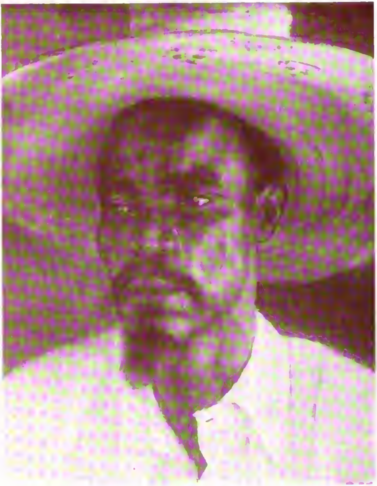


Bilder der Lubaeinwanderung: Marktszene.

dem Gouverneur getroffen hatte, so war dieser Einspruch hinfällig. Es blieb also die Tatsache bestehen, daß die Mission eine Freiheitsvergewaltigung ihrer Leute nicht nur im einzelnen Falle, sondern prinzipiell durchführt.

Aber eine unglaubliche Geschichte leistete sich Herr Cambier in seinem Ärger darüber, daß ich mich seiner Bevormundung des Landes und der Leute nicht fügte. Es ist hier im Kongostaate vorgeschrieben, daß jedes Gewehr vom Staate markiert und numeriert wird, und daß niemand ein Gewehr tragen darf, welches nicht entsprechend eingetragen ist, wenn der Träger nicht eine spezielle Genehmigung aufzuweisen hat. Mir war nun seinerzeit schon in Europa auf dem Umwege der Verhandlungen zwischen der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft in Brüssel und der Regierung des Kongostaates die Mitteilung zugestellt worden, ich könne für meine Expedition so viele Gewehre mitnehmen, als ich wolle. Ich hatte von der Königlich Preußischen Feldzeugmeisterei 20 Büchsen für unsere Leute erhalten und diese Zahl bei meiner Ankunft in Boma auch sachgemäß angegeben. Die Waffen selbst kamen nach mir an, einige Monate später mit der „Lübeck". Beim Zollamte hatte ich den Auftrag hinterlassen, die betreffende Kiste in Empfang zu nehmen, zu öffnen und die Gewehre zu stempeln. Das Zollamt hatte dieses unterlassen, und so trugen die 20 Jägerbüchsen keine Nummern. Späterhin habe ich feststellen lassen, daß ich hieran keine Schuld trüge.

Nun trat in Luluaburg ein Mann in meinen Dienst, der sich als alten Soldaten ausgab. Er hieß Tambue, machte einen sehr guten Eindruck und wurde mir



Simao, ein Veteran der Deutschen Forschungsexpeditionen.
(Nach Ölstudie.)

allgemein sehr gelobt. Er wurde also engagiert. Einige Tage, nachdem er eingetreten war, erzählte er mir, daß in der Gegend nach Süden zu ein Häuptling einen sehr schönen geschnitzten Elfenbeinzahn besitze. Da mir dies ein Novum im Kulturbesitz des hiesigen Landes war, so beauftragte ich Tambue, zu dem Besitzer zu gehen und ihn zum Herbeibringen des Stückes zu bewegen. Tambue nahm, ohne mich zu fragen, von der Veranda ein Gewehr fort und ging damit ab. Er glaubte ganz entschieden damit nichts Böses zu tun, handelte aber gegen meinen Willen, denn seitdem ich die Schwierigkeiten bei Bena Makima gehabt hatte, gestattete ich den Leuten nicht mehr, mit den Gewehren fort zu gehen, wenn ich sie nicht begleitete. Tambue ging also von dannen und kam nicht wieder. Dagegen hörte ich wenige Stunden später, daß Herr Cambier Tambue getroffen, ihn in die Station mitgenommen und gefangen gesetzt habe. Ich beschwerte mich sofort bei Herrn Bussanno. Herr Bussanno verlangte das Gewehr zurück und die Freilassung des Tambue. Herr Cambier brachte persönlich das Gewehr zu Herrn Bussanno und erklärte, der Staat verbiete seinen Leuten Gewehre zu tragen, die nicht markiert wären, und somit müsse er beanspruchen, daß dies anderen Leuten gegenüber auch geschehe. Man sieht, welche Rechte diese Mission dem Staate gegenüber sich herausnimmt, und wie



Bilder der Lubaeinwanderung: Marktszene.

sie im Lande das Zepter zu schwingen sucht. Man stelle sich vor, was sich ereignen würde, wenn in einer französischen, englischen oder deutschen Kolonie Privatleute wagen würden, nolens volens und ohne Veranlassung einen Mann gefangen zu nehmen, der auf diese Weise ein Gebot des Staates nicht innehält. Es ist aber eben der Ton dieser Mission, die die Leute gefangen nimmt,

wie es ihr paßt, die die Freizügigkeit absperrt, die den Eingeborenen gegenüber nicht ein wohlwollendes, erzieherisches, sondern ein gewalttätiges Herrscherregiment führt. Es verdient betont zu werden, daß die Mission mit Hilfe der Leute, die unter ihre „Obhut" gestellt sind, ihr tägliches Brot verdient. Sie legt mit ihnen Kaffeepflanzungen an und leiht sie als Träger an die Kompanie aus, wobei sie ein hübsches Stück Geld verdient.

Wieder eine andere Art des Verkehrs ward Sitte zwischen den Bassonge Zappu Zapps und uns. Der Fürst Zappu Zapp selbst war abwesend. Er hatte mir sagen lassen, ein eiliger Marsch zwinge ihn, nach Galikoko zu gehen, wo zu viele seiner Leute hingezogen wären, die er nun zurückholen wolle. Wie eilig dies vor sich ging, geht daraus hervor, daß er sich jetzt schon drei Wochen auf dem Hinmarsche befand, auf einem Wege, den er, wenn er wollte, in sechs Tagen zurücklegen konnte. Daß die Kolonne sich so langsam vorwärts schob, war aber auch kein Wunder. Der Fürst hatte zu diesem Spaziergange eine Eskorte von



Bilder der Lubaeinwanderung: Marktszene.

etwa 100 Damen für seinen Privatgebrauch, und außerdem sämtliche Minister und noch verschiedene 100 Leute mitgenommen. Es war alles dahin transportiert worden, was zu seiner persönlichen Ausstattung gehörte. Und Zappu Zapp war reich. Nun lag die große Stadt auf den Hügeln gegenüber Luluaburg etwas einsam und öde da. Immerhin lohnte sich doch ein mehrmaliger Spaziergang durch die Straßen und vor allen Dingen eine Besichtigung des „Palastes". Um einen langen Hof waren Wohnhäuser angelegt, deren Längsmauern wohl über 100 Meter maßen. Hallen und Veranden wechselten miteinander ab. Augenblicklich waren diese weiten Räumlichkeiten nur von wenigen Frauen, meist älteren Damen, und einer Unzahl kleiner Kinder bewohnt. Die Bevölkerung benahm sich recht liebenswürdig. Mancherlei Kenntnis in Tuschimuni und auch einiges interessante Gerät konnte eingeheimst werden.

Von den Bena Lulua sah ich bei Luluaburg wenig. Eine wahre Unzahl von Baluba ist ins Land eingewandert und drängt die kleinen Lulua langsam beiseite. Auch bei den großen Märkten, die hier vor den Toren der Feste alle paar Tage abgehalten werden, sieht man nur wenig von den Alteingeborenen

des Landes. Es sind zum größten Teile Baluba und Bassonge, welche ihre Nahrungsmittel, die Erzeugnisse von Fischfang und Gartenbau, von Töpferei, Korb- und Mattenflechterei hier anbieten. Ich füge diesem Kapitel als Illustration Szenen solcher Balubamärkte bei, die mir von meinem liebenswürdigen Freunde Hubin zu diesem Zwecke überlassen worden sind.

Im Fluge geht die Zeit vorüber. Es war ein so behagliches Leben, eine so ungestört dahingleitende Tätigkeit, ein so erfrischender Verkehrston, daß wir es recht bedauerten, als der Tag unseres Abmarsches, der 18. Dezember, immer näher und näher heranrückte. Ich hatte die Kisten mit Sammlungen, die jetzt zurückgehen konnten, gepackt. Sie wurden auf der großen Heerstraße nach Lussambo befördert. Meine Tagebücher waren ins reine übertragen, die notwendigen Studien dieser Gegend vollendet. Allerdings konnte der Kapitän Bussanno infolge der Abwesenheit des Fürsten Zappu Zapp mir nicht so schnell, wie er wohl selbst wollte, Träger besorgen. Ich brauchte ja jetzt für den Marsch nach Süden eine große Anzahl Leute. Immerhin bestiegen wir doch am 18. Dezember nachmittags die beiden Ochsen, die uns geliehen waren, und ritten aus dem Tore der alten liebenswürdigen Burg hinaus. Der größte Teil des Gepäcks verblieb unter der Obhut der neu eingetroffenen Expeditionsmitglieder, der alten Leute aus Angola, die schon von Pogge und Wissmann geschult waren, so daß ich mich unbedingt auf sie verlassen konnte.

Der Kapitän Bussanno begleitete uns noch ein gutes Stück weit.



Aus dem Lande der Pfahlbauern: Haus in Mukabang.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Im Lande der Pfahlbauern.

Am Nachmittag des 18. Dezembers begann der Marsch nach dem Süden. Die Südreisen der deutschen Expeditionen waren bislang nicht vom Glücke begünstigt gewesen. Im Jahre 1884 wurde Wissmanns Geograph, der damalige Leutnant und spätere Gouverneur von Südwestfrika von François, von den Baqua Kanioka zur Umkehr gezwungen. Als ein halbes Jahr später Wissmann selbst den Marsch nach Südosten unternahm, mußte er sich am Bnschimai zur Umkehr entschließen, weil die Baluba feindlich gesinnt waren. Vom Süden her waren Dr Pogge und Dr Buchner in das Land der Kalunda zum Muata Jamvo vorgedrungen. Die Strecke, die zwischen dem nördlichen Luluagebiet und der Jamvo-Residenz lag, also das Gebiet zwischen dem 6. und 8. Grad südlicher Breite, war unbekannt geblieben. In der Hauptstadt des großen Lundafürsten hatte Pogge gehört, daß in diesem Lande ungezügelte und wilde Stämme ansässig seien, mit denen auch die Heere des Jamvo nicht fertig zu werden wußten. In jährlichen Kriegen zog der Herrscher selbst gegen diese Stämme: Kanioka,



Der Ferdinand von Richthofen-Fall, vom Tor aus gesehen.
(Nach Photographie.)

Tukongo, Babinschi, Bakete und Kauanda, zu Felde. In der Gegend von Luluaburg sowohl wie im Süden hörten die deutschen Forscher Berichte von außerordentlichen Absonderlichkeiten in Gesinnung und Lebensführung dieser Leute. So versteht es sich von selbst, daß das Aufsuchen dieser Gebiete etwas sehr Reizvolles für mich hatte.

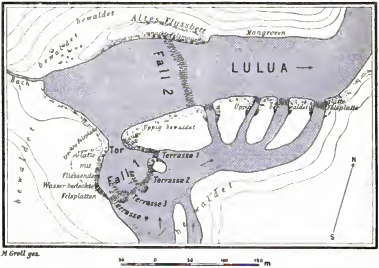
Noch aussichtsreicher ward die Sache dadurch, daß ich bei Mai Munene noch weitere Nachrichten von den Bewohnern dieses Landstriches erhielt. Das Gerücht ging, Kalamba habe sich die Herrschaft über die im Lande zwischen Lulua und Kassai wohnhaften Bakete-Stämme angeeignet. Die Bakete sollten Pfahlbauern sein, und die Kanioka in eigenartigen, mächtigen Doppelhäusern wohnen. Daß hier ein hochinteressantes Völkerleben heimisch sei, war somit so gut wie erwiesen. Von einigen Kanioka, die der Strudel der Völkerwanderungen nach dem Norden gedrängt hatte, erhielt ich genügende Aufklärung, um erkennen zu können, daß hier noch mancherlei alte Historien und Traditionen zu gewinnen seien. Ich mußte mir sagen, daß die Lubawanderung nur an einem sehr starken Völkerfelsen Halt machen konnte, und daß ich so darauf rechnen konnte, hier, wenn auch nicht auf primitive, so doch auf altertümliche Zustände zu stoßen.



Erste Blüten der Kultur: Der reich und schön gekleidete Häupling der Diojo.

Leider war aber, wie gesagt, das Gerücht der Unbändigkeit der Eingeborenen auf den seitwärts der Kompaniestraße gelegenen Gebieten ein so ausgesprochenes und verbreitetes, daß unter den Leuten eine große Furcht herrschte. Zwar gab es eine weiter im Osten gelegene Straße nach dem Süden, die zur Baketestation führte. Aber ich strebte ja immer danach, nach Möglichkeit jetzt eigene Wege zu gehen, da mich die Erfahrung gelehrt hatte, daß ich hier die größten und wertvollsten Erfolge erzielen konnte. So beschloß ich denn, am Gestade des Lulua direkt nach Süden zu marschieren und den Umweg über Tschitadi zu vermeiden. Schnell marschieren konnte ich anfangs allerdings nicht, denn ich verfügte nur über die Hälfte der notwendigen Träger.

Das Material, das mir zunächst Kapitän Buffanno besorgt hatte, war nicht gerade das beste. Da der Fürst Zappu-Zapp immer noch auf Reisen war, war es nicht möglich, die freien Bassonge zu bewegen, die Expedition in das gefährliche Baketegebiet mitzumachen, und so erhielt ich nur Sklaven. Dieses Sklavenmaterial wurde nicht einmal von seinen Eingeborenenherren freiwillig entsandt, sondern es war requiriert, d. h. die Zurverfügungstellung hatte nur stattgefunden auf die Forderung des Staates hin, und sie war nur erreicht worden, weil ich im allgemeinen einen etwas höheren Lohn zahlte, als hier üblich ist. Um mich der Notwendigkeit zu entheben, die sich nun abspielenden, äußeren kleinen Schwierigkeiten zu schildern, mag ein Auszug aus dem Tagebuche Auf-



Der Ferdinand von Richthofen-Fall.

nahme finden, aus dessen abgerissener Sprache das Leidwesen dieses Zustandes vielleicht deutlicher redet, als aus langen Lamentationen.

18. Dezember 1905. 3 Uhr Abmarsch mit etwa 100 Leuten. 5 Uhr Marsch durch die Missionsstation St. Joseph. 7 Uhr 20 Min. Ankunft in Kanova bei den Bena Tschikotte. Abends Regen.

19. Dezember 1905. 7 Uhr 20 Min. Abmarsch. 9 Uhr 25 Min. bis 11 Uhr 58 Min. Frühstückspause bei den Baqua Diojo, einige hübsche Tätowierungen. 12 Uhr 40 Min. Lager im Dorfe Kapuku der Bena Ngojo. Simao mit den Trägern Zappu-Zapps ist noch nicht angekommen. Nachmittags Streit mit den Leuten wegen der Gefährlichkeit der Bakete. Einige Bassongosklaven desertieren. Drei werden wieder eingefangen.

20. Dezember 1905. 7 Uhr 2 Min. Abmarsch. 8 Uhr 58 Min Ankunft bei Tschiniama, Dorf der Baqua Moasa. Die Leute Zappu-Zapps kommen nicht, drei Baluba desertieren. Mittags schwerer Regen.

21. Dezember 1905. Warte vergebens auf die Träger des Staates, fünf alte Leute entweichen. Es regnet. Wir steigen zum Wasserfall, wo die ersten Aufnahmen gemacht werden. Ich verlege mein Lager von Tschiniama zu Katende. Katende ist der Sohn jenes Häuptlings, den Wissmann 1884 mit Krieg überzogen hatte. Der Sohn ist den Kabassu-Babus sehr wohlgesinnt.

22. Dezember 1905. Die ersten 50 Träger kommen, bringen Briefe und Sendungen aus Europa mit. Suchen den Richthofenfall auf und vollenden die Aufnahme. Packen Verschiedenes um und ordnen alles zum Abmarsch.

23. Dezember 1905. Weitere 60 Träger aus Luluaburg kommen, zehn Leute sind entwichen. In der vorigen Nacht sind fünf Leute der ersten Staatskolonne mit zwei Trägern aus Luebo fortgelaufen. Ich werbe im Dorfe Katendes 15 junge Burschen an. Mittags zwei Schlangenbisse. Die Verwundeten werden, als ich gegen Mittag abmarschiere, getragen. Im ersten Dorfe spielt sich schon eine allgemeine Obstruktionsszene der Träger aus Luluaburg ab. 20 von ihnen



Bilder vom Richthofenfall:
1. Blick von den mit fließendem Wasser bedeckten Felsplatten aus über den Fall, mit seinen Kesseln und Terrassen auf das Baum-Kap.

rennen fort. Die 20 Polizisten jagen hinterher. Bis zum Abend sind acht wieder eingefangen. Im Dorfe Kassenge zwei neue Obstruktionsszenen. Die Lasten einiger Leute werden zusammengebunden. Beim Überschreiten des Luphanga fällt der Koffer des Zeichners wieder ins Wasser. Ebenso vier andere Lasten.



Bilder vom Richthofenfall: 2. Blick vom Ostpfeiler des Tores aus auf Terrasse 2 und Kessel 1. Photographische Aufnahme.

Im Trubel entweichen zwei Leute. Lagere um $\frac{1}{2}$4 Uhr bei Majanda, Dorf der Bena Kabondo. Die Leute werden mit zwei Löffeln Salz in Seligkeit versetzt. Mache selbst heimlich einen Marschiergang zum Lulua, um die Überfahrtsmöglichkeit zu prüfen. Sehe ein, daß, wenn ich auf dieser Seite weiter marschiere, mir noch alle Leute ausreißen werden. Muß also den Lulua zwischen uns und die Rückstraße bringen. Abends Regen.

24. Dezember 1905. Breche 6 Uhr 56 Min. auf und marschiere zum



Bilder vom Richthofenfall: 3. Derselbe Blick wie auf obigem Bilde, gemalt vom Zeichner der Expedition.

Lulua. Majanda behauptet, keine Boote zu haben. Polizisten finden eins auf. Gehe im ersten Boote hinüber. Hole den Häuptling Tschibaboa herbei. Vier weitere Boote werden aufgetrieben. Lemme überwacht andere Seite. Ich nehme in Empfang. Fünf Leute entweichen dabei. Als alles übergesetzt ist, erfahren die Leute, daß wir heute noch die Bakete erreichen, daß der Rückweg nun abgeschnitten ist, daß im ersten Baketedorf in Gabulukn 3000 Gewehre vorhanden sind; es gibt große Angstszenen, eine ganze Gesellschaft fängt an zu weinen. Requiriere dann mit Tschibaboa 40 Träger. Tschibaboa führt uns ins Inland. Vorsichtshalber lasse am Lulua einen Posten zurück, um etwa entweichende Leute ein-



Bilder vom Richthofenfall:
4. Blick vom Mangrovenufer in das „alte Flußbett" hinein.

zufangen. Nach einer halben Stunde merke ich, daß Tschibaboa uns einen falschen Weg und nicht zu Bakete, sondern zu Bena Lulua führen will. Ich zwinge Tschibaboa, uns den richtigen Weg zu zeigen. Im Busch raubt einer von Tschibaboas Leuten einer Frau ihren Tragkorb mit all ihrem Besitztum. Tschibaboa versucht nochmals, einen falschen Weg einzuschlagen. Nehme ihn an die Leine. Der Marsch über herrliches, welliges Land mit mächtigen Felspartien, ermöglicht weite Ausblicke. 12 Uhr liegen alle Leute. Ich lasse Lagerfeuer anzünden und zwölf Polizisten ringsherum patroullieren. Marschiere selbst mit acht Polizisten im Eilmarsch voraus. 3 Uhr im Grenzwalde. Im Gebüsch liegen die Baketeposten. Ein Polizist will aus Angst schießen, bekommt schleunigst eine Ohrfeige. Die Bakete sind sehr erstaunt. Ich gehe ihnen entgegen,

sie sind sofort freundlich. Es ist ein wundervolles Dorf im Felsengelände. Halte ein Mojo, 100 Bakete machen sich jubelnd auf, unseren Leuten entgegen zu laufen und das Gepäck zu bringen. Um 5 Uhr ist alles angekommen. Unsere Leute sind sehr erstaunt über die Liebenswürdigkeit der Bakete. Ein Platzregen. Lasse allen Leuten doppelte Extrarationen verteilen. Bereite würdig den Heiligen Abend vor. Es gibt Spanferkel und eine halbe Flasche Champagner. Die Leute tanzen vor Jubel um große Feuer.


Die Felsenlandschaften am oberen Lulua: Verwitterter Naturobelisk bei Djoffa.

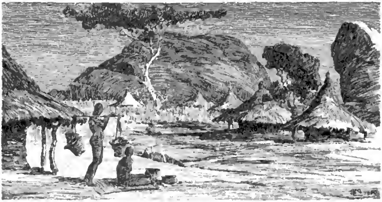
25. Dezember 1905. Bleibe heute in aller Behaglichkeit liegen und feiere. Von allen Seiten strömen Bakete herbei, um uns zu sehen. Zwei Tagemärsche von hier wohnen andere Bakete in Pfahldörfern. Die sollen sehr unangenehm sein. Unsere Leute bekommen wieder Angst.

26. Dezember 1905. Vier Leute nachts entwichen. Rekrutierung hier sehr schwierig. 6 Uhr 51 Min. Abmarsch. Passage über den Lufidi außerordentlich gefährlich. Fluß sehr tief und reißend. Ich springe ins Wasser und feuere zum Brückenbau an. Reitstiere versinken fast im Moor. Landein. 12 Uhr 11 Min. Lager im Dorfe Matama der Baqua-Kanioka. Matama ist der Sohn Mona Tendas, der François seinerzeit Schwierigkeiten bereitete. Sind seitdem nach Süden und hierher verdrängt worden. Abends Gewitterregen.

27. Dezember 1905. Marsch von 6 Uhr 36 Min. an über weite Savannen und teilweise stark ausgebildete hochmoorartige Sumpfböschungen. Wieder neue Obstruktionen. Marschiere voraus über die Grenze der Bena Lulua. Der sehr

sumpfige Talübergang von einhalb Kilometer erfordert eine Stunde. Dann am Sumpf das erste große Pfahldorf. Erst sind alle Bakuba entflohen. Kommen zurück und nun herrscht friedliche Stimmung. Plötzlich ein wilder Ruf! Alle Bakete fliehen und kommen dann mit Flinten wieder. Einer unserer Reitstiere ist im Moore ertrunken, und die Bakete glauben, daß ich sie zur Rechenschaft ziehen will. Nach langer Verhandlung Frieden wieder hergestellt.

28. Dezember 1905. Bleibe heute im Pfahldorfe Mukabang liegen. Der Ochse ist aufgefischt und wird verteilt. Großer Jubel unter den Bakete, denen ich Fleisch zuerteilen lasse. Verbringen den Tag mit Studium, Zeichnen, Ordnen und Erkundigungen über weiteren Weg. Unter den Eingeborenen große



Die Felsenlandschaften am oberen Lulua:
Die Vorstadt von Gabuluku I zwischen den Naturpyramiden.

Aufregung, weil im Norden ein Weißer die Station bestohlen hat. Für uns sehr unangenehm.

29. Dezember 1905. Abmarsch 6 Uhr 23 Min. Ankunft im Lager bei Luku 12 Uhr 50 Min. Marsch durch viel Sümpfe und Wälder. Sind nun wieder am Lulua angelangt, und ich beschließe, von nun an nach Osten zu gehen.

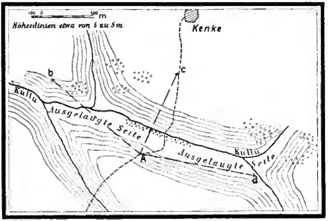
Es würde den Leser ermüden, wenn ich in dieser Weise fortfahren würde. Ich beschränke mich deshalb im nachfolgenden darauf, die notwendigsten Angaben über die geographische Beschaffenheit des Landes, die Forschungsgeschichte und über den Verkehr zu bringen. Im vorstehenden Abschnitt ist der Marsch nach dem Süden im Luluagelände skizziert. Es folgte nun die Wanderung dem Osten zu durch das Land der Pfahlbau-Bakete bis in das Gebiet von Kanda-



Westlicher Teil des Blickes über den Kullu oder Kulli. (b—A.)

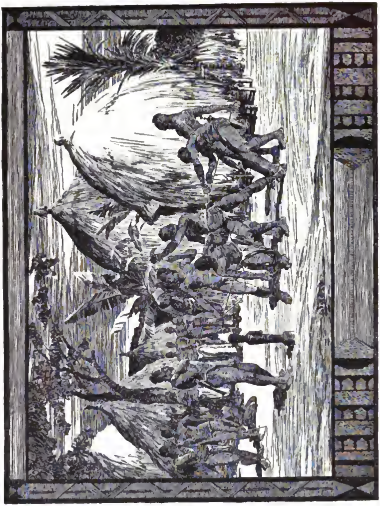
Kanda, also in das Kaniokaland. Ehe ich aber die Erfahrungen dieser weiteren Wanderungen schildere, möchte ich der geographischen Eigenart zwischen Luluaburg und den Kanioka einige Worte widmen.

Zunächst der Lulua. Der Fluß fließt in mehr oder weniger starken Windungen dem Norden zu. Bekanntlich gleitet er bei Luluaburg, also da, wo er sich nach Westen wendet, über den Françoisfall. Aber auch oberhalb dieser Stelle, mit der das steinige, vielfach von Felsblöcken gefüllte Bett beginnt, sind im Strom mehrere Wasserfälle nachweisbar. Der südlichste, den ich feststellen konnte, mußte sich wenige Kilometer südlich des Baketedorfes Gabulufu, also zwischen Mukabang und diesem Platz, befinden. Da ich in diesem Lande meine ganze Aufmerksamkeit den schwierigen Expeditionsverhältnissen widmen mußte, konnte ich einen Abstecher zu dem hier sicher vorhandenen Falle nicht unternehmen. Ich hörte aber sein Rauschen, ehe ich zu dem Brückenbau über den Fidi in dessen Talwald herabstieg. Oberhalb des Falles muß der Lulua eine ganze



Dr M Groll gez.

Das Tal des Kullu oder Kulli bei Kenke.



Zeremonie in einem Batetedorf.

(Nach Federzeichnung.)

Die Ornamente des Rahmens entstammen den Ziermustern der geflochtenen Batetekörbe.



Östlicher Teil des Blickes über Kullu oder Kulli. (A—a.)

Strecke weit gut schiffbar sein, denn in der Gegend von Luku halten sich viele Flußpferde auf, was nach Angaben der Eingeborenen immer ein ziemlich sicherer Beweis für weitere schiffbare Strecken in diesen Gegenden sein soll. Bei Gabulukn war der Lulua ebenfalls mit mächtigen, aus dem Wasser aufragenden Felsblöcken geschmückt. An der Stelle, wo ich den Strom überschritt, vermochte ich nach oberstrom palmengekrönte Inseln, im Süden lange Schnellenlinien wahrzunehmen. Dann zieht der Strom auf den Richthofenfall zu.

Es ist Seite 386 eine Kartenskizze dieses ebengenannten interessanten Punktes beigefügt. Der Lulua kommt in der Breite von etwa 100 bis 150 m von Süden her. Vor ihm liegt eine mächtige Felsenbarre, deren alte Form auch heute noch wohl erkennbar ist. Ich wende mich gleich der Frage zu, wie in alten Zeiten der Strom diese Klippe überwunden hat? Er ist entsprechend dem Verlaufe der Hypsen nach Nordwesten ausgebogen und dann in der Richtung nach Osten zurückgekehrt, in der dreimal das Wort „bewaldet“ in die Karte eingetragen ist. Er lief also über jene Stelle, in welche unten auf der Karte eingetragen ist: „glatte, mit fließendem Wasser bedeckte Felsplatten“. Nach Osten zu war hier eine Felsmauer erhalten, der Randfels, auf den ich sogleich zurückkommen werde. Der Strom floß dann auf die Stelle zu, wo das Wort „Bach“ eingetragen ist, bog energisch nach Osten um und ergoß sich wieder in die Tiefe da, wo eingetragen ist: „altes Felsbett“. Auch an dieser letzten Stelle hat eine Randmauer das frühere Bett von dem heutigen getrennt. Es ist die Mauer, die heute noch erhalten ist, und die ich als „nackte Felsmauer“ eintragen ließ. Ob dieser Lauf, der einen mächtigen nach Osten offenen Bogen darstellt, nur ein Arm des Stromes war, wie ich vermute, oder ob das ganze Gewässer hier eingeengt und dann auf die mit „Mangroven“ bezeichnete Stelle zugestürzt ist, konnte ich nicht entscheiden, da es mir nicht möglich war, auf das andere Flußufer zu gelangen.

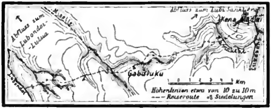
Nach und nach ist es jedenfalls dem Lulua gelungen, sich noch weitere Wege zu bahnen. Als verhältnismäßig alt muß auf jeden Fall das „Tor“ angesehen werden, wogegen ich den Eindruck gewonnen habe, daß vier nach Osten zu gelegene Kanäle, die als Klüfte in die weit vorgeschobene Felsmasse eingeschnitten sind und diese in vier Inseln teilen, verhältnismäßig jungen Datums sind. Auch

heute noch erscheint diese aus vier Inseln bestehende „Felszunge" wie ein einheitlicher Block; die sie durchschneidenden Kanäle sind schmal und haben anscheinend noch nicht sehr tief in die Felsmasse eingeschnitten. Das Wasser, das hier herunterkommt, fällt am Nordende der Kanäle in einem ziemlich energischen Falle auf das tiefere Niveau des Lulua herab. Ich wende mich nun jener eigenartigen Bildung zu, welche ich als „Fall 1" eingetragen habe. Von Süden nach Norden resp. von Südwesten nach Nordosten folgen hier einander eine Gruppe weit vorgeschobener Terrassen (Terrasse 4), ein ausgesprochener Kessel (Kessel 2), abermals eine Gruppe weit vorgeschobener Terrassen (3), ein zweiter Kessel (Kessel 1), eine Gruppe von Terrassen (Terrassen 2), eine mit üppiger Vegetation bedeckte kleine Insel und endlich abermals ein Terrassengebilde (Terrasse 1), welches die Insel von der Spitze der großen Felsbarre (dem Baum-Kap) trennt. Der Strom verengt sich am „Tore", schießt mit großer Gewalt hindurch, breitet sich dann mächtig aus und fließt nach Osten über den „Fall 2" in die Ruhe und in das dann wieder nach Norden einbiegende Bett. An der Hand der Abbildungen möchte ich nun die Vorstellungen von diesem Falle noch weiter klären: Da ist zunächst Figur 200. Die Stellung der Aufnahme: oberhalb der „mit Wasser bedeckten Felsplatten" an der Seite der „Terrasse 4". Im Hintergrunde sehen wir das östliche Ufer (ganz rechts), daran schließt sich (für das Auge ist der Übergang nicht erkennbar) die sich nach Westen vorschiebende (in Inseln geteilte) Felsbarre, die mit dem „Baumkapp" endet. Dieses „Baumkapp" ist charakterisiert durch einen wundervollen mächtigen Baum, der auf der Abbildung auffällt. Die Insel zwischen Terrasse 1 und 2 sehen wir als graue Masse etwas rechts von diesem „Baumkapp" liegen. „Terrasse 4" ist auf dem Bilde nicht zu erkennen, weil sie unter uns liegt, dagegen sehen wir „Kessel 2" und die vorgeschobene „Terrasse 3" recht deutlich. Da, wo die Menschen stehen, ist die Stelle „trockene Felsplatten". Zwischen diesen „trockenen Felsplatten" und dem „Baum" ist in der Tiefe das „Tor" zu suchen. Von der Mitte vorn zu diesen Menschen erstrecken sich drei mächtige Felsblöcke. Es sind die Reste der alten „Felskante". Übrigens rollt



Der Lufidi bei Mukabang. Marsch über eine typische Querzungenbildung. Vergleiche Seite 345.

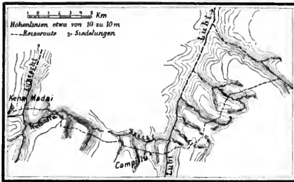
auch heute noch der Strom eine gewisse Wassermasse über diese Felsplatten, und die Aufnahme wurde deswegen im seichten Wasser stehend vorgenommen. Über der Stelle, unter der sich das „Tor" befindet, sehen wir in der Ferne etwa diejenige Stelle des breiteren Beckens, die sich vor „Fall 2" befindet. Als Tafel füge ich ferner eine Aufnahme bei, die mir an der Stelle geglückt ist, auf der auf der Abbildung 1 die am meisten nach rechts vorgeschobenen Menschen stehen. Das Bild zeigt links den Absturz der „Terrasse 1", daneben die Insel, die ihn von „Terrasse 2" trennt. Anschließend daran „Terrasse 2", den „Kessel 1" und „Terrasse 3". Die Felsblöcke, welche auf der rechten Seite auffallen, und auf denen zwei Menschen sich befinden, sind die Reste der alten Felskante. Während dieses Bild auf der Höhe „der trockenen Felsplatten" aufgenommen wurde, ist die nächste Abbildung „Abbildung 2" von der Höhe des Wasserspiegels selbst, also etwa 8 bis 10 Meter tief, aufgenommen. Im übrigen haben wir etwa dieselbe Stellung, also den Blick nach Südsüdosten, vor uns.



Marsch über die Lubondoizuflüsse, die der bevorzugten Senkung des Kassailandes nach N W zu folgen.

Interessant erscheint es mir, S. 388 auch das Gemälde wiederzugeben, welches mein Zeichner, Herr Lemme, in Europa von diesem Falle angefertigt hat. Die Vorstudien hatte der Maler an genau derselben Stelle, an der ich das Bild „Abbildung 3" festlegte, gemacht. Schon in der Skizze fiel mir auf, daß er zum Besten der Bildwirkung die Höhenverhältnisse etwas überschätzt hatte. In dem Gemälde selbst nun hat er eine Darstellung des Falles geschaffen, die mit den Tatsachen selbst nichts mehr zu tun hat. Man vergleiche die Größe der im Vordergrund stehenden Menschen auf Lemmes Bild und die Menschen, die sich auf meiner photographierten Tafel des Richthofenfalles befinden, mit den landschaftlichen Verhältnissen. Man wird finden, daß der Richthofenfall nach Herrn Lemme eine ungeheuerliche Vergrößerung erfahren hat, die wissenschaftlich nicht statthaft ist. Hieraus möchte ich folgende Lehre ziehen: da ich gerade bei Herrn Lemme die Beobachtung machte, daß seine Aufnahmen nach der Natur im allgemeinen von einer seltenen Wahrheit sind, und da ich jetzt häufig Gelegenheit hatte, seine in Europa angefertigten Gemälde zu sehen, kann ich nur davor warnen, die künstlerischen, in ihrer Weise absolut berechtigten Durcharbeitungen

eines Künstlers als Tatsachen-Belege zu behandeln. Es gibt Maler, wie zum Beispiel unseren berühmten Kuhnert, denen Farbe und Form in Fleisch und Blut übergehen. Ich würde es nie wagen, die künstlerischen Werte solcher Verarbeitungen wie die Lemmes zu kritisieren, muß aber darauf hinweisen, daß die wissenschaftliche Verwertung derartiger Umwertungen nicht möglich ist. Aus diesem Grunde habe ich auch auf die Erwerbung von Herrn Lemmes Richthofenfall als Geschenk für maßgebende Stelle verzichtet und nach meinen Aufnahmen und Skizzen bei meinem Bruder eine Darstellung bestellt, welche vielleicht in den Farben eine europäische Auffassung, in den Formen jedenfalls naturwahrer ist, als die Komposition des Herrn Lemme. Dies Gemälde, das ich der Gesellschaft für Erdkunde gestiftet habe, ist von einer Stelle aufge-



Dr M Groll gez

Marsch durch das Land des Lukeschi und Lubi, welche beiden der N N O Senkung des nordöstlichen Kassaibeckens folgen.

nommen gedacht, welche noch etwas weiter nach Süden und auf dem Wasserspiegel selbst liegt. Dadurch verschwinden die Bäume des Hintergrundes natürlich vollständig, die eigenartige Terrassenbildung tritt aber noch klarer hervor.

Eine weitere Abbildung 4 ist unterhalb des „Fall 2" aufgenommen. Es ist der Blick vom Wasser aus in das „alte Flußbett". Wir sehen auf der linken Seite einen gewaltigen Felsblock. Es ist „die nackte Felsmauer", der Rest der alten Felskante, die einen alten Arm eingeengt hat. Im Hintergrunde stehen und liegen unsere Träger. Sie liegen auf der Felsensohle dieses alten Flußbettes. Etwas weiter nach links sieht man oben Herrn Lemme eifrig malen. Er sitzt auf der Kante der „nackten Felsmauer".

Dieser Wasserfall gehört entschieden zu den landschaftlich großartigsten Erscheinungen, welche das Kassaigebiet aufzuweisen hat, und ist in dieser Hinsicht direkt neben den Poggefall zu stellen. Bekanntlich haben wir von ihm zuerst

durch Dr Paul Pogge gehört, welchem der Name Kangombe aufgetischt wurde. Wissmann sagten die Leute den Namen Lulumbo, und mir wurden abermals zwei andere Bezeichnungen zuteil. Ich erkundigte mich nach dem Grunde dieser verschiedenen Benennung und erfuhr, daß der Name des Falls immer danach wechselt, wer zuletzt den Tod in seinen Fluten gefunden hat. Die Lulua treiben hier emsigen Fischfang, und außerdem klettern sie über die Terrassen, hin und sammeln die grünen Wasserpflanzen, welche unter dem Spiegel auf dem Felsen grünen und einem Teil der Fluten tagsüber eine eigenartige Farbe verleihen. Dabei kommen viele Leute zu Tode. Jedesmal, wenn so ein trauriger Fall stattgefunden hat, nennt man den Fluß um und glaubt in den Fluten nun den Geist des zuletzt Gestorbenen wahrnehmen zu können. Wir haben keinen Grund, nach irgend einem beliebigen Eingeborenen diese geographisch wie landschaftlich ausgezeichnete Stelle zu bezeichnen. Ich erfuhr aber in diesem Lande den Tod eines großen Mannes, der in freudiger Weise seine Mitarbeiterschaft zur Ermöglichung aller afrikanischen wissenschaftlichen Expeditionen, von der ersten bis zur letzten Kassaiexpedition, zur Verfügung gestellt hat, ich meine das Hinscheiden Ferdinand von Richthofens. Er war der festen Überzeugung, daß meine Arbeit ein gutes Resultat für die Wissenschaft heimbringen und retten würde. Diesem großen und tiefen Vertrauen habe ich viel zu verdanken. Da er nun verschieden ist, kann ich nicht mehr feststellen, ob er mit dem, was gelungen ist, zufrieden sein würde, aber ich möchte dieser großen Seele ein Denkmal setzen, und da ich als erster wissenschaftlicher Beobachter die erste genauere Kenntnis dieses Falles heimbringen konnte, so steht mir auch das Recht zu, ihm den Namen zu geben, und deswegen habe ich ihn „Richthofenfall“ genannt.

Am Ufergelände des Kassai sind Felsen außerordentlich selten. Nur im eigentlichen Bette tritt die Steinwelt zutage. Das Inland ist weithin mit lehmiger, erdartiger Lateritmasse bedeckt. Ganz anders das Luluagebiet. Schon der Unterlauf überrascht durch seine Steinmassen. Ich verweise auf die Bilder, die dem zwanzigsten Kapitel beigefügt sind und die in der Nähe von Luebo aufgenommen wurden. Auffallend war es schon, daß das Land, als wir das Dörfchen Tschiniama, nördlich Katendas verließen, nicht mehr durch tiefeingeschnittene Flußbetten in ein Hügelgelände verwandelt war. Die einzelnen Gewässer, die es hier durchziehen, sind höchstens 10 Meter tief versenkt und rinnen auf felsigem Grunde. Von jener Stelle ab, an der ich den Lulua überschritt, sah ich nun auch im Inlande größere Felsmauern. An dieser Stelle selbst ragte ein „Obelisk“ 10 bis 12 Meter hoch empor. Seine Spitze ist auf Seite 390 abgebildet. Als ich nun zu Tschibaboas Dorf marschierte, fiel mir nach Osten ein ähnlicher, aber noch mächtigerer Block auf, und dann erschien rechts und links an der Waldkante Felsentürmlein auf Felsentürmlein, bald ein gut erhaltenes Felsriff, bald eine zersetzte Masse, die wie aufgetürmt aus Blöcken erschien. Es wurde immer deutlicher, daß die häufigen durch dieses ganze Ablagerungsgebiet weit



Aus dem Lande der Pfahlbauern: Dorfwinkel in Mukabang.

verbreiteten, durch Entwässerung des Plateaus hergestellten Laterithügel von Felsspitzen überragt wurden. In der Nähe von Luku, vor dem Überschreiten des Lufudi, sah ich diese Hügelspitzenbildung zum erstenmal. In der ganzen Gegend war aber nicht ein Platz so ausgesprochen felsig, wie das Terrain bei Gabuluku. Mächtige Felsblöcke bildeten die Hügelkanten. Weiter im Inlande, also einige Kilometer vom Luluatale entfernt, ragten enorme Felsmassen gen Himmel. (Siehe Abbildung Seite 391.) Kurz ehe wir Gabuluku betraten, marschierte ich über eine gesenkte Platte, die etwa 500 Meter Länge hatte und, wenn ich nicht irre, in einem Winkel von ca. 22 Grad nach Norden zu geneigt war.

Aber auch die Inlandformation zeigte, als wir vom Lulua aus nach Osten zogen, ein anderes Gesicht. Zwar waren die Lubondoi(Bondoi)-Zuflüsse noch ziemlich tief im Lateritboden eingeschnitten. Immerhin rechnete ich nicht mehr mit Talsenkungen von 40 bis 50, sondern nur noch mit solchen von 20 bis 25 Meter. Dann wieder kamen wir in ein Gebiet, in welchem die Täler nur noch fünf bis zehn Meter tief eingesenkt waren. Und gleichzeitig mehrten sich Erscheinungen, welche ich schon bei dem Umwege über den im Inland wohnenden Katende wahr genommen hatte. Ich gebe hier eine Kartenskizze und Abbildungen des nördlich von Mukabang und des Lufudi nach Westen zu dem Lulua eilenden Kullu, aufgenommen an der Stelle, wo wir das Gewässer passierten. Aus

der Skizze ersieht man die schwache Bodensenkung des Tales. Beachten wir vor allen Dingen die Vegetation. Den Hügel hinab ziehen sich Grasflächen und Steppenland. Hier und da sind Bosketts zwischengestreut. Wenn die Böschung nur noch einen geringen Niveauunterschied zur eigentlichen Talsohle zu überwinden hat, ändert sich die Oberfläche. An Stelle der zarten Gräser, die auf absolut abgeflachtem Boden sprießen, ragen gröbere Gräser, büschelförmig, ein Büschel neben dem andern, aus dem unebenen Gelände empor. Unter jedem Büschel ist ein zehn Zentimeter hoher Erdhügel. Zwischen den Büscheln sind kleine Rinnen. Es ist Moorgelände. Die Oberfläche der sumpfigen Erde schillert in der Sonne wie Petroleum. Ich glaube also, daß es sich um, wenn ich mich so ausdrücken darf, Eisenlauge handelt. Da, wo das eigentliche Gewässer fließt, stehen häufig Baumgruppen, Reste eines gewissen Galeriewaldes. Auf dem gebüschelten Boden erhebt sich dagegen kein Stamm. Wenn in einem solchen Moorgebiet irgend ein Baum Wurzel gefaßt hat — ich habe eigentlich nur Palmen an solchen Stellen wahrgenommen —, so bleibt er klein. Die Palmen, die sich doch sonst durch eine ganz schöne Höhe auszeichnen, sind auf solchen Stellen selten über 4 bis 5 Meter hoch. Derartige Flußtäler mit morastigen Rändern, durch die sich auf einer Seite ein Bächlein hinzieht, an dessen Ufer vielleicht eine Reihe von Bäumen und Buschwerk Heimstätte gefunden hat, die aber sonst durch das Fehlen jeder hochwüchsigen Vegetation und durch das Vorkommen morastiger, ausgelaugter Seitenländer charakterisiert sind, lernte ich nun als fast typische Erscheinung kennen.

Aber auch sonst nahm ich starke Umbildungen wahr. Die beiden hierbei folgenden Kartenskizzen aus dem Gebiete zwischen Lubondoi und Buschimai zeigen in charakteristischer Weise, wie die einzelnen Wasserläufe bestimmte Richtungen bevorzugen. In den nördlichen, tiefer gelegenen Ländern konnte ich bei allen Nebenflüssen und Hauptbächen zwei verschiedene Richtungstendenzen wahrnehmen. Erstens fließt der größte Teil der wesentlichen Nebenbäche rosettenförmig von einem zwischen den Hauptströmen gelegenen hohen Punkte aus nach allen nördlichen, zwischen Westen und Osten gelegenen Himmelsrichtungen ab. Auf derartige rosettenartige Ausstrahlung werde ich später noch einmal zurückkommen.[1]) Zweitens richten sich die Bäche nach den Hauptflüssen und suchen sie von der Wasserscheide kommend, möglichst schnell zu erreichen. Hier auf der Höhe des Plateaus angelangt, zeigte sich ein ganz anderes Bild. Zunächst haben anscheinend alle stärkeren Bäche die Tendenz in einem etwa um

[1]) Typisch ist z. B. die Entwässerung des Landes zwischen Kassai, Lulua und Luebo, wie es die Karte 5 darstellt. Vom zentralen Plateau fließen hier rosettenförmig Luenda, Lubille, Kambambai, Lubi (in den Kassai), Mischanga, Luengo (in den Luebo) usw. aus. Solche Erscheinungen lassen sich in Menge vorführen. Sie sind für die Entwässerung der Lateritländer typisch.

40 Grad von Norden nach Westen abweichenden Winkel hinzufließen. Die Tendenz ist nicht alleinstehend. Wenn wir einen Blick über die Karte des Kongobeckens werfen, so erkennen wir, daß eine außerordentlich große Zahl von Flüssen dieselbe Richtung aufsucht. Man erkennt daraus, daß ein ganz klar und bestimmt zu bezeichnendes Gebiet der Senkung vorliegt. In solcher Richtung ergießen sich noch die oberen Zuflüsse des Lulua. Mit dem Lubi und seinen Zuflüssen, also z. B. dem Lukeschi, war die Region einer anderen Richtungstendenz erreicht. Nur die unbedeutenden Nebenbäche behalten noch den Winkel bei. Die Haupt-



Aus dem Lande der Pfahlbauern: Töpfernde Frauen.

adern richten ihren Lauf nach einer um 15 Grad von Norden nach Osten sich erstreckenden Richtung. Bei dieser Beobachtung betone ich, daß die Nebenbäche die Richtung nach Nordwesten beibehalten und daß lediglich die Hauptgewässer des Lubi, Buschimai, Luilu usw. der neuen Tendenz folgen.

Alles in allem waren wir also auf der Kante einer wichtigen Wasserscheide angelangt, deren Abfluß einerseits zum Kassai, andererseits zum Sankurru erfolgt. Ich konnte auch sehr wohl schon auf den ersten Blick erkennen, daß ich an einer Linie angekommen war, die in der tektonischen Anlage des Landes bedeutsam ist.

Die großen expeditionstechnischen Schwierigkeiten, die mir auf diesem Marsche bis zum Übergang über den Lulua bereitet wurden, habe ich im ersten Teile dieses Kapitels schon geschildert. Zwar war nach dem Überschreiten des Flusses, und nachdem die harmlose Natur der Bakete klar gestellt war, der allgemeine Fluchtversuch so gut wie abgeschnitten. Immerhin war doch schon ein so starkes Kontingent von Trägern fortgelaufen, daß ich notgedrungen in den Dörfern requirieren mußte, um die Lasten weiter zu bringen. Sehr willkommen war es mir unter diesen Umständen, daß die Leute des Häuptlings



Aus dem Lande der Pfahlbauern: Töpfernde Frauen.

Tschibaboa den vorhin erwähnten Diebstahl begangen hatten. Tschibaboa ging als Gefangener mit, und demnach folgte auch ein Teil seiner Leute. Einmal im Zuge, waren diese gerne bereit, etwas zu verdienen, und ich traf mit Tschibaboa das Abkommen, daß sie den Betrag des Diebstahles durch Arbeit wieder gut machen sollten. Ich gewann so unvermutet 40 Träger, die mir bis Luku folgten und sich außerdem noch als gute Märchenerzähler und liebenswürdige Gesellen erwiesen. In Luku eingetroffen, konnte ich ihr Weitergehen nicht beanspruchen. Tschibaboa hatte durch seinen zurückgelassenen Bruder daheim die Schuldigen feststellen lassen. Die Diebe hatten zwar das Gut selbst nicht zurückerstattet, wohl aber sandten sie jetzt den entsprechenden Gegenwert.

Demnach hatte ich kein Recht mehr, Tschibaboa und seine Leute weiter mitzuführen, und außerdem wäre ihre Rückkehr ohne die Kolonne durch das den Bena Lulua nicht sehr freundlich gesinnte Baketeland vielleicht unangenehm geworden. Somit entließ ich sie, nachdem ich die Trägerdienste bezahlt hatte. Jetzt war aber wieder neue Not, und nun hatte ich mit dem Durchschreiten jedes Dorfes das Vergnügen des Requirierens. Die Bakete folgten mir nie weiter als bis zum nächsten Weiler. 50 Mann benötigte ich stets. Jedem Manne mußte ich einen vollen Wochenlohn für den Marsch von wenigen Stunden auszahlen. Die Sache ward also außerdem recht teuer.

Schwierigkeiten genug und doch, wie wundervoll war diese Wanderung in einem der Wissenschaft eben erschlossenen Lande! Überall die eigenartig pittoresken Pfahlbauten, Überbleibsel aus einer längst entschwundenen Kulturperiode. Dann und wann eine uns zunächst mysteriöse Zeremonie, die Menschen selbst: herrliche Gestalten, breit und wuchtig gebaut, eine Rasse, wie ich sie bisher noch nicht gesehen habe. Dazu eine Sprache, die infolge der vielen Kehllaute einen wunderlichen Eindruck hervorruft. Man möchte zunächst meinen, überhaupt nicht mehr in einem Bantugebiete zu sein. Ferner die auffallende Vorliebe für Arbeiten der Töpferei. Alles in allem ein Goldland für den Ethnographen.

Es fiel mir auf, daß wir auf dem Wege nach Osten eine so große Zahl verlassener Dörfer antrafen. Manchmal durchwanderten wir zwei, drei, vier, ja fünf Dörfer, ehe wir an einen bewohnten Ort kamen. Die bewohnten Gebiete zeigten dagegen Merkmale jüngeren Anbaus. Es war ganz augenscheinlich, daß die Bakete sich konzentrierten. Nach dem Grunde gefragt, gaben sie an, daß die schwarzen Kautschukaufkäufer, die Kapita, jetzt von Norden aus weit nach Süden gekommen wären und nicht immer sehr freundlich mit den schwächeren Hälften der Bewohner umgingen. Auch beschwerten sie sich über schwere Mißgriffe, die Staatsexpeditionen weiter im Osten sich hätten zuschulden kommen lassen. Um sich demnach gegen Händler und Soldaten des Staates besser verteidigen zu können, zogen sie ihre Dörfer zusammen. Sie wollten auf alle Eventualitäten vorbereitet sein. Später vernahm ich, daß diese Bakete den Europäern schon viele Schwierigkeiten bereitet hätten. Unter den Truppen des Staates herrschte eine gewisse Furcht vor den Bakete-Kanandastämmen, die so fürchterliche Waffen besäßen. Diese fürchterliche Waffe ist vor allen Dingen ein großes starkes Messer, man möchte sagen ein Schwert, das jeder einigermaßen angesehene Baketekrieger hinten in den Gurt gesteckt trägt. Es ist bei Gelegenheit schon erwähnt, daß die Kleidung der Bakete über alle Maßen primitiv war. Die Damen trugen nichts als eine Lendenschnur, in die vorn und hinten ein ca. 3 Zentimeter breites und 8 Zentimeter langes Gefaserstück gesteckt war. Dieses Faserwerk wird in die natürlichen Spalten des Körpers geklemmt und somit sahen die Damen ganz regelrecht nackt aus.

Bis zum Umfange des Feigenblattes hat es die Kleiderindustrie dieser Damenwelt noch nicht gebracht, und man kann jeden Familienvater nur beneiden um die geringen Kosten, die die Toilette der würdigen Ehehälfte verursacht. Die Kleidung der Männer war zum Teil noch geringer und man kann wohl sagen, daß für die Forderfront der Männlichkeit überhaupt nichts verwendet wird. Daß meine in lange, gewebte Stoffe gehüllten Bassonge und Baluba sich hierüber weidlich lustig machten, versteht sich von selbst. Aber sehr eigentümlich war es, wie die Bakete das aufnahmen. Es war ihnen nämlich gänzlich unverständlich, daß überhaupt eine weitere Kleidung notwendig sei, und in einem ganz abseits gelegenen Dörfchen sagte mir der interpellierte Dorfchef sehr richtig und schön: „Fidi Mukullu (etwa der liebe Gott) hat doch die Menschen so gemacht, weshalb sollen wir denn mehr tragen, das kostet nur sehr viel Geld." Dieser schon oft theoretisch angewendete Lehrsatz imponierte mir in seiner praktischen Ausführung außerordentlich, und das Prinzip der Sparsamkeit ist hier um so anerkennenswerter, als die Leute recht wohlhabend sind. Nicht an einer einzigen Stelle habe ich so ausgezeichnete Erdnußanpflanzungen beobachtet, als bei den nackten Pfahlbauern. Der Pfahlbauer ist ein richtiger Schlemmer und weiß seine Erdnüsse so ausgezeichnet zuzubereiten, daß meine Leute dem durchaus Anerkennung zollten. Der würdige Simao sprach also ein philosophisches Wort, indem er sagte: „Einige Völker arbeiten für den Magen, andere für das Kleid. Aber daß der Magen gefüllt ist, ist doch recht angenehm."

Nachdem wir den Lulua verlassen hatten, lagerten wir dreimal noch im Baketegebiet. Am 1. Januar im Dorfe Gabnlukn II. Am 3. Januar im Dorfe Kampillu, am 4. Januar in Kanjembu. Dann kamen wir an das Ufer des Buschimai oder Buschi Mai.



Aus dem Lande der Pfahlbauern: Baketeschönheit.



Im felsigen Bette des Moalebaches bei Binene.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

An den Fürstenhöfen der Kanioka.

Als vorsorgender Expeditionschef hatte ich schon am 4. Januar einen Boten vorausgesandt, der mir in dem nahen Kaniokalande die nötigen Träger und den Übergang über den Buschi Mai sichern sollte. Ich hatte mit dieser Aufgabe einen der Angolesen Wissmanns betraut und ihm einen Muluba, einen Kalsonge und einen Moena Lulua mitgegeben. Der kleine Troß sollte sich am Ufer des Stromes nach einem geeigneten Häuptling erkundigen, diesen dann aufsuchen, ein Geschenk überbringen und das Entgegensenden von 80 Trägern veranlassen. Die Leute trafen am Buschi Mai ein, erkundigten sich und wählten dann in sehr geschickter Weise den Häuptling Moena Ditu. Als ich später den Angolesen fragte, warum er denn nicht direkt Kanda-Kanda aufgesucht hätte, antwortete er mir sehr einfach: „Du willst ja immer so viel Altes von den Leuten wissen. Du brauchst nicht zu den großen Fürsten im Lande zu gehen, denn auch die kleinen Fürsten werden dich gern unterstützen. Du mußt aber jetzt zu Moena Ditu gehen, weil in seinem Dorfe noch die meisten alten Leute sind, und weil in seinem Dorfe die Kanioka noch so leben, wie sie es seit uralten

Zeiten gewohnt sind." Einen Tag wartete ich noch im Baketegebiete, und dann erreichte mich am 4. Januar der Angolese wieder und teilte mir mit, daß er am Buschi Mai zwei Boote festgelegt habe, und daß auf dem andern Ufer 110 Träger auf uns warteten.

In wahrer Jubelstimmung marschierten wir nun dem Buschi Mai zu. Ich stand vor dem ersten großen Strome, dessen Bett nicht in die Landschaft versenkt ist, sondern der durch weites Wiesenland hinzieht. Wenigstens war das Westufer weithin sumpfig und eben. Im Laufe von zwei Stunden setzten wir in schwerem Regen die Kolonne über. Auf dem hohen Ostufer standen wohlaufgebaut die Kanioka und stimmten beim Emporsteigen der Kolonne als Begrüßungsruf eine Art Kriegsgesang an, der sich allmählich in der Expedition gewissermaßen als Nationalhymne ausgebildet hatte, und den der Muluba in der Zwischenzeit den Leuten beigebracht hatte. Man sieht, wie der Neger zur Ausübung einer gewissen Courtoisie veranlagt ist.

Wir stiegen das Ufer hinauf und marschierten auf Moena Ditu zu. Doch waren wir noch nicht lange unterwegs, da wurde mir eine angenehme Überraschung zuteil. Schon vor längerer Zeit hatte ich auch nach Kanda-Kanda, und zwar zu dem dort ansässigen Chef des Staatspostens, eine Nachricht gesandt, in der ich bat, mir Träger zukommen zu lassen. Hier auf dem Hügellande kamen diese Leute nun ebenfalls an. Was für ein Vergnügen war das für meine teilweise recht ermatteten alten Leute, daß sie nun so leicht Hilfe erhielten und mit dem Tragen der Bagage abwechseln konnten. Der immerwährende Regen störte die frohe Stimmung in keiner Weise. Auch war der Weg angenehm. Der Boden ward steiniger und steiniger. Noch ehe wir zum Lukullu hinabstiegen, traten Felsplatten zutage. Wir hatten den letzten obeliskenartigen Hügelspitzenfels vor dem Betreten des Dorfes Gabulukn gesehen. Ich schilderte schon oben, daß auf dem östlichen Ufer des Lulua die Lehmhügel von derartigen Türmchen geschmückt sind. Diese Eigentümlichkeit hörte nun auf, und wir marschierten in einem von jetzt ab mehr oder weniger ausgeprägten Felsgelände, das vor dem Überschreiten des Lukulla seinen Anfang nahm. Etwa um 4 Uhr rückte die Spitze der Kolonne an dem heiligen Walde vorbei, dem Ort und Häuptling dieses Gebietes den Namen verdanken (Dituwald), und eine halbe Stunde später zogen wir in die Stadt ein.

Welch ein Gegensatz! Heute Morgen lagerten wir noch in den kleinen Pfahlhäuslein der mächtigen, breitschulterigen, nackten Bakete. Am Nachmittag standen wir gegenüber (für afrikanische Verhältnisse) gewaltigen, 8 Meter in der Breite und in der Höhe messenden Palästen des zierlichen, in feine Stoffe reich gekleideten Kaniokafürsten. Schlanke Menschen, ausgezeichnet durch graziöse Bewegungen und liebenswürdige, weiche Sprache, freundliche, wohlgekleidete Frauen vereinigten sich zu einem herzlichen Willkommensgruße. Tagelang hatten wir nur Maniok, Erdnüsse und Palmwein erhalten, hier ward

uns gleich zu Anfang als Gastgeschenk Kafferuhirse, Mais und Hirsebier gereicht. Abermals war ich erstaunt über die Unterschiede, welche die so dicht nebeneinander wohnenden Völkerstämme aufrechterhalten, über diese ausgeprägte Differenzierung des Nationalcharakters und nationalen Kulturgrades. Wir konnten wieder in angenehmen, luftigen Hütten übernachten.

Gleich am andern Tage, den ich hier noch verbringen wollte, bereiteten die Kanioka mir die ersten nationalen, eigenartigen Ovationen. Im „Palasthofe" versammelte sich die reichbesetzte Kapelle des Fürsten. Wie hätte einer der jämmerlichen Baketebürgermeister eine Kapelle aufbringen wollen?! Der Fürst ließ mich kommen, dann tanzten einige Häuptlinge den ehrenden Schwertertanz. Auf zwei Kalebassenpianos, verschiedenartigen Trommeln mit Klapperinstrumenten begleitete die Kapelle die Bewegungen des Tänzers, den sie zu immer energischeren Sprüngen und pantomimischen Kampfesdarstellungen anreizte. Und dann versammelte sich die Schar der geschickten Tänzer zu dem wundervollen Flötenreigen der Kanioka. Dieser Tanz ist, abgesehen von den zeremoniellen Darstellungen der Bakuba, der merkwürdigste und charakteristischste, den ich in Afrika sah. Die Männer springen, mehrmals auf einem, dann mehrmals auf dem andern Beine hopsend, in geschlossener Reihe in einem Kreise herum. Jedermann hat die rechte Hand auf die Schulter des Vordermannes gelegt und hält in der linken Hand die Panflöte, der er sehr rhythmische und voll abgetönte Klänge entlockt. Die schwierigste Aufgabe fällt dabei den vordersten Leuten zu, welche Schüttelinstrumente und ganz besondere Außen- und Innenwendungen auszuführen haben. Die Melodie ist eine so typische, daß das Ohr sie nicht wieder vergißt. Wir haben diesen Tanz an allen Fürstenhöfen im Kaniokagebiete bewundern können.

Vergegenwärtigen Sie sich, welchen Eindruck dieser Umschwung der Verhältnisse, die unsere neue Umgebung charakterisierte, auf mich und meine Leute machen mußte. Bedenken Sie dazu, daß eine große Zahl neuer Legenden mein Interesse und meine Arbeit in Anspruch nahmen, daß einiges Kulturgerät zu besichtigen und zu zeichnen war, daß hier schon allerlei Mitteilungen aus den östlichen Ländern gegeben wurden, daß nach Überwindung der schwierigen, durch das schlechte Trägerpersonal noch erschwerten Wanderungen durch das verrufene Baketegebiet eine gewisse Freudigkeit über uns kam, — dann: die letzte, vielleicht an Eindrücken großartigste Periode der Wanderungen im Verlaufe dieser Reiseunternehmung war angebrochen!

Am 8. Januar brach ich das Lager ab und marschierte kurz nach Sonnenuntergang auf Kanda-Kanda zu. Erst hatten wir eine Wasserscheidenhöhe mit Buschsavanne zu überwinden, von 8 bis ½10 Uhr das schwierige Moabital, das an der durchwässerten Stelle kesselartig erweitert war und viele Rinnsale enthielt. Vordem hatte ich solchen nicht zu sehen bekommen, jetzt trat mit einem Male starker Schilfwuchs an die Stelle des Sumpfwaldes. Weiter ober-

halb ist das Moabital wieder geschlossener und entspricht mehr den gewohnten Erscheinungen. Im übrigen hatten wir viel felsiges Land zu überschreiten. Große Quarzlager traten zutage. Nachdem wir noch einige neue Bäche überwunden hatten, marschierten wir leicht steigend die Höhe hinauf und trafen um 11 Uhr in der Station Kanda-Kanda ein. Wir wohnten in Kanda-Kanda, in der Station des Staates, deren Chef uns nicht unfreundlich aufnahm. Der zwölftägige Aufenthalt bot wenig Veranlassung zu besonderen Schilderungen. Hinter dem Hause, das wir bewohnten, versammelte ich jeden Morgen die Träger und ließ sie Packarbeiten ausführen. Bei den mancherlei Bachübergängen und in dem so schon recht wässerigen Zustande einer regenreichen Zeit hatte mancherlei gelitten. Es galt Sammlungen und Gepäck öffnen, trocknen



Der Übergang über den Buschimaji oder Buschi Mai: Blick zurück zum Westufer.

und wieder verpacken. Vieles brachte ich jetzt schon in den Zustand, in dem es nachher nach Europa eingeschifft werden konnte. Ich hatte aber nicht alle meine Leute bei mir behalten, die zuverlässigsten Männer, einige Angolesen, Palia Messo usw., wurden in kleinen Trupps von drei bis vier Mann in die Lande zu den Häuptlingen der Kanioka gesandt, um bei diesen Erkundigungen über die Geschichte des Landes, religiöse und Stammesverhältnisse einzuziehen. Ein solcher Trupp erhielt als Legitimation immer eine Steinschloßbüchse, deren Führung vom Staate gestattet ist und die ich mir zu diesem Zwecke bei der Kompanie gekauft hatte. Von diesen kleinen Expeditionen wurde mir mancher Häuptling zugeschickt, der dann die Veranda unseres Hauses betrat, ein Geschenk in Empfang nahm, sich eingehend über die Vergangenheit und die Legenden des Volkes ausließ, um dann noch eine Vergütung einzuheimsen und wieder von dannen zu pilgern.

Oder es kamen bäuerliche Töpferinnen, welche vor unsern Augen die eigenartigen Gebilde ihrer Geschicklichkeit ausführten, oder Weber, oder der Häuptling Kanda-Kanda selbst sandte seine Panpfeifentänzer und seine Kapelle, um zu unserer Unterhaltung beizutragen.

Der Fürst Kanda-Kanda wohnte zwanzig Minuten entfernt nach Norden zu. Nach Südwesten zu hatte die Kompanie ihre Faktorei angelegt, um die herum Herr Bombeck, ein vorzüglich gearteter und guter Chef, seine Pflanzungen und Gärten bearbeiten ließ. Nie vorher oder nachher habe ich so wohlgeordnete Gartenzucht im Kongostaate beobachten können. Die drei Punkte: die Station des Staates, die Stadt des regierenden Fürsten und die Faktorei der handeltreibenden Kompanie, lagen in einem Dreieck. Gar manches Mal machten wir in der Kompanie unseren Besuch; besonders als der Abteilungschef, Herr Questieaux, von Norden her eintraf, verlebten wir angenehme Stunden einer liebenswürdig gebotenen Gastfreundschaft. Herr Questieaux ist wohl der einzige Mann der Kompanie, welcher über größere, in anderen Kolonien gesammelte Erfahrungen verfügt, zudem ein Mann von schätzenswerter Energie und auch einigen Kenntnissen in der Geographie, so daß ihm auch die Herstellung einer Karte dieser Region anvertraut wurde, die zwar keine wesentlichen Neuheiten bietet und auf der er auch das alte, vorhandene Material nicht erschöpfend verwertet hat, die aber immerhin als erster Versuch der Kaufmannskompanie, sich ein Bild dieser riesigen Territorien zu machen, interessant ist. Fast noch interessanter waren die häufigen Besuche, die ich dem Fürsten Kanda-Kanda abstattete. Im Innern bedauerte ich sehr, mein Lager nicht in dessen Stadt aufgeschlagen zu haben. Ich gebe meinen wandernden Kollegen vom ethnologischen Fache den Rat, sich möglichst wenig in den Stationen der Europäer aufzuhalten und, wenn nur irgend möglich, bei den Eingeborenenfürsten zu lagern. Die Vorteile einer besseren Küche und — für den Fall, daß man in einer Staatsstation, die über den nötigen Einfluß über die Eingeborenen verfügt, lagert — eines eventuellen kräftigen Druckmittels gegenüber der lässigen Laune der Eingeborenen sind nicht zu unterschätzen, aber das Leben der Eingeborenen spielt sich so unendlich viel deutlicher in ihren eigenen Heimstätten ab, als wenn sie in die Stationen zu Besuch kommen, daß der Ethnologe immer besser daran tut, die Gastfreundschaft der Schwarzen in Anspruch zu nehmen. Dieses ganz besonders, wenn der Reisende über gute Dolmetscher und genügende Tauschware verfügt.

Kanda-Kanda ist ein Fürst vom alten Schlage, der nach Möglichkeit noch die Formen der alten Sitten betont. Als vor einigen Jahren einer seiner Vertrauensleute sich einer seiner Frauen allzu herzlich genähert hatte, ließ er ein scharfes Messer holen und dem jungen Mann so gründlich wie nur möglich alles abschneiden, womit er gesündigt hatte. Der auf solche Weise aller Männlichkeit beraubte junge Mann ist übrigens heute noch sein Liebling und



Waffentanz im Palasthofe Moena Ditus.
(Nach Studie.)



Bauwerke des Fürsten Kanda-Kanda: Hallenbauten nach Alteingeborenem Stil.

funktioniert als stellvertretender Botschafter. Er ist der heimliche Agent des Fürsten, und ich habe mit ihm gar manche interessante Unterhaltung gehabt. Ihm verdanke ich es auch, wenn es mir an einem schönen Tage gelungen ist, in dieser Gegend einen der prächtigsten Büffel zur Strecke zu liefern, der in Afrika bislang dem europäischen Pulverrohre erlegen ist. Die Gegend von Kanda-Kanda ist außerordentlich reich an Büffeln, und auch ein Rudel Elefanten ist am Gestade des nahen Luilu beheimatet. So machte ich mich denn an einem schönen Morgen, geführt von dem erwähnten Geheimsekretär des Fürsten, mit einigen Leuten auf den Weg und marschierte zum Jagdausflug dem Norden zu.

Die Gegend von Kanda-Kanda ist ein charakteristisches, felsiges Land. Einen einzigen kleinen Waldbestand habe ich wahrgenommen, sonst bietet die Vegetation eigentlich keinen Baumwuchs. Die Hügel sind sehr schwach bebuscht, die Täler breit. Man glaube aber nicht, daß das Land deswegen bevorzugend trockenes Gelände aufweist. Im Gegenteil: die breiten Täler und Hügelabhänge sind vielfach mehr oder weniger schlammig. Zwischen Felsen und Morast sucht der Fuß zuweilen erfolglos sichere Grundlage. Besonders die nach dem Norden (im Norden Kanikis) zu abwässernden Gehänge haben eine außerordentliche Ähnlichkeit mit hohen, felsigen Tiroler Almen. So machen diese Hügel den Eindruck schwerfällig und schwach entwässernder Schwämme. Ich übernachtete am Nordufer

des Luatsi und pirschte mich am Abend an eine kleine Antilope heran, die aber von meinem ungewandten Führer vorzeitig vergrämt wurde, so daß ich nicht zum Schuß kam. Nachts ging ein schweres Gewitter hernieder. Am andern Morgen kamen schon um 4 Uhr die Bewohner einiger im Sumpftal des Luatsi angelegten Weiler und berichteten, daß ein mächtiger Büffel in der Maispflanzung äse. Zwar brach ich gleich auf, doch hatte sich, als ich ankam, das Tier schon in einer Buschniederung niedergetan, so daß ich nicht heran konnte. Ich suchte es mit einem Schuß in der Richtung, in der es nach Angabe der Eingeborenen gelagert war, aufzuscheuchen, doch sprang das Tier aus einer ganz anderen Buschecke empor, und ich konnte ihm nur noch in einer Entfernung von etwa 250 m ein Vollmantelgeschoß auf das Blatt setzen. In gewaltigen Sätzen sprang es erst nach Süden ab. Wir stiegen auf die Wasserscheide zum nächsten Felsrücken empor und sahen es den jenseitigen Hügel hinauf- und über den Luatsi setzen.

Wir folgten. Der Schweiß mehrte sich so, daß ich annehmen mußte, das Tier könne nicht mehr weit kommen. In Europa würde man in solchem Falle das Nachziehen unterlassen und darauf warten, daß das kranke Tier sich in irgendeinem Gebüsche niedertun und dann verenden möge. Für Afrika paßt das nicht. Das afrikanische Wild verlangt eine andere Behandlung. Der Grund ist ein sehr einfacher: es sind nicht nur die gesetzlichen Grenzen der einzelnen Jagdgebiete für den Jäger in Europa eingeengt, sondern auch die geographischen Wanderstrecken der Tiere. In Afrika zieht im Gegensatz hierzu ein schwer krankes Tier noch außerordentlich weit. Im vorliegenden Falle hatte der Büffel, wie ich schon nach dem hellen Schweiße urteilte, eine schwere Lungenverletzung, und er galoppierte doch noch mit aller Wut und Kraft dahin. Hätten wir ihm nicht den Weg nach Norden abgeschnitten, so wäre er uns fraglos in den Sumpfgegenden verloren gegangen und verludert. So gelang es, ihn wieder nach Süden zu drängen, und wenn wir auch recht schwere und böse Märsche hinter ihm her machen mußten, so kamen wir doch noch zu gutem Abschluß, der allerdings fast mit einer sehr üblen Verwundung der Leute herbeigeführt wurde. Wir hatten den Büffel in einem Dickicht verschwinden sehen und suchten dieses nun auf der anderen Seite zu erreichen. Der Marsch — bis an das Knie im Wasser durch die felsigen Bachbetten, über die Sümpfe, Steinfelder, dorniges Gestrüpp und stachliges Palmwerk — war anstrengend. Wir näherten uns dem Gebüsch, da stürzt das wütende Tier mit einem Male nach einer ganz anderen Richtung heraus, rennt zwei Leute über den Haufen und will sich gerade auf mich stürzen. Es hat dann mit 3 Gramm Blättchenpulver eine Neunmillimeter-Halbmantelpatrone ins rechte Licht erhalten, die sein sofortiges Zusammenbrechen herbeiführte. Das war ein wundervoller Braten nicht nur für unsere Tafel, sondern auch für den Eßtisch der Mannschaft.

Kanda-Kanda stellte mir die genügenden Leute. Auch der Fürst Ditu ließ mir sagen, daß ich noch einige fünfzig von seinen Männern mitnehmen möge, und so konnte ich denn am 20. Januar mit wohlversorgtem Gepäck nach Osten abmarschieren. Meine Absichten gingen dahin, die Länder zu durchkreuzen, die zwischen dem Buschi Mai und dem Bassongelande ausgebreitet sind. Wir haben noch niemals einen leidlichen Bericht über jene Gebiete im Süden der alten Pogge-Wissmann-Route erhalten. Auch Wissmann hatte die Baluba nur von ihrer schlechtesten Seite in verhältnismäßig kurzer Zeit kennen gelernt, denn das, was in den Werken von Wissmann und Wolff als Baluba bezeichnet wird, ist zu dem Volke der Bena Lulua zu rechnen. Da die Kanioka nun gänzlich unbekannt waren und mir die bisher gewonnenen Resultate noch nicht genügten, so beschloß ich, noch einen Fürsten dieses Volkes aufzusuchen und mich dann durch das Balubaland zu den Bassonge, und zwar zur großen Zentralstelle im Bassongegebiet, zu Lupungu zu begeben. Die Schwierigkeiten, die ich auf dieser Wanderung zu überwinden hatte, waren wieder neue. Mit meiner Trägerkolonne konnte ich jetzt ziemlich zufrieden und ruhig einherziehen. Von dieser Seite brauchte ich keine Gefahr mehr zu erwarten, wenn es gelang, die Leute gut zu nähren, und wenn nicht allzu schwierige Wegeverhältnisse eintraten. Dieser letzte Punkt aber bereitete mir Sorge. Die Kanioka und Baluba



Bauwerke des Fürsten Kanda-Kanda:
Hauptgebäude, errichtet nach der Art eines Faktoreihauses.

versicherten mir übereinstimmend, daß der Weg fürs erste ganz gut sei, daß aber der Aufstieg zum Plateau, auf dem Lupungu wohnt, sehr schwer sei, und daß es vielleicht nicht möglich wäre, die Lasten da hinaufzubefördern.

Am 19. Januar früh um 1/27 Uhr marschierten wir ab, lenkten unsere Schritte zunächst zur Kompaniestation, wo uns ein kurzes Frühstück in herzlichster Weise geboten wurde, rückten nach Kanda-Kandas Hauptstadt und dann am Talabhange des Popoi über sumpfige Bächlein, Moräste und Felsenland dahin. Wir durchwateten den Popoi und Luatsi und setzten dann über den hier etwa 55 m breiten Luilu. Es folgte noch ein Ostmarsch von zwei Stunden, und dann trafen wir bei dem Fürsten Binene ein.

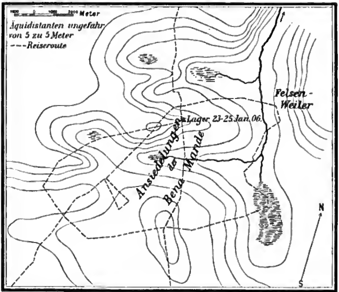
Eine Tagesrast gab Gelegenheit, sich nochmals mit der Ethnographie der Kanioka zu beschäftigen. Ein sehr hübsches Landschaftsbild bot der wenige Minuten von hier vorbeifließende Moalebach, den wir am 22. Januar kurz nach 6 Uhr überschritten, um über ein sumpfiges Hochland hinweg dem nächsten Fürsten der Kanioka und den herrlichen Kassamba-Kanadörfern zuzuwandern. Bis zum Lubilasch hin hatten wir nun die gleiche Geländeform zu beobachten. Weithin konnte das Auge über die langgestreckten unbewaldeten Flächen sehen. Nur selten schmückte ein Baum das sehr einfache Landschaftsbild. Es ist dann entweder ein Borassus, den wir seit den Wanderungen am oberen Kassai hier zum ersten Male wiedersehen, oder eine Akazie, die überhaupt die erste ihres Stammes ist, die ich im Kongobecken erblickte. Die Senkungen des Geländes sind meistenteils mit sumpfigen Wasserlachen, kleinen Teichen ausgefüllt, die augenblicklich, da die Jahreszeit hier nicht sehr regenreich ist, teilweise gar kein und teilweise nur sehr schwache Abflüsse zeigen. Wie solche Landschaft entwässert wird, mag man aus der kleinen Kartenskizze entnehmen, die ich gelegentlich der Elefantenjagd bei dem Dorfe der Bena Mande aufnahm. Wir sehen auf dieser Skizze, sowohl nördlich wie südlich der Mandedörfer und des Hügels, auf dem diese Anlagen sind, sumpfige Niederungen eingetragen. Es folgen sich aufeinander je zwei derartige „Teiche", der höher gelegene westliche „Teich" ist jetzt in der trockenen Jahreszeit ein abflußloser Tümpel. Wenn die Trockenheit ihren Höhepunkt erreicht hat, rinnen auch aus dem unten gelegenen „Teiche" keine Gewässer, so daß wir das typische Bild dieser Landschaft vor uns haben: in der Regenzeit wässern diese „Standwasser" ab, in der Trockenzeit dagegen trocknen sie fast aus. Solcher Art war das Land.

Wie eigenartig nahm sich dazwischen die Bevölkerung aus. Hier waren Balubaweiler und Kaniokadörfer durcheinander verstreut. Das ist der Gegensatz: die Waldbewohner drängen in einer Richtung die Häuser eng zusammen und haben gemeiniglich einen eigenen großen Garten in einer weiten Lichtung des Waldes angelegt. Diese Steppenbewohner aber neigen dazu, Gehöfte zu bilden, und ein derartiges Balubagehöft sieht einem armen deutschen Bauernhofe so vollständig ähnlich, daß, besonders wenn die Landschaft kein tropisches Merkmal aufweist, der



Die Enakskinder beim Dorfe der Bena Mande.
(Nach Ölstudie.)

braune Sohn der Steppe dem Auge sichtbar werden muß, um nicht die irrige Vorstellung aufkommen zu lassen, eine Fata Morgana habe hier nordisches Kulturleben hineingezaubert. Weithin über die Plätze dehnen sich diese Gehöfte aus. Rund um diese Häuser legt der M a n n seine Äcker an. Ach, wie berührt es so eigenartig, wenn man aus den Waldländern des Nordens kommt, in denen nur Weiber Hacke und Feldfrucht tragen, wie eigenartig berührt es, wenn man hier die braunen Söhne dem vielleicht schon greisen Familienvater zur Feldarbeit folgen sieht. Es ist ein wundervolles, reiches Land, und es ist eine



Dr. M. Groll gez.

Entwässerungszustand einer Lateritlandschaft am oberen Plauteaurande zur Zeit schwächerer Regengüsse. Gegend von Bena Mande.

prächtige Bevölkerung. Wie schade, daß im Jahre 1886 infolge eines Mißverständnisses, wie ich jetzt feststellen konnte, die Baluba sich gegen den Durchzug Wissmanns wehrten. Wie ganz anders wäre jene Reise damals abgelaufen, wenn ihm der Durchzug gelungen wäre.

Die Fürsten dieses Landes gaben sich alle Mühe, unsern Leuten und uns das Leben so angenehm wie nur irgend möglich zu machen. Kassamba Kana betrank sich regelrecht vor Freude, und der weinselige alte Herr brachte mir, als ich nachts noch an meinem Arbeitstische saß, seine eigene Tochter, auf daß sie mein Lager teile, und war direkt beleidigt, als ich diesen äußersten

Ausdruck der Gastfreundschaft nicht annahm. Aber er war zu beschwichtigen und meinte, dann sollte ich wenigstens erlauben, daß die junge Dame auf meiner Veranda bliebe, denn wenn er seinen Leuten sage, daß ich dies abgeschlagen hätte, so würde er an Respekt verlieren. Da mir dies gleichgültig war, gab ich meine Genehmigung. Am nächsten Morgen bat mich einer der Angolesen um ein Stück Stoff als Vorschuß und behauptete, daß er dieses der Tochter Kassamba Kanas schulde. Ich durfte mich demnach der Hoffnung hingeben, daß die Dame die Nacht in nicht zu großer Einsamkeit und Traurigkeit verbracht hat.

Der Marsch vom 23. Januar wurde schroff abgebrochen, denn wir waren erst wenige Minuten gegangen, als ein Eingeborener, über und über erhitzt, keuchend vor Aufregung, angestürzt kam: „Nsevu!" Ich hatte bislang Elefanten aus der Entfernung und nur vom Steamer aus am Kuilu gesehen. Hier sagte ich mir, daß, wenn es gelänge, den Leuten jetzt eine Extraration in Nahrungsmitteln zu verschaffen, wahrscheinlich der Aufstieg zum Lupunguplateau ohne besondere Schwierigkeiten zu erzwingen sein würde, und erklärte mich sofort bereit, den Versuch, einen Elefanten zur Strecke zu liefern, zu unternehmen. Ich ließ die Kolonne aufrücken und lagern. Dann pürschte ich mich an den Rücken einer Hügelwelle und sah nun in einer Entfernung von etwa 1½ Kilometer das zauberisch schöne Bild eines Elefantenrudels in einer echt afrikanischen Tropenlandschaft. Die Situation war ziemlich klar. Ein von den Bena Maude zu uns gestoßener Mann berichtete, daß er die Gewohnheiten und Eigenarten dieses Rudels schon kenne. Es seien fünf Tiere, ein junger Bulle, drei Tiere und ein Kalb einerseits und ein alter Bulle auf der andern Seite. Der alte Bulle würde jedesmal abgeschlagen, wenn er sich dem Rudel nähere. Früher sei er der Mukelenge na Mbao (das Haupt der Gesellschaft) gewesen. Diese Elefanten verwüsteten jede Nacht die Felder der Bena Maude, und zumal dem alten Bullen sei nicht beizukommen. Die Maude hätten schon überlegt, ob sie ihre Weiler nicht verlegen sollten. Man hätte allerhand Pfahlgruben in der Runde angelegt, aber die Tiere seien zu klug.

Was der Mann uns berichtete, hatte Hand und Fuß. Ich konnte deutlich wahrnehmen, daß der alte Herr in bestimmter Entfernung seinem eigenen Lebenswandel nachging. Demnach war der Schlachtplan schnell entworfen. Ein alter Einzelgänger ist immer eine erstrebenswerte Jagdbeute, besonders wenn es sich um ein so riesiges Tier handelt, wie augenscheinlich im vorliegenden Falle. Aber die Sache hatte einen Haken. Da oben stand der alte Herr auf einer Hügelkante und just hinter ihm die aufgegangene Sonne. So war es eine mächtige schwarze Silhouette. Er wedelte mit seinen türartigen Lauschern hin und her. Es sah fast aus wie eine große verkehrt gehende Windmühle. Daraus konnte ich ersehen, daß ich entweder die Rute oder die Lichter mir gegenüber hatte; ob das Tier aber mich oder die Sonne ansah, darüber war nicht ins klare zu kommen. Auf eine andere Seite zu pürschen ging nicht an, denn

der Wind ging so gerade außerordentlich günstig. Ich überlegte mir nun, wie ich wohl am besten meine Patrone ansetzen könnte, nahm zwei Schwarze und Herrn Lemme als Troß hinter mich und dann ging es los. Aber, o je, w i e ging das los! Akaziendickichte bis zur Schulter hoch, einschneidendes, hartes, rauhes Blätterwerk, wie Schilf und Ananas; überall mußte ich vor mir das Gras zerteilen, ehe ich einen Fuß vorwärts setzen konnte. Von Zeit zu Zeit richtete ich mich hinter einem höheren Busch aus der gebückten Stellung auf und suchte durch das Fernrohr hinter die Stellung meines Dickhäuters zu kommen. Es war ein Genuß! Herr Lemme nutzte die Zeit der Wanderung aus, dies interessante Tierleben in seiner Freiheitserscheinung zu beobachten.


Unter der Akazie im Palasthofe des Fürsten Binene.

Bei der Entfernung von 250 Metern glaubte ich zu bemerken, daß mein Riesenvisavis unruhig wurde, die Silhouette wurde noch verschönert dadurch, daß die Rüsselspitze sich über den Kopf erhob. Gleich darauf gab es einen Trompetenton, ich glaubte mich entdeckt, holte schnell das Zielrohr aus der Tasche, setzte auf und gab Feuer. Ich nahm an, daß ich die Lichter mir gegenüber habe. Der Schuß saß offenbar gut, aber doch falsch. Der alte Herr brach sofort zusammen. Im gleichen Augenblick wußte ich auch schon, daß ich das Rückgrat in Unordnung gebracht hatte; er hatte mir eben seine weniger schöne Seite zugedreht. Er drehte sich zweimal herum, knickte zusammen und — ab nach Kassel! Der Elefant trollte, sich von Zeit zu Zeit herumdrehend und eine Volte

schlagend, nach Westen von dannen. Die Hälfte meiner Polizisten verfolgte ihn. Ich konnte ihn in der Entfernung noch weit, weit hinaus sehen. Er schweißte fürchterlich. Die Polizisten, denen streng verboten war zu schießen, und die den Auftrag hatten, mir das Tier wieder zuzutreiben — es war dies sehr einfach, da sein heimatlicher Sumpf nicht im Westen, sondern im Osten lag —, rückten ihm teilweise nach.

Durch das Feuer war auch das andere Rudel aufgescheucht und trabte nach Südosten von dannen. Im Südosten nahm das Rudel nun den alten kranken Bullen wieder auf und bugsierte ihn am Nachmittag langsam nach Westen wieder zurück. Ich selbst patrouillierte im Gebüsch den Rückwechsel ab. Es waren anstrengende Stunden, die aber im weit ausholenden Rundmarsch mir ein gutes Verständnis für die ganze Gegend eröffneten. Ich war eben ins Lager zurückgekommen, da kamen zwei Polizisten an: „Schnell, Herr, schnell, die Elefanten kommen!" Also rückte ich energisch im Trabe nach Süden von dannen. Auf demjenigen Punkte, auf dem ich meine Mittagsroute kreuzte (auf der Kartenskizze Seite 413 sieht man die Kreuzung auf der Hügelspitze in der Mitte der Seite unten, etwa 2 Zentimeter von der Kante entfernt), gewann ich den ersten Blick auf das Rudel. Es kam von Westen. Ich sah im Tate die Kolonne richtig anrücken. Den Anblick werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Die Tiere hatten den Alten in die Mitte genommen. Er konnte nicht mehr recht. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, dann schubsten sie ihn weiter. Das Kalb war ganz im Hintergrunde, und der junge Bulle war offenbar abgeschlagen. Die Tiere rückten in einer Reihe, wie eine Eskadron, Leib neben Leib heran. Da es dunkel wurde, ward es mir sehr schwer, den kranken Bullen zu erkennen. Nur in seinem Trompeten und seinen zögernden Bewegungen merkte ich einen Unterschied. Bald allerdings sah ich auch einen auffallenden Größenunterschied. Als die Tiere etwa 200 Meter von mir entfernt waren, kletterte ich auf eine Krüppelakazie und setzte dem alten Herrn ein Hohlspitzgeschoß ins rechte Auge. Sofort knickte er zusammen, raffte sich aber nochmals auf, das ganze Rudel trompetete wüst in die angehende Nacht hinein, und dann brausten die mächtigen Tiere mit einer Schwenkung nach Süden von dannen. Meine Leute brüllten, die Elefanten trompeteten, der Ast, auf dem ich saß, knackte, und ich sauste auf die Erde. Es ist mir nichts geschehen, aber aus der Entfernung von etwa einem halben Kilometer höre ich nun Rufe: „Mukelenge loa, Mukelenge loa, Mukelenge loa!" „Herr komm!" Ich sammele die Fetzen meiner Kleidung zusammen, ergreife die Büchse und stolpere durch das abendliche Dunkel. Ich tue die Büsche auseinander und — ein schöner Schreck — zwanzig Schritt von mir entfernt steht der Elefant! Ich will ganz ruhig beichten, daß ich in diesem Augenblicke die Empfindung hatte, wie etwa die bekannte Verwandte von Lot, als sie in eine Salzsäule verwandelt wurde, und so benahm ich mich auch genau wie eine Salzsäule, d. h. ich tat



Der Kapitale.
(Nach photographischer Aufnahme.)

gar nichts. Der Elefant sah auf mich herunter und ich sah zu ihm empor. Das eine Licht war ausgeschossen und schweißte fürchterlich. Das andere rollte er in wilder Wut. Die mächtigen Ohren wedelten hin und her. Ich stand und sagte mir: „Wenn du eine Bewegung machst, dann findet er vielleicht noch genügende Kraft, um das Konto auszugleichen, also bleibe stehen." Ich stand zwei Minuten — es kam mir wirklich etwas länger vor wie zwei Minuten. Dann hob der alte Herr den Rüssel und trompetete — o je, gottlob knickte er gleichzeitig hinten zusammen, trompetete nochmals und lag dann am Boden.



Das felsige Bett des Moalebaches bei Binene.

Natürlich blieben wir am andern Tage liegen. Lemme entwarf eine Farbenskizze des Gesellen, die heute noch unter seinen Arbeiten das meiste Aufsehen erregt, weil er nämlich diese Elefanten ganz rot dargestellt hat. Er war aber rot, rot wie die Erde hier, rot wie ein Pinselschwein. Ich habe ein Stück der Decke abgewaschen, sie blieb rot. Die Zeitungen haben infolge des Lichtbildes, welches für meine Vorträge hergestellt wurde, die Nachricht gebracht, daß zu den weißen Elefanten Hinterindiens von mir die roten des Kassai entdeckt worden wären. Ganz so schlimm ist die Sache nun nicht. Der Elefant hat eben die Farbe des roten Schlammes, in dem er heimisch ist. Daß die Farbe außerordentlich auffällig ist und keine äußere, abwaschbare Schicht darstellt, ist eine Sache für sich.

Das Tier, das hier vor uns lag, war einer der schwersten Gesellen, der je zur Strecke geliefert worden ist. Der Zahn — leider verfügte er nur über einen — wiegt einen Zentner und hat gegen 2 Meter Länge. Das Tier selbst hatte von der Schwanzspitze bis zum Rüsselende eine Länge von etwa 7 Meter. Die Schlächterei, die nun anhob, war fürchterlich. Große Feuer wurden rund um den Leichnam angezündet, Holzgerüste aufgeschlagen, und meine 350 Neger rösteten sich als Atzung für die nächsten Tage, als wertvolle Zukost zum Maniokbrei, Elefantenfleisch. Uns selber mundete die Sache nicht besonders. Es blieb übrigens noch genügend vorhanden, um den anwohnenden Bauern auch ein paar Zentner überlassen zu können. Die Bena Mande dankten mir dafür, daß ich sie von diesem Untier befreit hätte. Daß die Tat nur eine halbe war, erkannte ich daraus, daß das Rudel in der folgenden Nacht abermals die Felder heimsuchte und gewaltigen Schaden anrichtete. Die Bena Mande drückten ihren Dank noch dadurch aus, daß sie mir einen großen Hundskopfaffen, der im Dorfe frei herumlief, zum Geschenk machten. Es war ein weibliches Tier und führte den Namen „Bausa". Bausa hat die Expedition nach Europa zurückbegleitet und ihren Aufenthalt im Zoologischen Garten in Berlin genommen.

Am 25. Januar verließ ich etwas nach 7 Uhr die Hügel von Bena Mande und führte die Kolonne durch steinige, trockene Täler zum Lubilasch hinab und dann an seinem Ufer bis zur Übergangsstelle gegenüber dem Dorfe der Bena Kalambai hin. Es war ein sehr heißer Tag, und ich merkte zum ersten Male, was es heißt, eine Truppe führen, die Elefantenfleisch aufgepackt hat. Erstens war alles sehr schwerfällig. Der größte Teil der Leute hatte sich — wenden wir einmal einen kräftigen Ausdruck an — überfressen. Dann aber hatte auch jeder auf seine Last noch einige Kilo leicht angeräuchertes Fleisch geladen. Und darüber schien die Sonne sich besonders zu freuen, denn sie trat in intensive Beziehung zu diesen Fleischmassen, was die Ausströmung gräßlicher Düfte zur Folge hatte, so daß die ganze Kolonne einen wahren Pestgeruch von sich gab. Herr Lemme zeigte Anzeichen der größten Wut über diese Beeinträchtigung der künstlerischen Regungen seiner Geruchsorgane. Aber es galt ruhig derartiges kleines Ungemach ertragen, denn in den nächsten Tagen stellte ich sehr ernste Ansprüche an die Leistungen der Mannschaft. Schon am Nachmittage des 25. Januar überschritten wir den hier etwa 300 Meter breiten Lubilasch, und dann nahm ich in der außerordentlich weit ausgedehnten Dörfergruppe der Bena Kalambai zum Nachtlager Platz und Haus in Anspruch.

Gegen 7 Uhr marschierten wir am andern Tage ab. Zuerst ging es durch eine verhältnismäßig niedere und flache Senkung. Ich konnte schon von weitem die Spitzen des Hügel- und Berglandes erkennen und peilen. Der eigentliche Aufstieg zum Rande des nun folgenden Lubefuplateaus begann gegen 10 Uhr. Dann folgten geradezu grausame Stunden. Die Abhänge waren schroff und glatt. Die Sonne brannte fürchterlich. Weit und breit war kein Dorf zu sehen. Es ging

10 m bergauf, 10 m bergab. 50 m schroffe Steigung mit einer Last auf dem Rücken bedeutet ein schweres Stück Arbeit. Als wir den höchsten Gipfel vor uns hatten, dem ich nachher den Namen „Alfredspitze“ beilegte, konnten die Leute wirklich nicht mehr. Es war eine so vollständige Ermattung eingetreten, daß ich große Besorgnisse hatte. Ein Teil der Leute litt an krampfhaftem Husten, der mir eine Überanstrengung der Lunge anzudeuten schien. Nicht weniger als zwölf Leute fielen in eine Art Ohnmacht, welche bei den Negern sehr selten ist. Sie saßen da, als ob es ihnen ganz gleichgültig sei, was nun weiter geschehe. Ich selbst fühlte mich auch nicht recht wohl, doch sagte ich mir, daß jetzt entweder noch einmal die Wanderlust der Leute angefacht werden müßte, oder daß mir im nächsten Augenblick alle fortlaufen würden. Wir hatten am Wege zwei Palmen entdeckt, diese wurden geköpft und das „Herz“ heraus-



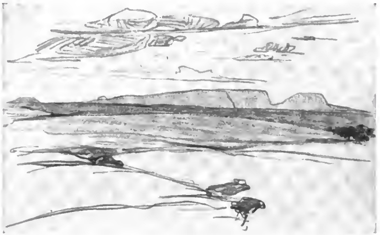
Gute Beute: Lemme konterfeit den roten Enakssohn.

geschält. Das Herz des Palmenbaumes ist außerordentlich schmackhaft, sowohl roh als auch in Gemüseform gekocht. Diese Leckerbissen verteilte ich nun unter die Leute und regte dadurch ein wenig ihre gute Stimmung an. Ich ließ ferner etwas Tee aufkochen und labte damit sowie mit einem Bitteren von Mampe die Schwächlinge. Ich öffnete eine Kiste mit Schokolade, wodurch wieder etwas Interesse an der Sache erwuchs. Denn wenn auch die Neger den Zucker nicht lieben, so essen sie doch Schokolade sehr gern. Endlich öffnete ich eine letzte Kiste mit Backwaren und verteilte „Leibnitz Kakes“ unter die Mannschaft. Wie oft hat mich dies wundervolle Gebäck erquickt, das allen Unbilden der afrikanischen Witterung zu trotzen vermochte. Hier am Rande des Lupunguplateaus ward er mir aber zum wahren Golde; die Leute rissen sich richtig um die verschiedenen Biskuits, und es gab so eine allgemeine Erfrischung des Gemütes. Dann ergriff ich möglichst plötzlich eine der Lasten, nahm sie selbst auf den Kopf und raste mit „Rrrrrr twah“, — unserem Schlachtgesang — brüllend den Abhang

empor. Als ich an der Spitze angekommen war und mich umwandte, sah ich, daß die Gesellschaft nachgejagt kam. Der schwierige Moment, der tote Punkt, war überwunden. Ziemlich spät, nämlich nach ½4 Uhr, kamen wir in dem Balubadorfe der Bena Buimukullu an.

Am andern Tage setzte ich einen kurzen Marsch an. Wir marschierten über ein Stück Plateau bis zu dem ersten Dorfe der Bassonge hinüber. Ins Bassongeland hinein ging es nun. Über die Eindrücke, die ich hier empfing, werde ich im nächsten Kapitel weiter berichten. Der 28. Januar sah mich schon früh auf den Beinen. Mit Sonnenaufgang brach ich auf. Es mag mir erlassen sein, die Einzelheiten dieses Tagemarsches zu berichten. 70 m hinab und 70 m hinauf ging es immer über die Täler des Bunai und seiner vielen Nebenbäche. Die schroffen Lateritwände hatten in Farbe und Form zum Teil das Aussehen zerbrochener Ziegelmauern. Herr Lemme machte diese Bemerkung mit mir im gleichen Augenblick, als ich sie aussprechen wollte. In der Tiefe der Täler aber war festes Felswerk vielfach zu beobachten.

Die armen, teilweise recht kranken Leute kamen kaum noch vorwärts. Es bedurfte der äußersten Anstrengungen, des ständigen Zuredens und auch wohl einmal des Dreinschlagens, um die Kolonne im Gange zu erhalten. Zu meiner großen Freude erreichte ich aber doch meinen Zweck. Um 3 Uhr betrat ich die Hauptstraße der Stadt Lupungus.



Die Wißmannberge von der Stadt Lupungus aus gesehen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Bei Lupungu.

Verstaubt, verschmutzt, abgerissen und zerfetzt sah die Kleidung der Leiter sowohl als der Mannschaft der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition aus, als sie am 28. Januar unvermutet in die Hauptstadt auf dem Lubefuplateau einzog.

Schon als ich den breiten Raum der Dorfstraße im ersten Bassongedorf betrat, wurde ich lebhaft an die Schilderungen Pogges und Wißmanns erinnert. Als jene beiden Reisenden, von Westen kommend, das Bena Luluagebiet durchkreuzt hatten und als erste Europäer in das Bassongeland eintraten, da waren sie verblüfft und erstaunt über die Bilder, die sich vor ihren Augen entrollten. Es waren nicht Dörfer, die sie betraten, sondern Städte. Stundenweit dehnten sich die Palmenreihen an den wohlgepflegten Dorfstraßen aus. Nicht nur Hunderte und Tausende, sondern Zehntausende von Negern begrüßten mit urwüchsigem Freudengebrüll die Reisenden. In der Tat haben auch heute noch die Bassongedörfer einen Charakter, der uns fast vergessen läßt, daß wir im zentralen Negerafrika sind. Was sind es für wunderbare Bilder: diese längs der Straße in regelmäßigen langen Reihen angepflanzten Palmbäume, diese reinlichen, in Bananengrün eingehüllten, seitwärts liegenden Gehöfte, diese sich über die Hügel weithin bis zum Horizont ziehenden Felder, diese Menschen, die nicht mehr das dunkle Braun der Innerafrikaner, sondern die hellere Hautfarbe

der Hamiten haben. Man ist nicht mehr unter „Wilden". Das ganze Leben verrät eine Organisation und Anlage, die weit über dem erhaben ist, was wir im allgemeinen unter unberührtem Negertume verstehen. Die Menschen sind beinahe dieselben wie die Baluba, aber auch ihr Äußeres zeigt Eigenschaften, die ihnen den Habitus einer überlegenen Rasse verleihen. Wir sehen schöne Figuren, vor allen Dingen die Frauen fallen durch ihren intelligenten Gesichtsausdruck, durch die wundervoll gewölbte Stirn, die klaren, ruhig blickenden Augen auf. Nur bei den Bassonge fand ich Leute, die einen prüfenden Blick auszuhalten imstande waren. Daß unter solcherlei Volk sehr viel für den Ethnologen zu arbeiten und zu studieren ist, versteht sich von selbst. Schon vor langen Jahren habe ich die Herkunft dieser Stämme in einer im „Globus" veröffentlichten Arbeit nachzuweisen versucht. Die Arbeit war verfehlt, und das sah ich jetzt. Es bedurfte aber wirklich nicht der Anregung, die mir in den letzten Tagen vor meiner Abreise noch Wissmann hatte zuteil werden lassen, indem er mir schrieb, die Bassonge wären die interessantesten Farmneger gewesen, die er kennen gelernt habe, und er wünsche sehr, mehr von ihnen zu hören.

Im Jahre 1886 kam Wissmann vom Norden her abermals in das Bassongeland. Im Osten hatte der Araberkrieg gewütet. Die Räuberscharen der semitischen Konquistadoren hatten das glückliche Leben in jenen Ländern gründlich zerstört. Wissmann zog infolgedessen weiter nach Süden, um den Fürsten Lupungu aufzusuchen. Er schildert in seinem letzten Reisewerk, wie wild, wie aufgeregt, wie abstoßend das Leben in diesem Grenzgebiet des arabischen Wellenspiels damals war.

Wir kamen nun zwanzig Jahre später. Unser Weg führte uns nicht vom nördlichen Plateau nach Süden, sondern von Südosten über die Randkette hinweg. Wir waren so schnell marschiert, daß keine Nachricht von unserem Nahen hierher gekommen war. Als ich die Stadt Lupungus betrat, erkannte ich sogleich, daß das kein Kriegslager mehr war, sondern ein großes, blühendes Gemeinwesen. Es gab kein Waffenklirren, kein Lärmen, keine gewaltsamen Auftritte, ehrerbietig standen Hunderte von Bauern und Bauerfrauen vor ihren Gehöften und grüßten freundlich, tauschten wohl Blick und Bemerkung miteinander aus, aber niemals in auffallender Weise. Wir ziehen die 20 m breite Hauptstraße hin, wohl eine halbe Stunde lang. Wir biegen eine Wegkurve ein wenig ein und stehen vor einer Halle. Darin sitzt nach arabischer Weise auf einem Divan ein würdiger Mann mit untergeschlagenen Beinen. Auf Matten hocken am Boden alte Leute. Der Mann sagt einen arabischen Ruf und fragt einen Büchsenträger: „Wer ist der Herr?" Der antwortet: „Moana na Kabassu Babu" (ein Nachfolger Wissmanns). Ein Murmeln geht durch den Kreis der Leute. „Was? Der Kabassu Babu na kalle, kalle, kalle!" (d. h. „der ganz alte, der uralte!"). Ach, Afrika lebt schnell, sehr schnell, und Wissmann ist jetzt schon der Uralte. Aber er hat recht, wir sind ja Leute von jenem ganz alten Wissmann.

Der Mann auf dem Divan steht auf; er steigt herab, und richtig, wie er in das Freie tritt, erkenne ich, daß es Lupungu sein muß, denn er hat nur ein Auge, und das Antlitz ist voll Blatternarben. Ja, das war der alte Lupungu! Wenige Augenblicke später sagte er es uns. Und der sonst so stille, ernste Mann zitterte vor Aufregung, als er von den alten Zeiten und seiner Freundschaft mit Kassongo und Kabassu Babu erzählte. Und doch war auch er vorsichtig genug, sich zu vergewissern, ob hier kein Betrug vorliege — er sah die Gewehre der Mannschaft an, und wiederum konnte ich das merkwürdige angeborene Verständnis der Neger für Waffen bewundern. Er stellte sogleich fest, daß das Gewehr ein solches Wissmanns sein müsse. Dann gab ich weiter meine Beglaubigung, indem ich kleine Einzelheiten aus dem Leben der alten deutschen Reisenden erzählte, die wohl keiner sonst wissen mag, da sie von mir mündlich und brieflich übernommen wurden. Besonders, als ich den Namen einer jungen Dame erwähnte, die einmal eine gewisse Rolle gespielt hat, wußte Lupungu wirklich während einiger Minuten nicht, seine orientalische Würde zu wahren, und ruhte auch am andern Tage nicht, ich mußte den Besuch der inzwischen Angejährten gestatten.



Meine besten Leute: Tschikaja.



Meine besten Leute: Tschikajas Frau.

Die Vorstellung war beendet, des Redens genug. Lupungu war ein Mann der Tat. „Wieviel Leute hast du?" „350." „Wieviel Frauen sind dabei?" „50." Im Handumdrehen haben die Schergen des Fürsten ein reinliches Gehöft von allen menschlichen Bewohnern für uns gesäubert, so daß nur Hühner, Tauben, Ziegen, Schafe darin bleiben. Sie haben im angrenzenden Dorfe gegen 100 Hütten für unsere Leute zugerichtet und — mit 50 Sklavinnen ausgestattet. Denn Lupungu ist ein weiser Mann. Als er uns noch am selben Abend besuchte und ich ihn fragte, was es mit den 50 Sklavinnen auf sich habe, sagte er: „Du hast 300 Männer und nur 50 Frauen dabei. Das ist kein

Verhältnis. Die 50 Frauen genügen nicht, um für die 300 Männer zu „sorgen". Wenn ich dir deswegen noch 50 Frauen sende, so werden deine Leute nicht in andern Familien mit zu essen brauchen. Es gibt sonst Streit."

Als Lupungu fort war, schlich der Besitzer des uns angewiesenen Gehöftes herbei und flüsterte Tschikaja, dem schwarzen Chef meines Haushaltes, zu: „Die Hühner und Ziegen und Tauben und Schafe in diesem Lupangu (Zaun) sind nicht gezählt, ihr könnt sie also stehlen. Ich habe aber ein Nkissi (Zaubermittel) gesetzt, und wenn die Tiere gestohlen werden sollten, werdet ihr sterben." Am andern Tage hörte das Lupungu. Er ließ den Mann kommen und verurteilte ihn zur Zahlung von zwei Sklaven als Strafe. „Denn," sagte er, „meine Freunde können essen und trinken, was sie wollen, und das ist ein Sohn Kabassu Babus und Kassongos. Alles, was mir und euch gehört, gehört auch ihm."

Bis zum 20. Februar lagerte ich in der Stadt Lupungu. Die Zeit, die ich hier verbrachte, war die angenehmste und schönste, welche mir dies afrikanische Wanderleben gewährte. Ich hatte nicht nur umfangreiches Material hier zu verarbeiten, wir hatten nicht nur unsere Ruhe verdient, sondern ich mußte auch lagern, weil in der Kolonne viel Krankheit Einzug gehalten hatte. Ich habe in diesen Monaten des Aufstieges zum südafrikanischen Plateau genügende, eigentümliche Merkmale der Entwicklung tropischer Krankheiten wahrnehmen können, um auch als Laie hierüber einmal das Wort ergreifen zu dürfen. Wenn wir in Luebo oder überhaupt an irgendeinem Punkte, der direkt am Wasser oder Sumpfe gelegen ist, unsere Abendsuppe zu uns nehmen wollten, so wurden wir, besonders in den Zeiten der beginnenden Regenperiode, fast ständig in der unangenehmsten Weise von Schwärmen ständig wechselnder Insekten belästigt. Ich gebe nach meinem Notizbuch einige derartige Daten, unter andern:

22. Oktober 1905: Mussossoa, eine Art Eintagsmotte.
23. Oktober 1905: Schwärme kleiner grüner Schmetterlinge.
24. Oktober 1905: „Falsche Skorpione".
25. Oktober 1905: Große Schnaken.
26. Oktober 1905: Wieder Mussossoa.
27. Oktober 1905: Schwärme großer grauer Nachtfalter.
28. Oktober 1905: Wieder grüne Motten.
29. Oktober 1905: Schnaken.
30. Oktober 1905: Schnaken.
31. Oktober 1905: Eine große gelbe Mückenart, usw.

Es war also fast jeden Abend ein anderes Insekt, welches in riesigen Schwärmen über unsere Suppe herfiel und um unsere Laternen zu Tausenden oder Hunderttausenden Gaukeltänze aufführte. Besonders die Mussossoa waren eigentümlich. Sie lebten in den Lehmmauern. Wenn es geregnet hatte, öffneten sich die nicht viel mehr als stecknadelgroßen Poren und heraus schlüpften



Im Lager bei Lupungu: die Bassonge erzählen Legenden.

(Nach Ölskizze Lemmes ausgeführt von L. Arriens.)

diese Tierchen, eins nach dem andern. Das währte etwa zwei bis drei Stunden, dann waren die Schwärme verschwunden. Die Eingeborenen sagen — ich betone, daß die Eingeborenen ganz aus eigenem Antriebe heraus mir diese Mitteilung machten —, daß diese Tiere „Bena na Sambi" (Kinder Gottes) sind, daß diese Bena na Sambi die Krankheiten tragen. Die Leute behaupten, daß, wenn eine große gelbe Motte, die ich selbst nie gesehen habe, derartig auftritt, ein schweres Magenfieber über die Gegend komme, daß beim Erscheinen des von den Belgiern als „falscher Skorpion" bezeichneten Tieres gewöhnlich viele Leute an Eiterbeulen litten, daß, wenn eine rötliche Motte, die ich selbst auch nicht gesehen habe, komme, die Leute „Schmerzen am Herzen" bekämen und dörferweise stürben usw. Diese Beobachtungen sind, glaube ich, nicht ohne Wert, und es ist wünschenswert, daß ein Arzt, der nicht nur gründliche medizinische Vorkenntnisse, sondern auch das dringend notwendige, sehr umfangreiche Vertrauen der Eingeborenen genießt, in diese Länder kommt, um mit solchen in traulicher Abendstunde gewonnenen Erklärungen der Sache ernstlich nachzugehen. Die Eingeborenen äußern sich hierüber sehr ungern, es ist eben eine Angelegenheit der Bena na Sambi. Sie wenden zwar ihre Mittel an, glauben aber selbst nicht, daß sie wesentlichen Erfolg haben könnten.

Solche Krankheiten waren allmählich in die Kolonne gekommen. Es waren zum Teil sehr merkwürdige Erscheinungen. Eines Tages kamen zwei meiner besten Leute in grauer Angst und mit höchst eigentümlicher Kopfhaltung zu mir. Sie sagten: „Herr, wir werden sterben, denn wir können den Kopf nicht bewegen." Ich lachte sie aus und sagte ihnen, das hätte gar nichts zu bedeuten und käme in Europa sehr oft vor; sie hätten sich eine Sehne verdreht oder den Hexenschuß, und nach einigen Tagen würden sie ganz gemütlich wieder nicken können. Alte Leute der Karawane schüttelten aber dazu bedenklich den Kopf. Das sei nicht so, diese Krankheit wäre sehr schlimm und währte regelmäßig einen Monat.



Meine besten Leute:
Palia Messo und Katjunga, die Tuschimunierzähler.

Wenn in einem Dorfe erst einige die Krankheit hätten, würden andere ihr auch bald erliegen. In der Annahme, daß hier doch wohl etwas mir Unbekanntes vorliege, und um die Leute zu beruhigen, behandelte ich sie mit Ammoniak, also auf Rheumatismus hin. Außerdem verabfolgte ich kräftige Dosen Chinin, welches Heilmittel nur gegen die Malaria mir nicht nützlich zu sein schien. Am andern Tage wurden zwei weitere Leute von dieser Krankheit befallen, und als wir bei Lupungu ankamen, hatte ich nicht weniger als 31 Steifhälse. Die Leute



Meine besten Leute:
Mubiai und Nengengele, die vorzüglichsten Sammler.

bekamen große Angst und behaupteten alle, wenn meine Buanga nicht hülfen, müßten sie sterben. Es ist aber keiner gestorben. Dagegen sind die Angaben der alten Leute richtig gewesen: die Steifheit währte einen Monat. Weiterhin hatte sich eine dysenterieartige Magenkrankheit eingebürgert, die ebenfalls massenhaft auftrat, und welcher bei Lupungu auch Lemme anheimfiel Endlich erwähne ich die Gruppe der Beulen- und Geschwürkrankheiten, welche zum Teil auf recht leichtsinnige Nachtstunden zurückzuführen sind. Es sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß nicht alle Beulenkrankheiten auf Syphilis schließen lassen, auch wenn sie notorisch dem geschlechtlichen Verkehr entspringen. Viel-

mehr möchte ich annehmen, daß noch verschiedene Krankheiten und Formen im Innern Afrikas heimisch sind, die die Wissenschaft noch nicht kennt. Sehr stark litt die Kolonne übrigens auch an Gonorrhöe. Leider hatte ich es versäumt, mich mit Injektionsmaterial zu versehen, da ich hierauf gar nicht vorbereitet war. Ich führte aber einige Pakete mit einem neuen Fabrikate, mit Gonosan,



Meine besten Leute: Moena Mpala, der Kapita der Tipoja-träger und seine Brüder.

bei mir, einem Mittel, welches eingenommen wird und gegen diese unangenehme Krankheit wirkt. Ich habe in Afrika mit diesem Material drei Europäer und drei Neger behandelt. Ein Neger fällt in der Beurteilung der Wirkung fort, da er die Krankheit sich schleunigst zum zweiten Male holte, noch ehe der erste Fall erledigt war. Die andern Patienten habe ich sämtlich geheilt. In Brüssel ist inzwischen eine wissenschaftliche Beobachtung und mikroskopische Untersuchung der Sekrete von zweien der Patienten erfolgt, die belegt hat,

daß die Krankheit wirklich ausgeheilt war. Ich kann meinen Kollegen nur dringend empfehlen, dies schöne Mittel, das in Gelatinekapseln eingeschlossen und somit sehr leicht einzunehmen und zu transportieren ist, mitzunehmen. Die Patienten behaupten zwar, daß sie einige Stunden nach Einnahme des Präparats einige Magenschmerzen verspüren, dies wird aber die Folge des Einnehmens auf vollem Magen sein. Eine Veränderung des Stuhlganges tritt aber nicht ein, und ich habe auch sonst keine unangenehmen Nebenerscheinungen zu beobachten vermocht. Europäer habe ich acht Wochen lang damit behandelt, Neger nur fünf, aber mit doppelten Rationen.

Nimmt man dazu noch, daß die verschiedensten Schlangen- und Skorpionenbisse von Zeit zu Zeit vorkamen, daß hier und da sich einer eine schwere Verwundung mit Holzsplittern oder durch unvorsichtigen Gebrauch von Werkzeugen zuzog, daß nach dem anstrengenden Marsche über die kahlen Randhügel ich sowohl als ein Teil der Angolesen an einer Augenkrankheit, nämlich an Blasen auf der Hornhaut litten, daß außer den Leuten der Expedition eine ganze Reihe von Patienten sich anmeldete, so kann man sich denken, daß mich in der Stadt Lupungu mancher Arzt um meine vielseitige Praxis beneidet hätte. Da mir übrigens die Eingeborenen zu häufig und in zu großen Massen mit Ansprüchen an meine medizinische Tätigkeit heranrückten und da meine Zeit nicht allzusehr in Beschlag genommen werden durfte, so setzte ich einen Preis für die Konsultation fest. Die Einnahme aus dieser Tätigkeit floß in eine Kasse, welche zum Besten für zwei Leute gegründet wurde, die sich bei dem Marsche im Urwald die Beine gebrochen hatten und deren einer in Luluaburg von dem dortigen Farmaufseher, deren anderer bei Ibanschi von mir selbst geschient worden war.

Das Leben floß auch sonst nicht ohne Abwechselung dahin. Leider hatte ich Veranlassung, auch richterliche Tätigkeit auszuüben. Unter den Boys und ihren Frauen hatte sich im Laufe der letzten Wochen ein eigentümlicher Verkehrston herausgebildet. So ging ich einmal an den Hütten der Knaben bei Moena Ditu vorbei, deren Tür sehr hoch gelegen war, als ich in unangenehmer Weise von einem Ballen berührt wurde, der durch den Mund des Hauses mit einem gewaltigen Ruck herausgeschleudert wurde und sich als die ehrenwerte Gattin des Knaben Schamba erwies, die nun in erschrecktem Grauen zitternd vor meinen Füßen lag. Auf mein „Nanu!" erschien denn auch das schöne Haupt des Batetelaknaben mit blitzenden Augen und Zähnen und wutverzerrt in der Tür. Er war so wütend, daß er sich nicht einmal scheute, vor meinen Augen seine Frau weiter zu mißhandeln, worauf ich natürlich die aktive Ehehälfte schleunigst einem energischen Handgriffe unterzog, dem noch zwanzig Stockschläge auf jenen Teil des Körpers, den der liebe Gott für Empfangnahme

solcher Gaben geeignet vorbereitet hat, folgten. Damit war aber noch nicht alles erledigt, der Streit wurde in Lupungu fortgesetzt und dehnte sich wie eine Epidemie auch auf die anderen Familienverhältnisse aus. Und das kam so:

Zuerst waren wir einige Monate lang in den Dörfern der Waldvölker gewesen, in denen es kein eigentliches Herrschergeschlecht, sondern nur eine Bürger-



Meine besten Leute: Die drei zuverlässigsten Angolesen Michele, Simao und Antonio.

meisterei gibt. Im Bakubareiche sahen unsere Leute nichts von dem Hofstaate des Herrschers. Bapende und Bena Mai zeigten ja einige Reste alter monarchischer Einrichtungen, die leitenden Familien waren aber auch machtlos, so daß es sich eben nur um einen Abglanz aus alten besseren Zeiten handelte. Bei den Kanioka wurden die Leute zum ersten Male mit festem, gegliedertem Staatswesen und der „Pracht" der Fürstenhöfe bekannt. Die soziale Abstufung der

Klassen war hier schon kräftiger entwickelt, und man unterschied Reiche und Arme, Freie und Unfreie, reiche Unfreie und arme Unfreie. Die Leute sahen das Streben nach Macht auch außerhalb der Fürstenhäuser. Hier nun bei Lupungu befanden sie sich in einem sozialen Gebilde, in dem vor allen Dingen das Bestreben sich „hinaufzuarbeiten“ zutage trat. Uns gegenüber wohnte ein Unterhäuptling, der über nicht weniger als 300 Frauen verfügte. Da waren andere kleine Häuptlinge, die hatten 200 oder 100 Frauen. Angesehene Frauen haben ihre kleinen Sklavinnen, und mit dieser Tatsache war die Wurzel für die Unzufriedenheit der aufstrebenden Kultur unserer Boysdamen gegeben. Diese fühlten sich als die Gattinnen recht großer Herren und verlangten, daß die Boys in diesem Lande, wo man so billig kleine Jungen und Sklavenmädchen kaufen konnte, einige Hilfskräfte für den Haushalt, also einige Dienerinnen für die Dienerschaft, anschaffen müßten. Die Boys fragten mich, ob ich die Gelder dazu bewillige. Ich lehnte dies ab, und nun begannen die Damen zu streiken. Auf diesen Streik hin begannen die Herren böse zu werden. Es kam zu Prügelszenen und allen möglichen Intriguen, die über alle Maßen drollig waren. Eines Tages streikten die Damen vollständig und kochten nicht mehr. Nun hatten die Boys nichts mehr zu essen. Tschikaja verprügelte seine Ehehälfte, und Katjunga, der ausgezeichnete Interpret der Legenden, schmollte mit seiner Mussinga. Am schlimmsten aber war es mit der Frau von Samba. Als sie eines Abends von ihrem Gebieter wieder durchgeprügelt war, — hängte sie sich auf. Mit knapper Not ward der Strick durchgeschnitten. Es ist geradezu unglaublich, mit welcher Geschwindigkeit das erhitzte Negergemüt dem Selbstmorde zustrebt. Ich machte wenig Faxen. Bei dem Fürsten Lupungu erkundigte ich mich, was man mit solchen Frauen mache. Er sagte mir: „An die Kette.“ Fullu Matamba hatte in seinem mit 50 Häusern besetzten Gehöfte eine Reihe von 30 Frauen an der Kette, die alle solche und ähnliche Scherze begangen hatten. Ich strafte die Frau Schambas, indem ich sie für zwei Tage mit in diese Kette aufnehmen ließ, denn eine Untersuchung ergab, daß sie im vorliegenden Falle nicht nur den Grund zum Ehestreite gegeben, sondern die andern Weiber auch aufgehetzt hatte.

Die Intriguen spannen sich weiter. Die einzige, die noch zum Kochen bereit war, war die Frau Katjungas. Die andern ärgerten sich darüber, und um sich zu rächen, stahlen sie eines Tages aus dem Sack irgend eines Mannes Sachen heraus und behaupteten, Mussinga habe den Diebstahl ausgeführt. Katjunga weinte den ganzen Tag darüber, daß seine Frau dies getan haben solle, und wollte es nicht glauben. Da sagten die anderen, man wolle den Priester fragen. In der Stadt Lupungus wimmelte es von heiligen Männern, die das Amt des Oraklers ausübten. Eines Mittags kamen Katjunga tränenüberströmt, Tschikaja und Palia Messo grau vor Angst, und Nengengele, der freie, starke Mann, fast zitternd an meinen Arbeitstisch gestürzt. Sie waren bei einem solchen Priester

gewesen. Er hatte vor aller Welt eine Holzfigur laut sprechen lassen! Die Holzfigur hatte ausgesagt, Mussinga habe den Diebstahl begangen! Nun hatte ich zufälligerweise durch die dünne Wand meiner Hütte gehört, wie die Frau eines der Polizisten und die eines Trägers miteinander darüber plauderten, daß sie im Auftrage der Frau Tschikajas die Sachen entwendet und hinter dem Ziegenstall in meinem Lupangu vergraben hätten. Ich hatte also alle Möglichkeiten, ein kleines Drama aufzuführen. Ernsten Hauptes und innerlich höchlichst amüsiert, begab ich mich mit meinen Leuten nochmals zum Nganga (dem Zauberer). In einer entlegenen Hütte saßen etwa 30 meiner Leute eng zusammengequetscht gegenüber einem engen, dunklen Raume, in welchem der Priester hockte und seinen Firlefanz ausführte. Ich setzte mich zu ihnen und beanspruchte vom Priester, daß er mir die Beweisführung noch einmal vormache, sonst würde ich mich beim Lupungu beschweren. Darauf begann er etwas ängstlich seine Vorführung. Zunächst trommelte er auf einem Holzgong, verdrehte die Augen und ließ dann mit einem Male aus dem Dunkel des Hintergrundes eine Figur nach vorne tanzen. Es war wirklich ein klein wenig unheimlich, mit welcher Geschicklichkeit der Kunde das ausführte. Natürlich war es ein Taschenkünstlerstücklein, und die Figur ward dirigiert von seinem unter einer Felldecke verborgenen Fuße. Die Figur begann zu pfeifen, die Figur begann zu sprechen. Der Mann war Bauchredner und sprach in den höchsten Fisteltönen. Da ich keinen Grund hatte, ihn direkt aufzudecken, so markierte ich auch den Gläubigen. Die Vorstellung machte mir Spaß; noch vergnüglicher aber war es, die Gesichter meiner Leute zu beobachten. Sie blickten grau und starr vor Entsetzen auf die kleine Figur, die da sprach und tanzte. Die Augen quollen aus ihren Höhlen, und die Männer zitterten. Von Zeit zu Zeit stieß der Priester selbst einen dumpfen Laut aus und wandte sich mit einer Frage an die Versammlung. Alle Leute antworteten dann einstimmig „ja“ oder „nein“ oder „so ist es“. Das Figürchen erklärte also, Mussinga habe den betreffenden Gegenstand gestohlen.


Meine besten Leute: Kalemba, der alte Angolese, der nur mitging, „um mitzugehen“ und stets Behaglichkeit um sich verbreitete.

Endlich mischte ich mich hinein und fragte, wo der gestohlene Gegenstand denn hingekommen sei. Es war aber keine Antwort aus dem Figürchen zu erzielen. Liebevoll streichelte der Priester es und bat, es möchte doch antworten, aber es schwieg. Ich sagte, das Ganze tauge nichts, wenn das Figürchen nicht sage, wo der Gegenstand hingekommen sei. Außerordentliche Spannung und große Aufmerksamkeit, aber das Figürchen sprach nicht. Der Zauberer war verlegen. Da stand ich denn auf und hielt an die „Bena na Kabassu Babu" ein Mojo. Ich sagte ihnen und allen den vielen Hunderten, die vor der Türe versammelt waren und die durch die Türe alles mit angesehen und gehört hatten, daß das vielleicht für den Neger eine sehr schöne Sache sei, daß man aber dem Europäer damit nicht kommen dürfe. Ich freue mich sehr, zu sehen, auf welche Weise sie mit den Geistern ihrer Verstorbenen verkehrten, aber in solchem Falle wäre es richtiger, sie wendeten sich mit Vertrauen an meinen Scharfsinn! Ich verlangte darauf von dem Zauberer, daß er mit mir komme. Den ganzen Zug, der unterwegs mächtig anschwoll, führte ich hinter das Ziegenhaus. Man konnte an einer frisch aufgebrochenen Stelle lockerer Erde sehr wohl erkennen, wo der Gegenstand, ein Messer, vergraben lag. Mit dem Stock kratzte ich die Erde auf: da lag das Messer.

Eine ähnliche Verblüfftheit habe ich weder vor noch nachher gesehen. Die Laute des Erstaunens gellten krächzend über den Hof hin. Dann gebot ich Ruhe und hielt noch ein Mojo, in dessen Verlauf ich erzählte, wer den Diebstahl ausgeführt und wer den Auftrag dazu gegeben hatte. Die betreffenden Damen wurden fahl vor Angst. Einige wütende Leute wollten sich auf sie stürzen, aber ich hielt sie zurück. Ich schreibe diese Zeilen in der Zeit, da in München der „Peters-Prozeß" zur Verhandlung steht. Und deshalb interessiert es wohl alle, die glauben, daß nur europäische Strafarten dort drüben angewendet werden müßten, daß auch ich, der ich doch ziemlich bekannt geworden bin durch mein Eintreten für eine gute Behandlung der Negervölker, daß auch ich diese Frauen durchhauen ließ. Jede bekam ihre fünfzehn Ermahnungszettel mit einem Rohrstöckchen auf die Rückseite. Fleischfetzen flogen dabei nicht herum. Aber die Lehre hat sehr gut getan, und das Ansehen der Expedition wurde dadurch bedeutend gehoben. Vielleicht meint man, ich hätte diese Damen, wie auch den einen oder andern Übeltäter der Kompanie oder dem Staate zur Bestrafung geben sollen. Die Beobachtungen aber, die ich im Laufe meiner Anwesenheit in diesen Ländern machte, lehrten mich, daß in diesem Staate nicht die Gerechtigkeit heimisch ist, weder diejenige im Sinne Europas noch diejenige Afrikas, sondern die Gerechtigkeit des Utilitarismus. Ich habe es gesehen und erlebt, daß ein staatsangestellter Richter eine unschuldige Frau durch Fußtritte bestraft hat, während er den schuldigen Mann in Schutz nahm. Ich habe es erlebt, daß Leute, die den besten Ruf hatten und deren Handlungen für sie sprachen, irgend welcher Dinge wegen angeklagt wurden, weil sie in ihrer Offen-



Aus dem Leben in der Stadt Lupungus: Frau, Korn malend.

heit Mißstände gerügt hatten, die die Instanzen dieses Landes nicht abstellen können, ohne den direkten Gewinnvorteil zu schädigen. Besonders nachdem ich gesehen hatte, wie die belgischen Missionare handeln, und daß sie trotz traurigster Berufsausübung halbwegs wie Heilige behandelt werden, beschloß ich, meine eigenen Wege zu gehen und zu vertreten. Natürlich wird sich jeder Expeditionsführer, der seine Aufgabe ernst nimmt, in einem Staate, in dem bessere Verhältnisse herrschen, mit den leitenden Instanzen in Verbindung setzen, um ihnen die Strafausübung zu überlassen.

Geradezu wundervoll entwickelte sich der Verkehr mit den Eingeborenen der Stadt. Die Fürsten waren täglich unsere Gäste, aßen und tranken zuweilen bei uns und bemühten sich emsiglich, unsere Arbeiten zu fördern. Gerade hier gewann ich durch Verteilung von Gaben, die mir liebenswürdige Hand aus Europa gesandt hatte, die Herzen der braunen großen Kinder. Herr Kommerzienrat Carl Crämer aus Sonneberg hatte mir viele Kisten mit Spielwaren mitgegeben, die ich teils selbst, teils mit Hilfe der Missionare der verschiedenen Konfessionen im Lande verteilte. Besonders die Zeichnenspiele und Musikinstrumente, dann die Puppen machten großen Eindruck. Das Domino verstanden die Bassonge sehr schnell. Die Würfelspiele (zum Zusammensetzen) verstanden sie nicht. Die Puppen wurden, wie in Europa, aus- und angezogen, und daß einige die Augen verdrehen konnten, erregte allgemeine

Freude. Als ich später hier abmarschierte und den Luino überschritten hatte, brachte mir ein Eingeborener eine große Puppe, die bis hierher gewandert war, entgegen. Er hatte vor einigen Tagen sein einziges Kind verloren. Einige Stunden nachher brachte ihm ein Mann aus der Stadt Lupungus diese Figur. Der Mann weinte vor Freuden und sagte mir, darin wohne jetzt der Geist seines Kindes. Es war eine rührende Szene, und ich habe zum Andenken an dies Glück, das ich mit meinen Kinderspielen unter den Negervölkern des Kongostaates verbreiten konnte, diese Berge mit dem Namen des freundlichen Gebers, Carl Crämers, versehen.

Vor unserer Haustür spielte sich das patriarchalische Leben dieses Landes in den buntesten Farben ab. Bei den Bassonge werden im allgemeinen Reigentänze nicht aufgeführt. Der Solotanz herrscht vor. Der Fürst bestimmt von Zeit zu Zeit einen angesehenen Mann, einen kleinen Chef oder Prinzen seiner eigenen Familie, der vor dem Volke unter Begleitung einer reich besetzten Kapelle Tänze aufführen muß. Diese sind dann nicht so stürmisch wie bei den Kanioka, sondern zeichnen sich durch bestimmte, als graziös geltende Bewegungen, durch Zittern mit verschiedenen Extremitäten und durch Mienenspiel aus. Ich kann hier die Abbildungen eines derartigen Tanzes beifügen. (Vergl. S. 436.) Jeden Abend kehrte die Arbeiterschaft von den Feldern zurück. Im Auftrage des Fürsten versammelten sich in früher Morgenstunde die Männer und zogen zur Bestellung der Äcker hinaus. Jeder erhielt sein Gerät und Atzung für den Tag, abends kamen sie wieder und versammelten sich. Sie hockten in langen Reihen am Boden nieder. Der stellvertretende Minister trat in ihre Mitte, hielt eine Ansprache, in die die Menge von Zeit zu Zeit Beifallklatschen und rhythmisch abgebrochene Lobeserhebungen einfügte. Sodann bekamen sie ihr Essen, führten noch einen allgemeinen Dankesgesang aus, und dann ging jeder nach Hause.



Aus dem Leben in der Stadt Lupungus: Das Frauengefängnis Fullu Matambas; die Frauen an der Kette und vorn die beiden ersten Frauen des Fürsten.

Der Fürst unterstützte mich in meinen ethnologischen Bestrebungen außerordentlich. Er selbst sandte nach allen möglichen Richtungen Boten in die Dörfer seines weit ausgedehnten Landes und forderte die Kenner alter Traditionen und Legenden auf, zu mir zu kommen und zu erzählen. Meine eigenen Trabanten,

Palia Messo, Nengengele und sein liebenswürdiger Pollux Mubiai, Katjunga und die Angolesen zogen in die Ferne und brachten die lebendigen Aktenschränke hiesiger Kulturwissenschaft herbei. Für den Zeichner, der sich erst nach vierzehn Tagen von einer Ruhr erholte, gab es auch Tätigkeit. Die Töpferei der Bassonge brachte unzählige Varianten. Die Volkstypen drückten ihm mehrfach den Pinsel in die Hand. Tschikaja hatte in seiner angeborenen Klugheit bald erkannt, welche Erscheinungen von besonderem Werte waren, und brachte vom Markte oft die gelungensten Gestalten herbei. Er wußte dann Herrn Lemme so freundlich zuzureden, daß dieser nicht umhin konnte, der liebevollen Aufforderung Folge zu leisten. Ich selbst saß die Hälfte des Tages und oft bis spät in die Nacht hinein unter dem weit ausgedehnten Sonnendache des Zeltes und ließ mir auch abends noch Tuschimuni vortragen, während sich der Meister im Hintergrunde schon durch einige Gitarrenmusik auf das baldige Nachtlager vorbereitete. Auch die Sammlungen mehrten sich infolge der Fürsorge des Fürsten derart, daß ich einiges Angstgefühl nicht zurückdrängen konnte. Wie sollte ich das alles nach Norden schaffen? Meine Mittel wurden schnell aufgebraucht, und ich mußte eine Kolonne zum Sankurru hinunter senden, damit sie mir neue Waren bringe. Ich zahlte an Lupungu meine Schulden aus und konnte Mitte Februar daran denken, nach dem Norden und an den Strom zurückzukehren.

Gegen 400 Lasten, von denen jede zwei Träger benötigte, waren aus dem Süden nach Norden an den Strom zu schaffen. Ich selbst verfügte nur über 300 Träger und mußte somit die Hilfe Lupungus in Anspruch nehmen. Sie ward mir bereitwilligst versprochen, und am 19. Februar konnte ich schon 400 Leute in zwei Etappen unter der Führung der erprobtesten alten Leute voraussenden. Das Experiment, so viele Träger in solcher Geschwindigkeit nach dem Norden zu bringen, hat unter Kennern Afrikas einiges Aufsehen erregt, weil es eben gelungen ist. Ich habe es sehr einfach gemacht; ich bin einer Methode gefolgt, die ich im Laufe der Zeit als die einzig richtige herausexperimentiert habe: schnelle, weite Märsche, Voraussendung von Quartiermachern und Furageuren, vor allem Ausnutzung breiter Gelände. Ich erkundigte mich, ehe ich solche Strecken wie vom Lulua bis zu den Kanioka, von Kanda-Kanda bis Lupungu oder von Lupungu zu Pania Mutombo unternahm, genau nach den Dörfern und Wegeverhältnissen im Lande. Ich zeichnete die Route vorher, ehe ich abmarschierte, genau vor. Die Lasten gingen zu dem nächsten vorbestimmten Lager, nicht auf direktem Wege, sondern in einem Bogen. Ich berief von allen Seiten die Eingeborenen zur Zusammenkunft auf den, wie gesagt, vorher bestimmten Lagerplatz. Jeden Abend wurden dann große Märkte abgehalten. Den Weg von Lupungu bis Pania Mutombo legte

ich so in vier Etappen zurück. Allerdings waren es Märsche, für deren Bewältigung der Europäer sowohl wie die Leute gut trainiert sein müssen. Der schwierigste Punkt war die Mitte. Dort, bei Kialo, ließ ich die meisten Dorfhäuptlinge zusammenkommen, und es waren am Abende, an dem wir dort eintrafen, wohl vier- bis fünftausend Menschen von außerhalb zum Verkaufe von Nahrungsmitteln zusammengekommen.

Bei dieser Gelegenheit will ich schildern, auf welche Weise ich mit der Regelung der „inneren" Verhältnisse der nunmehr sehr kopfreichen Expedition fertig wurde. Der Neger ist von Natur nicht sehr verträglich und zumal, wenn er als Mitglied einer starken Kolonne und der Übermacht in ein schwaches Gemeinwesen einzieht, so wird er sehr dazu neigen, sich kleine unberechtigte Vorteile zu verschaffen. Auf Deutsch: er stiehlt dann wie ein Rabe. Weiterhin bietet die Weiblichkeit mehr oder weniger, jedenfalls aber stets genügend häufig Gelegenheit zu Verfehlungen gegen das Besitzrecht der lieben Nächsten und ganz besonders der schwächeren Dorfbewohner. Derart führt man in der Kolonne stets eine tüchtige Portion Zwietracht mit, die, nicht genügend bewacht, gar leicht wie eine Funkensaat über das Land ausgestreut wird und so gefährliche Völkerbrände erwecken kann, deren Flammen dann gar leicht über dem Haupte der wandernden Expedition zusammenschlagen. Ach, so manche Expedition ist an solchen, aus den ewigen kleinen Scherereien des alltäglichen Lebens hervorgegangenen Schwierigkeiten gescheitert.

Das Schlimme dabei ist, daß der Europäer allen diesen ihm bekannt werden-



Aus dem Leben in der Stadt Lupungus:
Ein Häuptling muß auf den Befehl des Fürsten vor unserem Lager tanzen.



Die Wißmannberge, vom Nordabhange des Görzberges aus gesehen.

den Streitigkeiten gegenüber ziemlich machtlos und ratlos gegenüber steht. Einmal versteht der Neger zu wundervoll den Unschuldigen, Gekränkten und Harmlosen zu spielen, dazu zu lügen, eine Sache zu wenden und zu drehen und alles in allem sich weiß zu machen, daß der Europäer dem Neger hierin im allgemeinen nicht zu folgen vermag. Zum zweiten kennen wir Europäer doch nie genügend genau die Sprache, die Rechtsgeflogenheiten und vor allem die Rechtsanschauungen der Neger, um die Sache schnell zu durchschauen und im Negersinne gerecht zu urteilen. Aus dieser Schwierigkeit, die besonders dadurch zum Ausdruck kam, daß jeden lieben Morgen, den der Herrgott kommen sah, einige dutzende streitender Neger Urteil heischend vor meinem Lager erschienen, half ich mir auf folgende Weise.

Ich teilte die ganze Trägerkolonne in Züge von 30 bis 40 Mann und übergab jeden Zug einem Vertrauensmanne, einem Kapita zur Führung. Jeden Morgen versammelten sich die sämtlichen Kapitas vor Sonnenaufgang zu einer Gerichtssitzung und ließen sich die gerichtlich zu entscheidenden Streitfälle der Nacht vortragen. Sie prüften den Tatbestand und fällten ein Urteil. Wenn ich meinen Morgentee trank, kam der erste Kapita (Simao) zu mir und hielt über alle Fälle, soweit schon Klarheit geschaffen war, Vortrag. Ich behielt es mir natürlich vor, das Urteil zu bestätigen, die Strafe zu ermäßigen, zu erlassen oder zu verschärfen. Diese Methode hatte große Vorteile. Erstens, ich hatte selbst wenig Schererei damit. Zweitens, ich war sicher, daß die Versammlung der ehrgeizigen Kapitas sich weniger leicht betrügen ließ als ich. Drittens endlich war ich sicher, nicht eine Entscheidung zu fällen, die nach europäischer Ansicht vielleicht recht klug und gerecht, dem Negerbewußtsein aber unverständlich blieb und somit mehr schadete als nützte. Jedenfalls war ich mit den Erfolgen dieser Einrichtung sehr zufrieden.

Ein Teil der Kolonne marschierte, wie gesagt, schon am 19. Februar ab; wir selbst verließen Lupungu am 20. früh, lagerten an diesem Tage in Jongo, marschierten am 21. von Zongo bis Kialo (wo ich einen Teil der vorher abgeschickten Leute antraf), rückten am nächsten Tage bis Muampukutu und bewältigten das letzte Stück am 23. Februar, an welchem Tage ich eine Stunde nach Sonnenhöhe den Sankurrustrom zu meinen Füßen ziehen sah. Von hier aus

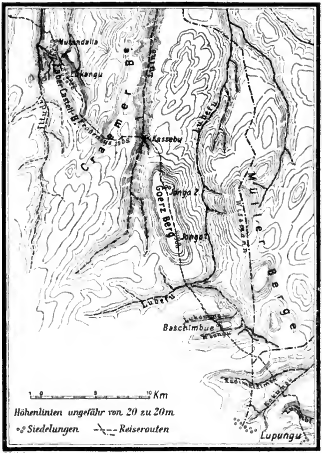
sandte ich den Leuten, die zurückgeblieben und überholt waren, Grüße entgegen. Die Träger gebrauchten im Durchschnitte sechs Tage zu dieser Marsch- und Transportleistung. Bei Pania Mutombo war der Endpunkt der Schiffahrt der Kassaikompanie und demnach eine Station angelegt. Den Transport nach Norden übergab ich jedoch dem dort ansässigen Häuptlinge, welcher die Lasten aussuchte, in Empfang nahm und nach Ikoka weiterschickte. Er hat das schöne Geschenk, das ich ihm hierfür machen konnte, reichlich verdient.

Das Land, das wir auf solche Weise durchschritten, gehört in geographischer Hinsicht mit zu den interessantesten Gebieten, welche ich kennen lernte. Ich habe im 21. Kapitel die Bodenverhältnisse zwischen Fariala und Lulengela (Seite 369 bis Seite 372) geschildert. Hier nun konnte ich verwandte Erscheinungen beobachten. Auch hier waren im Boden tiefe Senklöcher, Senkungen oder vielmehr Einstürze wahrzunehmen. Die Täler sind, etwa 50 bis 100 m tief, in das eigentlich ebene Niveau eingeschnitten. Was diesem Niveau aber einen andern Charakter verleiht, als den des Lulengelaplateaus, ist, daß es kein flaches Gelände darstellt, sondern mit klippenartigen Hügeln bedeckt ist. Schon Wissmann hat auf seiner Karte verschiedene Berge eingetragen: die Muellerberge, den Wissmannberg, den Poggeberg, den Le Marinalberg usw. Diese Berge bzw. Hügel lassen auf Wissmanns Karten eine verständliche Lagerung nicht erkennen. Wer wie ich vom Süden, d. h. vom Plateau herüberkommt und den Schnitt durch das Land ausführt, den unsere Route darstellt, der erkennt ohne weiteres, daß wir es hier mit der Abtragung verschiedener Bodenschichten zu tun haben. Wir haben ein Quellenniveau, ein Ebenenniveau, ein Klippenniveau und Flüsse, deren mehrere zum Lubefu abwässern, Lukullu, Lukassi, Luino usw. Alle fließen auf dem ebenen Niveau. Diese Quellgewässer weisen dieselben Lateriteinsturzhöhlen auf, die schon im 21. Kapitel geschildert wurden. Die Hügel, die nun Wissmann schon verzeichnet hat, nämlich Muellerberg, Kondoberg, Nguluberg, Wissmannberg, liegen in einer Richtung und stellen die Wasserscheide zwischen Lomami und Sankurru oder, enger gefaßt, zwischen Lubefu und Lurimbi dar. Wir haben zwei Lateritschichten; die eine, welche das Quellenniveau darstellt, die andere, jüngere, welche das Ebenenniveau repräsentiert. Die Klippen restieren aus einer älteren Zeit, werden aber heute ebenfalls durch die Seitenquellen des Hauptbaches angenagt. Die theoretische Skizze, die ich beifüge, und die den Verhältnissen am Faber-Castellberg abgelauscht ist, mag das Gesagte besser als lange Beschreibungen illustrieren.

Sehr interessant ist es, daß das Land viele kleine Seen aufweist, die nach den Angaben Wissmanns nicht sehr tief eingeschnitten sind. Ich glaube, daß wir es hier wieder mit einem Irrtum zu tun haben. Diese Seen dürften im allgemeinen nichts anderes sein als die Quellsümpfe in Lateríthöhlen. Ich selbst habe aus der Entfernung nur ein einziges derartiges als Gewässer zu

bezeichnendes Gebilde gesehen, dies war am Bunai. Und hier hatte ich es entschieden mit einem in einem Lateriteinsturzbette gelegenen Quellsumpfe zu tun.

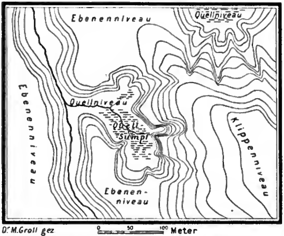
Daß der Marsch über solches Gelände nicht gerade sehr angenehm war,



Dr M. Groll gez.

Die Lateritlandschaft nördlich von Lupungu; das zerstörte Plateau.

versteht sich von selbst. Ob diese Parforcetour gelungen wäre, wenn wir in prallem Sonnenschein hätten wandern müssen, weiß ich nicht. Der Himmel hatte aber ein Einsehen mit uns, überdeckte das glühende Sonnengestirn mit einem zarten Wolkenschleier und hüllte die Morgen in dichte Nebel.



Äquidistanz der Höhenlinien ungefähr 10 m.

Typisches Bild der Lateritlandschaft am Nordabhange des Lupungu-Plateaus.

Letzteres war mir wegen der Peilungen allerdings unangenehm. Nachdem die Lubefuzuflüsse überschritten waren, änderte sich das Landschaftsbild vollständig. Bis zum Lubilasch hin hatten wir nun das Bild einer dem ersten Anschein nach ununterbrochenen ebenen Fläche. Aber der Augenschein täuschte, und alle Stunden etwa kamen wir in ein tief in den Boden eingeschnittenes Tal. Wir hatten also das glattrasierte Ebenenniveau vor uns, und die Klippenwelt fehlte. Die Bäche waren wie früher wieder in das hier sehr tief gelegene Talniveau versenkt.

Am 23. Februar trafen wir in Pania Mutombo ein. Am andern Tage verhandelte ich mit dem Häuptling wegen der Leitung des Weitertransportes der Trägerkolonne. Am 25. früh bestieg ich mit Lemme ein 15 m langes Eingeborenenboot, überwies den Boys ein kleines Kanoe und glitt dann in herrlicher, zweitägiger Fahrt den Sankurru hinab bis nach Ikoka, der dem Stationsposten Lussambo schräg gegenüber gelegenen Faktorei der Kassaikompanie. Die Schilderung des Sankurru werde ich einfügen, wenn ich den Leser im nächsten Kapitel den Strom hinab weiterführen werde.

Als der Agent der Kassaikompanie den Speicher öffnete, in welchem die von Luebo zu Wasser hierher übersandten Gepäckstücke lagerten, fiel mein erster Blick auf eine leere Kiste, die ich wohlverpackt in Luebo übergeben hatte, und die wertvolle Messer und mir noch wertvollere Erdproben aus dem Kassaigebiete enthalten hatte — hatte, denn sie war absolut leer. So war ich denn das zweite Mal gründlich bestohlen. Um späteren Mißverständnissen und Umdeutungen vorzubeugen, ließ ich mir die Tatsache auf dem Empfangsbordereau bestätigen. Ich war eben wieder im eigentlichen „Kulturkreise" angelangt, und das war nicht nur der erste Gruß, sondern auch der Vorbote einer langen Reihe von Ärgernissen, die ich im Laufe der nächsten Wochen erfahren sollte.



Sankurrulandschaften: Sandsteinwand am großen Bogen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Sankurru — Kassai — Kongo — heim!

Die Gegend, wo der Lubi in den Sankurru mündet, ist der wichtigste Punkt für die Verwaltung des Kongostaates im Kassaigebiet. Hier liegt Lussambo, in welchem Orte der Distriktschef mit dem Stabe seiner Beamten heimisch ist. Was für die Kassaikompanie Dima bedeutet, ist für den Kongostaat Lussambo. Es ist der Sitz der Verwaltung, der Gerichtsbarkeit und des Militärwesens der südwestlichsten größten Provinz des Kongostaates. Schräg gegenüber liegt die Faktorei der Kassaikompanie, Ikoka genannt. In Ikoka ist die Residenz der Inspekteure der östlichen Kompaniegebiete. Ferner wohnen hier in der Gegend belgische Missionare, englische Missionare, und endlich ist auch Kondue, die berühmte Pflanzstätte der „Plantations Lacourt" nicht weit entfernt. Dergestalt wohnen hier die meisten Europäer, die heute im Kassaigebiete heimisch sind. Summa summarum sind dies zweihundert, und hiervon kommen fünfzig auf Lussambo und seine Umgebung. Daß Tausende von Baluba, Batetela, Bassonge, Bena Lulua sich hier angesiedelt haben, versteht sich unter diesen Umständen von selbst. Um so erstaunlicher ist es, daß hier nicht eine einzige offene Faktorei, d. h. ein offener Laden, existiert. Das charakterisiert die

Handelsformen besser als jedes andere Merkmal. Es handelt sich nur um den Ankauf von Kautschuk und Elfenbein für die Kassaikompanie. Alles andere ist ihr egal, und fremde Kaufleute werden in diesem der Kassaikompanie überlassenen Gebiet zunächst nicht zugelassen.

Wir lagerten in Ikoka. Schwere Arbeitswochen harrten meiner. Die aus dem Süden mitgebrachten Sammlungen mußten für den Transport nach Europa gereinigt, sondiert und verpackt werden. Die ganze Ausrüstung bedurfte einer gründlichen Revision, der altbekannte Kampf gegen Schimmel, Fäulnis und Insekten begann aufs neue. Daß zwischendurch noch häufig und täglich Gelegenheit gesucht wurde, die ethnologischen Erfahrungen und Kenntnisse zu vertiefen, versteht sich von selbst, und meine Sendboten verbreiteten sich weit im Lande. Sie riefen wieder Vertreter der verschiedenen Stämme zusammen, brachten noch unbekanntes Kulturgut herbei und lauschten vor allen Dingen den hiesigen Stämmen Traditionen und Legenden ab. Das Interessante lag hier nicht fern. Vor den Toren meines Lagers war ein großes Dorf der Bena-Nkoto, eines Bassongestammes. Nicht viel weiter im Süden waren Bena-Luluastämme ansässig. Auf der andern Seite des Stromes bei Lussambo hausten die Bakuba, und vor allen Dingen Batetela, die der Staat hierher verpflanzt und unter die Herrschaft der berühmten Mama Lunkalla, der Geliebten eines früheren Distriktschefs gestellt hatte. Im ethnographischen Bande dieses Werkes



Sankurrulandschaften: Der Strom unterhalb Pania Mutombos.

werde ich von Mama Lukalla und der Batetela allgemeinem Liebesleben vieles zu erzählen haben. Die Batetela sind nämlich ständig verliebt und gehen diesem süßen Triebe unendlich viel eifriger nach wie die andern Negervölker, die doch durch die Ausgestaltung dieses Faches schon berühmt genug sind.

Unser Verkehr mit den Europäern war ein weitläufiger. Da war zunächst der Leiter der Kompaniefaktorei, ein Herr, der nach Überwindung einiger Schwierigkeiten sich für die Zeit unseres Hierseins als guter Genosse entpuppte, der aber, nachdem wir abgereist waren, der fast allgemeinen Bestrebung anheimfiel, den fremden deutschen Eindringlingen, die allzuviel in das Kartenspiel dieses Landes und der Agententätigkeit geblickt hatten, einige Unannehmlichkeiten zu bereiten. Da war ferner Herr Gustin, der Distriktschef des Kongostaates, mit dem allerhand Formalitäten zu erledigen waren, der uns aber auch seine Tafel eröffnete, und mit dem wir bei gutem Schmause ganz trauliche Plauderstunden verlebten. Da war der Vertreter der Staatsanwaltschaft, ein Schweizer Jurist, ein gutmütiger und froher Zechgenosse. Eine Zeitlang weilte in dem großen Inspektionshofe neben uns der der Schlafkrankheit anheimgefallene Abteilungschef dieses Gebietes, und sehr interessante Stunden konnten wir mit dem Inspekteur verleben. Eines Tages kam auch der Herr Direktor De Wevre mit einem Steamer bis Ikoka hinauf und machte uns seinen Besuch. Ich ergriff diese Gelegenheit und interpellierte ihn in Gegenwart des Herrn Lemme in bezug auf die Regelung der zwischen mir und der Kassaikompanie schwebenden Angelegenheit. Da war zunächst noch der ungesühnte Fall des Herrn Oyen. Dann drang ich auf Mitteilung, was die Kassaikompanie getan hätte, um die Angelegenheit der Beraubung der in Bena Makima eingetroffenen Ausrüstung zu erledigen. Endlich führte ich Herrn de Wevre zu der zwischen Luebo und Ikoka erbrochenen und beraubten Kiste. Ich hatte mir den Tatbestand durch Herrn Ramaeckers bescheinigen lassen, so war ein Zweifel darüber, daß die Beraubung unter den Händen der Kompaniebeamten stattgefunden hatte, ausgeschlossen. Herrn de Wevre war das alles sehr unangenehm, und er suchte sich aus der Angelegenheit herauszuziehen, so gut er konnte. Ich erklärte geradeheraus, daß das Ansehen meiner Expedition in Frage stehe und ich schon lebhafte Anzeichen dafür besäße, daß die Agenten der Kassaikompanie uns teilweise als vogelfrei betrachteten. Er gab zu, daß ich Grund genug zur Beschwerde habe, erklärte sich aber außerstande, selbst Satisfaktion zu erteilen, und behauptete, dies könne nur von Brüssel aus geschehen. Darauf konnte ich natürlich nicht eingehen und blieb bei meiner Forderung. Herr de Wevre bemühte sich, mich freundlicher zu stimmen, und versprach mir schließlich, die Angelegenheit noch vor meiner Rückkehr nach Europa zu regeln. Sein früh eingetretener Tod, über den ich nachher berichten werde, verhinderte ihn, seinem Versprechen nachzukommen. Ich will hier gleich erwähnen, daß die Kassaikompanie nicht den Entschluß fassen konnte, sich mit ihren Agenten

meinetwegen zu entzweien. War ein Fehler in ihrer eigenen Bilanz und monatlichen Rechnung vorgekommen, so war sie hart und ganz unnachsichtig. Zwei Diebstähle an ihrem Gute wurden einfach dem Staat übergeben. Wir waren ihr aber zu gleichgültig, als daß sie etwa in gerechter Weise eingegriffen hätte. Die noch folgenden Erzählungen werden zeigen, was die Folge hiervon war.

Es gab allerhand interessante Unterhaltung. Unsere Hunde warfen Junge, „Fokkes“ wurde von den Eingeborenen gestohlen und aufgegessen, Jtano schnappte über, und im übrigen wimmelte es bald von jungen Sprossen. Ein heiteres Spiel führten dabei die mitgeführten, im Süden gefangenen Affen auf, die sich bemühten, möglichst herzlich mit den kleinen Hunden zu verkehren. „Bansa“,



Sankurrulandschaften: Der Strom unterhalb Pania Mutombos.

den ich im Dorfe der Bena Maude erhalten hatte, entpuppte sich als ein ausgezeichneter Hundewärter. In Bolombo versammelte er sämtliche kleine Hunde und bettete sie in seine Arme. Die Mutter konnte noch so böse auffahren, es half nichts, Bansa hatte sich in die Stelle einer Pflegemutter so energisch hineingedacht, daß jede Hundemutter, die ihre Pflicht geltend machen wollte, von dem großen Wärter eine energische Maulschelle bezog. Dann kamen Postsendungen aus Europa. Ein Postpaket war wieder bestohlen. In einem andern waren Rollen für unsern Edisonphonographen enthalten. Ich zog sie auf und traute meinen Ohren kaum, als an Stelle irgendeiner bekannten Melodie, geblasen von einem Infanterieregimente oder gesungen von einer Berliner Liedertafel, mir — die Stimme meiner Frau entgegenklang. Die Sache ging mir verflixt nahe, es war eine Überraschung, die eine außerordentliche Wirkung ausübte.

Der Neger versteht sehr schnell, um was es sich handelt, und Tschikaja gewöhnte sich so sehr an den Klang dieser Stimme, daß, als nachher meine Frau den Steamer in Antwerpen betrat und ihre Stimme mir von Ferne schon entgegenschallte, er mir zuflüsterte: „Mukelenge, das ist die Rolle, die du in Ikoka aufgetan hast." Dies ist eine Verwendung des Phonographen, welcher ich eine große Bedeutung beimesse. Man braucht ihn nicht nur immer zu wissenschaftlichen Aufnahmezwecken zu verwenden. Ich glaube, daß er eine gewisse Kulturmission ausübt, wenn unsere in die Schutzgebiete gehenden Offiziere, Beamten, Kaufleute usw. sich von Zeit zu Zeit einmal gesprochene und nicht nur geschriebene



Sankurrulandschaften: Sandsteinwand am großen Bogen.

Worte von daheim kommen lassen. Es wirkt so ganz anders als das Geschriebene und klingt einem durch die tropischen Wälder und über die glühende Savanne wie eine ergreifende, aus überirdischen Regionen stammende Offenbarung.

Der Aufenthalt in Ikoka währte vom 26. Februar bis zum 29. März. Mit diesem Tage konnte ich all mein Gut auf dem Steamer verstauen und die Talfahrt antreten. Wir nahmen erst noch Aufenthalt in Bolombo, einem am Sankurru gegenüber der Lubudimündung gelegenen Platze. Am 1. April kamen wir an und verließen es am 4. Mai. Vom 4. bis 7. Mai glitten wir dann bis nach Dima, erst den Sankurru, dann den Kassai hinab. Hier mögen einige Worte über den Sankurrustrom folgen.

Den Sankurru hat seinerzeit Dr. Ludwig Wolf von der Wissmann-Expedition zwar entdeckt, jedoch nicht beschrieben. Die Karte, die er von dem Strom entwarf, gehört jedenfalls zu einer der schönsten Arbeiten der deutschen Forschungsexpeditionen im Kassaibecken, und dennoch hatte ich vorher eine andere Vorstellung von diesem Strome. So lange der Sankurru im eigentlichen Plateaugebiet dahinrinnt, also etwa bis Lussambo, ist er ausgezeichnet durch den regelmäßigen Wechsel von flachen und hohen Ufern. Er hat die Sandsteinhügelwellen glatt durchschnitten und zwischen Pania Mutombo (nördlich von Wissmanns altem Katschisch) und Batempa, welches just da liegt, wo der Sankurru sich zum ersten Male nach Westen wendet, glitt unser Boot oft zwischen 50 bis 60 m hohen Steinwänden dahin, die von hohem Wald abgelöst werden. Ein Blick zum Lande hinauf zeigte, daß nach Süden zu die Steppe, nach Norden die Waldlandschaft vorherrscht. Bei Batempa zieht der Sankurru durch ein mächtiges Felsentor in das flachere Land. Er nimmt den Lubi auf und läuft dann wieder nach Nordwesten. Übrigens ist auch der Lubi in seinem unteren Teil durch mächtige Steinwände ausgezeichnet. Es ist mir gerade bei dem Lubi aufgefallen, wie wunderbar schnell die afrikanischen Ströme wachsen. Einige Wochen vorher hatten wir ihn auf dem 7. Breitengrade durchschritten. Es war ein verhältnismäßig harmloses Flüßchen von 15 m Breite. Hier auf dem 5. Breitengrade macht er einen durchaus imposanten Eindruck und schwankt in seinem letzten Teil zwischen 60 bis 80 Meter. Dabei nimmt er wesentliche offene Gewässer nicht auf. Es handelt sich hier offenbar um Zufluß aus größeren Plateausümpfen, die teilweise unterirdisch durch



Sankurrulandschaften: Blick von Ikoka über den Strom.

Kalkablagerungen zum Flusse abwässern. Da er übrigens vom Plateau schnell und, wenigstens in seinem letzten Teil, ohne wesentlichen Wasserfall herunterrinnt, so repräsentiert er ein reißendes und für die Bootsfahrt sehr gefährliches Wasser, ganz im Gegensatz zum Sankurru, der nach dem Passieren der Wolfsfälle ungemein gleichmäßig dahinfließt.

Solange der Sankurru nach Nordwesten fließt, treten wieder kleine Sandsteinwände auf, die aber kaum höher wie 10 bis 20 m sind. Etwa auf dem 4. Breitengrade nimmt er von rechts den Lubefu auf und fließt alsdann nach Westen. Der nun folgende Teil bis zum Kassai repräsentiert den unangenehmsten Teil der innerafrikanischen Schiffahrt, denn der Sankurru ist sehr flach und in der regenlosen Zeit unendlich viel reicher an Sandbänken und Untiefen als der Kassai. Im allgemeinen sind auch seine Ufer flach, und das Bett ist wenig durch Inseln variiert; nur dreimal durchschneidet man Hügellinien; eigentlich nie grenzt die Ebene an den Strom, während doch die Steppenlinie als Horizontkontur den oberen Kassai charakterisiert. Und doch entspricht dieses Uferbild dem Inlande nicht. Der Sankurru läuft nur in seinem oberen Teil zwischen Waldmassen hin. Ein gewaltiger und tatsächlich unbewohnter Wald, der Lunkallawald, dehnt sich zwischen Sankurru und Lubefu aus; nicht einmal Zwergvölker wohnen darin, und nur in seinem Südostrandgebiet wohnen die Badinga und Bena Mona, mit denen Wissmann seinerzeit Gefechte hatte. Dieser Wald erstreckt sich nach Südwesten über den Sankurru und hat in seinem südlicheren Teile den Namen „Wald der Kosch" und in seinem westlicheren „Wald der Babinschi". In seinem nach Westen sich dahinziehenden Laufe wird der Strom aber nur von einem schmalen Uferwald eingerahmt. Dem Inlande zu dehnen sich nach Süden, gegen den Kassai und Lulua, die Steppenebenen der Bakuba, nach Norden zum Lukenje die Steppenebene der Bassongo-Mino aus. Der Wald, den Kund und Tappenbeck seinerzeit nach dem Überschreiten des Kassai durchwanderten, erstreckt sich jedenfalls nicht bis an die Wasserscheide zwischen Sankurru und Lukenje. Ich glaube überhaupt, daß Kund und Tappenbeck sehr bald in den Uferwald des Lukenje hineingeraten sind und daß sie immer verhältnismäßig nahe am Lukenje hinmarschierten. Im übrigen mündet der Sankurru offenbar in einem mächtigen, bisher noch unerforschten Delta. Sowie man in den Kassai einläuft, hat man das Gefühl, aus dem Schlosse eines Königs in den Palast des Kaisers zu treten. Der alte und noch neuerdings wiederholte Versuch, den Sankurru als den Hauptstrom zu bezeichnen, hat für den, der diese Fahrt einmal gemacht hat, gar keine Berechtigung. Der Erwähnung verdient es wohl, daß die Eingeborenen in der Nähe der Lubefumündung steif und fest behaupten, der Sankurru wäre zur Zeit ihrer Ahnen nach Norden gelaufen. So eigenartig diese Erklärung ist, muß doch andrerseits auffallen, daß die guten Leute so außerordentlich energisch auf dieser Angabe bestehen und sich nicht davon abbringen lassen. Was der

Behauptung zugrunde liegt, kann ich nicht sagen, da es mir an Zeit fehlte, das Gelände an dieser Stelle zu prüfen. Irgendein natürlicher Vorgang muß dazu Veranlassung gegeben haben, denn ein alter Häuptling führte seine Behauptung weiter aus: „Dort (nach Norden zeigend) wurden früher Fische gefangen. Von dort herauf kamen Leute in Booten, die Kauri brachten. Dort (nach Westen zeigend) kommen jetzt die Schiffe der Weißen her. Früher wären sie nicht da heraufgekommen." Übrigens haben die Eingeborenen, wie ich nachher erfuhr, diese Angaben auch sonst gemacht.



Sankurrulandschaften: Am rechten Stromufer bei Lussambo.

Im Jahre meiner Anwesenheit ist die Regenzeit, zumal im oberen Kongogebiet, außerordentlich schwer gewesen. Viele Ströme sind derart gestiegen, wie es am Kongo noch kein Europäer erlebt zu haben behauptet. Einige sehr glaubwürdige Herren, die vom oberen Strome kamen, erzählten mir, daß die höchstgelegenen Dörfer überschwemmt wären, und daß sich ein großer Teil des Uferlebens in ein Lagunenleben umgewandelt habe. Die Eingeborenen fanden sich sofort in diese Situation. In und vor den Hütten wurden Pfahlgerüste aufgeschlagen. Der Verkehr von Haus zu Haus fand in Booten statt.

Den Aufenthalt in Bolombo hatte ich beschlossen, um Gelegenheit zu finden, mich über die Stämme des unteren Sankurru und die Völker, die vom Sankurru aus nach Norden wohnen, zu informieren. In den Batetela lernte



Der Goerz-Berg.
(Nach Gläudie.)

ich Vertreter der Lomamivölker, in der Steamermannschaft bei Mange Repräsentanten der Völkerschaft, die den großen Kreisbogen bewohnen, kennen. In Mange hatte ich außerdem zum ersten Male Bassongo-Mino gesehen, und so gab mir das schon vorhandene Material die Möglichkeit, über wichtige Hauptzüge der Entwicklung und Umbildung der Kulturformen dieser riesigen Region mich zu unterrichten. In Bolombo rundete ich das Bild ab. Besuche bei den Inlandstämmen und den das Gestade bewohnenden Fischern, Zusammenkünfte mit von Süden her heraufkommenden Bakuba



Sankurrulandschaften: Der Strom nahe der Lubefumündung. Aufnahme von Riis.

trugen auch wissenschaftliche Früchte. Meine alten braven Leute, die mir nun schon ein Jahr folgten, trugen nicht wenig dazu bei, den Stoff zu klären. Die Expedition war vorzüglich eingearbeitet, und ich brauchte nur wenige Anregungen zu geben, um zu erzielen, daß ein Trupp meiner Leute nach irgendeiner Richtung auszog, um die erwähnten Auskünfte einzuheimsen. Natürlich hatte ich den größten Teil der Kolonne in Ikoka ausgelohnt. Aber sechzig Leute hatte ich noch mitgeführt. Ein Teil von ihnen wurde auf großen Booten, die 18 m Länge maßen und von denen ich selbst eines erworben hatte, den Strom herabgebracht, und einen Teil hatte ich auf dem Steamer mitgeführt, auf dem sie sich durch Holzfällen und Holztragen nützlich machen konnten. Sehr angenehm

gestaltete sich der Verkehr mit dem Abteilungschef dieser Region, Herrn Ferdinand Harroy, welchem guten Freunde wir immer ein warmes Gedenken bewahren werden. Ich freute mich, ihm nützlich sein zu können, indem ich ihm von dem Überfluß schöner Films und Platten der Agfa abgab. Ich hatte wieder eine große Sendung photographischen Materials erhalten und konnte in dieser Zeit noch einige hübsche Aufnahmen retten. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß das von mir mitgenommene Plattenmaterial von Johann Sachs & Co. bezogen war. Diese Platten kann ich nur aufs wärmste empfehlen. Wenn mir später große Mengen von Aufnahmen nicht geglückt sind,



Unser Freund Harroy mit seinen Boys.

so trägt die Arbeit des Entwickelns hieran einen Teil der Schuld und ebenso die Begeisterung des betreffenden Herrn, der die Platten in Europa entwickelte, für eine „neue Entwicklungsmethode", welcher die Aufnahmen dutzendweise zum Opfer fielen. Das Fabrikat trifft dabei keine Schuld. Alles, was ich in Afrika selbst entwickelte, zeigte die beste Qualität, und werde ich deshalb für die Zukunft bei dieser Platte bleiben. Warm empfehlen kann ich für diejenigen, die Films schätzen, die Films der Agfa. Die Firma versendet dieses Produkt in sehr schöner Verpackung, und wenn von meinen Films viele Aufnahmen nicht erzielt sind, so ist das darauf zurückzuführen, daß sie auch dem „neuen Entwicklungssystem" überantwortet wurden. Das Plattenmaterial kann man nicht sorgfältig genug auswählen, und nach meinen Beobachtungen, die ich in eigener

Tätigkeit und bei der photographischen Arbeit anderer machte, versagten sogar berühmte Plattensorten elendiglich in diesen Ländern, die mit ihrem großen Feuchtigkeitsgehalt bedeutende Schwierigkeiten für den Photographen bieten.

Hier in Bolombo fand ich wieder reichlich Zeit und Gelegenheit, dem Schmetterlingsfange obzuliegen. Die jetzige Zeit war hierfür sehr geeignet. Zuweilen schwoll der Strom mächtig an und ließ an einer flachen Stelle des Ufers dann mancherlei herbeigetragenen Unrat liegen, der die Falter in Scharen anlockte. Ich bemerkte schon im Anfange dieses Buches, daß die westafrikanischen Schmetterlinge Schmutzfinken sind. Meine Boys hatten das auch erkannt, und sie sorgten dafür, daß, wenn der Strom nicht entsprechende Lockmittel herantrug, die Frauen auf dem Ufer urinierten, „denn", so setzte mir mein naturerfahrener Mukuba auseinander, „das Wasser der Männer haben die Pekepeke (Schmetterlinge) gern, aber auf das Wasser der Frauen sind sie verrückt".

Am 4. Mai war die Ablohnung der Leute beendet. Der Steamer stand vor der „Haustür". Zum Abschied ließ ich ein kleines Feuerwerk aufsteigen und meinen Phonographen die schönen Melodien aus Wagners Opern vortragen. Es war ein sehr schöner und würdiger Abend und so die rechte Stimmung, aus Innerafrika Abschied zu nehmen. Am andern Morgen pfiff die Dampfpfeife kaum, als meine Leute sich am Ufer versammelten, um mir den letzten Gruß zu entbieten. Die treuen Kerle, die jetzt unter Simaos und Nengengeles Führung allein nach dem Süden marschieren mußten, wo sie glücklich anlangten, — sie alle waren regelrecht gerührt, und ich würde lügen, wenn ich nicht zugäbe, daß auch mir die Sache ernst war. Als der Dampfer vom Ufer stieß, da rissen die Leute in heller Begeisterung ihre Kleider und Mützen ab und warfen sie halb jubelnd, halb weinend dem Steamer nach ins Wasser des Sankurru. Ein kleiner, eigenartiger, aber für den Neger typischer Opfermut.

Wir waren am 8. Mai wieder in den Kassai eingelaufen. Da kam uns ein kleiner Steamer der Kassaikompanie entgegen, mit auf Halbmast gesetzter Fahne. Und dann traf uns die grauenvolle Kunde: der Direktor de Wevre war ermordet von einem Weißen. Der Mörder war der Herr Guerry, den ich seinerzeit kennen lernte und von dem ich auf Seite 190 geschrieben habe. Er war zur Strafe für irgendeine Unbotmäßigkeit zurückgerufen worden, hatte unterwegs bei anderen Agenten Schwierigkeit gehabt und war in stiller, aber desto schwererer Erbitterung in Dima angekommen. Vor einigen Tagen nun hatte er den Direktor de Wevre gestellt und eine Milderung des gegen ihn gefällten Urteils verlangt. Als ihm dies nicht zugebilligt wurde, ermordete er erst den Direktor und erschoß dann sich selbst. Damit war der Höhepunkt dessen erreicht, was ich von europäischer Gewalttätigkeit in diesen Ländern kennen lernte.

Sicherlich handelt es sich hier zum Teil um die Handlung eines geistig nicht normalen Menschen, aber vollständiges Verständnis wird sie doch nur finden, wenn wir die Wirkungen des Klimas und die Art der Lebensauffassung berücksichtigen, die unter den Europäern hier herrscht. Bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein kann man erkennen, daß nicht nur das teilweise sehr minderwertige Agentenmaterial, sondern auch die Amtsführung der Kassaikompanie und des Kongostaates für viele Verfehlungen, die hier vorkommen, verantwortlich gemacht werden müssen. Ich hatte schon im Laufe der ersten Reisemonate mehrfach die Beobachtung gemacht, daß der Staat in diesen Ländern seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, und habe mehrfach darauf hingewiesen, daß er in übergroßer Sparsamkeit nicht Genügendes für die Besetzung und Verwaltung des Landes tut. Soll in einem Lande europäische Gesellschaftsanschauung herrschen, dann muß der Staat auf jeden Fall ein Rückgrat für sie schaffen, indem er die Machtstellung einnimmt und auch vertritt, die hierzu notwendig ist. Wir haben sämtliche Stationen des Staates, die im Kassaigebiete existieren, kennen gelernt. Die Station an der Mündung des Kuango, Bussongo an der Mündung des Sankurru, Bena Dibele am Einflusse des Lubefu, Luebo an der Mündung des Luebo, Lussambo an der Mündung des Lubi und im Inlande Luluaburg und Kanda-Kanda. Es gibt also fast nur Stationen an der Wasserstraße, während das Inland so gut wie unverwaltet und unbeaufsichtigt ist. Gewaltige Länderbezirke zwischen dem Kuango-, dem Kuilu- und oberen Kassaigebiet, die niemals vom Staate revidiert wurden, wurden von Kautschukagenten der Kassaikompanie „exploitiert". Bei Mai Munene konnte die berühmte Februarschlacht stattfinden, ohne daß der Staat oder die Kom-



Reisfeld von Bolombo.



Meine Sammler kehren mit guter Beute heim.

panie auch nur den Finger rührte, etwas in der Sache zu tun. Wie viele Weiße haben mir bestätigt, daß Herr Josky und ähnliche Geister unter den Eingeborenen in der verruchtesten Weise wüteten! Herr Josky — und hier setzt mein schwerer Vorwurf auch gegen die Kassaikompanie ein — und ähnliche Verbrecher wurden von der Direktion der Kassaikompanie als solche erkannt. Sie wurden wohl auch durch Rückberufung und Vorenthaltung der Provision bestraft, sie wurden aber nicht dem Staate übergeben. Das gibt schlechtes Beispiel! Hat die Kassaikompanie die ganze Kulturaufgabe in diesen Ländern allein übernommen, so muß sie auch die Verantwortlichkeit für ihre Lösung übernehmen. Ich meine es sehr gut mit der Kassaikompanie und dem Kongostaate, wenn ich diesen Vorwurf ernsthaft ausspreche.

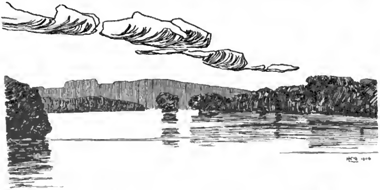
Bis in die kleinsten Kleinigkeiten kann man sehen, daß ein unlauterer Geist hier herrscht. In der Zeit, als ich den Sankurru heruntерfuhr, konnte ich das als Augenzeuge beobachten. Da die Kassaikompanie sich geweigert hatte, die Leute, die sich meiner Expedition gegenüber vergangen hatten, in förmlichem Anerkennen dieses Unrechtes zu bestrafen, so glaubten viele der Herren Agenten, sie könnten sich herausnehmen, was sie wollten. Einer der Herren hat meine Leute einfach mit Totschießen bedroht; da der Mann mich schriftlich um Entschuldigung gebeten hat, mag sein Name nicht weiter genannt werden. Als meine Leute bei Isuta Gegenstände von den Eingeborenen gekauft hatten, nahm ihnen der dortige Agent das beste Stück einfach fort und erklärte, — das sei zu gut für mich! Ich sah das Stück später auf seinem Pulte stehen, sah es nachher in der Hand des den Richter vertretenden Beamten des Kongostaates wieder und hörte nun, daß er es diesem geschenkt hatte, „da der Gegenstand eben für uns zu schade gewesen wäre". Der betreffende Staatsbeamte hat mir das in Rede stehende Stück, einen sehr schön geschnitzten Löffel, später zugestellt. In Europa würde man das als Diebstahl bezeichnen. Ein Agent der Kassaikompanie, der mich deswegen später um Entschuldigung

gebeten hat, verbot meinen Leuten ihren gewohnten Abendtanz und schlug mit einem Hammer auf sie ein. Der Neger Tschikaja hat noch heute die Narben auf dem Rücken. Auf dem Steamer erlebte ich es, daß der Kapitän seinen Leuten Enten wegnahm, ohne sie zu bezahlen, und meinen Negern mir nichts dir nichts die eben gekauften Fische entriß, um sie auf unsere Tafel zu bringen. Die allgemeine lockere Auffassung der Repräsentationsstellung eines Europäers ging so weit, daß ich es erlebt habe, daß ein Staatsbeamter, der in einer Kompaniestation zu Gaste war, eine Arbeiterin der Kassaikompanie mit Fußtritten bearbeitete, obgleich er wissen mußte, daß an dem betreffenden Streite sein eigener Boy schuld war. Es erfolgte mir gegenüber auch in diesem Falle eine schriftliche Entschuldigung, und ich war in der Lage, die peinliche Situation in der betreffenden Station dadurch zu heben, daß ich die Regelung selbst in die Hand nahm.[1])

Das sind Kleinigkeiten, Lappalien. Aber man soll daraus ersehen, welcher Art die Aufführung dieser Leute ist. Die Agenten sind teilweise Menschen, die unter guter Aufsicht und Kontrolle vorzügliche Mitglieder der Gesellschaft sein könnten. Aber es sind Leute, die ihrem heimatlichen Beruf zufolge nicht dazu qualifiziert sind, in diesen Ländern die Kultur Europas in der hohen Aufgabe des Kaufmanns zu vertreten. Wenn bei diesen Dingen die Kassaikompanie eine Schuld trifft, so ist es die, daß sie ihre Agenten nicht sorgfältig aussucht, sondern Krethi und Plethi anstellt. Gerade derjenige, der in ein wildes Land als Kaufmann ziehen will, gerade der muß über eine gesunde und kräftige Bildung verfügen.

[1]) Wiederum charakteristisch ist eine kleine Geschichte, die sich Herr Ramaeckers später leistete. Ich hatte einen Agenten am Sankurru, der ein ziemliches Defizit aufzuweisen hatte, durch Kauf seiner Sammlungen für einen etwas hohen Preis aus dem Dilemma geholfen. Das mag Herr Ramaeckers gehört und ihn auf den Gedanken gebracht haben, seine Finanzen zu bessern, als er selbst ein bedeutendes Defizit in seinem Magazin in Ikoka wahrnahm. Lange nachdem ich das afrikanische Arbeitsfeld verlassen hatte, erhielt ich die Mitteilung, daß er von mir noch die Vergütung von ein paar tausend Franken für Waren beanspruche, deren Buchung „vergessen" sei. In seiner Harmlosigkeit hatte er wohl kaum bedacht, daß die entsprechende Abrechnung, in der auch diese Buchung enthalten ist, sich in meinen Händen befindet, und zwar datiert vom 12. März 1906. Herr Ramaeckers hatte einige Posten Stoffe und einige Säcke Salz, die ich erhalten hatte, übernommen. Aber wie gesagt, das „vergaß" er. Die Sache wäre garnicht erwähnenswert, wenn nicht die Kassaikompanie, die sich doch weigerte, auf meine Forderung der Feststellung des Diebes einzugehen, mir harmlos und freundschaftlich den Betrag einfach angerechnet hätte. Es war zwar kein Beleg da, ein solcher konnte ja garnicht dasein, aber man nahm an, daß der Herr Agent recht habe. Also meine als gerecht anerkannten Ansprüche wurden nicht erfüllt, die aus der Luft gegriffene Abrechnung der Herren Agenten aber einfach akzeptiert und die Forderung wurde, ohne sich bei mir zu erkundigen, auf mein Konto gebracht. Natürlich verlangte ich nunmehr, daß die Kassaikompanie auch meinen Ansprüchen gerecht werde.

Aber es blieb nicht bei diesen Kleinigkeiten. Gerade in der Zeit, in der ich den Sankurru hinunterfuhr, war der Vertreter des Staatsanwalts — der Staat sparte die Kosten für die eigentliche Staatsanwaltschaft und begnügte sich mit einem „Substituten" — damit beschäftigt, allen möglichen Fällen nachzugehen. Als ich durch die Ortschaften von Mona Kialo zog, hörte ich, daß ein Europäer dort einen Neger ohne allen Grund niedergeschossen hatte. Der Mann war vom Katangasyndikat auch gestellt und gleich bestraft worden, aber das ganze Bassongeland war noch in Aufregung und erklärte, daß den Eingeborenen nicht die genügende Sühne zuteil geworden wäre. Der Herr befand sich noch im Lomamigebiet, und die Bassonge verlangten mit Recht, daß er aus dem Lande gewiesen werden müsse. In der Station Lubefu am oberen Lubefu war der Staatsbeamte Moan schwerer Eingeborenenmißhandlungen ange-



Bilder vom Kassai: Blick durch das Mündungstor auf den Kongo.

schuldigt und so gut wie überwiesen. Er hatte die armen Kerle in eine Grube geworfen und von oben her die ekelhaftesten Stoffe der menschlichen Ausscheidung auf sie heruntergeschickt. Herr Roßlet in Bena Dibele war schon mehrerer schwerer Verfehlungen überwiesen. Ein Herr Leloup hatte am Kuilu eine ernste Sache zu verantworten und wurde deshalb möglichst stillschweigend von der Kassaikompanie heimgeschickt. Der Staat hatte sich aber seiner noch just in dem Moment der Passage in Boma bemächtigt. Sehr interessant war der Fall des Herrn van Hemmelen, der im September 1904 am oberen Sankurru seinen Boy erschossen hatte, weil er bei einer Frau geschlafen hatte. Er hatte alle seine Leute zu bestechen versucht, damit sie schwiegen. Am Ende war aber sein Gerant, Herr Haugardy, angekommen und Herr Gentil, sein Abteilungschef. Er war von diesen beiden Herren natürlich sofort vernommen und zur Aburteilung nach Dima gesandt worden. Die Kassaikompanie schickte ihn dann nicht nach Hause, sondern zum Sankurru zurück. Er

wurde in Jsuta erst aufgegriffen, als die Schwarzen in Lussambo davon berichtet hatten. Man sieht also, daß die Kassaikompanie sich nicht einmal scheute, solche Leute auch fernerhin wieder zu verwenden. Ein Herr Mallot hatte am Lukullu auch ein Negerlebenslicht ausgeblasen und sich dann auf das portugiesische Gebiet geflüchtet. Diese Serie, der noch einige weitere Vorkommnisse, die sich im Gebiete des Loange und des Lubue abgespielt haben, beigefügt werden könnten, gibt nur einige charakteristische Fälle wieder. Das Typische ist in allen Fällen, daß die Kassaikompanie nicht die entsprechenden Schritte unternahm, Schuld oder Unschuld ihrer Angestellten zu beweisen, also die Staatsanwaltschaft um Aufklärung anzugehen. Dadurch wird natürlich der Kredit der ganzen Beamtenschaft geschädigt. Typisch war der Fall des Herrn Labrun mit all den dazugehörigen Nebendingen, die im 16. Kapitel geschildert sind. Trotzdem ich aus Einsicht in die Akten weiß, daß die Direktion der Kassaikompanie vollständig informiert war, und trotzdem der Inspekteur alle diese Dinge festgestellt hatte, wagte ein Leiter in Brüssel, als ich hierauf zu sprechen

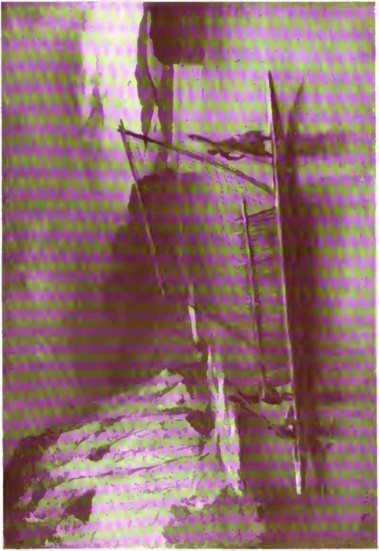


Bilder vom Kongo: Rückblick vom Kongo auf die Kassaimündung.

kam, zu sagen: „Wir wissen davon ja gar nichts, und im übrigen sind die Herren heimgeschickt worden!"

Gerade weil ich gern daran mitarbeiten will, diesem Kongostaate und dieser Kassaikompanie zu helfen und sie zu einer Machtstellung zu bringen, muß ich die Forderung aufstellen, daß in Zukunft ein anderes System durchgeführt wird. Verschleiern nutzt nichts mehr, die Zeiten sind vorüber! Denn es gibt zwei Perioden in der Kulturgeschichte dieser Länder.

Die erste Periode, in der der Europäer hier allein sich durchhelfen muß und in keiner Weise vom Staatsleben unterstützt wird, braucht den Begriff des „Rechts" in unserm Sinne weder zu suchen noch zu kennen. Die „Rechte" sind nichts weiter als das die Gesellschaft schaffende, eine Reihe von Individuen in bestimmte Verhältnisse bringende soziale Band. Das um seine Existenz ringende Individuum, das nicht in Gesellschaft austritt, sondern alleinsteht, wird sich niemals um den Begriff das „Rechte" oder „das Recht" kümmern, wenn es sich um Sein oder Nichtsein handelt. Diese Anschauung mag die erste Periode der Übertragung unserer Kultur nach Afrika charakterisieren. In jener

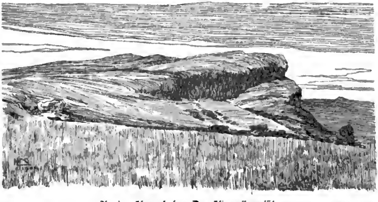


Fischerboot im Sankurru oberhalb Ikoka.
(Nach Skizze.)

Zeit des Existenzkampfes handelt es sich nicht um „Recht“, sondern um Macht und Kraft. Ganz anders in der zweiten Periode. In dieser wollen wir Gesellschaft bilden, Gesellschaft stützen und Gesellschaft fortführen. Hier gibt es nur ein Recht, und das ist das Recht der Kulturmacht. Sicherlich muß man den Neger streng behandeln. Hat man ihn nicht fest in der Hand, ist er nicht vollkommen überzeugt von der Macht des Europäers, dann ist es mit unserer Herrlichkeit da unten aus. Aber in allen den Fällen, die ich oben geschildert habe, handelt es sich gar nicht um derartige Unterscheidungen und Feststellung einer Kulturanschauung. Es handelt sich hier einfach um rohe Habsucht, Ausbrüche der Leidenschaften und ganz gemeine tierische Regungen. Typisch ist, daß in den meisten Fällen die Verbrechen ihren Anfang nehmen, indem die Boys oder sonstige Neger bei den schwarzen Konkubinen der Europäer schlafen. Und hierfür den Schwarzen mit dem Tode zu bestrafen, das kann niemand als recht oder berechtigt anerkennen, das ist roh und grausam.

Gerade die Leitung einer Kolonie, die eine so schwierige und komplizierte Stellung einnimmt wie der Kongostaat, der als ein freies, gewissermaßen internationales Unternehmen gegründet ist, — gerade diese müßte weitestgehende Kontrolle in solchen Dingen üben und unbeeinflußbare Gerechtigkeit walten lassen. Wenn hier etwa noch eine schwierige pekuniäre Lage die Durchführung eines vollendeten Systemes hinderte, würde wohl niemand auf den Gedanken kommen, so streng zu urteilen. Der Reichtum, aber der alljährlich aus diesem Lande gezogen wird — ein Reichtum, der nur erzielt werden kann, indem die internationalen Rechte des Freihandels verletzt werden —, bringt die ganz natürliche Begleiterscheinung mit sich, daß die in ihren Rechten verletzten „Internationalen“ dem Kongostaat auf die Finger sehen. Dieser nun wiederum sucht sich der unbequemen fremden Beobachter zu erwehren, indem er Verordnungen, sogenannte „Dekrete“ erläßt, die Belege seines ernsten Kulturstrebens sein sollen, die aber in Wahrheit nur zu sehr zweifelhaften Manipulationen verwendet werden. Es war übrigens, als ob ich auf der Talfahrt in alles dies besonders gute Einblicke gewinnen solle, und als ob die Regierung selbst bemüht sei, mich gut zu instruieren. Ich erlebte nämlich noch folgendes:

Kaum war ich am Kongo angelangt, so traf mich eine eigenartige Mahnung. Ein befreundeter Herr sagte mir: „Seien Sie auf Ihrer Hut, Sie haben im Innern viel gesehen und sich auch einige Male abfällig geäußert, und infolgedessen wird man versuchen, Ihnen etwas am Zeuge zu flicken.“ Damit war ich vorbereitet auf einen Brief, der mich in Kinschassa erreichte. In diesem teilte mir der Gouverneur des Kongostaates mit, daß es meinen Leuten verboten sei, Gewehre zu führen, wenn ich nicht direkt daneben stände, und daß meine Leute außerdem, wie er gehört habe, nicht entsprechend den Gesetzen des Staates engagiert seien. Der Gouverneur müsse mich also darauf aufmerksam machen, daß ich die Gesetze des Staates einzuhalten habe. Sogleich



An der Kongobahn: Das Kimpessemassiv.

nach Empfang dieses Briefes fuhr ich mit Herrn Lemme nach Leopoldville, dem Anfangs- und Ausgangspunkte am Stanley Pool. Ich suchte den Vertreter der Kongomacht, Herrn Direktor Deuster auf, und erkundigte mich, was dieser Brief zu bedeuten hätte; er war etwas verlegen und erklärte, er bezöge sich ja nur auf den Fall, daß ich noch einmal ins Innere zurückkehren wolle. Damit gab ich mich aber nicht zufrieden, sondern fragte, was es bedeute, daß der Staat mir erst auf amtlichem Wege die Genehmigung gegeben habe, Soldaten auszubilden, und daß er nun von mir verlange, daß ich bei dem Marsche mit einer Kolonne, die sich auf lange Stunden hin ausdehnt, immer neben ihnen hergehen sollte. Ich müsse doch immer sowohl an der Spitze wie am Ende der Kolonne einige dieser Polizeisoldaten haben, und da die einzelnen Abteilungen oft in einer Entfernung von mehreren Stunden das Lager bezögen; da ferner diese einzelnen Lager doch mit Wachen besetzt sein müßten, so bäte ich um Aufklärung, wie man sich hierzulande die Führung einer großen Expedition vorstelle. Des ferneren machte ich ihn darauf aufmerksam, daß der Gouverneur, Herr Costermans, mir ausdrücklich gesagt hatte, daß die Träger und Leute solcher Expeditionen wie der meinen keine offiziellen Arbeitsanstellungsbücher brauchten, und wies ihn außerdem auf die Unmöglichkeit hin, auf einem solchen Marsche Bücher, die immer staatlich testiert sein sollten, in Ländern, in denen überhaupt keine Staatsbeamten sind, ausfüllen zu lassen. Herr Deuster gab mir Recht und sagte am Nachmittag des 14. Mai 1906: „Sie wissen doch so gut wie ich, daß die Dekrete nur gegeben sind, um eine gewisse (englische) Presse zu beruhigen. Sie wissen so gut wie ich, und dies werden Ihnen andere auch schon gesagt haben, daß man nach diesen Dekreten überhaupt keine Expedition führen kann." Darauf sagte ich Herrn Deuster, wenn die Verwaltung das selbst zugäbe, dann ver-

bäte ich mir jedenfalls in meiner Eigenschaft als Führer einer auf dem Instanzenwege empfohlenen und angekündigten deutschen wissenschaftlichen Expedition, daß derartige Ansprüche, deren Unausführbarkeit den Herren bekannt seien, an mich gestellt würden.

Ich war mir sogleich nach dieser Unterredung darüber im klaren, daß die Regierung wahrscheinlich versuchen würde, einen Konfliktspunkt zu suchen. Jeder war davon überzeugt, und ich erhielt die verschiedensten Ratschläge, denen ich aber natürlich nicht folgte. Einer der Herren sagte mir unter anderm: „Sehen Sie mal, es ist so einfach für Sie, Sie brauchen nur einen Besuch bei der belgischen Mission zu machen, und Sie sind sofort wieder in Freundschaft mit aller Welt. Einem Freunde der belgischen Mission tut man nichts. Da hat zum Beispiel vor einigen Wochen ein Pater Moritus in Boma, also unter den Augen des Staatsanwalts, einem Negerjungen in einem Monat nicht weniger als 800 Schläge mit der Tschikotte (Nilpferdpeitsche) gegeben. Der Missionar ist nicht anders bestraft worden, als daß man ihn nach dem oberen Strome, nach Anversville, versetzt hat." Es versteht sich von selbst, daß ich den vorgeschlagenen Besuch nicht machte. Es versteht sich auch von selbst, daß, ich als ich in Matadi ankam, sogleich bei dem dortigen Distriktschef fragte, ob der Gouverneur eine Rücksprache wünsche. Da eine andere Verbindung nicht bestand, wurde telephoniert. Ich erhielt dann auch eine Vorladung vor den — Staatsanwalt. Ich fuhr hinunter und habe nun ein paar sehr interessante Unterredungen gehabt. Der Staatsanwalt hatte meine Berichte über das Gefecht bei Ekongo in Händen und suchte festzustellen, ob sich nicht irgendwo und irgendwie ein Vergehen meinerseits herauskristallisieren lasse. Da bei der Einfachheit dieser Ereignisse das natürlich nicht möglich war, versuchte er es mit den harmlosen Ereignissen, die sich in Galikoko abgespielt hatten. Er wollte alles ganz detailliert wissen, und da ich die Namen meiner Träger nicht alle im Kopfe hatte, sagte ich, ich könne diese nicht angeben, da ich meine Akten nicht bei mir habe. Darauf wurde ich am andern Morgen zum Generalgouverneur gebeten. Dieser empfing


Unser Gastfreund in Matadi: Herr Walter Karl aus Hamburg, der einzige deutsche Großkaufmann am Kongo. S. S. 461.

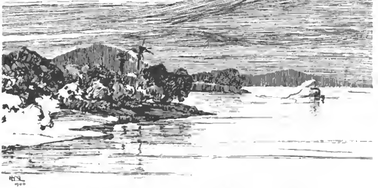
mich in höchst ungnädiger Laune und begann damit, mir in einem gewissen Unteroffizierston zu sagen: Im Kongostaate dürfe man nicht kritisieren, und ich hätte mehrfach kritisiert. Zum zweiten hätte ich beim Staatsanwalt gestern einige Antworten refüsiert. Drittens nahm er sich sogar heraus, meine Haltung zu tadeln, viertens erklärte er mir, daß er mich zwei Jahre hier festhalten wolle, wenn ich nicht die genügenden Auskünfte gebe, und endlich meinte er, ich wäre doch ein gelehrter Mann, und müsse als solcher wissen, daß ich meine Papiere immer bei mir zu tragen hätte. Ich sollte sogleich in einem Boote nach Matadi zurückkehren und alles, was notwendig sei, holen. Ich erlaubte mir, ihn darauf hinzuweisen, daß die Aktenstücke in Kopien in Boma vorliegen müßten, trotzdem verlangte er die Originale. Also ich fuhr am gleichen Tage noch nach Matadi und kehrte am Mittwoch früh zum Staatsanwalt zurück. Das erste, was der mir sagte, war: die Papiere brauche er nicht mehr, denn er hätte inzwischen die Kopien gefunden. Er war gestern bei der Unterredung mit dem Gouverneur zugegen gewesen und fing nun auch damit an, daß er mir vorhielt, ich hätte nicht zu kritisieren. Natürlich machte ich ihn darauf aufmerksam, daß es wohl nicht seine Sache wäre, Dinge aus dieser Unterredung, deren Zeuge er gewesen wäre, zu verwerten, erklärte ihm ferner, wenn er so fortführe, würde ich nicht mehr französisch, sondern deutsch reden, und ich wäre überhaupt geneigt, der Sache eine andere Wendung zu geben, indem ich nach Deutschland zurücktelegraphieren würde, man solle mir einen konsularen Rechtsvertreter zur Verfügung stellen. Der Staatsanwalt gab nun selbst zu, daß er nicht das Recht habe, vor einer dritten Person (es war inzwischen auf meine Forderung ein Dolmetscher dazugerufen worden) von der Rücksprache etwas zu erwähnen, welche ich mit dem Gouverneur gehabt hatte. Und so weiter.

Die Leser dieser Zeilen, die sich im Geiste unter Herrn Weber einen europäischen Staatsanwalt vorstellen, irren sich sehr. Was sein Beruf vordem in Europa war, weiß ich nicht. Sicher ist, daß diese ganze Verhandlung mehr den Charakter der Komödie trug. Es war ein regelrechtes Disputieren. Als die Unterredung zu Ende war, verlangte ich, daß auch Herr Lemme, mein in Matadi weilender Begleiter, und Herr Mignon, der Mitkämpfer von Ekongo, vernommen werden möchte, dazu die Schwarzen, deren drei ich bei mir in Matadi habe.

O, du arme europäische Harmlosigkeit! Es fiel den Herren gar nicht ein, Herrn Lemme und Herrn Mignon zu vernehmen. Ich habe einige Tage später in Boma Herrn Lemme dem Staatsanwalt vorgestellt. Er hat sich aber nicht weiter um die Angelegenheit gekümmert. Einige Zeit später ist Herr Mignon angekommen, er wurde auch nicht vernommen.

Natürlich beschwerte ich mich über diese Methode, und die Staatsvertreter sahen wohl selbst ein, daß sie mit solchen Belegen der Verwaltungskunst nicht besondere Ehre einlegten, denn als ich einige Tage später in dem Steamer

„Leopoldville" auf der Fahrt nach Europa Boma wieder passierte, wurde ich wieder zum Gouverneur und zum Herrn Staatsanwalt gebeten. Ich hinkte (meine Füße waren stark wund) zum Palaste des Herrn Gouverneurs, der sich mit mir in der reizendsten Weise unterhielt. Es war offenbar alles vergessen und wieder in Ordnung. Als ich erwähnte, daß ich auch zum Staatsanwalt gerufen sei, sagte er, das sei nicht nötig, und ich solle ihm dessen Brief wiedergeben. Er verfügte somit recht selbstherrlich über die Ausübung der Gerechtigkeit, von der er eines Tages selbst behauptet hatte, sie sei die höchste Macht im Lande und ihr sei auch er unterworfen. Nach kräftigem Händeschütteln und freundlichen Abschiedsworten kehrte ich zum Steamer zurück. Aber auch der Herr Staatsanwalt wollte es sich nicht nehmen lassen, mir Adieu zu sagen; so kam er an Bord und schüttelte mir die Hand.



Bilder vom Kongo: Rückblick aus dem Gebiete der Mündung.

Auf solche Weise wurde die Zeit meines letzten Aufenthaltes am unteren Kongo verbraucht. Ich kam natürlich nicht viel zum Arbeiten und neben einer Rücksprache mit den Bakongo mußte auch eine Arbeit unterlassen werden, die mir sehr wichtig gewesen wäre, nämlich die Nachprüfung, wieviel Kilo Lehm der Kongo per Sekunde aus dem Landbecken ins Meer führe. Die wenigen wirklichen Mußestunden, die sich nach Abzug der vom Kongostaate beanspruchten und für die Verladungsaufsicht benötigten Zeit übrig blieben, verbrachten wir im Hause des Herrn Walther Karl, des einzigen selbständigen deutschen Handelsherrn am Kongo. Walther Karl hat eine Reihe von Faktoreien vom untern Kongo bis nach Leopoldville angelegt und im Laufe 14jähriger Arbeit sich ein breites und gesundes Tätigkeitsfeld geschaffen. Daß das unter dem Kongobanner nicht immer leicht war, versteht sich von selbst. Aber kräftige, ausdauernde und zielbewußte Art hat sich auch hier bewährt. Neben einer englischen,

sehr anerkennungswerten Unternehmung ähnlicher Art und dem berühmten „Holländischen Hause" ist der Deutsche Walther Karl jedenfalls der angesehenste unter den Kaufleuten des unteren Kongo. Es ist zu hoffen, daß das Deutsche Reich in Bälde an den unteren Kongo einen eigenen Konsul sendet, wie dies die andern Großmächte schon seit einiger Zeit getan haben, und dieser wird dann mit Unterstützung des Herrn Karl leicht feststellen, welche großen handelspolitischen Interessen Deutschland am oberen Kongo hat.

Ich habe dann dies Land verlassen. Wenn ich jetzt einen Wunsch aussprechen darf, so ist es der, daß doch diesem Lande und diesen Völkern, unter denen ich so reiche wissenschaftliche Ernte einheimsen konnte, eine glückliche Zukunft beschieden sein möge. Möchten doch die Leiter dieses Staatswesens zu der Überzeugung kommen, daß nicht nur die fortgesetzte Ausnutzung ersprießlich ist, sondern daß die heutigen Inhaber des Landes sich dessen Besitzes erst dann in Sicherheit erfreuen werden, wenn sie dem inneren Werte Ständigkeit und Aufschwung durch richtige Anwendung der reichlich geborgenen irdischen Güter verleihen.

Anfang Juli 1906 konnte ich in Berlin darüber Bericht erstatten, daß die dritte deutsche Kassaiexpedition, die erste wissenschaftliche Unternehmung der D. I. A. F. E., mit reichen Resultaten zurückgekehrt sei.

Anhang.

Die Konstruktion der Karten

von Dr. M. Groll.

Die Erforschung des Kassaigebietes in kartographischer Hinsicht ist seit Wissmanns Reisen vernachlässigt worden. Belgier haben zwar zeitweilig Karten des Kongostaates in größeren Maßstäben publiziert, was diese aber an Neuem enthalten, ist nicht das Resultat von Forschungsreisen, sondern bloß von Erkundungen. Ich folgte daher gern der Aufforderung von Herrn L. Frobenius, ihm die Karten zu bearbeiten. Ich tat dies um so lieber, als seine Routenaufnahmen m. E. auch einen methodischen Fortschritt als Aufnahmen bedeuten. Was die Art des Topographierens auf Forschungsreisen anbetrifft, so ist die Methode seit fünfzig und mehr Jahren im allgemeinen dieselbe geblieben. Peilungen des Weges und Seitenvisuren markanter Punkte mit Hilfe des Hauptrequisites, der Boussole, Schritte zählen, Abschreiten von Strecken innerhalb gewisser Zeiten usw. sind bekannte Dinge, die höchstens je nach Individualität des Reisenden und je nach dem Charakter der durchreisten Gebiete Modifikationen erlitten. Als neues Moment kommen bei diesen Routenaufnahmen — die im übrigen mit denselben Hilfsmitteln ausgeführt sind — vielfache Höhenbestimmungen hinzu. Es sind daher nicht bloß, wie gewöhnlich, an den Rastplätzen Höhen bestimmt worden, sondern jeder mit dem Aneroid wahrnehmbare Höhenunterschied (5 m) ist notiert. Für Urwaldgebiete scheint mir dies für absehbare Zeit der einzig gangbare Weg, der gute Resultate verspricht.[1]) Wenn noch einige genügend sichere absolute Höhenbestimmungen die Umrechnung der relativen Höhen in absolute gestatteten, wäre überhaupt nichts mehr zu wünschen. Da das eine Aneroid jedoch während der Reise Schaden erlitt und überdies für die angestellten Höhenbestimmungen der Vergleich mit einer gleichzeitigen Beobachtungsreihe des Luftdrucks im Meeresniveau einer Küstenstation fehlt, so war es leider nicht möglich, die relativen Höhen in absolute mit genügender Sicherheit umzurechnen. Über diese Kalamität halfen selbst die Höhenbestimmungen der älteren Reisen in jenen Gegenden nicht hinweg, da mit diesen doch nur eine fiktive Genauigkeit erzielt worden wäre. Es blieb daher nichts übrig,

[1]) siehe Routenaufnahme „Richthofen-Fall", wiedergegeben auf der nächsten Seite.



Beispiel der täglichen Itineraraufnahmen von Leo Frobenius.
(Die erste Zahl bedeutet die Zeit, die zweite die Marschrichtung, die dritte Geländesteigungen oder -gefälle, die vierte Zeitverluste oder -gewinne infolge Aufenthalt oder Beschleunigung.)

als diese relativen Höhen, so wie sie sind, in den zu zeichnenden Karten zu verwerten.

In Aussicht genommen wurden erstens Typenkärtchen in Maßstäben bis zu 1:300000 herab, die im Text gedruckt werden sollten, und zweitens Übersichtskarten in 1:600000. Die ersteren konnten als Klischees naturgemäß nur einfarbig ausgeführt werden. Sollten also die Höhenangaben in den Kärtchen auch ausgewertet werden, so kamen nur Isohypsen für die Gebirgszeichnung in Frage, und zwar aus den obenerwähnten Gründen auf jeweilig neugewählte Nullpunkte bezogene Isohypsen, die nur die relative Höhe und den Geländecharakter wiedergeben. Selbstverständlich geben sie nur längs der Reiseroute Beobachtungen wieder, außerhalb des Gesichtskreises sind sie Verallgemeinerungen des Gesehenen, wie sie gerade bei der Einförmigkeit des tafelförmigen Kontinentes Afrika mit großer Annäherung an die Wirklichkeit möglich sind.

Der Maßstab sowie die Zahl der Isohypsen mußten sich dem Charakter des darzustellenden Gebietes anpassen, so wünschenswert auch eine Einheitlichkeit in der Hinsicht wäre. Immerhin ist bei der Mehrzahl der Maßstab 1:300000 durchgeführt. Die Höhenlinien auf den Skizzen der Wasserfälle sollen nur die Formen des Geländes wiedergeben.

Da ein Teil der Spezialkärtchen auch als Lichtbilder verwendet wurden, so unterblieb die Angabe des Verjüngungsverhältnisses in Zahlen. Die Kilometer- bzw. Metermaßstäbe dürften hier auch genügen. — Soweit es nicht durch einen Nordpfeil anders vermerkt ist, sind sämtliche Karten nach Norden orientiert. — Was die Namen der Siedelungen anbetrifft, so weichen die Spezialkärtchen von den Übersichten bewußt ab. Die ersteren geben als Ortsnamen in der Regel die der Häuptlinge, während die letzteren, soweit möglich, die Stammesnamen aufführen.

Auf den Übersichtskarten war es infolge des kleinen Maßstabes unmöglich, Höhenlinien für die Gebirgsdarstellung zu verwenden. Hier mußte eben wieder mit der bekannten „Schummerungsmanier" versucht werden, wenigstens den Charakter des Geländes wiederzugeben. Da auch diese Karten als Klischees gedruckt wurden, so war es ausgeschlossen, in der einen Druckfarbe auch nur einige orientierende Höhenlinien einzutragen, ohne das Bild zu verwirren. Dem ethnographischen Charakter der Expedition entsprechend waren möglichst sämtliche Namen der Siedelungen einzutragen, daher unterblieben aus Raummangel auch Zahlenangaben der relativen Höhen. Hoffentlich bietet sich später einmal an anderer Stelle Gelegenheit, das Material auszuwerten. Nur für das Forschungsgebiet zwischen Luluaburg, dem Kassai und Ibanschi (nördlich von der Mündung des Luebo in den Lulua) existieren mehrere ältere astronomische Ortsbestimmungen (hauptsächlich von v. François herrührend). Sie sind am besten verwertet in der Karte von Hassenstein der L. Wolfschen Aufnahmen. Der Vergleich der neuen Aufnahmen mit dieser Karte ergibt erstens:

beim Einpassen in die dortigen Hauptpunkte, die astronomisch bestimmt sind, würden alle neuen Itinerare nahezu auf den doppelten Maßstab gebracht werden müssen. Wenn auch im allgemeinen der Maßstab einer Itineraraufnahme der schwächste Teil des Ganzen zu sein pflegt, so ist doch ebenso im allgemeinen fast stets eine Überschätzung des zurückgelegten Weges seitens des Forschungsreisenden zu erwarten, nicht aber wie hier eine Unterschätzung von derartigem Betrage; zweitens: die Einsetzung der Frobeniusschen Routenaufnahmen in die Fixpunkte unter Berücksichtigung der Deklination, jedoch unter Preisgabe ihres Maßstabes, bezeugt eine Schwenkung fast sämtlicher älteren Routen, die parallel mit den neuen laufen, um etwa 10° nach Westen. Da sämtliche Itinerare von Frobenius diese Drehung erleiden müßten, sobald man die ältere Konstruktion als gültig anerkennen wollte, da sie ferner im ganzen sich schön schließende Rundmärsche darstellen, so müssen gewisse Fehler in den Ortsbestimmungen vorliegen.

Durch Einsetzung der Itinerare von Frobenius in die geographischen Breitenbestimmungen von

Mukenge	6° 2′ 0″ s. Br.[1]	nach v. François
Luluaburg	5° 56′ 21″ s. Br.	
Kassai—Poggefall	6° 31′ 58″ s. Br.	
Ibanschi	4° 55′ s. Br.	

wird weder der aus der Marschgeschwindigkeit abgeleitete Maßstab noch die astronomische Orientierung beeinträchtigt. Die anderen dazwischen gelegenen Breitenbestimmungen fügen sich ebenfalls ziemlich zwanglos ein, soweit die Orte sich überhaupt noch identifizieren lassen.

Demnach liegt der Fehler jener Karte allem Anschein nach wieder einmal in den geographischen Längenbestimmungen, und ich kann mich nur dem Hassensteinschen Wunsche anschließen, daß endlich einmal sichere Längenbestimmungen ausgeführt werden möchten. Da mir nur die bei ihm[2]) niedergelegten Itinerare zur Verfügung standen und nicht deren Originale, da ferner die neuen Aufnahmen keinen Anschluß an eine genauer bestimmte Station besitzen, so mußte ich auch auf eine Prüfung der dort benutzten geographischen Längen verzichten.

Es galt daher, die Routenaufnahmen so zu publizieren, daß sie bei späteren Neuaufnahmen in jenen Gebieten als einwandsfreies Material nachgeprüft und wieder verwendet werden können.

Ich entschloß mich daher, alle Routen in Itinerarform ohne Gradnetz auszuführen. Die an drei Punkten jeweilig beobachtete Deklination ist berücksichtigt. Festgehalten wurde die notierte Marschgeschwindigkeit und der sich daraus ergebende Maßstab. Die Parallelgrade sind nach dem oben Gesagten

---

[1]) Die Länge ist 22° 30′ 7″ ö. v. Gr., jedoch nicht ganz zuverlässig.

[2]) Originalkarte des Sankurru-Stromes usw. 1:600000 Pet. Mitt. 1888, Taf. 12.

jederzeit einsetzbar, sie sind nur weggelassen wegen der Unsicherheit, in der ich mich über die geographischen Längen befand. Selbst die Längen sind eventuell jetzt schon annähernd aus der von Mukenge abzuleiten.

Auf diese Art und Weise dürfte m. E. jederzeit eine Nachprüfung der Aufnahmen und eine einwandfreie Wiederbenutzung möglich sein, auch glaube ich gerade durch das Festhalten der astronomischen Orientierung der Routen der Wirklichkeit am nächsten zu bleiben.

In diese Itinerarkonstruktion wurden dann die älteren Itinerare von Wissmann, Buchner, v. François, Mueller sowie die Flußaufnahmen von L. Wolf eingepaßt.

Im einzelnen ist hierzu noch zu bemerken:

1. Bei der Karte Luebo—Ibanschi (Karte 4): Die L. Wolfschen Flußaufnahmen erfahren hier recht auffallende Änderungen. Es liegt in der Natur der Sache begründet, daß die Landitinerare stets zuverlässiger sind als die vom Schiffe aus aufgenommenen, wo man infolge wechselnder Strömungsgeschwindigkeit stets im unsicheren über den zurückgelegten Weg ist. Hier paßte insbesondere der Lulua oberhalb Luebo infolge des bei L. Wolf—Hassenstein [1]) verzeichneten großen Knies überhaupt nicht in die dort einander parallel laufenden Itinerare von Frobenius beidseitig des Lulua. Immerhin dürfte es mir gelungen sein, durch die Identifizierung der hier von Norden einmündenden Flüsse den Flußlauf zurechtzurücken. Sehr auffallend ist hingegen die nunmehrige Verkürzung des Lulualaufes zwischen Luebo- und Luluamündung auf etwa die Hälfte. Da die Strecke Ibanschi—Bena Makima—Nkoto zweimal marschiert wurde, dürfte die Entfernung Bena Makima—Luebo ziemlich genau sein. Es ist daher an dieser Verkürzung des Lulualaufes kaum ein Zweifel möglich.

2. In der Karte der Umgebung von Luluaburg (Karte 6) ließen sich die älteren Routen nach Hassenstein [2]) und Erman [3]) mit den Neuaufnahmen ohne Zwang zusammenarbeiten, wenn wir von der bereits obenerwähnten Drehung absehen, die erstere durch Einpassen erlitten.

3. Karte Luebo—Poggefall (Karte 5): Die den Karten von Hassenstein [4]) und Erman [5]) entnommenen älteren Routen passen gut zu den Neuaufnahmen, mit Ausnahme des Poggeschen Itinerars nach der Luluamündung, das sich nur noch teilweise identifizieren läßt, zumal es kaum mehr als eine Faustskizze vorstellen dürfte. Der Abstecher der Wissmannschen Expedition nach dem Pogge-

[1]) s. oben.

[2]) s. oben.

[3]) Pogges Route von Mukenge zur Luluamündung usw. 1 : 750000. Mitt. d. Afr.-Ges. 4, Tafel 9.

[4]) s. Anmerkung 2 S. 466.

[5]) s. Anmerkung 3 S. 467.

fall sowie das Itinerar von Leutnant Mueller II nach dem Franz-Müller-Fall sind nur auf der Karte von C. v. François [1]) publiziert, ich konnte deshalb beide nur skizzenmäßig eintragen.

4. Die Karte Richthofenfall—Kena Madai—Kalambai (Karte 7) repräsentiert das einfache Itinerar als Fortsetzung der Aufnahmen südlich von Luluaburg. Die geographische Position kann also daraus leidlich genau ermittelt werden; Ortsbestimmungen fehlen im Gebiete dieser Karte. Zu bemerken ist hier noch, daß in der Gegend, wo der Flußname Lulua eingetragen ist, laut Eingeborenenaussagen ein Wasserfall des Lulua sich befinden soll.

5. Das Sankurru-Lomamigebiet [2]) wurde in 1 : 1 200 000 ausgeführt (Karte 8), weil diese Neuaufnahmen nicht so wichtig schienen. Da die Itinerare im großen und ganzen gut mit der Karte von Hassenstein [3]) übereinstimmten, so übernahm ich deren Gradnetz. Einzelne Widersprüche ergaben sich nur beim Vergleich der Wissmannschen Aufnahmen von 1886/87 in dem Gebiete südlich der Wissmannberge mit seinen älteren Aufnahmen [4]) und denen von Frobenius. Das unerforschte Gebiet wurde nach Erkundigungen ausgefüllt.

6. Die Karte Mitschakila—Madina (Karte 3) hängt an der Flußaufnahme des Kuilu (letztere von Herrn Leutnant O'Grady bearbeitet) gewissermaßen wie ein Kopf. Da astronomische Ortsbestimmungen jener Gebiete nicht vorhanden sind, da ferner der Maßstab der Kuiluaufnahmen nicht zuverlässig zu ermitteln ist [5]), so muß die geographische Lage dieses Gesamtgebietes noch in der Schwebe bleiben, bis einmal Itineraraufnahmen dort querdurch ausgeführt werden oder bis einige Positionen bestimmt werden. Selbstverständlich ist bei beiden Karten die Mißweisung berücksichtigt.

7. Die Karte (Karte 2.) des Kuilu wurde ohne jede andere Änderung als sie die Berücksichtigung der Deklination mit sich brachte, von Herrn O. Grady nach den Flußaufnahmen von Leo Frobenius gezeichnet.

---

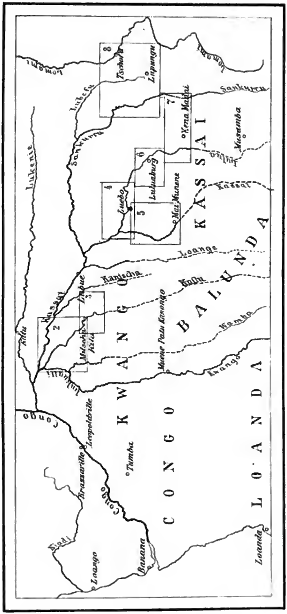
[1]) Forschungsgebiet der Wissmannschen Expedition im Stromgebiete des Kassai, 1:2000000 in „Wissmann, Im Innern Afrikas."

[2]) s. a. Spezialkarte im Text.

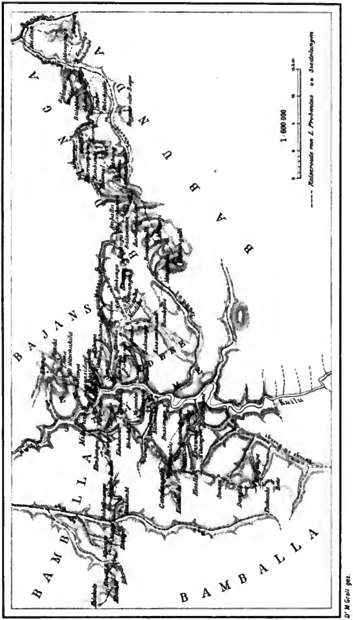
[3]) K. d. Gebiete zwischen Luluaburg und Nyangwe usw. 1:1000000 in v. Wissmann, Zweite Durchquerung Afrikas.

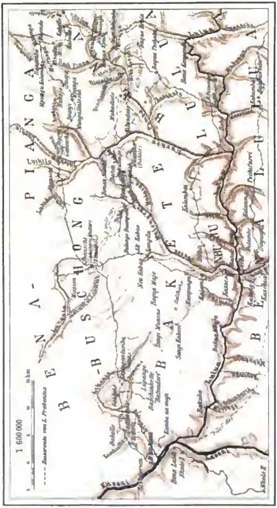
[4]) s. Kiepert, in Mitt. d. Afr. Ges.

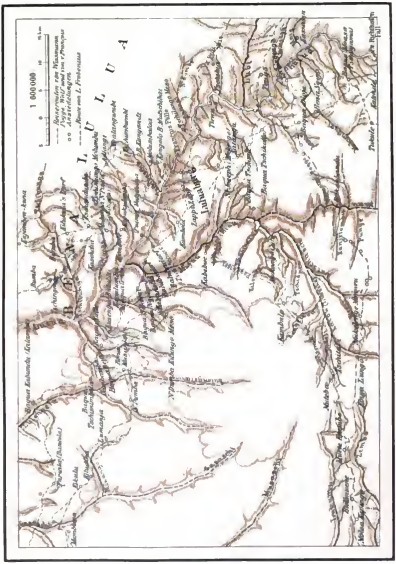
[5]) Es existiert kein Vergleich zwischen Landstrecken und auf dem Flusse zurückgelegten Distanzen.



Übersichtsblatt, auf dem die dem Werke beigefügten größeren Karten der Reihe nach eingetragen sind. Die Zahlen geben die Reihenfolge der Blätter an.

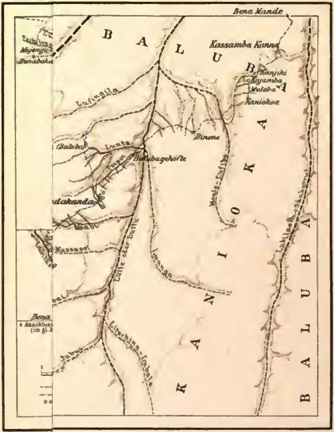

BAMBALLA
BAMBALLA
Kuilu
1:600 000
Reiseroute von L. Frobenius
Siedelungen
Dr M Groll gez.





Dr. M. Groll gez.

Fr



Dr M Groll gez

Frok